Baltische Monatsschrift

Bat 2011.8

№ 8725

Digitized by Google

Digitized by Google

Baltische Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Arnold v. Tideböhl.

Sechsunddreißigster Jahrgang.

[XL.] Band.

Reval, 1894.
Franz Kluge.

Digitized by Google

Balt 2011.3
Slav 10.1

Harvard College Library
APR 23 1909
Hohenzollern [redacted] ion
Gift of A. C[redacted]

Дозволено цензурою. Рига, 1 Декабря 1894 г.

Digitized by Google

Inhalt.

A. Abhandlungen, [redacted] und Notizen.

Seite.

Aus den Tagebüchern des Graf[redacted] Walujew (1856 und 1857) . . . . . 1 und 89

Briefe der Baroneſſe Edith von Rahden an Georg Berkholz. Herausgegeben von H. D. . . . . 14 und 105

Ueber die Aſtrologie. Ein Vortrag von Dr. L. Struve 37

Ein Ferienausflug an die perſiſche Grenze. Aus einem Brief von Dr. A. Walter 54

Ein ungedruckter Brief L. v. Ranke's. Mitgetheilt von Fr. v. Keußler 67

K. E. v. Baer's Homerſtudien. Ein Vortrag von E. Hörſchelmann. 73

In welcher Bedrängniß ſich unſere Kirche im Jahre 1710 befand 122

Ein altes livländiſches Tagebuch. Von J. K. 129

Die Bedeutung der Perſönlichkeit für das Rechtsleben. Ein Vortrag von Prof. C. Erdmann 135

Der Charakter der Balten in Vergangenheit und Gegenwart. Antwort auf die Angriffe des Herrn A. Hammarſkjöld gegen die Deutſchen in den Oſtſeeprovinzen. Von einem baltiſchen Hiſtoriker 147

Paul Jordan †. Von E. v. Nottbeck 176

Ein Göttinger Stammbuch (1774—76) 181

Vicekanzler Graf Nikita Petrowitſch Panin. Von Profeſſor J. Engelmann . . . . . 199 und 261

Für Wenige. Erinnerungen an Edith Rahden. Aus dem Ruſſiſchen überſetzt von E. M. 227

Zurechtſtellungen zu dem Artikel „Für Wenige" von Olga von Timroth, geb. Baroneſſe von Rahden 454

Das baltiſche Dichterbuch. I. Von H. D. 245

Ueber die älteſte Verfaſſung Riga's. Von C. Mettig 252

Recht und Moral. Ein Vortrag von Prof. C. Erdmann 283

Gerhardt von Reutern. Ein Lebensbild . . . . . 294, 333 und 494

Friedrich Nietzſche, der Philoſoph der Gegenwart. Von Gregor von Glaſenapp . . . . . 313 und 457

Die Hauptmomente in der Geſchichte des Dorpater Chargirten-convents. Von Axel von Gernet 375

Welche Bedeutung hat die Philoſophie für das praktiſche Leben? Von M. von Sivers 419

Karl Eduard von Liphart. Von Graf A. F. von Schack 424

Graf A. F. von Schack †. 432

Die Inſel Mohn. Eine Skizze aus der baltiſchen Inſelwelt. Von Reinhold Baron Stackelberg 436

Otto Arnold Paykull. Von Otto Sjögren. Ueberſetzt von Dr. A. Bergengrün . . . . . 474 und 521

Aus alter Zeit. Von Fr. Buuttus, Probſt in Maholm 515

Woher ſtammen die Rigenſer? Von C. Walter . . . . . 537 und 625

Shakeſpeare's Märchendramen im Lichte chriſtlicher Ethik. Von E. G. Engelmann. Herausgegeben von H. Diederichs . . . 563

Digitized by Google

Gegensätze in der Auffassung christlicher Grundgedanken. (Wie stellen wir uns zu Harnack?) Von K. 589
Propst Glücks Berichte aus Marienburg an den Grafen Dahlberg vom Jahre 1701. Mitgetheilt von Dr. Fr. Bienemann jun. 607 und 680
Vergessene Worte 620
Politische Correspondenzen . . . . . 637 und 748
Allerhöchstes Manifest vom 20. October 1894 664
Die baltischen Provinzen unter Alexander III. 667
Ueber die „natürlichen Grenzen". Ein Brief vom Jahre 1701 . . 697
M. R. v. Stern und Victor v. Andrejanoff. Von Gregor von Glasenapp 700

B. Besprochene Bücher.

Waldmann, Lenz in Briefen. Von —e— 64
Hasselblatt, Die Ehrenlegion der 14,000 Immatrikulirten. Von —e— 66
Gernet, A. v., Das Ringen des landsmannschaftlichen und burschenschaftlichen Princips in Dorpat. Von —e— 68
Gernet, A., v. Forschungen zur Geschichte des baltischen Adels I. Von F. Re. 69
Grotthuß, J. E. von, Das baltische Dichterbuch. Von H. D. . . . 245
Bulmerincq, A. v., Der Ursprung der Stadtverfassung Riga's. Von C. Mettig 252
Mittheilungen aus der livländischen Geschichte. Bd. XVI, 1 447
Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands aus dem Jahre 1893 449
Beiträge zur Kunde Ehst-, Liv- und Kurlands. Bd. IV, 4 449
Hansen, Gotthard v., Aus baltischer Vergangenheit. Miscellaneen aus dem Revaler Stadtarchiv 451
Jahrbuch für Genealogie, Heraldik und Sphragistik 451
Das Kurländische Ritterbuch 452
Hehn, Victor, Reisebilder aus Italien und Frankreich. Von G. E. . . 582
Grotthuß, J. E. von, Heinrich Heine als deutscher Lyriker. Von L. F. 662
Johannson, Heinrich, Die baltischen Lande in Liedern ihrer Dichter 663
Stern, M. R. v. / Andrejanoff, V. v. } poetische Schriften. Von Gregor v. Glasenapp 700
Dahn, Felix, Julian der Abtrünnige. Von E. v. S. 737

C. Gedichte.

Der Hammer der Thorheit. Freie Uebersetzung aus dem Indischen. Von Renatus 55
Finnlandfahrt. Von Guido Eckardt 103
Das Innerste. Von Renatus 173
Unser Wald 244
Vermählt. Von Guido Eckardt 512
In der Fremde. Von L. F. 560
„Flüstern, leises Athemholen . . ." Von A. Fet. Uebersetzt von A. Ascharin 622
Buddha. Von Mereshkowski. Uebersetzt von A. Ascharin 622
Sommermorgen. Von Alexander Baron Mengden 679

Digitized by Google

Aus den Tagebüchern des Grafen P. M. Walujew.[1])

1856.

Mitau, den 4. Jan. Der Anfang des neuen Jahres gleicht sehr dem Ende des vergangenen. Wenig Tröstliches. Vorgestern brachte man den Obercommandirenden unseres baltischen Corps hierher. Der arme Greis (General Sivers) ist augenscheinlich noch sehr schwach, in Folge der Krankheitskrisis in Jewe. Ich habe ihn nicht gesehen und überhaupt scheint es, daß der Stab zu verbergen sucht, wie hoffnungslos sein Befinden ist. Meyendorff[2]) schreibt allerhand Unsinn. „Les slaves laissent pendre l'oreille, on est decidé à les contenir et à en prendre ce qu'il y a de bon." „Guerre renforcée au printemps. Il est positif que les anglais vont tout brûler de Libau à Cronstadt". Indessen berichtet Schöppingk[3]) aus Berlin, er fange an Friedenshoffnungen zu hegen. Gestern erhielt ich das erste Circulair im Departement der Executiv-Polizei mit der Unterschrift oder genauer gesagt der Vidimation des neuen Directors, Shdanow, versehen. Es heißt darin, die Aufsicht über den Buchhandel und über die Beobachtung der Censurvorschriften bilde „Einen der wichtigsten

[1]) Aus dem in der „Russkaja Starina" abgedruckten Originale übersetzt. Die Anmerkungen sind mit Ausnahme einiger weniger, bei denen das ausdrücklich angegeben ist, erst der deutschen Uebersetzung hinzugefügt worden. Ueber die Aufzeichnungen des Grafen Walujew aus den Jahren 1847—1855 vgl. Balt. Mon. Bd. 39 (1892) S. 1 ff.

[2]) Baron Peter von Meyendorff, geb. 1796, Gesandter in Berlin von 1839 bis 1850, Botschafter in Wien 1850—1854, † als Oberhofmeister in Petersburg 1863.

[3]) Theodor v. Schöppingk, Erbherr auf Bornsmünde, geb. 1817, Legationsrath bei der russischen Botschaft in Berlin, † 27. December 1856 a. St. (8. Jan. 1857 n. St.)

Digitized by Google

Verwaltungszweige." Wie man sieht, wir sind unverbesserlich. Hat denn die Congregation des Index und die Polizei Metternichs, zu ihrer Zeit den Buchhandel etwa nicht beaufsichtigt? Trotzdem hat diese Beaufsichtigung die eilige Abreise des Papstes und des allwissenden Diplomaten (aus Rom resp. Wien) im Jahre 1848 nicht verhindert.

Den 7. Jan. Den gestrigen Tag brachte ich in Riga zu. Auch dort ist alles beim Alten. Nur eine Menge Officiere der Chevalier-Garde mit klirrenden Pallaschen sieht man.

Den 8. Jan. Schiller sang:

Wo Du auch wandelst im Raum, es knüpfe Dein Zenith und Nadir
An den Himmel Dich an, und an die Achse der Welt.
Wie Du auch handelst in ihr, es berühre den Himmel Dein Wille,
Durch die Achse der Welt gehe die Richtung der That.

Auf den ersten Blick — ist das erhaben und richtig. Aber nach genauer Analyse? Liegt in dieser Gleichstellung des menschlichen Individuums mit der gesammten menschlichen Welt nicht allzuviel hoffährtige Prahlerei? Ist es nicht möglich diese Anschauung mit der evangelischen in Einklang zu bringen? Das Evangelium stellt einen jeden einzelnen Menschen mit „seinen Nächsten" aber nicht mit der gesammten Welt gleich.

Den 9. Jan. Gestern schon sprachen die Zeitungen davon, daß die erniedrigenden Vorschläge Oesterreichs angenommen wären. Heute wird diese Nachricht durch eine telegraphische Depesche aus Petersburg bestätigt. So haben wir uns denn wirklich ergeben!

Hunderttausend Opfer sind auf den Schlachtfeldern gefallen, Sewastopol ist in einen Trümmerhaufen verwandelt, die Schwarzmeerflotte vernichtet, der Wohlstand Rußlands für lange Zeit erschüttert, der Ruhm von Jahrhunderten befleckt, — und all das, damit wir uns verpflichten in Zukunft weder ein Sewastopol noch eine Schwarzmeerflotte mehr zu besitzen, oder auch um zu beweisen, daß unsere Regierung anhaltend bedeutende Irrthümer begangen hat. — Ein allzu hoher Preis!

Den 16. Jan. Mirabeau sagte von Necker „c'est une horreur qui retarde." Was kann man von unseren Herren Ministern sagen?

Den 18. Jan. Gestern erhielt ich die unerwartete Nachricht vom Tode meines Bruders (Rodion). Sein Leben während der letzten Jahre war das Leben eines Heiligen und eines freiwilligen Märtyrers. Wie wenig Kraft zum Guten ist in mir vorhanden im Vergleiche mit jener Kraft, welche er unveränderlich zeigte und anwandte.

Digitized by Google

Den 19. Jan. Vorgeſtern erhielt ich einen Brief vom Fürſten Suworow, heute Briefe von Gerngroß[1]) und Rudnicki. Die Nachrichten aus Petersburg lauten wenig tröſtlich . . . . . es offenbart ſich von Oben keine Energie.

Der Kaiſer hat dem Fürſten Suworow geſagt, derſelbe würde eine allerhöchſte Bemerkung dafür erhalten, daß er in ſeinem Bericht den Ausdruck „Ungründlichkeit" in Bezug auf die Thätigkeit der Miniſterien gebraucht. Der Fürſt wird Sivers ſofort nach deſſen Entfernung vom Amte oder im Todesfalle erſetzen.

Den 22. Jan. Unſäglich traurig. Zu nichts habe ich Luſt. Die immerwährende Erwartung eines Etwas, das ſich doch nicht erfüllt, bedrückt und ermüdet alle ſeeliſchen Kräfte.

Den 28. Jan. Fürſt Suworow fährt fort in Wuth zu gerathen, ſobald es ſich um das Baltiſche Corps handelt. Er wollte unter allen Umſtänden den Rechenſchaftsbericht des Generals Sivers ſehen. Der Kriegsminiſter überſandte ihm denſelben ſofort. Nun ſchien es dem Fürſten, daß Sivers, d. h. in Wahrheit ** und ***, nicht nur ſich ſelber gelobt, ſondern auch ihn auf Umwegen kritiſirt hätten. Inde ira maxima. Der Fürſt ſchrieb mir, er wäre krank und ärgerlich, Rudnicki aber hatte er allerhand Bosheiten geſagt, unter Anderem, Sivers est une vieille .... qu'on a oublié d'enterrer.

Den 19. Febr. Unſere Diplomaten, will man ſie nach den von ihnen verfaßten „Depeſchen" beurtheilen, beſitzen kein Verſtändniß für Anſtand und Ehre. Wer, der kein Narr iſt, glaubt denn an die in jenen Depeſchen enthaltenen Phraſen und die beinahe frechen Lobhymnen auf die Friedensliebe? Erſieht man denn nicht aus jedem Worte, daß wir nur nach Mitteln ſuchen de nous éxécuter avec chic? Wie ſchmeicheln wir Louis Napoleon, auf den wir früher ſo ſchalten. Wie manövriren wir mit ihm, wie verſchlucken wir lächelnd alles, was er uns zum Verſchlucken zu geben geruht, z. B. einen Artikel des „Siècle" welcher im „Moniteur" wieder abgedruckt wird, und die Drohung, welche er in ſeiner Rede bei Eröffnung ſeines Pſeudoparlamentes ausgeſprochen.

Den 29. Febr. Gerngroß telegraphirt, daß Hahn[2]) und mir der Stanislausorden mit dem Bande verliehen worden ſei; das unumgängliche

[1]) Der damalige Canzelleidirector des Generalgouverneurs, ſpäter Senateur und Gehülfe des Domainenminiſters.

[2]) Major von Hahn, damals Beamter zu beſonderen Aufträgen beim Fürſten Suworow.

Digitized by Google

Anhängſel zur Gouverneursuniform wäre alſo erlangt. Von allen andern Bändern ſage ich mich gern auf lange los. Dem General Sivers iſt die Ernennung des Fürſten Suworow zu ſeinem Nachfolger durch den Arzt mitgetheilt worden. Anfangs wollte der Greis es nicht glauben. In Erwartung des Friedens äußerte er ſogar ſein Bedauern darüber, daß er um Urlaub gebeten, als aber Burſy[1]) ihn daran erinnerte, daß ihn ſchon die Ueberführung aus dem Bette in den Lehnſeſſel ermüde, gab er ſelbſt zu, daß es für ihn Zeit wäre, ſein Commando niederzulegen.

Den 7. März. Vor einigen Tagen gab der Miniſter des Inneren[2]) bekannt, daß die allerunterthänigſten Jahresberichte (der Gouvernementschefs) künftig nicht mehr „zu eigenen Händen ſeiner Majeſtät" ſondern „an das Miniſterium des Innern" adreſſirt werden ſollen. Ich habe Rudnicki beauftragt zu erfahren, was das bedeute. Wünſcht denn der Kaiſer dieſe Berichte nicht mehr zu leſen? Das Recht, mindeſtens einmal im Jahre dem Kaiſer das geradeheraus zu ſagen, was zu ſagen nothwendig erſcheint, hielt ich ſtets für ein wichtiges Recht und für das hauptſächlichſte und beinahe einzige Vorrecht der Gouvernementschefs. Es wäre originell und zugleich charakteriſtiſch, wollte man dieſelben dieſes Rechtes auf dem Wege eines einfachen Befehls, die Couvertadreſſen in etwas zu verändern, berauben.

Den 12. März. Habe im „Ruſſiſchen Boten" einen bemerkenswerthen Artikel Tſchitſcherins (Boris Nikolajewitſch) über „die Landgemeinde in Rußland" geleſen. Dieſer Artikel iſt gleicherweiſe durch das bedeutend, was in ihm enthalten iſt und was in ihm nicht enthalten iſt. Bemerkenswerth und anſcheinend gerechtfertigt iſt die Leugnung der patriarchaliſchen Zuſtände, welche Harthauſen ſo ſehr gelobt, in dem Sinne, als wären dieſe Zuſtände urſprünglicher Natur und als hätten ſie ſich in den Landgemeinde-Agrarverhältniſſen bis zum heutigen Tage erhalten. In dieſen Verhältniſſen erblickt Herr Tſchitſcherin vielmehr die Folgen einer nicht urſprünglichen Feſſelung des Bauern an die Scholle und weiterer ſeither vollzogener Anordnungen der Regierung. Aber indem er auf den folgerichtigen Fortgang der Umwälzung auf dieſem Gebiete hinweiſt, vergißt der Autor, wie es ſcheint, daß es zur Klärung der Frage, was von Alters her die ruſſiſche Landgemeinde geweſen, nicht genügt, blos die Frage nach der Theil-

[1]) Carl Burſy, geb. 1791, ſeit 1826 Arzt und von 1849–1867 Medicinalinſpector in Mitau, † 1870.

[2]) Lanskoi war von 1855—1861 Miniſter des Innern.

barkeit oder Untheilbarkeit des Landbeſitzes zu löſen. Ueber die innere Einrichtung und Verwaltung der Landgemeinden, welche gewiß exiſtiren, obgleich nur als Gemeinden in anordnendem, bürgerlichem, nicht aber landbeſitzlichem, privatrechtlichem Sinne, wird nichts oder beinahe nichts geſagt. Folglich iſt die Lebensweiſe unſerer Landbevölkerung, wie dieſelbe in alter Zeit war, auch nicht mit gebührender Ausführlichkeit dargelegt worden. Wenn aber Herr Tſchitſcherin gegen Ende ſeines Artikels ſagt, die jetzige Landgemeinde „ſei nicht der Keim der geſellſchaftlichen Entwicklung, ſondern deren Frucht" — ſo verſteht der Leſer nicht recht, in welchem Sinne er dieſe Worte auffaſſen ſoll — in buchſtäblichem oder in ironiſchem. Die Feſſelung an die Scholle, die gewaltſame Centraliſirung der Ackerbauer in großen Dörfern und die alljährlich ſich wiederholende Umtheilung der Aecker, alſo gerade die drei wichtigſten Hinderniſſe, welche einer Fortentwicklung des Bauernſtandes und des bäuerlichen Gewerbefleißes im Wege ſtehen, — „Entwicklung" zu benennen — das gleicht all zu ſehr einer Charade oder einem ungeheuren Paradoxon.

Den 13. März. Vorgeſtern ſah ich den General Sivers. Er hat ſich ſehr verändert, iſt mager, ſchwach und bleich geworden — mais la plus belle figure qui se puisse voir.

Den 14. März. J. ſagte mir, daß man durch den Lieutenant F. Informationen über irgend welche geheime Verbindungen erhalten hätte, die zwiſchen der polniſchen Emigration, den hieſigen Beamten polniſcher Herkunft und vielen Offizieren (ebenfalls Polen) des baltiſchen Corps, beſonders im R'ſchen Regiment, obwalten ſollen. Fürſt Suworow wird, wie es ſcheint, Schmidt zu einer geheimen Unterſuchung herſchicken.

Den 18. März. In der Revue des deux mondes (vom 15. März) ſind zwei ſehr bemerkenswerthe Artikel: „De l'esclavage en Amerique" und „La cité de Dieu au XIX-me siècle". Wenn man in dem erſtgenannten einige genaue Darſtellungen der ſchrecklichen Lage der Sklaven in den nordamerikaniſchen Staaten geleſen hat, fragt man ſich unwillkürlich, mit welchem Rechte Europa über die Mißbräuche innerhalb unſerer Leibeigenſchafts-Verhältniſſe zetert, während es doch zu gleicher Zeit den Nordamerikanern ſanft die Köpfe ſtreichelt? Der zweite Artikel (von Paul Janet) enthält, abgeſehen von einer gewiſſen Beimiſchung philoſophiſchen Geſchwätzes, tiefe und geſunde Gedanken, darunter einige gegen die neueſte deutſche Philoſophie gerichtete.

Den 26. März. In ſeinem Rechenſchaftsbericht hatte Fürſt Suworow auch der ungerechten Entfernung Stövers[1]) von dem Poſten eines Dirigirenden des Livländiſchen Cameralhofs gedacht. Der Kaiſer wünſchte zu erfahren, ob Stöver wirklich ungerechterweiſe beſchuldigt worden. In Folge eines ſonderbaren, aber in unſerer höheren Geſchäftsführung gewöhnlichen Prozeſſes wurde mit der Vorſtellung der nöthigen Aufklärungen der Ankläger, d. h. der Finanzminiſter, betraut, die Aufklärungen zu würdigen aber wurde den Collegen dieſes Anklägers im Miniſter-Comité anheimgegeben. Die Mitglieder dieſes Comites konnten naturgemäß keine Beſtimmung treffen, welche ihren eigenen Intereſſen widerſprochen hätte, denn die von dem Generalgouverneur etwas ungewandt angeregte Frage bezog ſich im Allgemeinen auf das Recht der Reſſortchefs, für die ihnen unterſtellten Aemter aus der Zahl ihrer eigenen Untergebenen die rechten Männer zu wählen. Die Miniſter erkannten alſo „daß Stöver nicht für ungerechterweiſe angeklagt gelten könne". In Folge dieſer negativen Verurtheilung Stövers und der ebenſo negativen Rechtfertigung des Staatsſecretairs Brock wurde befohlen, den Fürſten Suworow zu ermahnen „er möge künftig in ſeinen Ausdrücken vorſichtiger ſein". Dieſer Befehl wurde dem Fürſten **avec un tact tout particulier** eröffnet, durch wen denn? Durch Herrn Brock ſelbſt! Der Fürſt wurde dadurch aufgeregt, gekränkt und wüthend **en proportion**. Er verlangte von mir einen Rath, ſchickte Gerngroß zu mir und entſchloß ſich endlich zu Folgendem: er richtete einen von Gerngroß verfaßten Brief an den Kaiſer und einen zweiten, drei Bogen langen, von ihm ſelbſt verfaßten an den Fürſten Dolgorukoff.[2]) Ich glaube, daß ich an des Fürſten Stelle mich an Brock ſelbſt gewandt und es ihm auf's Gewiſſen gebunden hatte, Stover vor dem Kaiſer zu rechtfertigen. Das iſt unumgänglich und eine Ehrenpflicht für den Fürſten. Von ſich ſelber aber garnicht zu reden, wäre am würdigſten. Aber jeder ſoll ſeinem Charakter und ſeinem eigenen Selbſt treu bleiben. Das dürfte vielleicht auch beſſer ſein.

[1]) Burchard Ferdinand Stöver, geb. 1799, war, nachdem er in Dorpat und auf mehreren deutſchen Univerſitäten ſtudirt hatte, Mitkämpfer im griechiſchen Befreiungskriege, wurde 1839 livländiſcher Gouvernements-Controlleur, war auch Director der Verwaltung des Badeorts Kemmern und † 1862 in Riga als Präſes der Riga-Dünaburger Eiſenbahn-Direction.

[2]) Fürſt P. Dolgorukoff, Chef der III. Abtheilung S. M. Eigenen Kanzlei 1857—1866.

Den 29. März. Heute um halb zwei Uhr Morgens wurde mein Sohn Nicolai [1]) geboren. Möge Gott seinen Lebensweg segnen!

Den 13. April. Man erzählt sich, daß auf den Pariser Conferenzen Jemand von der Wiederherstellung Polens zu sprechen anfing. „Comme on commence à plaisanter, sagte Graf Alex. Orlow, je pense que la séance est finie." stand auf und ging fort.

Den 24. April. Heute war ich in Riga auf der Beerdigung Fölkersahms. Walter hielt die Grabrede; [2]) infiniment de talent heißt mit Bezug auf ihn zu wenig gesagt. Er ist ein wahrhafter, glänzender, erfahrener Redner. Ueber seine heutige Rede wird man viel discutiren; ihren inneren folgerichtigen Zusammenhang haben nur sehr Wenige begriffen. Ich für meine Person verstehe die Richtung Walters nicht recht. Gedenkt er die Rolle eines geistlichen Bauern-Tribuns zu spielen? oder die Rolle eines geistlichen Reformators der Ritterschaft? oder die Rolle eines geistlichen Mitarbeiters der Regierung und eines Vermittlers zwischen den Machthabern und den Ständen? oder endlich die Rolle eines Mannes, welcher seine hohe Bedeutung und seinen Einfluß dazu benutzt, bald die einen, bald die andern Ziele in den Vordergrund zu rücken.

Den 28. April. Kürzlich kam ich wieder mit dem älteren Schöppingk zusammen. Trotz seines Verstandes und seiner allgemeinen Gründlichkeit erinnerte er mich doch an den Eindruck, welchen unsere Diplomaten schon so oft auf mich gemacht. Wie kommt es nur, daß die Engländer lange im Auslande leben können, ohne doch den richtigen Blick für die englischen Verhältnisse zu verlieren? Sobald Jemand von uns fünf Jahre in West-Europa zugebracht, so ist's als hätte er sich unablösbare ausländische Brillengläser vor die Augen gesteckt. Man muß staunen, wenn solche Leute zu erzählen beginnen: die Hammel in Berlin erscheinen ihnen so groß wie Ochsen, die Ochsen in Rußland aber so klein wie Hammel. Unsere inneren Angelegenheiten werden von ihnen leichthin beurtheilt oder durch das Prisma der Kanzlei und der Salons des Ministeriums des Aeußeren betrachtet. Und wie wichtig, wie geheimnißvoll gebahren sie sich! Wie verlängert oder rundet sich ihr Antlitz, wenn sie von irgend welchen

[1]) Graf Nikolai Petrowitsch Walujew, Garde-Stabsrittmeister, dem Chef des Hauptstabes zugetheilt Anmerkung der Red. der „Russk Starina".

[2]) Eingehend berichtet über diese Rede „das Leben Bischof Walters" S 301 ff.

Kniffen und Streichen in unſern höheren Sphären reden! Sie riechen nach der Bibliothek. Es iſt, als wären die Memoiren des Duc de Saint-Simon[1]) lebendig geworden und als träte nun jeder Band derſelben im Frack oder im Paletot an uns heran, um ein Geſpräch zu beginnen. Leider ſteckt nur in jenen Memoiren mehr Geiſt, als in ihren ruſſiſchen Vertretern.

Den 30. April. Geſtern ſah ich den Curator des Dorpater Lehrbezirks Bradke.[2]) Ein würdiger Greis. Er ſieht aber die Dinge ſo an, als hätte es kein Jahr 1855 gegeben

Den 1. Mai. Unter den Vorſchlägen des Mitauſchen Stadtmagiſtrats, betreffend die Veranſtaltungen zum Empfange des Kaiſers, befand ſich unter anderen folgender: „Eine Ehrenwache aus Bürgern, im Frack, nebſt Degen, wird die Poſten in den inneren Gemächern beziehen. Damit wird ein Vocal-Quartett verbunden, um Lieder zu ſingen beim Schlafengehen und beim Erwachen Seiner Majeſtät".

Den 9. Mai. Bei mir herrſcht die größte Verwirrung. Ich muß meine Wohnung räumen, da der Kaiſer in derſelben abſteigen wird. Außerdem müſſen viele andere Wohnungen für die Suite vorbereitet und mit der nöthigen inneren Einrichtung verſehen werden Gerngroß ſchreibt mir, der Miniſter des Innern verlange Aufklärungen über den Theil meines Berichtes, der von den Raskolniken (Altgläubigen) handelt. Mir aber ſcheint es, daß ich das, was ich ausdrücken wollte, klar genug ausgedrückt habe.

Dubbeln, den 20. Juli. Eine große Lücke in meinen Aufzeichnungen. Keine Ereigniſſe. Ich bin zu faul zum Denken. Ich lebe hier, Gott ſei Dank, ein ruhiges Leben im Waſſer, im Sande und in der Sonne.

Ich ſagte eben es gebe keine Ereigniſſe — und dennoch hat ſich etwas ſehr Wichtiges ereignet. Das ruſſiſche Volk iſt von dem Allerhöchſten Arreſt befreit worden, welchen Kaiſer Nikolaus in Hinſicht der Ausland-Reiſen auf dasſelbe gelegt hatte. Meiner Meinung nach iſt das die größte That, welche unſer gegenwärtiger Kaiſer Alexander Nikolajewitſch ſeit ſeiner Thronbeſteigung vollbracht hat.

[1]) Louis duc de St. Simon, geb. 1675, geſt. 1755, der Verfaſſer der berühmten freimüthigen Memoiren über die Zeit Ludwigs XIV.

[2]) Georg v Bradke, geb. 1796 auf Oeſel, Senateur, Curator des Dorpater Lehrbezirks 1854 1862, † 3. April 1862 zu Dorpat.

Im Juni war Fürſt Wjaſemsky (P. A.)[1]) acht Tage lang in Mitau unſer Gaſt. Er theilte mir über die Erziehung des jetzigen Thronfolgers Nikolai Alexandrowitſch viel Troſtliches mit. Zum Erzieher ſoll W. P. Titow ernannt werden; man plant den Beſuch einer Univerſität, ferner eine temporäre adminiſtrative Anſtellung, z. B. als Generalgouverneur u. a. m.

Mitau, den 31. Aug. Fürſt Suworow ſpricht wieder davon, den Dienſt zu verlaſſen, weil man, bei Gelegenheit der Krönung, den Fürſten Barjatinsky, Suworow übergehend, zum vollen General avanciren zu laſſen beabſichtigt. Der Ukas iſt nunmehr erſchienen. Barjatinsky iſt wirklich avancirt, Suworow nicht. Wollen wir ſehen, was geſchehen wird, meines Erachtens außer hitzigen Declamationen — nichts.

Den 5. Sept. In dieſen Tagen erhielten wir das Krönungs-Manifeſt. Der allgemeine Eindruck davon iſt ein ſehr günſtiger. Es enthält wirklich viel Gutes. Zu bedauern bleibt nur, daß die Gnadenbeweiſe, welche ſich auf die polniſchen politiſchen Verbrecher beziehen, in ſehr unbeſtimmten Worten ausgedrückt ſind. Schade iſt es auch, daß der Anfang des Manifeſtes ſchwach geſchrieben iſt.

Geſtern langte aus Moskau der Senatsukas, betreffend die Aufhebung der Steuern auf Ausland-Päſſe an. Wieder einen Schritt vorwärts. Es iſt bemerkenswerth, daß die beſten und wichtigſten Regierungsmaßregeln des Kaiſers Alexander Nikolajewitſch bis jetzt nur in der Aufhebung der während der vorhergegangenen Regierung erlaſſenen Geſetzesbeſtimmungen beſtanden haben.

1) Aufhebung des Geſetzes, welches die Zahl der Studirenden an den Univerſitäten beſchränkte.
2) Aufhebung der zwangsweiſen Abgabe von Kinder rangloſer und dem Gelehrtenſtande angehörenden Perſonen unter's Militär.
3) Aufhebung des auf ganz Rußland gelegten Arreſtes hinſichtlich der Ausland-Reiſen.
4) Aufhebung der Steuern auf Ausland-Päſſe.
5) Aufhebung der läſtigen Geſetzesbeſtimmungen, betreffend den Dienſt der Eingeborenen der weſtlichen Gouvernements.

---

[1]) Fürſt P. A Wjaſemsky, geb. 1792 † 1878, Dichter und Staatsmann, wurde 1855 Gehülfe des Miniſters der Volksaufklärung und revidirte als ſolcher 1857 die baltiſchen Gymnaſien und Schulen.

6) Aufhebung der läſtigen und harten Beſtimmungen, welche ſich auf die jüdiſchen Rekruten bezogen.

7) Aufhebung eines Theiles der, auf die Kantonniſten bezüglichen Verordnungen.

8) Aufhebung der ausſchließlichen Anſtellung von Militär-Perſonen als Erzieher in einigen Lehranſtalten.

Hinzufügen kann man noch die Aufhebung der fünften Abtheilung der Eignen Kanzlei Sr. Majeſtät, welche in den nächſten Tagen veröffentlicht werden wird. Das ſind ſchon einige Paragraphen meiner Schrift „Gedanken eines Ruſſen", welche ich in derſelben fortgelaſſen hätte, wenn ich ſie in der zweiten Hälfte dieſes Jahres, nicht aber ſchon 1855 verfaßt hätte.

Den 5. Nov. Fürſt Suworow war kürzlich dreimal hier, um von den Truppen des ſich verflüchtigenden Baltiſchen Corps Abſchied zu nehmen. Er zeigte mir einen Brief, den er an den Fürſten Dolgorukoff nach Moskau gerichtet — „um die Erlaubniß zur Einreichung ſeines Abſchiedsgeſuches von Sr. Majeſtät zu erbitten". Der Brief iſt verwirrt, unwahrſcheinlich und enthält allerhand Unſinn „Notre auguste maître" und „mon auguste maître" kommen auf jeder Seite mehrere Mal vor. Der Ton iſt im Allgemeinen ein ſehr knechtiſcher, die ausgeſprochenen Prätenſionen aber das gerade Gegentheil davon. Sehr naiv drückt der Schreiber die Kränkung aus, welche ihm durch die Ernennung des Fürſten Barjatinsky zum Statthalter des Kaukaſus widerfahren. Z. B: „J'ai toujours revé à l'Orient" und weiterhin, nach Aufzählung ſeiner eigenen Verdienſte: „On recompense l'avenir dans le prince Bariatinsky" u. ſ. w. Mit einem Worte Mitleid, tiefes Mitleid, iſt das einzige Gefühl, welches die Lectüre dieſes Briefes erweckt.

Den 6. Nov. Die Zeit vergeht, aber die Laſt wird nicht leichter. Vorgeſtern ſchrieb ich an Tolſtoi: ich gehe meinen Weg, auf dem Kopfe die Uniformmütze, unter derſelben eine Bleikappe.

Den 12. Nov. Mit Einführung der Eiſenbahnen wäre es an der Zeit ernſtliche Maßregeln zum Schutze der Bauholzwaldungen zu ergreifen. Sollte man nicht alle Holzbauten in den Städten und an den großen Landſtraßen verbieten?

Den 13. Nov. Vor zehn Tagen ſchickte ich meinen Aufſatz „Ueber Erziehung" nach Petersburg.

Heute erfuhr ich von Beklemiſchew[1]), daß er im vergangenen Sommer Gelegenheit gefunden, mit dem Verweſer des Marine-Reſſorts, Admiral Wrangell, in Correſpondenz zu treten und daß er durch denſelben dem Großfürſten General-Admiral ein Memoire, betreffend einige zeitgemäße Fragen, unterbreitet hätte, wofür ſeine Kaiſerliche Hoheit dem Verfaſſer ſehr zu danken befohlen habe. In dem Memoire handelt es ſich von den ſtändiſchen Lebensverhältniſſen des Adels, von der Leibeigenſchaft und von der Reformirung der Adminiſtration. Beklemiſchew verſprach mir ſeine Arbeit mitzutheilen. Den Autor charakteriſirt Folgendes: er hat ſeine Schrift abgeſandt, ohne ſie vorher durchgeleſen zu haben, weil er, wie er ſagt, nicht im Stande ſei etwas umzuarbeiten, ſein Brouillon hat er erſt nach Verſiegelung des Couverts mit der Reinſchrift durchgeleſen. Ein unzuverläßiges Syſtem.

Den 22. Nov. Kurz vor Eröffnung des Livländiſchen Landtages iſt der Landmarſchall Stein[2]) geſtorben. Auf ſeiner Beerdigung hat Walter am Sarge eine Rede gehalten, welche, wie Rudnick ſchreibt, Folgendes enthielt: „Nicht das Intereſſe, welches ich für Stein hatte, vermochte es, daß ich gekommen bin, obgleich krank. Nein, ich that es weil die Ritterſchaft verlangte, daß ich kommen ſollte, um dem Dahingeſchiedenen das Geleit zu geben und an ſeinem Sarge zu ſprechen. Dem Redner, der von der Kanzel geſprochen hat, habe ich es zu verdanken, daß ich über den Dahingeſchiedenen nichts hinzuzufügen habe. Er hat den Gegenſtand erſchöpfend beſprochen, daher werde ich einen anderen Punkt berühren. Die Ritterſchaft wollte, daß ich reden ſollte, ſo mag ſie hören! Der Dahingeſchiedene war kein Partei-Mann, daher konnte er nicht ſo gefeiert werden, wie die Partei-Männer es werden mußten. Er war aber auch nicht der Mann, der jetzt die ſchwebenden Fragen zur Löſung hätte bringen können, gerade weil er keiner Partei angehörte. Daher, Ritterſchaft, mußt Du Dir einen Landmarſchall aus einer Partei wählen, — damit dieſe Fragen zur Löſung

---

[1]) Beklemiſchew war von 1853—1857 kurländiſcher Vicegouverneur

[2]) Chriſtian Carl v. Stein, geb. zu Ulpiſch 1806, ſtudirte in Dorpat 1824—1827 Jurisprudenz und Philoſophie, war in Petersburg Lehrer im Hauſe des Grafen Schuwalow und in Moskau beim Fürſten Dolgoruki, weilte als Mentor des jungen Fürſten Dolgoruki 1844—1847 in Dorpat und begleitete dieſen auf ſeinen Reiſen im Auslande. 1849 kaufte er das Gut Rudaſch in Livland, wurde 1850 Kreisdeputirter, 1854 livländiſcher Landmarſchall und † während des Landtages am 15. November 1856.

kommen. Es iſt eine Schmach, daß das, was Ihr ſchön und edel fandet, Ihr gleich darauf für ſchändlich hieltet, daß die Leute, die Ihr aus den Aermeren aus Eurer Mitte gewählt, bei Euch keine Anerkennung gefunden. Es ſind drei Männer geweſen, die Ihr gewählt und die das Beſte wollten. Dieſe ſind im Grabe. Ein Nolcken, ein Fölkerſahm und ein Stein ſind es geweſen. Keiner von ihnen iſt von Euch nach Verdienſt gewürdigt worden. Ich ermahne Euch, beim Grabe dieſes Mannes, beſinnt Euch, wählt keinen Sprecher ohne Lehre, keinen, der weder Kenntniß der Geſchichte, noch Kraft und Muth beſitzt. Vereint Euch, um einen edlen Charakter zu wählen, vereint Euch, um das Gute und Edle zu wollen! Seid einig, ſeid einander nicht Feinde, denn Eure Uneinigkeit iſt ſchmachvoll, Euer Krieg iſt ein Bruderkrieg, ein Brudermord!

Ich bin krank, ich wollte und konnte nicht reden, die Kanzel habe ich einem Anderen überlaſſen müſſen. Aber Ihr wolltet, daß ich am Sarge reden ſollte. Da habt Ihr meine Rede, da habt Ihr meinen Nachruf dem Verblichenen. Bauet Stein ein Denkmal einig — ſeiend, und das Edle und Gute, welches Nolcken und Fölkerſahm und andre Leute ihres Schlages gewollt, — fördernd und beherzigend!“ [1])

Beim Verlaſſen der Kirche ſagte Fürſt Suworow über dieſe Rede: „Das war nicht die Rede eines Paſtors, ſondern die eines betrunkenen Mönches“ Zwei Tage ſpäter hielt Walter die Landtagsrede in einem anderen aber durchaus nicht entgegengeſetzten Tone — und Alle waren ſehr zufrieden.

Den 27. Nov. Die ſogenannte „politiſche Freiheit“ iſt unmöglich — ohne den Mittelſtand.

Den 3. Dec. Ich las einen Theil der Beklemiſchewſchen Arbeit, die Auslegungen darin ſind ſehr geſchickt, in den Vorausſetzungen aber documentirt ſich eine große Unreife.

Den 7. Dec. Bei uns verſichern die Einen, daß die Grundlagen der ruſſiſchen Landgemeinde (община) in der Zuſammenſetzung und den Eigenſchaften des ruſſiſchen Verſtandes liegen (Herr Belſäjew in der „Ruſſkaja Beſſjeda“). Andre behaupten, das Syſtem der Majorate ſei unſern Sitten zuwider. Welches Syſtem? Wodurch wird bewieſen, daß ein jedes Syſtem

[1]) Nach dem hier Berichteten begreift man die Unzufriedenheit, welche dieſe Rede bei einem großen Theile des Adels erregte. Vgl. Walters Leben S. 308.

unſern Sitten widerſpricht? Iſt das werthvollſte uns von den Vätern überkommene Heiligthum nicht gerade das Majorat? Iſt der Bauerhof (усадьба) nicht ein Majorat? Und kann man bei uns überhaupt von volksthümlichen Inſtitutionen im weiteren Sinne reden? Wir beſitzen nichts volksthümliches, mit Ausnahme des Glaubens, der Liebe zu Rußland, der Treuunterthänigkeit und der einfachen Volksſitte. Das ſind aber keine Formen ſtaatsbürgerlicher Inſtitutionen. (Schluß folgt.)

Briefe der Baroneſſe Edith v. Rahden an G. Berkholz

aus Italien und Deutſchland.

In der Charakteriſtik Fräulein Edith Rahdens, die ich auf Grund ihrer Correſpondenz mit Juri Samarin früher entworfen habe,[1]) iſt von mir auf den Briefwechſel, welchen ſie mit Georg Berkholz geführt, als eine der reichſten und reinſten Quellen für die Kenntniß ihres innern Lebens und ihres wahren Weſens hingewieſen worden. Jetzt iſt es mir vergönnt, einige dieſer Briefe den Leſern der „Baltiſchen Monatsſchrift“ mitzutheilen. Ich habe zunächſt diejenigen zur Veröffentlichung gewählt, in denen Fräulein v. Rahden ihre Eindrücke und Beobachtungen in Italien, dem Lande, nach welchem ſich ihre Seele ſchon lange geſehnt, ausſpricht; ihre Begeiſterung und ihre Freude an den herrlichen Ueberreſten der Vergangenheit, offenbaren ſich darin ebenſo lebendig, wie ihr warmes Gefühl für die Schönheit der Natur. Daran ſchließen ſich Briefe, die den Eindruck wiederſpiegeln, welchen hervorragende Männer der Wiſſenſchaft in Deutſchland auf die Schreiberin gemacht, die von bedeutenden Zeitereigniſſen berichten, Reiſeerlebniſſe und Reiſeeindrücke ſchildern. Reiſebilder und Reiſeſchilderungen aus Italien giebt es im Ueberfluß, darunter nicht wenige vortreffliche Schriften, wie z. B. das geiſt- und lebensvolle, wenn auch einſeitige Buch von V. Hehn und es könnte daher Manchem recht überflüſſig erſcheinen, die vor bald 40 Jahren geſchriebenen Briefe einer Dame jetzt noch zu veröffentlichen. Allein ich bin überzeugt, daß Edith v. Rahdens Briefe einen Platz neben dem Beſten, was über Italien veröffentlicht worden iſt, durch ihre Gedankentiefe mit Ehren behaupten können und werden. Ueberall tritt uns in ihnen die edle

[1]) „Balt. Mon.“, Bd. 40. (1893) pag. 368 ff.

Perſönlichkeit derjenigen, die ſie geſchrieben, unverhüllt entgegen; die Empfindungen und Gedanken dieſer ſtarken und tiefen und doch ſtets echt weiblichen Natur, kommen überall zu vollem Ausdruck. Ob ſie ſich in die Herrlichkeit der ewigen Roma verſenkt, den Zauber ſüdlicher Natur auf ſich wirken laſſt, ob ſie bewundernd den Auseinanderſetzungen eines berühmten Gelehrten lauſcht, oder ſich im Innerſten zu der einfachen Frömmigkeit eines Waldenſerpredigers oder zu der ernſten Weltentſagung eines katholiſchen Ordensgeiſtlichen hingezogen fühlt immer thut es Edith Rahden mit ganzer Seele. Die Urſprünglichkeit und Originalität ihres Weſens verleiht Allem, was ſie ſagt, ein eigenartiges Gepräge. Ihre feine Bildung, der Umfang ihrer geiſtigen Intereſſen, ihr idealer Sinn, ihre ſcharfe und klare Auffaſſung und Beurtheilung von Menſchen und Verhältniſſen ſind gleich bewundernswürdig. Und welche Fülle und Kraft des Ausdrucks, welche Anſchaulichkeit und Lebendigkeit der Darſtellung, welche Herrſchaft über die Sprache zeigen dieſe Briefe! Die deutſche Literatur kennt mehr als eine ausgezeichnete Briefſchreiberin, zu den hervorragendſten geſellt ſich Edith v. Rahden. Auch da, wo man ihr nicht zuſtimmen kann, wo ſie ſich in politiſchen Dingen geirrt hat, wie in der zu günſtigen Meinung von der Zukunft der Orleans, folgt man doch mit Intereſſe ihren immer geiſtreichen Ausführungen.

Georg Berkholz's Briefe und Antworten ſind leider verloren gegangen. Aber aus dem Tone, in welchem ſie zu ihm ſpricht, aus der freiwilligen Unterordnung ihres Urtheils unter das ſeinige in vielen Fällen, aus dem ſo häufig ausgeſprochenen Verlangen nach einem Wort und Lebenszeichen von ihm, erkennt man deutlich, welchen Werth Fräulein v. Rahden auf ſeine Freundſchaft, auf den Gedankenaustauſch mit ihm legte; geiſtige Anregung, wie er ſie ihr bot, und volles Verſtändniß für alle Seiten ihres inneren Lebens, wie bei ihm, fand ſie bei keinem Anderen.

Die Briefe gelangen ohne jede Veränderung hier zum Abdruck; nur einige wenige Bemerkungen über noch lebende Perſonen ſind, weil ſie verletzen konnten, fortgelaſſen worden, ebenſo ein paar rein geſchäftliche Mittheilungen und Aufträge. Fräulein Rahden macht die hier geſchilderten Reiſen im Gefolge der Großfürſtin Helena Pawlowna und Berkholz hatte als Bibliothekar der Großfürſtin dieſelbe mit den neuen Erſcheinungen der ruſſiſchen Literatur zu verſorgen und regelmäßige Berichte über literariſche und ſonſtige Ereigniſſe in Petersburg einzuſenden. Darauf beziehen ſich manche Aeußerungen Fräulein Rahden's.

Wenn die Briefe, woran ich nicht zweifle, im Leſerkreiſe der „Baltiſchen Monatsſchrift“ Anklang finden, wird ihnen vielleicht eine weitere Reihe folgen. Doch nun genug der einleitenden Worte, die geiſt- und gedankenreichen Briefe ſollen jetzt ſelbſt zu den Leſern ſprechen.

H. D.

I.

Nizza, 7. (19.) Nov. 56.

Herzlichen Dank für Ihre freundlichen Zeilen und angenehme Sendung. Bücher und Zeitungen trafen rechtzeitig ein. Alles geht nach Wunſch in dieſem gelobten Lande der Schönheit, und die lieben Freundesworte aus dem fernen Norden klingen harmoniſch mit ein in dem vollen Accord, der Geiſt und Herz erfüllt. Ich freue mich, Ihnen ſagen zu können, wie herrlich Italien iſt — lachen Sie mich auch aus im Augenblick ſelbſt, ſo fühlen Sie doch mit, und da ich hier wenig mittheilſam ſein kann, was meinen inneren Jubel anbetrifft, ſo müſſen Sie den vollen Ausdruck deſſelben hinnehmen. Dem Baron R. iſt es kalt und unbequem geweſen auf der ganzen Reiſe und er raiſonirt über jeden Kapuziner, während 24 Tagen, ſo lange wir im Wagen ſaßen, gründlich unausſtehlich, bemüht ſich jetzt Vorleſungen über falſchen Häuſerbau und unzweckmäßige Finanzmaaßregeln in Sardinien zu halten, und dieſe undankbare Beſchäftigung kalmirt ihn; Frl. Euler iſt leider ſo ſchnell müde und dabei doch ſo ſchulpflichtig wißbegierig, daß ſie immer begehrt von Erſchaffung der Welt an die Geſchichte aller Dinge zu erlernen — dieſe Gründlichkeit paßt nicht mehr zu meinen italieniſchen Empfindungen! Den Doctor[1]) allein wähle ich mir zum Compagnon, — er ſchreitet wacker neben mir her, hat Abends vorher viel ſtudirt, belehrt mich beiläufig, ſpricht aber immerfort und läßt mir alle Muße zu phantaſtiſchen Irrfahrten. Geſtern morgen ſind wir drei volle Stunden lang herumgewandert, am Geſtade des tiefblauen Meeres hinab, den Felſen hinauf zwiſchen Hecken von Kaktus und Aloe, durch Gärten, wo prächtige blüthenreiche Roſenranken bis in die Wipfel dunkler Cypreſſen ragten, wo im glänzenden Laub die Goldorangen glühten, wo Lorbeerbäume die mächtigen Kronen unter ewig heiterem Himmel wölbten und einſame Palmen im Sonnenſchein die ſchwanken Zweige wiegten.

[1]) Dr. Hector v. Arneth, der Leibarzt der Großfürſtin, Bruder des öſterreichiſchen Geſchichtsſchreibers Alfred v. Arneth.

Und das Alles iſt ja wahr, und ich ſtehe mitten unter dieſen lang geträumten Herrlichkeiten! Wenn ich mich früh Morgens an mein Fenſter ſtelle, liegt ein entzückendes Panorama vor mir — Berge, von denen herab dräuend alte Schlöſſer ſchauen, liebliche, von Gärten umſchloſſene Villen, und das Meer und der Himmel und der Duft von tauſend Blumen — vor Allem aber dieſes unbeſchreibliche Gefühl der Schönheit, das wie ein Sonnenaufgang alle Nebel der Seele durchbricht, um Licht und Wärme in ihr zu verbreiten. Auf der Reiſe ſchon habe ich viel Genuß gehabt: in Mailand beſonders, wo ich ſtundenlang im Dom weilte und von Leonardos Abendmahl mich nicht losreißen konnte, ſenkten ſich manche unvergeßliche Momente in mein Heiligthum der Erinnerung. Zum Entſetzen des Barons habe ich meinen Entſchluß kundgethan, um Italien recht zu verſtehen, mich ganz mit dem Geiſt und Charakter des Landes zu identificiren; die katholiſche Kirche und die heimiſchen Luſtbarkeiten finden höchſte Anerkennung in meinen Augen — erſchrocken blickt er mich oft darüber an, wenn ich dagegen die Gewaltſamkeiten des Mittelalters preiſe, lächelt er mir wohl nur ſeine Approbation ſo vornehmer Liebhabereien zu. Der Frau Großfürſtin geht es leiblich; auch ſie freut ſich an der zauberiſchen Umgebung. Nächſtens machen wir zu Eſel eine Partie nach einem wunderbar gelegenen Kloſter, auf der ſteilſten Höhe des Nizza rings umgebenden Bergrückens, von da Oben will ich hinüberblicken nach der ewigen Stadt, zu welcher eine ahnende Sehnſucht mich treibt. Denken Sie ſich, daß Alphonſe Karr[1]) unſer Hausgärtner iſt! Er füllt die Zimmer der Frau Großfürſtin mit Maſſen von Blumen an, und treibt jetzt Gärtnerei als Broderwerb, ſeit ihn das väterliche Regiment daheim, ſeiner ungezogenen Einfälle halber, zur Thür hinausgeworfen hat. Noch habe ich nicht ſeine Bekanntſchaft gemacht, will aber nächſtens es verſuchen. Garibaldis Kinder ſind hier — er ſelbſt iſt Capitain eines Kauffahrteiſchiffes —, ich höre Großes von dieſem antiken Charakter erzählen. In Genua habe ich die Bekanntſchaft eines Dr. Rapetti gemacht, der früher Arzt an Bord eines königlich-ſardiniſchen, der Großfürſtin Helene einſt zur Verfügung geſtellten Dampfſchiffes, ſpäter in Venedig den Oeſterreichern manchen Streich geſpielt und gar im J. 1849 mit genauer Noth dem ihm freundlich zugedachten Strick

[1]) Alphons Karr, geb. 1808, Romanſchriftſteller und Redacteur des Figaro in den 40ger Jahren, auch Satiriker in der Monatsſchrift les Guêpes und in anderen Schriften beſonders gegen die katholiſche Kirche, lebte ſeit 1856 in Nizza als Blumenzüchter und iſt vor nicht langer Zeit erſt geſtorben.

entgangen iſt. Sie können ſich denken, wie wohlwollend wir Beide der perfiden Auſtria gedachten! Tauſend Grüſſe von uns Allen — die Frau Großfürſtin dankt für Ihre guten Wünſche. Schreiben Sie oft, viel und ausführlich, Sie intereſſiren Alle und erfreuen mich auch dabei. Kavelin einen ſchönen Gruß, Hr. v. Brevern[1]) einen ſehr herzlichen: auch er begreift meinen italieniſchen Enthuſiasmus ſicher. Sonderbar, oder vielleicht ganz natürlich bei meinem Weſen, kömmt es mir in Augenblicken wahren Entzückens zuweilen vor, als ſtünde ein dunkles Geſpenſt künftiger Schmerzen hinter mir und mir wird traurig, bodenlos traurig zu Muthe, unter dem düſteren Schatten der Vergangenheit und Zukunft — was wollen die Nachtvögel bei Sonnenſchein? Leben Sie wohl, vergeſſen Sie nicht Ihre eigenen Intereſſen zu pflegen — daß man ſo etwas nach Petersburg ſchreiben kann! — und geben Sie mir bald Nachrichten von Allem und von ſich ſelbſt. Edith v. Rahden.

II

Nizza, 1. (13.) Dec. 56.

Vor allen Dingen meinen herzlichſten Glückwunſch Herr Collegien-ſecretair! Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie ich mich über dieſe Wendung Ihres Schickſals freue, denn nun ſei es aufrichtig geſagt — wollte ich auch nichts gegen Ihren Mitauſchen Plan[2]) ſagen oder thun, mußte ich im Gegentheil demſelben aus trockener reiner Vernunft beiſtimmen, ſo war ich im Herzen die ärgſte Feindin Ihres Vorſatzes, und inſtinktiv verwarf ich ihn beſtändig in meinen Gedanken. Ein häßliches Wort, Inſtinkt! herabwürdigend einerſeits, andrerſeits für uns Frauen ganz geſchaffen, als die Bezeichnung jenes ahnungsvollen, unbewußten Erkenntnißvermögens, welches unbeirrt von fremden oder eigenen Vorſtellungen, das Richtige herausfühlt. O Gott! wie komme ich zu deutſchen, unnützen Digreſſionen! Die Sonne ſcheint hell und warm in mein Zimmer; Alph. Karr hat mir eine Maſſe Roſen und Veilchen geſchickt, die ihren ſanften Duft um mich

[1]) Georg von Brevern, der bekannte livländiſche Geſchichtsforſcher, einſt eſtländiſcher Ritterſchaftsſecretär, dann Secretär und Mitglied des Reichsraths in Petersburg, geb 1807, † 1892.

[2]) G Berkholz hatte die ernſtliche Abſicht, ſich um die durch den Tod E. A. Pfingſtens († 20. September 1856) erledigte Stelle eines Oberlehrers der deutſchen Sprache am Gymnaſium in Mitau zu bewerben

her verbreiten, eben habe ich Ugo Foscolo[1]) in ſeiner göttlich harmoniſchen Sprache geleſen — ich lerne fleißig italieniſch — Dante liegt auf meinem Tiſche und ich ſehe ſehnſüchtig nach dem noch verſchloſſenen Schatze. Alles, was mich umgiebt, iſt ſo ſchön, Meer, Himmel, Vegetation, daß man meint, die Seele müſſe Schritt halten mit der Natur und ebenſo licht, ebenſo rein werden. O Gott! wenn dem ſo wäre! Wir leben ziemlich ſtill, Abends braucht die Frau Großfürſtin meine Stimme zum Vorleſen, über Tag gehen wir viel ſpazieren, ſchreiben, leſen, machen oder empfangen Beſuche; einige höchſt intereſſante Menſchen giebt es hier und ich freue mich an ihnen: Prosper Mérimée unter Anderen. Es waltet ein Glücksſtern über mir in dieſer Hinſicht, — ich treffe auf die angenehmſte Weiſe mit den Leuten zuſammen und hier, wo Niemand Geſchäften nachgeht, hat man Muße zur Unterhaltung. So habe ich bei einem Diner bei der Marquiſe Ely Sir George Brown, den General aus der Krim, Mérimée und die berühmte Sängerin Cruvelli — Baronin Vigier — kennen gelernt. Mérimée[2]) iſt voll Geiſt und Gelehrſamkeit — kauſtiſch wie Wenige, bewandert in unſerer Litteratur und ſonderbarer Weiſe ein Gegner von Gogol, den er überſetzt hat. Wenn ich Ihnen ſagen ſoll, welche Perſönlichkeit von Allen, die ich ſehe, mich am Meiſten anſpricht, ſo iſt es die des evangeliſchen Predigers, Léon Reatte; denken Sie ſich die ungebrochene, urkräftige Energie eines Mannes aus dem Volke — er iſt bis zum 18. Jahre Maurergeſelle geweſen — mit ungewöhnlicher Intelligenz und einer glänzenden Rednergabe gepaart: das Harte im Ausdruck — denn ſein Aeußeres iſt hart und häßlich — oft durch den reinſten Strahl inniger Güte gemildert, — und einen Adel des Gedankens und der Sprache, wie ich ihn nur bei Paſtor Walter gefunden habe. Die Waldenſer Kirche bildet einen Lieblingsgegenſtand meiner Nachforſchungen, — o Gott! wie viel werde ich Ihnen zu erzählen haben! Reiche, unerſchöpfliche Quellen verſchiedenartigſten Gehalts, ſtrömen mir von allen Seiten zu: Eindrücke,

[1]) Ugo Foscolo, geb 1777 auf Zante † 1827 in London. Die Ultime lettere di Jacopo Ortis 1802, eine Nachahmung des Götheſchen Werthers mit Hinzufügung politiſch-patriotiſcher Elemente ſind ſein berühmteſtes Werk.

[2]) Prosper Mérimée, geb. 1803 † 1873 in Cannes, 1831 Inſpector der hiſtoriſchen Denkmäler in Frankreich, iſt viel mehr durch ſeine hiſtoriſchen Romane und ſeine Novellen, als durch ſeine wiſſenſchaftlichen Schriften bekannt. Von ſeinen Novellen ſind Colomba und Lokis auch mehrfach in's Deutſche überſetzt worden. Nach ſeinem Tode erſchienen die höchſt intereſſanten und geiſtreichen Lettres à une inconnue 1873.

Gedanken, Empfindungen wechſeln in meiner Seele: was mir fehlt iſt eine hülfreiche Hand, die ordnend, rathend, leitend bei der Verarbeitung der Materialien, thätig wäre. Mit dem Baron M. kann ich ab und zu Gegenſtände berühren, die mich intereſſiren und ſeinen kenntnißreichen Rath benutzen — ſonſt heißt es bei uns zu Hauſe: ſtille ſchweigen und ſich genügen laſſen, — und bei Anderen: aufnehmen oder geben, nie durchſprechen, nie auf den innerſten Kern einer Sache zurückgehen. — Die Frau Großfürſtin iſt mir ein freundliches Auditorium in vielen Dingen, wofür ich herzlich dankbar bin. J. K. Hoheit tragt mir auf Ihnen zu ſagen, ſie freue ſich jetzt einen Tſchinownik mehr in ihrem Dienſte zu haben und Sie ſollten ſich unnütze Gedanken aus dem Kopf ſchlagen. Ja, ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß die Frau Großfürſtin ganz rückſichtslos ausgerufen hat, als ich ihr Ihre Bedenken vortrug: „Welch ein Unſinn! — In meinen Augen iſt der Ausdruck das ſchmeichelhafteſte Zeugniß. — Wenn Sie meinen, Friede herrſche in unſeren Hallen, ſo irren Sie ſehr, eine finſtere Fehde zwiſchen Frl. — und — iſt endlich zum Ausbruch gekommen und da ich leider genöthigt bin daran Theil zu nehmen, giebt es für den Augenblick zwiſchen uns ein geſpanntes Verhältniß, ſehr wider meinen Willen. Die Mutter des Doctors Arneth[1]) iſt angekommen und bringt den Winter in Nizza zu — ich denke in dieſen Tagen mache ich ihre Bekanntſchaft. Alles grüßt Sie und denkt freundlichſt an Sie. Beſtellen Sie Ihrerſeits meine Grüſſe an Herrn von Brevern — wird er mir garnicht ſchreiben? — an Alle die meiner gedenken, ich gebe Ihnen carte blanche. Leben Sie wohl, ich ſchreibe Ihnen gern und werde es oft thun; Ihre Petersburger Nachrichten intereſſiren die Frau Großfürſtin ſehr — werden Sie nicht müde an die Abweſenden zu denken, und, wenn Sie können, laſſen Sie von ſich hören. E. Rahden.

III.

Nizza, 31. Dec. 56.

— — — — Hell ſcheint die warme Sonne durch mein offenes Fenſter; immer dieſelbe, bezaubernd liebliche Herrlichkeit! Es ſcheint als wolle ſich ſchon Frühlingsleben regen in allen Bäumen und Blumen; friſche Knospen keimen, die Veilchen duften würziger, das Gras ſieht üppiger und

[1]) Frau von Arneth, einſt als Toni Adamberger Theodor Koerners Braut. Ueber ihren Aufenthalt in Nizza und ihre Bekanntſchaft mit der Großfürſtin vergl. A. v. Arneth „Aus meinem Leben" II, 55, 51, 1893.

grüner aus — Leben und Naturkraft überall, nur in den Menſchen nicht! Sehen Sie, wenn man nicht rückhaltslos, gedankenlos, möchte ich ſagen, ſich dem Genuſſe der Schönheit überläßt, ſo wird man ſehr traurig ob dem gänzlichen Verfall des Geiſtes in dieſen geſegneten Landen. Mir iſt ein ſolcher Zuſtand der Demoraliſation nicht möglich erſchienen von ferne. In Piemont allein regt ſich Etwas, das wie bürgerlicher Sinn ausſieht und moraliſcher Muth. In Piemont iſt ein gewiſſer Freiheitsbegriff möglich, ja ich glaube, die Wurzeln ſtecken ſchon tiefer im Volke als man glaubt, — aber wie ſind ſie überwuchert von leeren Declamationen, Advocatenpfiffen, unſittlicher Wirthſchaft! Die Verwaltung ſoll recht ordentlich ſein, im Vergleich zum übrigen Italien merkwürdig ehrlich. Advocaten nehmen nach und nach in Nord-Italien die Stelle und den Einfluß der Prieſter ein — glücklich und erhebend iſt freilich der Wechſel kaum, aber er hat ſeinen Vortheil, denn er treibt wenigſtens aus der kraſſen Unwiſſenheit, aus dem empörenden Sclavenjoche der Finſterniß heraus, und bahnt einen Weg zur Entwickelung des Individuums an. Wann der Tag kommen wird, wo wirklich dieſe Anbahnung, ſich durch all' den Schutt und Schmutz, den ſie mit ſich bringt, an's Licht kämpft — das wiſſen die Götter! — In Rom und Neapel verſinkt täglich das menſchliche Geſchlecht in größere Erniedrigung. Was denkt, verachtet die Regierung, die Repräſentanten der Kirche, bäumt ſich im Geiſte unter ihrem Joche — und meint in der Bitterkeit ſeines Herzens, die Fremdenherrſchaft ſei eben die einzig mögliche in Italien. — Nicht hundert Wohlgeſinnte könnten eine Stunde ſich in Italien zuſammenthun zu gemeinſamem Handeln. Dieſer herrliche Baum ſcheint erſchöpft und treibt nur noch taube Blüthen, trägt keine Früchte mehr. Kömmt vielleicht wieder ein Mal ein Hohenſtaufe über die Alpen und regenerirt edles Germanenthum die verſunkene Größe Roms? — Wo ſind die Zeiten, da ſolches thunlich war! Man möchte in die Vergangenheit ſich verſenken, nichts von der Gegenwart hören und noch weniger an die Zukunft denken — in Italien. Bei uns iſt es anders. —

IV.

Nizza, 1. (13.) Febr. 57.

Unſere Briefe kreuzen ſich; in dieſem Augenblick haben Sie ſicher meine letzte finſtere Epiſtel in Händen und wundern ſich über den mißvergnügten Ton derſelben; ich meinerſeits leſe Ihre freundlichen Zeilen und ſchüttle auch den Kopf zu den Endworten, die mich traurig lächelnd anblicken. Faſt

ſcheint es, als halte es das Leben anders wie die Künſtler, mit dem Aufſtellen der bunten Bilder, die eine Gallerie ausmachen — gilt es ein Meiſterwerk vortheilhaft zu zeigen, oder nur hübſche Skizzen im beſten Lichte zu produciren, ſo wählt der echte Künſtler einen matt grünen, zuweilen auch einen prächtig rothen Fond; wie heben ſich da Farben und Zeichnung! Im Leben geht es anders: die ganze lange, mannigfaltige Gallerie ruht auf ſchwarzem Grunde ... wie ſoll da das Colorit der Bilder nicht grau dünken! Ich habe Ihnen oft bei Sonnenſchein geſchrieben; an dieſem Tage ſchaut der volle blaſſe Mond durch mein Fenſter: ſilbern leuchtet das Meer im Hintergrunde — Alles iſt ganz ſtill und die Gedanken ſollten auch ſtill und mild werden bei ſolcher Beleuchtung. Das äußere Licht thut's nicht: ich will den ewigen Glanz geiſtiger Geſtirne über mir aufgehen laſſen, da wird's in Wahrheit andächtig und feierlich in der Seele und ganz von ſelbſt ſchweigen die kleinen Tageskümmerniſſe, nach und nach auch bittere Sorgen, vor dem Lichte, das nicht auslöſcht! — Ich reiſe, ſo gut ich kann, in (Dantes) Hölle und Fegefeuer tapfer herum; oft ſtehe ich vor verſchloſſenen Thüren und horche, ob kein befreiendes Wort den Bann löſen werde — oft auch habe ich die Freude des Verſtändniſſes und leſe wieder und immer wieder die goldenen Worte. Der alte Schloſſer[1]) hat neun Mal die göttliche Komödie durchgeleſen, ehe er Genuß daran fand; ſehen Sie, dieſe beharrliche Ausdauer vor dem verſchloſſenen Sinne einer Größe und Schönheit an die man glaubt, — kömmt mir vor wie ein Gottesdienſt. Ich habe hier den Baron Uexküll und ſeine Frau, geb. Walter, getroffen; ſie iſt eine geſcheidte, liebenswürdige Frau, mit der ſich reden läßt. Tauſend Dank für die Predigt, ich habe ſie noch nicht geleſen, ſondern ſie gleich der Uexküll gegeben. — An Rubinſteins Muſik habe ich großen, wahren Genuß; Geiſt hat er auch ... zur Genüge. Wir ſagen glänzenden Tagen Lebewohl: die beiden Kiſſeleffs aus Paris und Rom ſind hier geweſen; Baron Seebach iſt noch da, die Fürſtin Juſſupoff mit ihrem Mann auch. Dieſe verſchiedenartigen Erſcheinungen brachten munteres Treiben in unſere Welt — dabei ein Wetter wie im ſchönſten Juni, wir haben faſt alle Tage Landpartien gemacht: heute nach Torrenta, einem Dorfe auf dem Wege nach Turin, welches ſich am Fuße des hohen Felſens, auf dem ein verfallenes Schloß liegt, — lagert —. Die Straße dahin ſoll ein Miniaturbild der Via mala ſein, auf den Höhen glänzt blendender Schnee, unten ſprießt friſches, üppiges Gras und alle Kinder bieten duftende Veilchen an. Links abwärts

[1]) F Ch Schloſſer, Dante-Studien, 1855.

von Torrenta, auf mächtigem Berge ſehen Sie die Ueberbleibſel einer verlaſſenen Stadt; Waſſermangel vertrieb die Einwohner und melancholiſch ſchaut die geſpenſtiſch-ſtumme Stadt ins Thal hinab. Der abgedankte Herzog von Parma, die reizend hübſche Herzogin von Manchester nebſt Mann und der Br. Seebach, der thätige Diplomat, waren unſere hervorragendſten Reiſegefährten: welch ſonderbare Zuſammenſtellung! Gute Nacht — ich ſchreibe Ihnen gern, alſo auch bald wieder. Mit herzlicher Freundſchaft Ihre E. Rahden.

6. (18.) Febr.

Eben erhalte ich Ihren ſehr intereſſanten Brief — tauſend Dank dafür. Middendorfs Retraite hatte ich längſt gefürchtet. Grüßen Sie Brevern und danken Sie ihm für die ſchöne Sendung. Nächſtens mehr und hoffentlich Heiteres.

Ihre ergebene
E. Rahden.

V.

Nizza, 10. (22.) März 57.

Ihre Briefe ſehen ſehr lang aus und ſind doch immer zu kurz: wenn ich das letzte Blatt umwende, überzeuge ich mich mehrere Male mit der größten Genauigkeit, ob nicht durch einem Irrthum mir ein ganzer Bogen vielleicht abhanden gekommen und die erlangte Gewißheit des Gegentheils erfreut mich nicht. So ſehe ich es als eine Schuld an, die Sie bis auf den letzten Heller zahlen ſollen, daß Sie mir in Ihrem Briefe, erſtlich eine Abhandlung über livländiſche Bauerverhältniſſe und zweitens eine Biographie des Baron Uexküll, vorenthalten. Beides müſſen Sie nachholen — und zwar auf Höchſten Wunſch . . . machen Sie ſich an's Werk! Tauſend Dank für Ihre ſonſtigen Nachrichten; Graf Keyſerlingk war oder iſt in Petersburg; könnte er nicht etwas den antiliberalen nachbarlichen Beſtrebungen die Stange halten? O Kreuzzeitung! kleine, aber mächtige Partei, was richteſt du an! Der kunſtliebende König von Preußen benutzt mit dem eifrigſten Empreſſement die, jedem Menſchen, wie man behauptet angeborenen, geſchwiſterlichen Gefühle, und entſchlüpft unter dem Panier der Bruderliebe ſeiner ſandigen Hauptſtadt, ſeinen langweiligen Kammern und ſeinen bußepredigenden Paſtoren. Er geht nach Rom um die Kaiſerin zu ſehen! Die Kaiſerin zieht ihrerſeits mit ihren Kindern und ihrem jetzt hier anweſenden Bruder, Prinz Karl, nach der ewigen Stadt. Wie auffallend iſt in unſerer

Zeit das kleinliche Zuſammenſchrumpfen der Liebe zur Kunſt und Wiſſenſchaft, in bloße Neugierde? Sonſt erfaßten große Seelen mit flammender Sehnſucht ein mächtiges Ideal, und die Hingebung eines ganzen Lebens, das Opfer aller weltlichen Güter, war kein zu hoher Preis für das Erlangen des köſtlichen Schatzes, welcher dem Geiſte das langgehegte Ideal verwirklichte. In unſeren Tagen giebt es Eiſenbahnen und reducirte Statuetten; da geht denn jeder Spießbürger ein Mal im Leben wenigſtens, nach Rom um ſich da in der hübſchen Gegend umzuſehen, oder kauft ſeiner klimpernden Tochter einen Gyps-Apollo von Belvedere - und man hat das Alles um ein paar Silbergroſchen! Welcher Fortſchritt der Civiliſation! Bald wird vielleicht der Staat umſonſt Modelle des St. Peter oder der Markuskirche der ſtrebenden Schuljugend zur Förderung des billigen Kunſtſinnes auf öffentlichen Plätzen anbieten laſſen, nebſt einer praktiſch populären Anweiſung, dergleichen Monumente möglichſt raſch und wohlfeil herzuſtellen . . Und unterdeſſen iſt das Ideal mit gebrochenen Flügeln nach der himmliſchen Heimath zurückgekehrt . . Kaufen läßt ſich das Göttliche nicht — es muß darum gearbeitet, gelitten und geblutet werden — wer thäte das heut zu Tage für ein Ideal, das nicht rentirt! Wenn ich ſo fortfahre in meinen Betrachtungen, finden Sie am Ende meinen Brief viel zu lang, denn freilich könnte ich Ihnen Anderes und Beſſeres aus Italien ſchreiben. Wir ſind mitten in der vollen Entfaltung des Frühlings — und zwar ſeit acht Tagen auf eine ganz ſonderbare, mir ſehr reizende Weiſe. Der Himmel hängt voll ſchwerer Wolken, die Luft iſt weich und warm wie bei uns Abends nach den heißeſten Julitagen. — Der Scirocco weht täglich mehrere Stunden lang, ſchwer und wild durch das Thal, — ab und zu zerreißt der graue Schleier am Horizont und ſtrahlend in ewiger Pracht, wirft die Sonne einen brennenden Blick auf die ſehnſüchtige Erde, die ihr entgegenblüht aus tauſend Blüthen und friſchen Blättern. An einem ſolchen Tage fuhren wir neulich, nachdem wir lange am Ufer des Meeres geſeſſen hatten, auf der Straße nach Genua weit hinaus. Wir waren à quatre: Frl. Euler, Dr. Horrowitz[1]), Rubinſtein und ich. In wunderbarer Abwechſelung ſahen wir bald tiefe Thäler zwiſchen hohen, ſchroffen Felſen, blühende Abhänge, finſtere Cypreſſenalleen und roſenrothe Wäldchen von Pfirſich- und Mandelbäumen, — bald frühlingsgrüne, friſche Trauerweiden auf veilchenduftender Wieſe, und immer wieder das lichtblaue, mächtig ſchwellende Meer am Horizont. So erreichten wir eine bedeutende Höhe, ſtiegen aus und gingen

[1]) Der Leibarzt des Großfürſten Konſtantin Nikolajewitſch.

eine Weile zu Fuß. Leichte Wolken zogen zwiſchen den Bergen durch, zu unſeren Füßen — plötzlich umfing uns ſelbſt eine derſelben und löſte ſich in ſanften Regen auf! in dieſem Augenblick trat die Sonne leuchtend hervor und verklärte die Landſchaft. Armſelig kommen mir meine Worte vor! Wie wage ich es nur Ihnen von Dingen zu erzählen, die empfunden und geſchaut werden müſſen. Wir ſetzten uns auf Felſenblöcke an dem jähen Abhang der Bergſtraße; zum Glück waren wir Alle in verwandter Stimmung und jeder gab dem Gefühle der lebendigen Herrlichkeit, in ſeinem Herzen Raum. Rubinſtein iſt eine zu geniale Natur, um nicht innerlich bewegt und zu ekſtatiſcher Anbetung hingeriſſen zu werden im Angeſichte ewiger Schönheit; Worte gab es wenig, aber der Geiſt regte ſich in uns, deß bin ich gewiß. Wie oft ich an Sie denke bei ſolchen Gelegenheiten, kann ich nicht ſagen — Ihnen erzähle ich auch ganz frei, was andere Leute belachen würden und was doch das Beſte in uns iſt. Denken Sie und ſchreiben Sie an mich, — ich bitte, über Ihre eigene Perſon.

Edith v. Rahden.

Gagern[1]) brauchen wir nicht. Was Ihre Angelegenheit betrifft, ſo antworte ich mit dem nächſten Courier darauf — ich will das Terrain ſondiren, meine aber, es wäre vielleicht beſſer bis zu unſerer Rückkehr zu warten. Davon nächſtens nach reifer Ueberlegung. — Frl. Euler grüßt herzlich.

VI.

Rom, 2. (14.) Decbr. 57.

Ich fühle mich eben recht in der Stimmung an ſie zu ſchreiben und finde auch glücklicherweiſe einen freien Moment dazu: in dieſem Augenblick kehre ich von meiner Ausfahrt in Rom zurück. Mir iſt ſo wunderbar zu Muthe als ſei ich in einer anderen Welt geweſen. Sankt Peter, die Trajansſäule, Forum und Kapitol, das Kolloſſeum — wie ein Traum iſt Alles an mir vorübergezogen — und ſoll ich es ausſprechen — nur Eines, das Koloſſeum, hat mich bis in die Grundfeſten meiner Seele erſchüttert. Ich fuhr mit der Großfürſtin, konnte alſo nirgend verweilen, eigenem Willen gehorchen, — im Wagen eingeſchloſſen blickte ich nur vorübergehend auf die Herrlichkeit antiker Größe, aber feſt ſteht der gewaltige Eindruck und ich bebe noch innerlich davon. Als ich zum erſten Mal die Niobiden

[1]) H. v. Gagern, das Leben des Generals Friedrich von Gagern. 3 Bde. 1856 und 1857. In dieſem Buche finden ſich intereſſante Mittheilungen über Rußland und den ruſſiſchen Hof.

in Berlin ſah, im Gypsabguß nur, — da konnte ich mich auch nicht faſſen, vor dieſem Schickſal, vor dieſer Trauer, vor dieſer, in ihrem Untergange noch wunderherrlichen Schönheit. Dieſelbe Empfindung kam heute über mich — im St. Peter hatte ich geſtaunt und dabei reden können, — hier ſtand ich da in wortloſer Begeiſterung. O die Melancholie dieſer rieſigen, öden, ſchweigenden Ueberreſte einer untergegangenen Zeit! Mit unnachahmlichem Schwunge wölbt ſich eine Bogenreihe über die andere, bald von tiefen Riſſen durchzogen, bald in edler Vollendung, bald jäh abgeſchnitten, überwuchert von Schlingpflanzen; — die ſinkende Sonne warf einen Purpurſchimmer über das Gemäuer ernſt und trauernd ſteht ein Cypreſſenwäldchen daneben — ach! und ein franzöſiſcher Soldat hält Wacht am Eingange des Koloſſeums und mit goldenen Lettern, von Weitem in die Augen fallend, lehrt Sie eine Inſchrift, daß Papſt P. IX. geruht, das Koloſſeum unterhalten zu laſſen! Mich traf es wie ein Schimpf, den man einem großen Todten angethan hätte! In den königlichen Mantel hehrer Vergangenheit gehüllt, ſollte von dieſer mächtigen Leiche jedes kleinliche Dazuthun der Gegenwart entfernt bleiben. Den frommen Weihedienſt eines inneren Verſtändniſſes möge man um ihr Grab halten, aber keinen Stempel der Knechtſchaft auf ihre ſtolze, freie, todte Stirn drücken!

3. (15.) Decbr.

Soweit kam ich geſtern; heute bin ich wieder im alten Rom geweſen, und zwar mit mehr Muße. Immer muß ich an Sie denken! Wenn menſchliche Zunge es ausſprechen könnte, wie herrlich und groß all die ſtummen Zeugen ſind! Das Forum Romanum hat das Koloſſeum in meinem Herzen beinahe verdrängt. Könnte ich Sie herzaubern auf eine Stunde und mit Ihnen an dem Triumphbogen des Septimus Severus ſtehen! Sie kennen gewiß beſſer als ich die genaueſten Einzelheiten des Platzes, Sie würden vielleicht mit der Sicherheit eines alten Römers von der Baſilica Julia nach dem Tempel des Jupiter Stator wandern, dann vor den Säulen des Graecoſtaſis ſtehen bleiben, langſam die Via ſacra verfolgen und an dem Mamertiniſchen Gefängniſſe vorüber das Capitol beſteigen; was Sie aber nicht kennen, denn es muß gefühlt und erlebt, nicht gewußt ſein, das iſt die ſchweigende Beredſamkeit dieſer Trümmer! Ich hörte nie auf, wollte ich fortfahren, und hätte doch bei jedem Wort das lähmende Gefühl des Stammelns im Vergleich zu der glühenden Bewunderung, die wie ein Strom durch meine Seele rauſcht. Was Sie

amüſiren würde, das wären die klaſſiſchen Unterhaltungen, die bei Tiſch z. B. täglich unter uns vorkommen. Man könnte ſich in einer gelehrten Akademie glauben, dem Klange der Namen nach, die einzig und allein beſprochen werden. Denken Sie ſich den Baron von R. über St. Peter und den Vatican und die Thermen des Caracalla ein Kennerurtheil ausſprechend, dazu macht R. naive Bemerkungen über Faltenwurf, antike Auffaſſung, bedeutende Koſten und feine Arbeit der Denkmäler und Statuen; der Doctor geräth in höchſte Verlegenheit, wenn ſeine vorher traditionell begründete Bewunderung durch irgend einen Zufall nicht mit der Wirklichkeit klappt. Frl. Staal zerrt fleißig an meinen idealen Anſchauungen und weiſt oft mit merkwürdiger Geſchicklichkeit den verwundbaren Fleck auf, den ich in Bauſch und Bogen unter den weiten Falten einer allgemeinen Anſicht mitgenommen hätte. Die Fürſtin Lvoff calmirt, hört zu, dämpft mit chriſtlicher frommer ſanfter Etiquette erfrige Discuſſionen; endlich iſt Frl. Stubbe, ein liebenswürdiges Mädchen, das leichte künſtleriſche Element in unſerem Kreiſe. Für den Augenblick geſellt ſich noch zu uns der General Cialdini[1]), Adjutant des Königs von Sardinien, Ehrenritter der Frau Großfürſtin bis Civita Vecchia und jetzt Touriſt und Gaſt J. K. H. — Ich ſage nur Eines von ihm; ſein Onkel iſt gehängt worden in effigie, ſein Vater zu 20jähriger öſterreichiſcher Haft, von der er 14 Jahre getragen hat, verurtheilt geweſen, um dann halb blödſinnig entlaſſen zu werden, — ſeine Mutter iſt vor Gram geſtorben und er hat lange Jahre in Spanien gedient, bis 1848 ihn in ſein Vaterland zurückrief. Sie können ſich denken, daß ſeine Eindrücke, — er iſt zum erſten Mal hier — tief und originell ſind. — Uebermorgen geht es zum Papſt, — Cardinal Antonelli habe ich geſehen — ein feiner, geiſtreicher, heiterer, kunſtverſtändiger Mann, — maleriſch anzuſehen mit ſeinem rothen Käppchen und ſeidenen Mantel. Neff[2]) ſchwelgt hier im italieniſchen Himmel, Farbenpracht und dolce far niente: er hat ein Atelier und malt Nymphen und Amoretten, nachdem er ſo lange an Heiligen gearbeitet hat. Der junge Grünewald iſt auch hier, — nüchtern und gediegen ſteht er ganz eſtländiſch vor Tempeln und Kirchen. Ich will Ihnen eine Sammlung von Inſchriften mitbringen — auf den Gräbern findet man gar ſchöne und ſonderbare. Geſtern in St.

[1]) Der ſpätere Sieger von Caſtelfidardo über Lamoricière 1860, der aber 1866 bei Cuſtozza den von ihm gehegten Erwartungen nicht entſprach.

[2]) Timoleon v. Neff, bekannter ruſſiſcher Maler, geb. 1805, † 1876. Vgl über ihn Paul Falck in der Balt. Monatsſchr Bd. 38, Heft 3.

Maria del Popolo, hart an unſerem Hôtel, mußte mir der Doctor einen Grabſtein nach dem anderen entziffern. Vor unſeren Fenſtern ſteht der Obelisk des Seſoſtris, mit den uralten Inſchriften des untergegangenen Egyptens. Auf dem Piedeſtal an zwei Seiten ſagt Auguſtus, der göttliche Imp. Pont. Max., er ſchenke dieſe Säule dem römiſchen Volke, an den beiden anderen verſichert Sixtus V. Pont. Max. er habe ſie purificirt dem neuen Rom geweiht. Es hat mich gefreut, daß der alte kluge Papſt ſich nicht geſcheut hat ſeinen Titel mit dem des großen Heiden zu theilen. Leben Sie wohl, ſchreiben Sie mir bald; in wahrer Freundſchaft

Ihre ergebene E. Rahden.

Sagen Sie Frl. Euler, ich ſchreibe ihr morgen; tauſend Grüße.

VII.

Rom, 12. April 1858.

Ich ſehe nach dem Datum Ihres letzten Briefes und kann mich nicht eines ſchmerzlichen Gefühls erwehren — es iſt der 12. December! Wie dem auch ſei, ich habe Ihrer ſehr viel und herzlich gedacht, überall wo mir etwas Schönes und Großes entgegegentrat, war Ihr Andenken nicht ferne, und in Rom lebt man ja in einer höheren Atmoſphäre des geiſtig und körperlich Schönen! Laſſen Sie mich ſogleich zu dem Auftrag übergehen, den ich für Sie habe und der ganz confidentieller Natur iſt. Fühlen Sie ſich geneigt — (von befähigt kann die Rede nicht ſein, wir wiſſen, was wir davon zu halten haben!) den Geſchichtsunterricht der beiden älteſten Prinzen von Leuchtenburg zu leiten, mit ihnen zu reiſen und ihre Studien zu überwachen während der Reiſen? Natürlich müßten Sie Alles aufgeben und ſich ganz dieſem neuen Berufe widmen, — es würden Ihnen aber ſehr annehmbare Bedingungen gemacht werden, die auch Ihre Zukunft einigermaßen ſicherſtellen ſollen. — Was ich Ihnen eben ſage, iſt bis jetzt nur ein Project in dem Kopfe der Frau Großfürſtin; ſie hat die beiden liebenswürdigen Prinzen viel geſehen und lieb gewonnen, und intereſſirt ſich für ihre fernere Ausbildung. Nun ſollen Sie mir ſagen, ob es Ihnen angenehm wäre von Neuem eine pädagogiſche Laufbahn anzutreten, und dann erſt will Ihre Kaiſerliche Hoheit über dieſen ihren Plan ſprechen und die nöthigen Schritte thun. Zugleich füge ich auf Befehl hinzu, daß die Frau Großfürſtin glaubt in Ihrem und der Kinder Intereſſe zu handeln bei ſolchem Vorſchlage, ſelbſt aber, wie Sie wohl wiſſen müſſen, Sie ſehr ungern verlieren würde. Ich rechne auf eine baldige Antwort; noch kann

ſie uns in Rom treffen, wo wir bis zum 15. Mai bleiben. Ich blättere ſoviel ich kann, in dem großen römiſchen Buche der Vergangenheit; Gregorovius, Ampère[1]) und Roſſi[2]) ſind zuweilen meine Führer dabei; Reumont[3]) der gelehrteſte von Allen vielleicht, iſt ſo ſehr durch Courmachen und Selbſtbewunderung abſorbirt, daß man ihn weniger benutzen kann. Von geiſtlichen Herren kenne ich wenig hervorragende Perſönlichkeiten, ſehe ſie auch eigentlich zu ſelten, als daß ich ein vollgültiges Urtheil über ihre Intelligenz fällen könnte. In unſeren Verhältniſſen und bei dem Stande moderner Bildung wird es immer ſchwerer, bei flüchtiger Bekanntſchaft das Quantum der Geiſtesfähigkeiten zu ſchätzen um die Tiefen zu meſſen, bedarf man da einiger weitgreifender Fragen, die man wie ein Senkblei in die flachen Fluthen geſellſchaftlicher Unterhaltung wirft, und die allem glänzenden Schaum zum Trotze bis auf den Sand gehen. Ich habe mich in dieſer Art recht glücklich verſehen und haufig richtige Erfahrungen gemacht, doch wie oft auch falſche! Sie ſagen mir, „ich wäre nicht ohne Möglichkeit für den Katholicismus“, und ich glaube Sie haben ganz recht. Die Dinge nach allen Seiten hin beleuchten, macht ſtutzig, denn es gehen tiefe Riſſe durch alles Menſchliche. Da geräth man unwillkürlich entweder in eine vage, im Aether ſchwimmende, poetiſch-ſpiritualiſtiſche Anſchauung, welche dem Herzen keinen Frieden geben mag, — oder man tritt in den feſten, einigen Dom, der bis in den Himmel ragt und Schutz und Ruhe bietet. Ich ſpreche natürlich nur von den armen Geiſtern, die nicht umhin können zu ſuchen, aufrichtig zu ſuchen und keine Genüge an ſich ſelbſt finden, keine an dem willkürlichen Machwerk anderer Menſchen. — Sie irren umher bis Sie matt und müde werden, wenn ſie nicht vorher den Muth haben einen Entſchluß zu faſſen, und ſich mit voller Kraft, unbeirrt und rückſichtslos, in die eine dieſer Richtungen zu werfen. Da gilt es aber ſich nicht umſehen . . . ja, wer das könnte! Ich nicht, wenigſtens noch nicht, — und daher ſage ich Ihnen zum Schluß· ich habe zu viel Proteſtanten geſehen, ich ſehe zuviel Katholiken, — und huldige ich in meinem Herzen

[1]) J. J. Ampère, geb 1800, † 1864, ausgezeichneter Literarhiſtoriker. Hier iſt ſeine Histoire romaine à Rome 4 vols. gemeint.

[2]) G. B. Roſſi, geb. 1822 der Erforſcher und ausgezeichnetſte Kenner des altchriſtlichen Roms, beſonders der Katakomben.

[3]) Alfred v. Reumont, geb. 1808, einer der größten Kenner der italieniſchen Geſchichte und Literatur unter den Deutſchen, Verfaſſer einer Geſchichte der Stadt Rom, die 1867—1870 in 3 Bänden erſchien.

dem großartigen, mächtigen Leben der Liebe, dem wunderbaren Bau der lateiniſchen Kirche, — noch muß ich zuſehen, ob die Riſſe des Tempels nicht bis in das Fundament reichen. Was ſpreche ich von mir, wenn ich in Rom bin! Es iſt auch wieder ein merkwürdiger Zug des Herzens, der für die Ewigkeit ſeines Lebens ſpricht, — daß es unbedingt ſeine eigenen Regungen und inneren Erlebniſſe an Intereſſe über alles Andere erhaben dünkt. Unbewußt bekennt es damit die Vergänglichkeit aller Dinge, die nicht in der innerlichen Sphäre der Seele wurzeln. — Die Campagna von Rom iſt herrlich, eine Fahrt die Via Appia entlang wird das Schönſte bleiben, was man träumen kann, ſolange die Aquaeducte in majeſtätiſcher Trauer durch die Fläche ziehen, ſolange St. Peter am Horizonte ſteht, ſolange die Albanergebirge in ſanften Wellenlinien ſich erheben und der glänzend blaue Himmel darüber ſtrahlt. Sehr gerne führte ich Sie mit mir auf den Monte Aventino; von der Malteſer-Kirche aus überblicken Sie ganz Rom, die gelben Fluthen der Tiber wälzen ſich läſſig zu Ihren Füßen, der Monte Mario ſteht Ihnen gegenüber mit ſeiner dunkeln Cypreſſenkrone — und es iſt ſo ſtill da Oben . . . Neulich fuhr ich ganz allein, — unter uns geſagt iſt es mir das Liebſte — nach den Columbarien, welche unweit der Ruinen des Tempels der Minerva Medica, vortrefflich erhalten ſind. Einer derſelben gehörte dem Conſul Lucius Arruntius zur Zeit des Kaiſers Auguſtus. Einzelne Inſchriften ſind von edler Einfachheit und Hoheit. Die eine lautet ungefähr: „Es trauert, wer den Mann verlor, oder den Vater, oder den Sohn: wie mag aber diejenige trauern die alle Drei verlor. Vorübergehender! wenn Du hierüber nicht weinſt, worüber magſt Du dann weinen!“ — Klingt nicht dieſer letzte Ruf, wie das Vorbild des berühmten, gleichgedachten Danteſchen Verſes? — Leben Sie wohl, wir haben um der Krankheit der Großfürſtin Katharina willen eine ſchwere Zeit verlebt — Gott gebe völlige Geneſung!

Ihre ergebene
E. Rahden.

VIII.

Nizza, 7. Juni (26. Mai) 58.

Endlich wieder ein Brief von Ihnen! In drei kurzen Monaten wird auch Ihre ſpärliche Correſpondenz aufhören dürfen, denn wir werden dann zurückgekommen ſein, die beiden langen, reichen Jahre werden wie ein Traum zwiſchen ſonſt und jetzt liegen und ich werde unter Freunden ſein. —

nur heimiſche liebe Geſichter ſehen! Ich freue mich jeden Tag mehr darauf, fürchte mich aber auch, nach der gewohnten melancholiſchen Weiſe, — denn eine erſehnte Freude verkehrt ſich ſo oft in Leid und eine genoſſene wird immer abgebüßt! Unter dem ſtrahlenden Himmel Nizza's ſollten nur heitere Bilder den Sinn bewegen, — darum laſſen ſie uns von der Zukunft ſchweigen; es dürften aber eigentlich auch keine Geſchäfte und ſonſtige langweilige Dinge über die Lippen gehen – ſie ſtimmen ſchlecht zu der anmuthigen Umgebung! doch hier gilt es ſich Gewalt anthun, und trotz der plätſchernden Fontaine und den roſigen Bergen und dem berauſchenden Orangenduft, will ich Ihnen gleich die Fragen beantworten, die Sie neulich an mich geſtellt[1]) — Endlich muß ich noch hinzufügen, daß die Erziehungspläne, bei welchen Sie eine Rolle ſpielen ſollten, ins Waſſer gefallen ſind. Es iſt eine ſchwierige Sache um Prinzenerziehung und es iſt vielleicht beſſer, man miſcht ſich nicht darein. Einige bedauerliche Erfahrungen in dieſer Hinſicht haben vorſichtiger gemacht, zu meiner Freude bleiben Sie bei Ihren Büchern und im Palais Michel, da haben Sie ſichere Freunde. A propos, die Frau Großfürſtin bietet Ihnen wieder Oranienbaum zur Villegiatur an, wenn Sie hin können und wollen, ſo ſprechen Sie davon mit Hartmann, er iſt ſeinerſeits präveniert. Römiſche Figuren umgeben mich beſtändig; es fällt nach und nach der Staub der Gegenwart von dem herrlichen Bilde ab und auf dem lieblichen Fond der ſchönſten Natur, erheben ſich die mächtigen Erinnerungen der ewigen Stadt. Immer ſagt eine Stimme in mir: „Das war Deine letzte, aber höchſte Begeiſterung!“ — Nun geht es allmälich abwärts — Jahre, Kräfte, Hoffnungen, Alles ſchwindet und mit jedem Tage empfindet man tiefer das Bedürfniß des ſtillen Hafens. — Es will Abend werden . . . laſſen Sie mich mit den Worten Wilhelm Humboldts ſchließen:

In dieſes Abends mildem Ahnungsſchauer
Blickt man auf Leiden nicht zurück mit Trauer
Es hat den feſten Muth der Bruſt gehoben
Und zart Gewebe um das Herz gewoben,
Wo um das Höchſte, was ſich läßt erringen,
Sich unzerreißbar alle Fäden ſchlingen!

Leben Sie wohl — auf Wiederſehen im Oranienbaum. Behüt' Sie Gott und bewahren Sie mir ein gutes Andenken.

Ihre ergebene Edith v. Rahden.

[1]) Hier ſind einige Sätze rein geſchäftlichen Inhalts und privaten Charakters fortgelaſſen.

IX.

Wildbad, 12. (24.) Juli 58.

Sie haben lange nichts von mir gehört; das glauben Sie aber doch wohl nicht, ich hätte nicht an Sie gedacht, und aus Seelenfahrläſſigkeit unſere Correſpondenz einſchlafen laſſen? Gott bewahre, dergleichen fällt mir nicht ein! Ich habe nur keine Zeit gehabt, und jammere täglich darüber, daß ich ſchlafen muß, um zu leben. Das Schlafen iſt mir längſt kein Genuß mehr wie früher, ich benutze es eben als ein nothwendiges Inſtrument oder als das tägliche Brod, mit Anerkennung, doch ohne Freude. Sie ſind mein ſteter Reiſegefährte geweſen, ſeit ich Italien verlaſſen . . . wie ungern verlaſſen! Die Schönheit giebt mir Niemand wieder, die herrliche, reiche, naturwüchſige, lachende Schönheit, die vom Himmel herabgeſtrahlt oder dem Meere entſtiegen ſchien, die ohne Müh und Kunſt, reizend und erhaben zugleich, — eben die Schönheit ſelbſt war. Die Reiſe durch Frankreich war intereſſant genug; zwei Poſttagreiſen durch die blühende Provence geſtatteten uns das Land näher anzuſehen und kennen zu lernen. Die feudalen Ueberreſte alter Burgen auf maleriſchen Bergſpitzen ſchauen wohl verwundert auf die neue Wirthſchaft herab und mögen vergeblich warten auf die Troubadours der alten Zeit, die nie mehr wiederkommen. In Avignon übernachteten wir am 3. Tage, und der nächſte Morgen wurde der Anſchauung der Merkwürdigkeiten gewidmet. Als wir durch die wohlerhaltenen Mauern der päpſtlichen Stadt einfuhren, dachte ich lebhaft an Sie; Petrarca hatte hier gelebt, d. h. geliebt, gedacht und gelitten, wie gern hätte ich von Ihnen Näheres über den großen Mann erfahren! Das Schloß der Päpſte ragt mächtig und dunkel über die Stadt hinaus; durch die vergitterten Fenſtern, an den mit prachtvoller Steinarbeit verzierten Thüren, von den wunderſchönen Erkern herab, ſchauen häßliche, kleine Soldaten, und die gewöhnlichſten Lebensverrichtungen gehen vor ſich, in den Sälen, wo die klügſten Prälaten, die gefeiertſten Dichter, ja die mächtigſten Könige wandelten. Der Gang, der aus den päpſtlichen Gemächern in die Cathedrale führte, iſt vermauert, — das leere, ausgezeichnet ſchöne Grab des Papſtes Johann XXI.[1]) ſteht wie eine bittere Ironie des Schickſals in einer Seitenkapelle. Anſtatt des fein blickenden Cardinals, der uns hätte ſollen die Denkmäler und Kunſtſchätze zeigen, führte uns der Präfect, ein witziger Advocat, herum; aus der Kirche ging er raſch ins Muſeum, denn

[1]) Er regierte von 1316–1334.

ſchon um 12 Uhr ſollte der Eiſenbahnzug abgehen. Da werden nun einige Bilder von Laura und Petrarca, der erſten vermeintliches Grab u. ſ. w. aufbewahrt, neben höchſt intereſſanten römiſchen Alterthümern und einigen ſehr ſchönen modernen Bildern. Fein, zart, regelmäßig, ſchön ſchaut Laura's Bild aus dem Oval eines Marmormedaillons, und aus dem Rahmen eines authentiſch erachteten Bildes. Sie ſenkt die Wimpern über ein mattes Auge, die Stirn ruht flach und leer über den hochgewölbten Brauen, der ſchmale Mund hat nie ein freies Wort geredet, und die Seele, deren Kleid das ſchöne todte Geſicht iſt, hat nie Petrarca lieben können . . . das Thor war zum Einzuge dieſes Königs zu eng. Das Volk ſtand dicht gedrängt auf unſerem Wege, mit einer gewiſſen trotzigen Neugierde im Ausdruck. Ich konnte nicht umhin bei mir zu denken, ſie trügen alle den Stempel jener abſoluten Ehrfurchtsloſigkeit, die eine bittere Frucht der großen Revolution bleibt. Von lebendiger Heiterkeit keine Spur, ſelbſt nicht auf der öffentlichen Promenade, wo wir in Beſançon mehre tauſend Menſchen beiſammen fanden. Die größte Ordnung herrſcht unſtreitig — doch mußte ich mit Erſtaunen bemerken, es ſeien um die Militairmuſik, zahlreiche Schildwachen mit dem Gewehr am Fuße, aufgeſtellt. Niemand hat in Frankreich die Idee einer möglichen Stabilität, daher ſprießt anſtatt der prächtigen Blüthen einer edlen Civiliſation, aus dem ſchwankenden Boden der Gegenwart die ekle Frucht des materiellen Genußes. Mühlhauſen hat mich ungemein intereſſirt, wir haben die enormen Fabriken der Herren Koechlin und Dollfuß in Augenſchein genommen, und die Frau Großfürſtin hat beſonders lange bei den Cités ouvrières verweilt, die auf einem großartig praktiſchen Fuße gebaut ſind. In Straßburg wollte ich nur Eines: den Münſter mit Muße ſehen. Abends und Morgens bin ich dageweſen und habe Gott gelobt und den Menſchen, den Er zu ſeinem Bilde geſchaffen. In Deutſchland kam mir Alles hausbacken und dürftig vor nach der Schönheit Italiens, nach dem üppigen Wohlſtande Frankreichs. Erſt ſeit dem ich im Schwarzwalde bin und mich in ein grünes Meer reichſter Laubvegetation verſenke, freue ich mich wieder an ganz neuen, tief poetiſchen Eindrücken. Wiſſen Sie wen wir hier haben? Haxthauſen, den ich ſchon früher gekannt und der unverändert trotz eines Zeitabſchnittes von vierzehn Jahren, in ewiger Jugend des Geiſtes fortpilgert. Neben den allgemeinen nationalökonomiſchen Studien, die er treibt, beſchäftigt er ſich mit anderen, mir ſo ſehr lieben Gegenſtänden, die nicht Ihres Reſſorts ſind. Wir ſind täglich zuſammen, frühſtücken gewöhnlich an einem Tiſche,

im Garten des Hôtels zum Bären, und haben endloſe Unterhaltungen, in jüngſter Zeit meiſt über den Teufel. Sonſt iſt von Bedeutung Niemand hier; was ſage ich! Der große Pariſer Rothſchild ſucht Heilung für ſeine Gicht — nebenher haben wir noch mehrere franzöſiſche Legitimiſtenfamilien, unzählige Engländer, wenig Ruſſen, im Ganzen mehr Leute als Menſchen. Die von Ihnen empfohlenen Bücher, Agnes Schebeſt[1]) und Schwarz habe ich in Frankfurt gekauft und erſteres mit großem Vergnügen geleſen; das zweite noch nicht. Nie bin ich ſo beſchäftigt geweſen! Ueberdem iſt Frl. Euler ſeit acht Tagen an der Gelbſucht krank und thut keine Dienſte. Das arme Mädchen iſt wohl etwas beſſer, aber noch matt und dunkelgelb.

Gehen Sie nach Oranienbaum und denken Sie an vergangene Tage. Hier grüßt Sie Alles; Niemand herzlicher als Ihre ergebene

Edith v. Rahden.

Grüßen Sie Brevern.

(Schluß folgt.)

---

[1]) Agnes Schebeſt, geb. 1813, † 1870, gefeierte Sängerin, mit Fr. D. Strauß 1840 verheirathet aber bald wieder geſchieden, beſchrieb ſelbſt ihr Leben in dem Buche: Aus dem Leben einer Künſtlerin, 1856.

Der Hammer der Thorheit.*)

(Frei nach dem Indiſchen.)

Denk', Bethörter, ab den Sinn von Erdenſchätzen, flücht'ger Luſt,
Was eig'ne Tugend Dir errang, nur das giebt Frieden Deiner Bruſt!

Was iſt Dir die Geliebte, was der Sohn, den ſie geboren Dir,
Was dieſe ganze eitle Welt, in welche Du verloren hier?
Warum und was biſt ſelber Du in dieſer kurzen Spanne Zeit?
Erwäg' es, Bruder, mit Bedacht in ernſter Geiſteseinſamkeit!

O prunk' mit Gold und Jugend nicht, verlaß' Dich nicht auf Menſchenmacht,
Der Maya Täuſchung weicht und reißt das Alles fort in ew'ge Nacht;
Zum Höchſten ſchau' vertrauend auf, bis jeder Wunſch zur Ruh' gebracht!

Am Spiel erfreut der Knabe ſich, der Jüngling an der Jugend Zier,
Verſenkt in Sorgen iſt der Mann, — wer aber denkt des Ew'gen hier?

Der Waſſertropfen zitternd ſchwebt am Lotosblatt, bis er verweht,
So bebt und glänzt das Leben auch, bis es im Tode untergeht,
Und ſicher fährt das Schiff allein, an deſſen Bord die Tugend ſteht.

Erblichne hier zu Tauſenden, Erzeugte dort in bunten Reih'n,
Millionen noch im Mutterſchooß, die einſt geboren werden ſein,
Das Daſein kurz und wechſelvoll, wo Leid dem Leide ſich geſellt —:
Sag', kannſt Du Dich des Lebens freu'n, ſag', kannſt Du hängen an der Welt?

*) Mohamudgara, wahrſcheinlich von dem berühmten Religionsphiloſophen Sankara Atſcharja verfaßt.

Der Morgen und der Abend kommt, der Tag, die Nacht, nur um zu gehn,
Und rauher Winter wird's zuletzt, war auch der Frühling noch ſo ſchön,
Mit deinem Leben ſpielt die Zeit, wie mit dem Schiffe Meer und Wind,
Und ſchwellt der Hoffnung Segel ſtets, die Deiner Wünſche Träger ſind.

Wenn welk der Leib, die Locken grau, gefurcht und bleich das Angeſicht,
Hält zitternd noch der Hoffnung Krug die welke Hand und läßt ihn nicht.

Das ew'ge Urſein nur ſteht feſt, nicht aber dieſe Erdenwelt,
Noch du und ich, — zerreiß' das Band, das Dich an ſie gefeſſelt hält!

Zum Waldesſchattenfrieden geh' und wohn' dort unter'm Himmelsblau,
Die Erde ſei zur Nacht Dein Bett, Dein Kleid ein Kittel ſchlecht und rauh;
Jag' auf dem Roß der Sinne nicht nach flücht'gem irdiſchem Genuß,
Bezähme Dich, beſchränke Dich — und Fried' und Ruh' Dir werden muß!

Nach Kampf und Frieden frage nicht, nach Freund' und Feinden jage nicht,
Mit Gleichmuth trage Schmerz und Luſt, erſtaune nicht, verzage nicht!

Es athmet Wiſchnu ja in uns, der Ein'ge, der das All durchdringt,
In dem, was uns getrennt erſcheint, zu einem Ganzen ſich verſchlingt;
Ein ein'ger Hauch, ſein Hauch, belebt, was Leben nur aus Ihm gewinnt —:
Dünkſt Du Dich beſſer denn als ſie, die Theile nur der Gottheit ſind? —

Zwölf Strophen zur Belehrung Euch und zur Bekehrung ich hier ſchrieb,
Wo keine rechte Schülerzucht, da iſt auch keine rechte Lieb'! —

Renatus.

Ueber die Aſtrologie.

Ein Vortrag.

Zu den intereſſanteſten Gebieten aus der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes gehört gewiß die Geſchichte des Aberglaubens in ſeinen mannigfachen Formen. Iſt doch auch heute noch kaum ein Menſch ganz frei von jedem Aberglauben. Wie viel wichtige Handlungen werden nicht durch den Aberglauben der Handelnden hervorgerufen, oder wenigſtens beeinflußt! Kein Aberglaube hat aber je eine ſolche Verbreitung gefunden, als die Aſtrologie, d. h. die vermeintliche Kunſt, aus den gegenſeitigen Stellungen und Bewegungen der Geſtirne auf das Schickſal der Menſchen Schlüſſe ziehen und ſogar mit ziemlicher Genauigkeit das Leben der einzelnen Menſchen vorausſagen zu können. Wie ſehr dieſer Aberglaube um ſich gegriffen hatte, erkennen wir ſchon daran, daß ihm entſprungene Ausdrücke noch heute täglich von uns benutzt werden, wie: „Dieſer Menſch iſt unter einem glücklichen Stern geboren“, oder: „Sein guter Stern leitet ihn“, und ähnliche Redensarten. Es ſcheint eine merkwürdige Verirrung des menſchlichen Geiſtes geweſen zu ſein, anzunehmen, daß die zufälligen Stellungen der Geſtirne zu einander, wie ſie ſich unſerem Auge darſtellen, einen Einfluß auf unſer Leben beſitzen, das doch von ganz anderen Factoren abhängt. Schier unglaublich ſcheint es namentlich zu ſein, daß hochbegabte und gebildete Männer des 16. und 17. Jahrhunderts dieſem Aberglauben anhängen konnten. Es wird daher von vielen Hiſtorikern und Aſtronomen behauptet, die Aſtrologen, welche ſich damit beſchäftigten, den anderen, in dieſer Kunſt nicht Bewanderten aus den Geſtirnen ihr Schickſal vorauszuſagen, ſeien ſämmtlich Schwindler und Betrüger geweſen, welche die Unwiſſenheit der

Uebrigen benutzten, um von ihnen möglichſt viel zu erwerben. Die ganze Aſtrologie wird z. B. von Mädler als ein Schandfleck in der menſchlichen Geſchichte bezeichnet. Dies harte Urtheil iſt jedoch ganz ungerecht. Wer wird es z. B. wagen, den großen Genoſſen Luthers, Philipp Melanchton, der ſelbſt Aſtrolog war, des beabſichtigten Betruges zu zeihen? Nein, die Aſtrologen waren im Allgemeinen keine Betrüger, ſie waren feſt überzeugt von der Wahrheit der Aſtrologie, ja, ſie konnten gar nicht anders. Die Aſtrologie war die nothwendige Uebergangsſtufe, die man überſchreiten mußte, um durchzudringen zu der heutigen tieferen Kenntniß vom Weſen der Geſtirne.

Um dies zu erklären, iſt es erforderlich, auf den Urſprung der Aſtrologie zurückzugreifen. Die heutigen Städtebewohner wiſſen meiſt nichts oder nur ſehr wenig von den Sternen. In den engen Straßen, umgeben von Häuſern, ſehen ſie nur einen kleinen Theil des Himmels, und kaum je wenden ſie ihre Augen dorthin. Sie haben es ja auch nicht nöthig, denn was ſollten ſie auch dort oben ſuchen, als das ewige Einerlei der Sterne, die wegen der Straßenbeleuchtung nur matt ſichbar ſind. Auf dem Lande iſt das ſchon anders, dort iſt die Kenntniß des geſtirnten Himmels viel weiter verbreitet, als in den Städten. Aber auch dort knüpft ſich kein Intereſſe an die Betrachtung der Sterne. Ganz anders war es im frühen Alterthum, wie auch noch jetzt bei vielen auf niedriger Culturſtufe ſtehenden Völkern. Wollte man wiſſen, wie viel Uhr es war, ſo mußte man ſich in Ermangelung von Uhren direct an den Himmel um Rath wenden, indem man nach dem Stande der Sonne oder der Sterne ſah. Wollte man Reiſen machen, ſo mußte man ſich wieder nach dem Himmel richten, um richtig an fernen Ort und wieder zurückgelangen zu können, da es weder Landkarten noch Wegweiſer gab. Bei Seereiſen war die Kenntniß der Geſtirne damals ebenſo wichtig, wie heute, da dieſelben ja die einzigen Wegweiſer auf hoher See ſind. Die Kenntniß der Geſtirne war demnach den erſten Culturvölkern ſehr nothwendig, es blühte daher ſehr früh eine Wiſſenſchaft der Aſtronomie.

Aber auch abgeſehen von dieſer Nothwendigkeit, mußten die Menſchen, ſo wie ſie eine gewiſſe Kultur erlangt hatten, angeregt werden, die Geſtirne zu beobachten. Der Anblick des Sternenhimmels in einer wolkenloſen Nacht flößt wohl jedem denkenden Menſchen ein Gefühl der Andacht ein. Dort oben bewegen ſich Tauſende räthſelhafter Lichter in lautloſer Stille, aber in ſtrengſter Ordnung. Die meiſten verändern ihre gegenſeitige

Stellung gar nicht, ſondern ſchienen am Firmament befeſtigt zu ſein und ſich mit denſelben in ungefähr einem Tage um unſeren Wohnort, die Erde zu drehen. Nur fünf helle Sterne, welche Planeten oder Wandelſterne genannt werden und ſich im Ausſehen von den übrigen kaum unterſcheiden, ändern ihre Stellung ſowohl zu einander, wie zu den übrigen Sternen, den ſogenannten Fixſternen. Dazu kommen noch der ewig wechſelnde Mond und das helle, uns Wärme und Licht ſpendende Geſtirn, die Sonne, welche auch beſtändig ihren Ort am Himmel ändern. Sie wurden daher auch zu den Planeten gerechnet. Die vielfach verſchlungenen Bewegungen dieſer Planeten mochten den erſten Aſtronomen ganz unregelmäßig erſcheinen, doch ſchon früh erkannte man auch in ihnen eine vollkommene Geſetzmäßigkeit.

Der denkende Menſch wandte ſich ſofort an die Aufgabe, die Urſache dieſer Bewegungen und dieſer Ordnung zu ſuchen. Da war es denn das Natürlichſte, darin den directen Ausfluß des Willens der Gottheit zu erblicken. Das blaue Himmelsgewölbe über uns wurde zur Wohnung der Götter und die Sterne ſelbſt, namentlich die Planeten, zu Repräſentanten der Hauptgottheiten gemacht. Mit einziger Ausnahme von Paläſtina war ja im ganzen Orient, wo zuerſt die Kultur aufblühte, der Sternencultus die urſprüngliche Form der Religion. Waren aber die Planeten ſelbſt die Götter, welche die Schickſale der Menſchen regierten, ſo war es faſt nothwendig, auch ihre Bewegungen und gegenſeitigen Stellungen als bedeutungsvoll für die Erde und ihre Bewohner anzuſehen. So entſtand die Aſtrologie. Die Prieſter waren mit der Beobachtung der Geſtirne betraut, ſie waren die erſten Aſtronomen; ſie hatten die Aufgabe, nicht nur die Bewegungen der Geſtirne zu erforſchen, ſondern auch auf die Bedeutungen dieſer Zeichen der Götter zu achten. Sie verglichen die Stellungen und Bewegungen der Planeten mit den irdiſchen Ereigniſſen und ſchufen ſo allmälig auf empiriſcher Grundlage eine Kunſt der Sterndeutung, der Aſtrologie. Namentlich war es die mächtige chaldäiſche Prieſterſchaft in Babylonien, welche dieſe Kunſt ausbildete. Wie es freundliche Götter gab, ſo gab es auch den Menſchen feindlich geſinnte. Unter dieſen war, wie Diodor berichtet, namentlich der Elos oder Belos, der von den Griechen Kronos, von den Römern Saturn genannt wurde, der mächtigſte. Wen alſo bei der Geburt ſein Planet feindlich anſchaute, der hatte ein unglückliches Leben zu erwarten, wenn nicht freundliche Planeten den böſen Einfluß abſchwächten. Auch der Mars war den Menſchen feindlich, Jupiter und Venus freundlich,

Mercur und Mond bald freundlich, bald feindlich. Wie die einzelnen Deutungen der Geſtirne entſtanden ſind, läßt ſich heute nicht mehr vollſtändig überſehen, da die hiſtoriſchen Quellen darüber nur ſehr dürftig fließen. Als Alexander der Große in Babylon einzog, traf er dort aſtronomiſche Beobachtungen an, die über 1900 Jahre zurückgereicht haben ſollen. Welch ein Schatz wäre das nicht noch heute für uns, trotz der Unvollkommenheit der damaligen Inſtrumente! Aber nur ſehr wenige Bruchſtücke ſind uns davon erhalten geblieben. Vielleicht iſt in den bisher noch nicht publicirten babyloniſch-aſſyriſchen Keilinſchriften Manches enthalten, was für die Geſchichte der Aſtronomie und Aſtrologie von Bedeutung wäre.

Von den Babyloniern gelangte die Aſtrologie zu den Griechen und von dieſen zu den Römern und ſpäter zu den Arabern, die wohl die Aſtronomie faſt nur der Sterndeutung wegen betrieben. Bei den Arabern erreichte die Aſtrologie ihre höchſte Blüthe und gelangte von ihnen durch die Kreuzzüge und das arabiſche Chalifenreich in Spanien zu den chriſtlichen Kulturvölkern Europas.

Während die Heiden die Geſtirne ſelbſt als Gottheiten verehrten und anbeteten, alſo ihre Aſtrologie auf durchaus religiöſen Vorſtellungen beruhte, erkennen die Muhammedaner, Juden und Chriſten nur einen Gott an, die Sterne ſind ebenſo wie die Erde und die Menſchen nur Geſchöpfe Gottes. Es kann alſo Verwunderung erregen, daß auch bei den Chriſten die Aſtrologie eine ſo große Rolle ſpielen konnte, daß ſelbſt ein Melanchthon ihr anhing. Und doch iſt dies nur natürlich. Nach den damaligen Anſchauungen bildete die Erde den Mittelpunkt der geſammten Schöpfung. Dieſe Anſicht war damals die einzig natürliche und vernünftige, denn noch hatte kein Fernrohr die Mittel geliefert, die Größen und Entfernungen der anderen Weltkörper kennen zu lernen, keine Mechanik den Zuſammenhang aller Bewegungen im Weltraume gezeigt. An eine gegenſeitige Anziehung der Sterne konnte niemand glauben, auch nicht daran, daß die Planeten unſerer Erde ganz ähnliche Körper ſind. Wer ſolche Anſichten ausſprach, würde ſich damals ebenſo lächerlich gemacht haben, wie einer, der heute noch an die aſtrologiſchen Prophezeiungen glaubt. Es wurde alſo angenommen, daß der Himmel mit all ſeinen Lichtern nur für die Erde und für deren wichtigſte Bewohner, die Menſchen, geſchaffen ſei. Iſt doch ſelbſt in der bibliſchen Schöpfungsgeſchichte geſagt, daß Gott die Sterne erſchuf „daß ſie ſchienen auf Erden“. So wörtlich genommen, wie es damals meiſt geſchah, konnte das eben nichts Anderes bedeuten, als daß die Sterne ſämmtlich nur der Erde wegen da

ſeien. Bei dem hellſten und mächtigſten der Geſtirne, der Sonne, ſchien das ja auch durch den Augenſchein dargethan zu ſein. Es ſpendet uns Licht und Wärme: ohne dasſelbe würde die Erde von einer ſchaurigen kalten Finſternuß umhüllt ſein, in der kein Leben denkbar wäre.

Der Einfluß des Mondes iſt weniger wahrnehmbar. Zwar ſpendet auch er Licht, doch wechſelt dasſelbe immerwährend von voller Dunkelheit beim Neumonde, bis zu großer Helligkeit beim Vollmonde. Die Wechſel des Mondes vollziehen ſich nun in genau gleichen Zeiten; eine Periode derſelben iſt ein Monat, wenn ſie auch nicht genau mit unſeren bürgerlichen Monaten übereinſtimmt. Von einem Mondviertel bis zum folgenden verſtreichen ungefähr 7 Tage. Nun glaubte man früher allgemein, daß in den meiſten ſchweren Krankheiten die Kriſen von ſieben zu ſieben Tagen eintreten. Was lag alſo näher, als die Urſache davon dem Monde zuzuſchreiben? Bedenken Sie ferner, daß die monatliche Periode der Frauen auffallenderweiſe ſo gut wie genau mit einem Mondumlauf übereinſtimmt, ſo werden Sie mit mir darin übereinkommen, daß es kaum möglich war, ſich der Kraft dieſes Beweiſes für die Einwirkung des Mondes auf die Menſchen zu entziehen. Heute können wir, geſtützt auf unſere größeren Kenntniſſe, allerdings keinen Zuſammenhang zwiſchen dieſen beiden Erſcheinungen annehmen und müſſen uns nur wundern über dieſes merkwürdige zufällige Zuſammentreffen, damals mußte aber dieſer Zuſammenhang als bewieſen angeſehen werden, und demnach wurde es als ausgemacht angenommen, daß der Mond die Säfte des Menſchen beeinfluſſe. Man hatte ſchon die Entdeckung gemacht, daß die Erſcheinungen der Ebbe und Fluth mit dem Stande des Mondes und ſeiner Stellung zur Sonne zuſammenhängen. Von einer allgemeinen Anziehungskraft, wie ſie heute erwieſen iſt, wußte man damals noch nichts; es mußte alſo angenommen werden, daß der Mond, wie die Säfte des Menſchen, auch die Säfte der Erde, alſo in erſter Linie das Waſſer, beherrſche. Man glaubte auch gefunden zu haben, daß es im Allgemeinen bei zunehmendem Monde mehr regne und feuchter ſei, als bei abnehmendem. Hieraus entſprang dann der noch heute ſehr verbreitete Aberglaube, daß der Mondwechſel einen Witterungsumſchlag hervorrufe, eine Anſicht, die vor der ſtrengen Wiſſenſchaft nicht Stand hält. Aus der Anſicht, daß der Mond die Säfte des Menſchen regiere, entſtand ebenfalls ein noch heute ſehr verbreiteter Aberglaube, den ich auch hier vielfach angetroffen habe, daß man nämlich, um ſein Haar zu conſerviren, dasſelbe nur zur Zeit des zunehmenden Mondes ſchneiden laſſen dürfe. Ein ähnlicher

Aberglaube iſt hinſichtlich der Zeit, zu der man die Fingernägel beſchneiden dürfe, verbreitet. Wie die Säfte des Menſchen, regiert der Mond auch die Säfte der Thiere und Pflanzen. Auch auf dieſe aſtrologiſche Anſicht iſt mancher noch heute anzutreffende Aberglaube zurückzuführen. Es iſt z. B. Aberglaube, wenn man, wie viele, ſelbſt gebildete Landwirthe thun, der Anſicht iſt, daß man die Bäume, um die Dauerhaftigkeit des Holzes zu erhöhen, bei zunehmendem Monde fällen ſoll. Auch die abergläubiſche Anſicht iſt verbreitet, daß man die Pferde nur bei zunehmendem Monde beſchlagen dürfe. Aus dieſen Beiſpielen ſehen Sie, wie tiefe Wurzeln die Aſtrologie geſchlagen hatte, und wie noch ſo mancher heutige Aberglaube mit ihr in engem hiſtoriſchem Zuſammenhange ſteht.

Gehen wir jetzt zu den anderen Geſtirnen über. Auch ſie ſind, nach damaliger Anſicht, nur für die Erde und mithin für den Menſchen erſchaffen. Was bezweckt aber die Erſchaffung dieſer Tauſende von Sternen? Sie leuchten ſo wenig, daß es in einer mondloſen Nacht faſt genau ebenſo dunkel iſt, ob die Sterne zu ſehen, oder ob ſie von Wolken bedeckt ſind. Das Lichtſpenden iſt alſo nicht ihr Zweck. Man könnte ſagen, die Sterne ſeien dazu erſchaffen, dem Menſchen die Großartigkeit und die Pracht der Schöpfung recht vor die Augen zu führen. Das mag vielleicht auch bei dem weitaus größten Theile der Sterne als hinreichender Grund erſcheinen; doch was bedeuten dann die fünf Wandelſterne, die Planeten? Dieſelben befinden ſich täglich an einer anderen Stelle des Himmels und führen, wenn man ſich ihre Bahnen unter den anderen Sternen aufgezeichnet denkt, ſo krauſe Bewegungen aus, daß ſie den Scharfſinn der größten Aſtronomen auf die Probe ſtellten. Irgend einen Zweck für die Erde mußten doch auch dieſe Bewegungen haben, denn zur Erhöhung der Schönheit des Sternenhimmels tragen ſie nichts bei. Der Schöpfer hat den Planeten ihre Bahnen vorgeſchrieben. Man mußte zu erkennen ſuchen, welchen Zweck er damit verbinden wollte. Hatten die Sonne und der Mond, die beiden großen Planeten, Einfluß auf die Menſchen, warum ſollten nicht auch die fünf kleineren einen beſitzen? Um dies zu prüfen, verglichen die Aſtrologen ſorgfältig die Erſcheinungen und gegenſeitigen Stellungen dieſer Planeten zu einander und zu den beiden großen Planeten, der Sonne und dem Monde, mit den eigenen Schickſalen und mit denen anderer Menſchen. Sie prüften dabei auch die von den Arabern überkommenen, großentheils aus Babylonien ſtammenden, aſtrologiſchen Regeln, weil dieſelben, wie ſie meinten, auf einer Jahrhunderte langen Erfahrung beruhten. Wie es nun meiſt zu geſchehen

pflegt, daß nämlich eine glücklich eingetroffene Prophezeiung einen viel nachhaltigeren Eindruck hinterläßt, als zehn nicht eingetroffene, kamen die meiſten Aſtrologen bald zu der Ueberzeugung, daß die arabiſche Sterndeutung in den meiſten Punkten das Richtige treffe und nur in Einzelheiten einer Verbeſſerung bedürftig ſei Eine Statiſtik, wie heute, gab es noch nicht; es konnten alſo in der Regel nur wenige Vergleichungen angeſtellt werden, und dieſe ſtimmten verhältnißmäßig oft mit den aſtrologiſchen Prophezeiungen überein. Ein berühmter italieniſcher Mathematiker und Aſtrolog des ſechszehnten Jahrhunderts, Cardanus, hatte ſich lange mit der Vergleichung ſeines eigenen Lebens mit den aſtrologiſchen Vorherſagungen beſchäftigt. Schließlich glaubte er vollkommen feſt an die Richtigkeit der Aſtrologie. Er prophezeite ſich ſelbſt den Tod auf ein beſtimmtes Jahr, nämlich 1576, und ſtarb wirklich gerade im Verlaufe dieſes Jahres. Solch' ein Ereigniß mußte doch Aufſehen erregen und den Glauben an die Prophezeiungen vermehren. Allerdings wurde nach ſeinem Tode von Einigen behauptet, Cardanus hätte freiwillig den Hungertod erlitten, um das prophezeite Jahr nicht zu überleben. Dieſe Auffaſſung muß aber verworfen werden, denn iſt es ſchon äußerſt unwahrſcheinlich, daß Cardanus einen Selbſtmord verübt hat, blos um andere Menſchen in dem Glauben an die Aſtrologie zu beſtärken, ſo iſt es gewiß ganz undenkbar, daß der fünfundſiebenzigjährige Greis gerade dieſe Todesart zum genannten Zweck gewählt hat. Ferner ſtarb er im September des erwähnten Jahres, ſodaß der von der Wahrheit der Aſtrologie überzeugte Mann immer noch erwarten konnte, in den folgenden Monaten des Jahres gemäß ſeiner Prophezeiung zu ſterben. Wahrſcheinlich wirkte bei dem felſenfeſt an die Wahrheit der Aſtrologie glaubenden Manne die Einbildungskraft ſo ſtark, daß er wirklich krank wurde und ſtarb. Fälle, in denen die Einbildungskraft einen ſolchen Einfluß ausübt, ſind ja auch ſonſt bekannt. Ueberhaupt mag in vielen Fällen die Einbildungskraft der von der Wahrheit der Prophezeiungen feſt überzeugten Menſchen dazu beigetragen haben, die Prophezeiungen ſelbſt in Erfüllung zu bringen. Die Menſchen waren oft, möchte man ſagen, wie hypnotiſirt und trugen zur Erfüllung deſſen bei, was ihnen vorhergeſagt war. Derartige Erklärungen vieler eingetroffenen Prophezeiungen konnte aber im 15. und 16. Jahrhundert Niemand anführen, ſie mußten jedem als Beweis der Wahrheit der Aſtrologie gelten. Manche Vorausſagungen gingen auch ganz zufällig in Erfüllung, während natürlich viele andere nicht eintrafen.

Nachdem man ſo gefunden zu haben glaubte, daß die ſieben Planeten, die, nach der Reihenfolge ihrer vermeintlichen Entfernungen von der Erde geordnet, Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Merkur, Mond heißen, wirklich einen Einfluß auf die irdiſchen Ereigniſſe ausüben, oder, richtiger ausgedrückt, Zeichen ſind, durch welche es den Menſchen geſtattet iſt, bis zu einem gewiſſen Grade die Räthſel der Zukunft zu löſen, mußte es auch als bedeutſam erſcheinen, daß die verſchlungenen Bahnen der Planeten ſämmtlich in einem ſchmalen Gürtel liegen, der rings um den Himmel herumläuft. Dieſer Gürtel wurde der Thierkreis genannt. Während der Mond den ganzen Thierkreis in einem Monat durchläuft, braucht die Sonne dazu ein ganzes Jahr, alſo zwölf Monate, ſo daß ſie in jedem Monat ein Zwölftel des Thierkreiſes durchläuft. Danach wurde der Thierkreis ſchon ſehr früh in zwölf gleich große Abſchnitte oder Zeichen getheilt, welche, angefangen von der Stelle, an welcher ſich die Sonne zur Zeit des Frühlingsanfangs befindet, der Reihe nach heißen. Widder, Stier, Zwillinge, Krebs, Löwe, Jungfrau, Waage, Scorpion, Schütze, Steinbock, Waſſermann, Fiſche. Dieſe Eintheilung des Thierkreiſes iſt ſo alt, daß man nicht mehr weiß, wann und wo ſie entſtanden iſt. Sie findet ſich ſchon auf altegyptiſchen Monumenten. Dieſen Thierkreiszeichen wurden nun auch gewiſſe Einwirkungen zugeſchrieben, und ſcheinbar mit Recht. Wir wiſſen alle, daß es deshalb im Sommer wärmer iſt, als im Winter, weil im Sommer die Sonne höher ſteht und die Tage länger ſind, als im Winter. Doch trifft in der nördlichen gemäßigten Zone, mit der wir es hier allein zu thun haben, die Zeit der größten Hitze nicht mit der Zeit der größten Höhe der Sonne im Juni genau überein, ſondern findet ungefähr einen Monat ſpäter, im Juli, ſtatt; ebenſo findet die größte Kälte nicht im December ſtatt, wo die Sonne am tiefſten ſteht, ſondern im Januar, wo ſie ſchon etwas geſtiegen iſt. Ferner ſind die Monate, in denen die Sonne gleich hoch ſteht, nicht gleich warm, z. B. iſt der März kälter als der September, überhaupt iſt das Frühjahr, wenn die Sonne ſteigt, kälter als der Herbſt, wenn ſie ſinkt. Die phyſikaliſche Urſache dieſer Erſcheinung iſt uns ganz geläufig: die Erde braucht eben Zeit zur Erwärmung und ebenſo zur Abgabe der Wärme, d. h. zur Erkaltung. Anders war es aber zu der Zeit, mit der wir es zu thun haben. Dieſe phyſikaliſche Urſache war unbekannt. Man mußte daher ganz vernünftigerweiſe annehmen, daß die Höhe der Sonne wohl einen bedeutenden Einfluß auf die Erwärmung der Erde ausübt, aber keinen ausſchließlichen, daß vielmehr ihr Stand am Himmel, d. h. im Thierkreiſe, daher von

Bedeutung iſt. Nun tritt die Sonne am 21. Juni neuen Stils beim Sommeranfang, wo ſie am höchſten ſteht, in das Zeichen des Krebſes, einen Monat darauf in das Zeichen des Löwen. Um dieſe Zeit tritt die größte Wärme ein, alſo iſt der Löwe ein warmes, oder, wie man damals ſagte, feuriges Zeichen. In dieſer Art hatten alle Thierkreiszeichen ihre Bedeutungen, deren Urſprung aber meiſt nicht mehr ſicher nachzuweiſen iſt. Auch bei den Planeten läßt ſich nicht mehr im Einzelnen nachweiſen, wie ſie zu ihren beſtimmten Eigenſchaften, die man ihnen beilegte, gelangt ſind. Wie geſagt, wurde die arabiſche Aſtrologie, die von der alten babyloniſchen herſtammt, großentheils einfach acceptirt und von den einzelnen Aſtrologen nur in wenigen Punkten geändert.

Hin und wieder wird die Ordnung am Firmament ſcheinbar geſtört durch das Auftreten neuer, noch nie geſehener Sterne. Auch dieſe mußten als göttliche Zeichen aufgefaßt werden, welche den Menſchen zukünftige Ereigniſſe anzeigen ſollten, die es alſo möglich machten, den Schleier der Zukunft zu lüften. Da ſolche neue Sterne jedoch nur ſelten ſichtbar wurden, gelangte man zu keiner allgemein gültigen Anſicht über ihre Bedeutung. Ueber die Bedeutung der in den Jahren 1572 und 1604 erſchienenen neuen Sterne ſind z. B. ſehr viele wichtige Schriften erſchienen, deren Verfaſſer aber in ihren Anſichten weit auseinandergehen.

Anders verhält es ſich mit den Cometen. Scheinbar ganz plötzlich ſteht ein heller Comet mit langem Schweif am Himmel, bewegt ſich meiſt ſehr raſch und verändert dabei fortwährend ſeine Geſtalt, um allmälig wieder zu verſchwinden. Schon die äußere, einer Ruthe ähnliche Geſtalt der Cometen war geeignet, Furcht einzuflößen. Man betrachtete ſie als Sinnbild einer von Gott den Menſchen zur Warnung und Drohung vorgehaltenen Zuchtruthe. Jede Erſcheinung eines Cometen bedeutete Unglück, namentlich verheerende Kriege, Peſt, oder den Tod großer Herrſcher. Nach einer jeden Erſcheinung wurden die traurigen Ereigniſſe zuſammengeſtellt, die alle der Comet angedroht haben ſollte. Natürlich ſind ſolche traurige Ereigniſſe jederzeit leicht zu finden, man glaubte aber immerhin, durch dieſe Nachforſchungen die Bedeutungen der einzelnen Cometen finden zu können. Dieſer Cometen-Aberglaube ſpielte eine große Rolle, namentlich beim Volke, wo er ſich theilweiſe noch bis zum heutigen Tage erhalten hat. Noch über die ſchlimmen Bedeutungen des im Jahre 1834, alſo vor noch nicht 60 Jahren, erſchienenen Cometen iſt eine, allerdings anonyme Schrift im Druck erſchienen.

Eine ſehr große Rolle ſpielten ferner die Finſterniſſe, wenn auch weniger bei den Aſtrologen von Fach. Letztere erkannten wohl ihre Bedeutung an, da ſie aber wußten, daß die Finſterniſſe nur durch die gegenſeitige Stellung von Sonne und Mond veranlaßt werden, konnten ſie dieſelben ebenſo behandeln, wie überhaupt die gegenſeitigen Stellungen der Planeten zu einander. Im Volke war aber und iſt noch jetzt die Furcht vor den Finſterniſſen eine ſehr große. Als die totale Sonnenfinſterniß des Jahres 1887 in Rußland erwartet wurde, erhielten die Prieſter den Auftrag das Volk vorher darüber aufzuklären, daß dieſes keineswegs ein Unglück bedeute. Obgleich dies vermuthlich überall geſchehen iſt, wenigſtens gewiß an dem Orte (im Smolenskiſchen Gouvernement), wohin ich zur Beobachtung der Finſterniß gereiſt war, konnte ich doch mit eigenen Augen die Furcht des Volkes vor dieſem Naturereigniſſe ſehen.

So ſehen wir, daß die Aſtrologie entſtand, theilweiſe aus dem Staunen und der Furcht vor ſeltſamen Naturereigniſſen, theilweiſe durch die Beobachtung wirklicher oder vermeintlicher Einwirkungen der Geſtirne auf das Leben auf der Erde. Dazu kamen noch, wie ſchon erwähnt, religiöſe Momente. Mehrfach wird in der Bibel erwähnt, daß Gott durch die Geſtirne etwas andeuten oder androhen will. Denken Sie nur an den Stern der Weiſen aus dem Morgenlande, an die Finſterniß bei der Kreuzigung Chriſti, an die Vorausſagungen anderer Finſterniſſe für beſonders hervorragende und ſchreckliche Ereigniſſe, ferner an das Wunder, das dem König Hiskia ſeine Geneſung anzeigt. Denken Sie auch an die Zahl ſieben, die Zahl der Wochentage, entnommen der Schöpfungsgeſchichte, an die Siebenzahl der Planeten und die ſieben Tage, die zwiſchen zwei auf einander folgenden Mondvierteln verſtreichen. Darin konnte auch kaum ein Zufall geſehen werden. Es war demnach durchaus folgerichtig, wenn die Aſtronomen früherer Zeiten ſich der Aſtrologie zuwandten und feſt an deren Prophezeiungen glaubten. Man kann ſich daher auch nicht darüber wundern, daß Melanchton Anhänger der Aſtrologie war. War doch Melanchton durchaus nicht ausſchließlich Theologe, er war bekanntlich auch Philologe und außerdem, was weniger bekannt ſein dürfte, ſehr wohl in der Aſtronomie bewandert. Er gab ein damals ſchon altes aſtronomiſches Lehrbuch mit einer eigenen geiſtreichen Einleitung heraus (I. de Sacro Busto: Libellus de sphaera. Cum praefatione Phil. Melanchthonis. Witebergae 1538), er ſchrieb die Vorreden zu einer größeren Anzahl von Werken mathematiſchen und aſtronomiſchen Inhalts und er verfaßte auch ein Lehrbuch der Phyſik

(Doctrinae physicae elementa. Basileae 1549). Das Wort Phyſik deckt ſich hier nicht mit ſeinem heutigen Begriffe. Die Phyſik war ganz allgemein die Lehre von den Erklärungen der Naturerſcheinungen und handelte daher auch von den Geſtirnen und ihren Bewegungen. In dem genannten Lehrbuche bringt Melanchton eine ſehr intereſſante Darlegung der philoſophiſchen Grundlagen der Aſtrologie, worin er alle Gründe hervorhob, die ihn bewogen, an dieſelbe zu glauben. Dieſe Gründe ſind zum größeren Theile dieſelben, wie die oben angeführten.

Durch das Vorhergehende glaube ich dargethan zu haben, daß die Aſtrologen durchaus nicht im Allgemeinen Betrüger waren, daß auch die Aſtrologie ſelbſt nicht als ein Schandfleck in der menſchlichen Geſchichte angeſehen werden darf. Sie war durchaus natürlich, ſo lange man die Erde als den Mittelpunkt anſah, für den die ganze übrige Welt geſchaffen war. Nicht früher, als nachdem man ſich dazu erhoben hatte, in der Erde nur einen ganz unbedeutenden unter vielen Millionen von Himmelskörpern zu ſehen, konnte der aſtrologiſche Aberglaube verſchwinden und einer richtigeren Naturphiloſophie Platz machen.

Gewiß wird es unter den vielen Aſtrologen auch einige Betrüger gegeben haben, welche darauf ausgingen, den in der Kunſt der Sterndeutung Unbewanderten gegen ihr beſſeres Wiſſen Sand in die Augen zu ſtreuen, um möglichſt viel von ihnen zu gewinnen. Die Regel war dies aber nicht, obgleich die Verſuchung dazu eine recht große war. In der Zeit, als die Aſtrologie in Europa die tiefſten Wurzeln gefaßt hatte, gab es kaum einen gebildeten Menſchen, der nicht wenigſtens etwas von dieſer Kunſt verſtand. Alle Herrſcher und Fürſten hielten ſich eigene Hof-Aſtrologen, die ihnen die Prophezeiungen ſowohl im Allgemeinen für's Leben, als auch für einzelne beſtimmte Ereigniſſe zu liefern hatten. Das Intereſſe, das damals ganz allgemein der Aſtronomie entgegengebracht wurde, hatte ſeinen Grund faſt ausſchließlich in der Aſtrologie. Durch letztere fanden die Aſtronomen hohe Gönner, während ſie ohnedem faſt verhungert wären. So ſagt der berühmte Kepler, der ſelbſt noch, wenn auch mit Einſchränkungen, an die Aſtrologie glaubte, in einer Schrift (Tertius Interveniens) über dieſelbe: „Es iſt wohl dieſe Aſtrologia ein närriſches Töchterlin, aber lieber Gott, wo wolt jhr Mutter die hochvernünfftige Aſtronomia bleiben, wann ſie dieſe jhre närriſche Tochter nit hette, iſt doch die Welt noch viel närriſcher, vnd ſo närriſch, daß deroſelben zu jhren ſelbſt frommen dieſe alte verſtändige Mutter die Aſtronomia durch der Tochter Narrentaydung, weil ſie zumal auch einen

Spiegel hat, nur eyngeſchwatzt vnd eyngelogen werden muß. Vnd ſeind ſonſten der Mathematicorum ſalaria ſo ſeltzam vnd ſo gering, daß die Mutter gewißlich Hunger leyden müßte, wann die Tochter nichts erwürbe."

Mit kurzen Worten will ich noch darauf eingehen, wie die aſtrologiſchen Vorausſagungen gefunden wurden. Wie geſagt, hatten die Planeten ſelbſt Einfluß auf die Schickſale der Menſchen, vornehmlich aber ihre gegenſeitigen Stellungen zu einander. Ebenſo hatten auch die Thierkreiszeichen ihre Bedeutung. Dieſe 12 Thierkreiszeichen waren zu Domänen der Planeten gemacht, derart, daß die Sonne und der Mond je ein Zeichen, die anderen fünf je zwei Zeichen regierten. So war der feurige Löwe der Sonne unterthan, der Krebs dem Monde, der Widder und der Scorpion gehörten dem Mars u. ſ. w. Ferner war jedem Planeten je eine Stunde des Tages unterthan und ebenfalls je ein Tag in der Woche. Daher ſtammen ja noch jetzt die Namen unſerer Wochentage. Der Sonntag iſt der Tag der Sonne, der Montag des Mondes. Der Name Dinstag hat nichts mit Dienſt zu ſchaffen, ſondern bedeutet Tag des Thins, des alten deutſchen Kriegsgottes, alſo, was dasſelbe iſt, Tag des Mars (franzöſiſch Mardi). Beim Mittwoch iſt der urſprüngliche Name verloren gegangen, im Engliſchen heißt er aber noch heute „Wednesday", d. h. Tag des Wodan, des alten germaniſchen Gottes, der hier an die Stelle des Mercurs tritt (franzöſiſch Mercredi). Der Donnerstag iſt der Tag des Gottes Thor, des Donnerers, des Jupiter (frz. Jeudi). Der Freitag ferner iſt der Tag der Göttin Frea, der Venus (frz. Vendredi). Endlich heißt der Sonnabend in manchen Gegenden Deutſchlands Samstag, eine Abkürzung von Saturnstag (engl. Saturday, frz. Samedi). Auch die Reihenfolge der Namen der Wochentage iſt leicht zu erklären. Die erſte Stunde des Sonnabend, und damit der ganze Tag, gehörte dem Saturn, die zweite, nach der oben mitgetheilten Reihenfolge der Planeten, dem Jupiter, die dritte dem Mars u. ſ. w. Fährt man ſo fort, ſo ſieht man, daß die 22. Stunde wieder dem Saturn gehörte, die 23. dem Jupiter, die 24. dem Mars und die erſte Stunde des folgenden Tages, des Sonntages, der Sonne. In dieſer Weiſe erhält man die Tagesgebieter für alle Wochentage.

Wollte man einem Menſchen ſeine Schickſale vorausſagen, ſo war es erforderlich, das genaue Datum ſeiner Geburt, d. h. das Jahr, den Tag, die Stunde und womöglich auch die Minute zu kennen. Ferner mußte man wiſſen, an welchem Orte er geboren war. Aus dieſen Daten konnte nun für die angegebene Zeit die Stellung der Planeten und die Stelle des

Thierkreiſes gefunden werden, welche im Momente der Geburt aufging. Hierauf wurde durch ſog. Poſitionskreiſe nach Regeln, die hier zu erläutern zu weitläufig wäre, der Thierkreis in andere 12 Theile, ſog. Häuſer, getheilt, die aber einander nicht genau gleich waren, derart, daß das erſte Haus dasjenige war, welches eben aufging, das 2. noch unter dem Horizont ſich befand u. ſ. w. Dieſe Häuſer zeichnete man ſich meiſt in einer beſtimmten, von den Arabern herrührenden Form auf und trug in dieſe Figur die berechneten Oerter der Planeten und die Lage der Thierkreiszeichen ein. Eine ſolche Figur wurde meiſt eine Himmelsfigur oder ein Horoſkop genannt, und daher ſprach man vom Stellen eines Horoſkops oder einer Nativität, was nichts anderes bedeutet, als einem aus dem Stande der Geſtirne ſein Schickſal vorausſagen. Die Stellung der Planeten in den einzelnen Häuſern war von großer Bedeutung, namentlich der Planeten, welche ſich im erſten Hauſe befanden. Ein dort befindlicher Planet war der Gebieter der Geburt und hatte auf die Schickſale des Gebarenen den größten Einfluß. Befand ſich kein Planet im erſten Hauſe, ſo war der das eben aufgehende Thierkreiszeichen regierende Planet der Gebieter der Geburt. Dann waren die gegenſeitigen Stellungen der verſchiedenen Planeten, die Adſpecten, deren man gewöhnlich fünf unterſchied, von Wichtigkeit. Befanden ſich zwei Planeten in demſelben Hauſe, ſo ſagte man, ſie ſeien in Conjunction mit einander, waren ſie durch ein Haus getrennt, befanden ſie ſich etwa im 3. und 5. Hauſe, ſo ſchauten ſie ſich im Sextil-Schein an. Waren zwei Häuſer zwiſchen ihnen, ſo ſtanden ſie in Quadratur zu einander und ſchauten ſich im Quadrat- oder Geviertſchein an. Waren drei Häuſer zwiſchen den beiden Planeten, ſo ſahen ſie ſich im Dreieck- oder Gedrittſchein an. Waren ſie endlich einander genau entgegengeſetzt, alſo etwa der eine Planet im 1. und der andere im 7. Hauſe, ſo ſtanden ſie in Oppoſition zu einander. Jedem ſolchen Adſpect wurde eine beſtimmte Bedeutung zugeſchrieben. Dieſe vielen verſchiedenen Bedeutungen der Planeten in den Thierkreiszeichen und in den Häuſern und ihrer Adſpecte waren in aſtrologiſchen Werken tabellariſch geordnet, ſo daß man nach Fertigſtellung der Figur das Horoſkop leicht ſtellen konnte. Die Rechnungen, die man anzuſtellen hatte, um die Figur herzuſtellen, waren jedoch ſehr complicirt und weitläufig. Sie erforderten ein tiefes und eingehendes Studium der Bewegungen der Planeten, alſo ein eingehendes Studium der Aſtronomie überhaupt. Noch heute, bei Benutzung der jetzt exiſtirenden bequemen Tafeln, aus denen man die Stellungen der Planeten

entnehmen kann, wäre dazu, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, eine Rechnungsarbeit von mehreren Stunden erforderlich. In früheren Zeiten, als dieſe bequemen Hülfsmittel noch fehlten, muß die Rechnung ebenſoviele Tage, wie jetzt Stunden, gekoſtet haben.

Häufiger noch als Nativitäten mußten die Aſtrologen Horoskope für beſtimmte Ereigniſſe ſtellen. Wollte man z. B. erfahren, ob eine Reiſe glücklich verlaufen würde, ſo mußte man die Himmelsfigur für den Augenblick der Abreiſe aufſtellen und die Adſpecten, namentlich auf den Geburtsgebieter des Reiſenden unternehmen. Auch für Kranke wurden Horoskope geſtellt und oft genug richteten ſich die Aerzte, die faſt alle auch Aſtrologen waren, bei ihrer Behandlung nach dem Stande der Geſtirne. Im Volke findet man auch jetzt noch vielfach den Aberglauben verbreitet, daß man, um geſund zu werden, gewiſſe heilkräftige Kräuter nur zu beſtimmter Stunde und bei beſtimmtem Stande des Mondes ſammeln und genießen ſolle.

Eine wichtige Aufgabe der Aſtrologen war ferner das Herſtellen der Kalender mit aſtrologiſchen Prophezeiungen der Witterung und wichtiger, das ganze Volk intereſſirender Ereigniſſe. Die alten Kalender ſind daher ſämmtlich mit aſtrologiſchen Prophezeiungen angefüllt und die noch heute in manchen Kalendern ſich vorfindenden Wetterprophezeiungen und Bauernregeln beruhen zum Theil urſprünglich auf aſtrologiſcher Grundlage. Ein Beiſpiel dafür habe ich ſchon oben bei der Beſprechung des vermeintlichen Einfluſſes des Mondes angeführt.

Eines der berühmteſten Horoskope, das je geſtellt wurde, iſt dasjenige, welches der berühmte Aſtronom Kepler dem großen Feldherrn im dreißigjährigen Kriege, Wallenſtein, ſtellte. Wie der Mann ſelbſt, iſt auch die Figur eine ganz außerordentliche. Die beiden mächtigſten Planeten, Saturn und Jupiter, ſtehen in Conjunction im erſten Hauſe. Der Saturn iſt der Gebieter der Geburt, ſein böſer Einfluß wird aber durch den Jupiter gemildert. Ihnen in Oppoſition, im Untergehen begriffen, ſtehen die Sonne und der Mercur, die mit einander gleichfalls in Conjunction ſind. Für den feſten Glauben Wallenſteins an die Aſtrologie iſt es charakteriſtiſch, daß er zu den aus ſeinem Horoskop ſich ergebenden Vorausſagungen eigene Randbemerkungen machte und dieſe 17 Jahre ſpäter (1625) Kepler zuſchickte, damit derſelbe zuſehe, wie er ſie mit dem Horoskop in Einklang bringen könnte. Unter Anderem hatte Wallenſtein angeführt, daß er 1605 die Peſt durchgemacht habe, welches Ereigniß durch's Horoskop nicht erklärt werden konnte. Kepler rechnete daher nach, wie dieſer Fehler

wohl zu vermeiden ſei, und gelangte zu dem Schluß, daß Alles in die ſchönſte Harmonie kam, wenn er die Geburtszeit um 6½ Minuten ſpäter anſetzte, als ſie ihm mitgetheilt war, ein Fehler, der ja in der That leicht begangen worden ſein konnte. Obgleich Kepler damals ſelbſt nicht mehr an die Aſtrologie geglaubt zu haben ſcheint, mußte er doch auf Wallenſtein's Veranlaſſung ein neues Horoskop unter Annahme dieſer veränderten Geburtszeit ſtellen. Daſſelbe ergab unter Anderem, daß Wallenſtein ſich vor dem März des Jahres 1634 hüten ſolle, da dann ſein Leben bedroht ſei. Wallenſtein wurde am 25. Februar 1634, alſo nur wenige Tage vor dem angedrohten Termin, ermordet. Es iſt gewiß nicht unmöglich, daß Wallenſtein durch die drohenden Adſpecten zu ſeinem bekannten Zaudern bewogen wurde, das ihn in den Tod trieb Er wollte vielleicht, bevor er entſcheidende Schritte unternahm, die angedrohte Zeit vorübergehen laſſen. Gerade bei Wallenſtein, der ſich ſo viel mit der Sterndeutung befaßte und ſich eigene Hofaſtrologen hielt, iſt eine ſolche Erklärung ſehr denkbar. Er verglich die Horoskope von Monarchen und anderen Fürſten mit dem ſeinigen und fand z. B. im Jahre 1629, daß die Horoskope des Königs von Dänemark und des Königs von Ungarn, ſpäteren Kaiſers Ferdinand III., dem ſeinigen feindlich ſeien. Ihr Glück würde mit ſeinem Unglück zuſammenfallen und umgekehrt. Was den Erſteren betraf, war er ganz beruhigt, denn er bezog die Prophezeiung auf den ſoeben beendigten Krieg, in dem er geholfen hatte, den König von Dänemark zu beſiegen. Um über die Bedeutung der böſen Adſpecten in Bezug auf den König von Ungarn etwas Näheres zu erfahren, wandte er ſich an Kepler, der ihn in dieſer Hinſicht zu beruhigen ſuchte. Merkwürdig iſt es immerhin und muß Wallenſtein in ſeinem Glauben an die Aſtrologie beſtärkt haben, daß im folgenden Jahre, 1630, auf dem Reichstage in Regensburg gleichzeitig der König von Ungarn zum römiſchen König gewählt und Wallenſtein von ſeinem Oberbefehl abgeſetzt wurde.

Zu derſelben Zeit waren ſchon die Mauern des ſtolzen Gebäudes der Aſtrologie ſo ſchwer erſchüttert, daß ſie bald einſtürzten. Während im 16. Jahrhundert nur wenige Stimmen gegen die Aſtrologie laut wurden, die überdies nicht viel Geſcheidtes vorzubringen hatten, arbeitete ganz im Stillen ein Mann an der Untergrabung der Fundamente, auf denen dieſe Kunſt aufgebaut war, ohne allerdings ſelbſt daran zu denken. Dieſer Mann war Nicolaus Copernicus. Er beraubte die Erde ihrer Stellung im Mittelpunkte der Welt, indem er ſie ſelbſt, ebenſo wie die Planeten, ſich

bewegen ließ. Die Erde behielt aber immer noch eine gewiſſe centrale Stellung im Planetenſyſtem, indem Copernicus die Bewegungen der übrigen Planeten auf den Mittelpunkt der Erdbahn und nicht auf die allerdings in großer Nähe dieſes Mittelpunktes befindliche ruhende Sonne bezog. Außerdem glaubten anfangs nur ſehr wenige an das Copernicaniſche Syſtem, und ſo konnte die Aſtrologie noch einige Zeit zu blühen fortfahren. Da trat Kepler auf. Dieſer merkwürdige Mann war ſelbſt Aſtrologe, wenn er auch nicht an alle Einzelheiten der überlieferten Aſtrologie glaubte, ſich vielmehr ein eigenes Syſtem dieſer Kunſt ſchuf. Es iſt ſehr ſchwer, vollſtändig in den Gedankengang Kepler's bei ſeinen Unterſuchungen einzudringen und bisher iſt noch keine vollſtändig genügende Darſtellung der Wandlungen erſchienen, die ſeine aſtronomiſchen und aſtrologiſchen Anſichten mit dem Fortſchritte ſeiner Forſchungen erfuhren. Seinem ſcharfem Verſtande gelang es, nach Ueberwindung ungeheuerer Schwierigkeiten aller Art, die wahre Rolle, die unſere Erde im Sonnenſyſtem ſpielt, zu entdecken. Sie iſt ein Planet unter vielen anderen gleichberechtigten, ſie hat nicht den geringſten Vorzug vor den anderen voraus Weder iſt ſie der größte, noch der kleinſte, weder der nächſte, noch der entfernteſte. Dieſelben Geſetze, welche die Bewegungen der anderen Planeten regieren, regieren auch ihre Bewegung. Bei dieſer Gelegenheit dürfen zwei große gleichzeitige wiſſenſchaftliche Entdeckungen nicht vergeſſen werden, die auch viel zur Vernichtung der Aſtrologie beitrugen: die Erfindung des Fernrohrs und die Entdeckung der Grundlagen der Mechanik durch Kepler's großen Zeitgenoſſen Galilei.

Kepler, ſeiner Zeit der anerkannt bedeutendſte Aſtrolog, gab in ſeinen letzten Jahren den Glauben an die Sterndeutung auf und warnte andere vor demſelben. Nach ihm hat es keinen bedeutenden Aſtrologen mehr gegeben. Nach Kepler's Tode, verſtummten die Aſtrologen allmälig, nur der Cometen-Aberglaube hielt ſich noch lange und rief von Zeit zu Zeit aſtrologiſche Schriften hervor.

Nachdem die Aſtrologie ſcheinbar längſt verſchwunden war, trat plötzlich im Jahre 1816 ein Aſtronom, Hofrath Pfaff in Nürnberg, mit einem Werke über die Aſtrologie hervor. Er ſuchte dieſe Kunſt wieder zu Ehren zu bringen und gab von 1816 bis 1823 aſtrologiſche Jahrbücher mit Prophezeiungen heraus, auch veröffentlichte er noch andere Schriften darüber, ohne allerdings Anklang zu finden. Es ſcheint, daß er geiſtig geſtört war; frühere wiſſenſchaftliche Arbeiten von ihm ſind durchaus klar und nüchtern geſchrieben. Doch war Pfaff noch nicht der letzte Aſtrolog.

Wie ſchon erwähnt, erſchien noch über den Cometen von 1834 eine aſtrologiſche Schrift. Endlich trat noch 1858 ein gewiſſer Vogt in München, der ſich Aſtrolog und Seher nannte, auf. Er fand ſogar Anhänger, die ſeine Prophezeiungen und deren Erfüllung ausposaunten, doch gelang es ihm nicht, die Aſtrologie wieder zu Ehren zu bringen. Hoffentlich wird jetzt dieſer Aberglaube nicht mehr auftreten. Jetzt, nachdem die von Kepler, Galilei und Newton gelehrten Wahrheiten längſt Allgemeingut geworden ſind, verdient die Aſtrologie wohl die Bezeichnung eines ganz unvernünftigen Aberglaubens, während ſie in früheren Jahrhunderten, wie ich gezeigt zu haben glaube, durchaus berechtigt war und eine nothwendige Uebergangsſtufe zu unſerer heutigen Anſicht vom Bau des ſichtbaren Weltalls bildete.

15 (27.) October 1893.

Dr. L. Struve.

Ein Ferienausflug an die perſiſche Grenze[1]).

Tiflis, den 25. Jan. 1887.

Mancherlei Ungemüthlichkeiten und leider auch das doch wiedergekehrte Moldaufieber zwangen mich zu ſo langem Schweigen, da eben auf Papier gebrachte Klagen in der Ferne leicht mißverſtanden und ihre Urſachen zu groß bemeſſen werden. Eben geht's mir freilich auch kaum erheblich beſſer, aber ewig darf man auch nicht pauſiren, zumal Ihr ohnehin bald einige Monate lang auf Nachrichten von mir werdet verzichten müſſen, denn hinten am Mittel- und Oberlauf des Amu-Darja kennt der Bochare und Afghane noch keine Poſtverbindungen[2]). Doch die Reiſe dort ruht noch im Zukunftsſchoße, wenn auch in nicht gar fernem. Vorläufig von jüngſt Vergangenem. Wie Ihr aus meiner Poſtkarte erfahren, habe ich in der Weihnachtszeit auf eigene Fauſt eine Ferienreiſe gemacht, um durch Luftveränderung das Fieber zu dämpfen und in ſchönen mir fremden Gegenden neue Geſichts- und Vergleichungspunkte zu ſammeln. Da, durch ein gefährliches Augenleiden behindert, ich das letzte Schiff von Baku nach Perſien hatte verpaſſen müſſen, blieb mir nichts übrig, als mit der Bahn nach Adſchi-Kabul (unweit Bakus) zu fahren und von dort per Poſt mein Ziel, Lenkoran, zu erſtreben. 176 Werſt hatte ich hier durch nackte Steppe zurückzulegen,

[1]) Der Verfaſſer dieſes Briefes, Dr. Alfred Walter aus Walmar in Livland, damals Conſervator am Kaukaſiſchen Muſeum in Tiflis, ſtarb als Aſſiſtent des Profeſſors Ernſt Haeckel in Jena am 2. Februar 1890.

[2]) Der Verfaſſer ſtand kurz vor ſeiner zweiten Forſchungsreiſe nach Transkaſpien.

die dabei der verrufenſte Theil des ruſſiſchen Reiches iſt, durch die wüſte Mugan, dem Schauplatz der zahlloſen Blutthaten, welche alljährlich hier die ſchweifenden Horden der Schachſewenzen verübten. Erſt im vorigen Jahre iſt Ihnen endlich das Bluthandwerk ein wenig gelegt, indem mit Vereinigung aller Koſaken längs der perſiſchen Grenze eine große Razzia abgehalten war. Es hat gewirkt, denn in dieſem Jahr war noch faſt nichts paſſirt und herrſchte Ruhe um die ſpärlichen Anſiedelungen der Molokanen (ruſſiſche Sektirer, die man als vorgeſchobene Koloniſten hier gewähren läßt, und die bisher mit ſelbſtgeſchaffener Vertheidigungsmiliz ſich ſtändig gegen die genannten Grenzräuber zu wehren hatten). — Die Steppe übt lieblichen Reiz ja einzig im erſten Frühjahr, wenn ſie ſich mit Crocus, Zeitloſen, Tulpen und Iris bedeckt, iſt ſonſt einförmig und langweilig, wenn auch die hieſige Steppe durch friſchgrünende Grasnarbe ſich ſehr vortheilhaft von der Hungerſteppe oder Lehmwüſte Transkaſpiens unterſcheidet. Ich mag ſie überhaupt wegen ihrer großartigen Ruhe, die kein geſchäftiges gehäſſiges menſchliches Getriebe ſtört. Das einzige, was man von der Anweſenheit des Menſchen ſieht, iſt hier und da mal eine Heerde ſtattlicher Fettſchwanzſchafe, oder ein in der eigenen Luft, beſonders gegen die Dämmerung, gigantiſch erſcheinender reitender Tatare, dem das Auge mit einigem Mißtrauen bis zu ſeinem Verſchwinden folgt. Selbſt die Steppenthiere ſind nicht lärmend, ſtören die Ruhe nicht. Still lauert der Steppenfuchs (auch am Tage) auf die ebenſo ſtimmloſen Nager, und lautlos zieht in der Ferne ein Rudel zierlicher Antilopen zur Tränke. (Leider gelang es mir hier ſo wenig wie in Transkaſpien, ein Stück dieſes edlen Wildes zu ſchießen). Auch an Vogelſtimmen hört man am Tage kaum etwas außer dem Ruf der Haubenlerche und nur Abends, jetzt zur Winterzeit, hoch in den Lüften einige nordiſche Wanderer, unter denen ſich namentlich die zahlloſen Flüge der reizenden Rothhalsgans bemerklich machten. Intereſſant waren für mich auf der Strecke die zwiſchen Tataren eingeſprengten Molokanendörfer mit ihrer eigenartigen Pionirbevölkerung, in ſektiriſcher Abgeſchloſſenheit eigenartig entwickelt, hart und derb, ohne jede Form, jeden „Du“ nennend und keine Unterſchiede kennend. Daneben die großen Fiſchereiſtationen am Unterlaufe der Kura, die allerdings ſchon meiſt in Händen der Armenier (die noch weit ſchlimmer als Juden, jeden anderen todtmachen) ſich befinden. — Am Südoſtrande der Mugan ſtellt ſich dann im Südweſt und Süd eine andere Begrenzung des Horizonts durch die bewaldeten Gebirge der perſiſchen Grenze ein, während bisher das Auge auf nichts

als Steppe und Himmel ſtieß. Bei Lenkoran tritt dieſes Gebirge ſchon hart an die Küſte des Kaſpi heran. 20 Werſt vor dieſem Punkte machte ich für einige Tage Halt. Bei der einſamen Poſtſtation Kumbatſchinsk mündet eine Kette ſchmaler Küſtenſeen in's Meer und iſt hier die ganze Ebene mit dichteſten Rohrwäldern bedeckt, die allmöglichem Sumpf- und Waſſergeflügel Winterſtation bieten. Eine Nacht und $1\frac{1}{2}$ Tage hatte ich nun ſchon im Wagen verbracht, da der tiefere Theil der Mugan von den Winterregen bodenlos erweicht war. Die Fahrt war wahrlich eine Tortour. Hier in der Steppe kennt man nicht einmal einen Wagenſitz im natürlich federloſen Tarantas. Parallel zur 4 Zoll hohen Holzlehne iſt nur ein Stock eingeſpannt und dieſer durch einige weite Maſchen eines Strickes mit der Lehne verbunden. Nicht emmal Heu oder Stroh iſt auf den Stationen zu bekommen, und ich führe auf meinen Touren auch nichts bei mir, als Microſcop, Flinte und einen Sack mit Patronen und Sammelgläſern, was alles zum Sitz ſich wenig eignet. So mußte ich ſchon die ganze Zeit auf den nackten Stricken ſchaukeln und war ſchließlich überhaupt zu ſitzen außer Stande. Den erſten Tag war dazu noch weit quälender das furchtbare Rütteln für den fieberglühenden, ſchmerzhaften Kopf. Endlich iſt auf den nur ſelten beſuchten Stationen nichts zu erhalten, außer allenfalls Thee, den ich gering achte. Da die erſten Stationen von Tataren, alſo fanatiſchen Schiiten, gehalten werden, kriegt man hier, und wohl im ruſſiſchen Reich nur hier, nicht einmal einen Schnaps. Ich war denn ſchließlich ſo zermartert, daß ich eine endlich in einem Molokanendorfe für ſchweres Geld erſtandene Flaſche Branntwein auf einen Ruck bis über die Hälfte leerte, nur um die Pein des Tifliſer Fiebers zu dämpfen. In Kumbatſchinsk war das Fieber wie weggewiſcht und kehrte in den zwei Wochen Aufenthalt im Talyſch, trotz der Sümpfe dort, nicht wieder. Natürlich fühlte ich mich kannibaliſch wohl und regte mich tüchtig. Ueber Tags wurde unterſucht und gejagt trotz Nebel und Regen. Auch hier auf einſamer Station war nichts zu erhalten, aber Wild, Bekaſſinen und Enten gab's genug, und was brauche ich mehr? Die, am Spieß gebraten, ſind ja ein lukulliſches Nahrungsmittel, und hier war als einziges auch wieder Schnaps zu erhalten. In hellen Mondnächten ſaß ich oft bis zum Bauch im Waſſer auf dem anziehenden Waſſervogelanſtand und ſchlief den Reſt herrlich auf der Bretterpritſche, die Jagdtaſche als Kopfkiſſen, drei Tage nicht aus den Waſſerſtiefeln kommend. Nachdem ich die Phyſiognomie der eignen Strandſeen und der hieſigen Küſte genügend aufgenommen, zog ich am vierten Weihnachtsfeiertag

(während bei Euch daheim der Weihnachtsbaum brannte, hockte ich im tiefen Sumpf von Talyſch auf dem Anſtand) nach Lenkoran und zwar in Begleitung eines recht netten Generalſtabsofficiers, der auf einer Inſpectionsreiſe auch in Kumbatſchinsk mit mir gejagt hatte. Furchtbare Regen hielten mich dort zwei Tage in dem Städtchen gefeſſelt, dem letzten vor der perſiſchen Grenze, dem letzten von Europäern beſetzten Punkte. Natürlich wurden die ganz verſumpft, denn die Geſellſchaft auf ſolchem Poſten iſt wahrlich wenig europäiſch und geſtattet keine hohen Anforderungen. Aber auch hier ſtieß ich auf eine Menge deutſcher und ſpeciell engerer Landsleute. Mit meinem Kumpan fuhren wir direct beim Baron T. vor und niſteten uns bei ihm ein (derſelbe verſteht trotz des Namens freilich kein deutſch mehr). Bei ihm ſaßen am Tiſche noch Baron B. und Dr. F. (ein Kur'ſcher), und in einer Stunde waren wir friſch angekommenen Gäſte denn auch ſchon gründlich präparirt. Nun hieß es, muß man in den Club, wo heute „Ball" iſt. Wo anders wäre ich nun ſchon ſicher nicht mehr in einen Club, geſchweige denn auf einen Ball gegangen, aber in Lenkoran durfte ich es mir ſchon erlauben. Doch im Jagdrock und ſchmutzigen Waſſerſtiefeln ging es doch nicht. Der Dr F. ließ aber ſofort aus ſeiner Wohnung einen ſchwarzen Anzug beſchaffen. Freilich konnte ich zweimal durch denſelben kriechen, aber es war doch ein ſchwarzer Anzug, und das genügte. In Lenkoran giebt es zwei Clubs, einen alten bürgerlichen und einen ganz neuen militäriſchen, der erſt vor Kurzem entſtanden war, ſeit ein Koſakenbataillon hinverſetzt war. Nur letzterer beſitzt die Militärmuſik und geſtattet der nicht, in den bürgerlichen zu gehen, um Alle zu ſich zu zwingen. Dafür beſitzen nur die Bürger, d. h. Beamten ꝛc., Damen und hatten abgemacht, nicht in den Militärclub zu gehen, worauf dort ohne Damen nicht getanzt werden könne. Allein kaum hatte am erſten Abend bei den Officieren die Muſik begonnen, ſo waren alle Beamtenfrauen dorthin geſauſt und ihre treuen Ehegatten natürlich voll nicht unbegründeter Beſorgniß hinterher, ſo daß doch der Militairclub obenauf war. Nur der Baron B. und Dr. F. hielten ihr deutſches Wort und ſitzen nun allabendlich allein im bürgerlichen Club und zechen ſich aus Verzweiflung zu zweit allabendlich dubelbick an. Na, wir gingen erſt zu dieſen, verſtärkten die Ladung und dann auf den Ball, der, ſo beiläufig auf wechſelreicher Reiſe mitgenommen, wahrlich ergötzlich war. Eines darf ich dabei Lenkoran nicht abſprechen, daß man nämlich ſchwer an einem anderen Orte unter einer ſo geringen Zahl von Damen — Lenkoran beſitzt nur 2 junge Mädchen

und etwa ein Dutzend junger Frauen — eine ſolche Zahl — etwa $^3/_4$ von allen — hübſche Geſichter finden wird. An mich machte ſich bald ein klebriger Armenier und bat, mir eine Dame weiſend, nur auf ſie, die Frau des Procureurs, zu blicken und dann zu entſcheiden, ob er nicht Recht hätte, wenn er ſtets behaupte „das iſt reines Rangfekt“ (er glaubte das Wort ſo franzöſiſch auszuſprechen). Ein ander Bild: Am dritten Tage hatte ich einige Officiere bewogen, mit mir eine Saujagd in den nahen endloſen talyſcher Urwäldern in den Vorbergen des Elbrus zu unternehmen, und ſollte ſich die kleine Geſellſchaft mit den 6 vorhandenen Hunden Abends vor der Jagd in einſamem Kohlenmeiler verſammeln. Da ich ja alles zu Fuß mache und den Urwald mir mit Muße anſehen wollte, beſchaffte ich mir einen tatariſchen Führer und marſchirte nun dorthin. Die etwa 10 Werſt waren keine Kleinigkeit, da das ohnehin berühmt ſumpfige ſchmale Tiefland am Gebirgsfuß jetzt völlig grundlos war. Wie wunderbar aber der Wald, aus lauter ſubtropiſchen, ſelbſt dem ſüdlichen Kaukaſus völlig fremden Baumformen gebildet, deren lateiniſche Namen Euch freilich wenig nützen. Alle dieſe umwoben von Lianen, echten Reben von koloſſaler Stärke und 60—70 Fuß hoch rankend, ꝛc. Da es die letzte Zeit meiſt bis 15° Wärme gegeben, deckte den Boden ein Teppich blühender Schneeglöckchen und Alpenveilchen (Cyclamen persicum), wie in Lenkoran die Gärten von blühenden perſiſchen Roſen prangten, wahrlich ein freundlich Bild zu Weihnachten. Auch konnte ich auf dem Wege die Anſiedelungen des nicht unintereſſanten talyſchen Volkes kennen lernen, leider aber nicht eine Hochzeit mitmachen, zu der ich in einem Dorfe gleich durch die ganze Geſellſchaft mit Gebärden gedrängt wurde, denn es begann ſchon zu dunkeln, und der Reſt des Weges mußte raſch abſolvirt werden. Am andern Tag gab's ſchöne Strauja, wenn auch nicht großen Erfolg. Die Eberjagd hat für mich großen Reiz. Was iſt dagegen unſere lumpige Haſenjagd? Die Eberjagd ſpannt doch, wenn das Jagen näher und näher, ja ganz nahe kommt und immer noch kein Wild, da der Eber, ſeiner Kraft bewußt, nur dicht vor den Hunden geht und in den wüſten Dickungen oft 10 Schritt vom Jäger paſſiren kann, ohne daß man ihn ſieht, dann endlich wird das unverkennbare Trappen vernehmbar, und endlich erſcheint im Dickicht ein mächtiger pechſchwarzer Schatten, zuletzt dicht vor einem der dunkle Koloß mit hochgeſträubtem Rückenkamm, eilfertig vorbeigleitend. Nun heißt es raſch und ſicher feuern, denn der Borſtenträger nimmt menſchliche Unliebenswürdigkeit gern übel und kann dann ſehr unangenehm werden, zumal das

dichte, verrankte Stangenholz jedes Ausweichen im Nothfall unmöglich macht. Ich hatte auch hier Glück und ſtreckte einen auf mich kommenden Eber im Feuer. Außerdem wurde nur noch einer erlegt — Endlich für die letzten zwei meiner Ferientage marſchierte ich wieder nach Kumbatſchinsk, wo es mir anfangs nicht gelungen war, den ſeltenſten dort hauſenden Vogel, ein Sultanshuhn, zu erbeuten. Es iſt das ein rieſiges Waſſerhuhn von prachtvoll blauer Farbe mit karminrothem kurzem, aber faſt einen Zoll hohen Schnabel und faſt einen halben Fuß langen Zehen, eine der eigenthümlichſten Erſcheinungen der Vogelwelt. Diesmal ergatterte ich auch einen mächtigen Hahn nebſt mancherlei anderem Wilde, worunter auch im Doublet 2 weiße Silberreiher. — Dann eilte ich wieder nach Lenkoran, um mit dem Dampfer in der Neujahrsnacht die Rückreiſe anzutreten Allein heftiger Sturm geſtattete dieſem nicht, bei Lenkoran anzulegen, und ich ſah mich ſo ſchon genöthigt, auch zurück den Landweg zu wählen, ſo empfindlich das für meinen ſchon recht erleichterten Beutel wurde. Das Wetter war umgeſchlagen, mit dem Sturme war Schneefall eingetreten, dem ich indes bei der Abfahrt natürlich keine Beachtung ſchenkte, nicht ahnend, was aſiatiſche Extreme noch unter dem 38.—39. Breitengrade zu bringen vermögen. Nachdem 2 Stationen hinter mir lagen, brach ein echter ſibiriſcher Schneeſturm los. Am hellen Tage konnte man nicht weiter als 2 Schritte ſehen, und nach drei Stunden reichte der Schnee den Pferden faſt bis zur Bruſt. Anfangs war der Schnee naß, dann ſetzte Froſt ein und ließ die durchweichten Kleider hornſteif gefrieren. Kein Anhaltspunkt für Richtung und Weg war zu finden und ich daher bald völlig in der endloſen Steppe verirrt. Hierhin und dahin wandte der Poſtknecht, hoffend, ein Tatarendorf oder die Telegraphenlinie zu finden, alles umſonſt wir waren weit abgeirrt. Die Nacht brach herein, die Glieder erſtarrten, die Pferde ermatteten, bald hier bald da in einen Bach ſtürzend, mühſam im Schnee ſich fortwühlend. Endlich brachen ſie zuſammen. Die Wuth des Schneeſturmes nahm dabei eher zu, als ab. Als ich ausſtieg, waren meine Beine ſchon ſo weit erſtarrt, daß ich nicht ſtehen konnte und durch Reiben und Stampfen das Blut erſt wieder in Bewegung ſetzen mußte. Abſpannen konnten wir nicht, die Finger waren zu ſteif, und nur mit Mühe gelang es, die Strängen abzuſchneiden. Damit Pferde und wir nicht erfrieren, verſuchten wir's mit Reiten, Wagen und Sachen liegen laſſend, bis mich mein Pferd nicht mehr tragen konnte. Nun gings zu Fuß in dem bis zur Bruſt reichenden Schnee vorwärts, mit furchtbarer Anſtrengung. Gar lange

war es nicht möglich, die Kräfte ſchwanden, und lähmende Schlafſucht war kaum mehr abzuwehren. Schon machte ich den Revolver parat, um eins der Pferde zu erſchießen und dann mich in den geöffneten Leib an Stelle der Eingeweide zu bergen, wo die Blutwärme des Thieres auf eine Reihe von Stunden vor dem Erfrieren ſchützt. Vielleicht ließ ſich am nächſten Tage bei Helle dann Rettung finden, wenngleich die Hoffnung nicht groß war. Da plötzlich ertönte Hundegebell ganz in der Nähe und ließ nochmals alle Kraft anſpannen. Die Ermattung war indeß ſchon ſo groß, daß die brauſenden und ſummenden Ohren nicht mehr unterſcheiden konnten, woher der Ton kam, und wir über eine Stunde uns um einen Koſakenpoſten herumgedreht haben, ohne ihn finden zu können, bis ich endlich an einen Zaun rannte und nun dahinter das Haus ſichtbar wurde. Es war die höchſte Zeit, da die Erſchöpfung bereits den höchſten Grad erreicht hatte. Die Koſaken zogen mir die gefrorenen Kleider ab und belebten mich mit Branntwein und warmer Decke, während eine Koſakenfrau den Poſtillon reſtaurirte. Mein langes Haar war mit meinem Jagdhut ſo zu einem Eisklumpen zuſammengefroren, daß letzterer durch Klopfen abgelöſt werden mußte Am nächſten Morgen gelang es den reitenden Koſaken unſern in der Steppe (wir waren lange im Kreiſe geirrt) den kaum mehr aus dem Schnee vorragenden Wagen zu finden und auszuſchaufeln, worauf ich in die nahe Station geführt wurde. Dort erhielt ich eine Art Schlitten, doch mußten für mich allein 5 Pferde vorgeſpannt werden und außer dem Kutſcher noch vorn ein Mann, den Weg haltend, reiten. Trotzdem fuhren wir den ganzen Tag, um eine Station von 23 Werſt zurückzulegen. Von da ab war der Schnee etwas weniger tief, der Weg aber doch entſetzlich, ſo daß ich im ganzen 5 Tage auf 170 Werſt verfuhr. Dank meiner zähen Natur hatte ich mir aber nicht einmal einen Schnupfen zugezogen und war auch noch die erſte Woche in Tiflis fieberfrei. Dann kam die verdammte Malaria wieder, vor der ich mich in Tiflis eben nicht zu ſchützen vermag. Die hieſige Luft ſcheint mir eben gar nicht zu bekommen. — Jetzt bin ich ſehr ſcharf beſchäftigt, um allmögliche Arbeiten im Muſeum vor meiner Reiſe abzuſchließen. Hoffentlich komme ich zu derſelben am 22. Februar. Jedenfalls richte ich alles zu dieſem Termine ein. Herrlich, wenn es auskommt! Ich verſpreche mir treffliche Erfolge, da ich ja jetzt für Aſien ſchon geſchult, mit viel ſchärferem Blick und Kritik an die Forſchungen gehe, allenthalben ſchon weiß, wo der Schwerpunkt jeder Frage liegt. Zudem komme ich dann gerade in den herrlichſten Frühling hinein, der

ſelbſt in der Wüſte ſchön iſt.[1]) — Nach ungewöhnlicher Kälte — einmal bis 6 oder 7° in der Nacht — und tüchtigem Schnee ſcheint hier in Tiflis ſchon jetzt der Frühling beginnen zu wollen. Die Sonne wärmt wenigſtens ſchon bedeutend und wird wohl bald die erſten Veilchen vorlocken. Gräulich iſt nur der bodenloſe Schmutz, der hier jetzt ſtändig die Straßen füllt. Von den die Stadt eng umſchließenden Höhen rieſelt alles hernieder und macht einem faktiſch jedes Ausgehen faſt unmöglich. Aus der Stadt heraus komme ich jetzt freilich überhaupt nicht: es giebt eben zu viel zu thun . . . . . Doch genug für heute!

[1]) Die Reſultate dieſer Forſchungsreiſe, die der Verfaſſer allein unternahm, wie auch der im vorhergehenden Jahre unter Leitung des Dr. Radde in Tiflis ausgeführten, werden in dem von Dr. Radde edirten Reiſewerke über Transkaſpien niedergelegt, von welchem der letzte Theil noch ausſteht und dem Andenken Dr. Walters gewidmet werden ſoll.

Notizen.

Ein ungedruckter Brief L. v. Rankes, mitgetheilt von Friedrich von Reußler

Der Brief ſtammt aus der Autographenſammlung einer Dame und iſt an den vor Kurzem verſtorbenen Prager Profeſſor Dr. Anton Gindely gerichtet, als Beitrag für die ſo ſehr verwickelte und viel umſtrittene Wallenſtein-Frage wäre ſeine Veröffentlichung in der von Alfred Dove gebotenen Sammlung von Rankes „Ausgewählten Briefen“ durchaus erwünſcht geweſen (L. v. Rankes ſämmtliche Werke, Band 53 und 54: „Zur eigenen Lebensgeſchichte“, herausgegeben von Alfred Dove, Leipzig 1891). Der Rankeſche „Wallenſtein“ iſt im Jahre 1869 erſchienen. Wegele giebt in ſeiner „Geſchichte der deutſchen Hiſtoriographie ſeit dem Auftreten des Humanismus“ lediglich das allgemein herrſchende Urtheil wieder, wenn er Seite 1053 bemerkt: „Das Räthſel von Wallenſteins Schuld und Ende hat Ranke wohl inſofern gelöſt, als es überhaupt gelöſt werden kann“. Ranke nämlich hat dem ſog. Verrath Wallenſteins eine ideale Seite abzugewinnen gewußt. Von einem wirklichen „Verrath“ könne ſchon um deswillen nicht die Rede ſein, weil der kaiſerliche Feldherr vor Uebernahme des zweiten Generalats ſich unter Anderem das Recht ausbedungen habe, nach eigenem Belieben im Namen des Kaiſers auch mit deſſen Feinden Verträge und Frieden ſchließen zu dürfen; ſeine Abſicht ſei ſehr wahrſcheinlich die geweſen, gegen Aufgabe des berüchtigten Reſtitutionsedicts von 1629 ſich mit den deutſchen Proteſtanten zu verſtändigen und, mit ihnen vereint, ſich gegen die Schweden und Franzoſen zu wenden. Ueberraſchend iſt es, daß nach alle dem Wallenſteins ganzer Plan ſogar

als ein patriotiſcher bezeichnet zu werden verdient! Als Grundlage für dieſe Löſung hat Ranke vor Allem die von ihm in Wien aufgefundene Schrift des Wallenſteinſchen Unterhändlers Saſyma Raſchin gedient, deſſelben, welcher aus der Schillerſchen Trilogie unter dem Namen „Seſin“ bekannt iſt. — Gindely iſt anderer Meinung geweſen: er hat in Wallenſtein nur den Verräther geſehen. Sein größeres, unvollſtändig gebliebenes Werk über die „Geſchichte des dreißigjährigen Krieges“ (Prag 1869) iſt nicht bis zu Wallenſteins Untergang gediehen, und hier gerade hat er ſeine abweichende Auffaſſung eingehend begründen wollen. Andererſeits ſpricht Gindely in ſeiner weit kürzer gehaltenen, populären Darſtellung des „Dreißigjährigen Krieges in drei Abtheilungen“ (drei Bändchen, 1882 bis 1884 — im Sammelwerk „Das Wiſſen der Gegenwart“) ausdrücklich von der „Schuld“ des Friedländers, ohne jedoch ſchon hier mit einer umſtändlichen Beweisführung operiren zu können.

Nach allem Angedeuteten erſcheint der vorliegende Brief als ein intereſſantes Material für die Geſchichte des für die einſchlägigen Fragen epochemachenden Rankeſchen „Wallenſtein“. Derſelbe lautet:

„Hochgeehrter Herr Profeſſor!

Für Ihre Mittheilungen über Wallenſtein bin ich Ihnen ſehr dankbar Namentlich iſt der zuverläſſige Druck des Berichtes Seſyma Raſchin für mich von vielem Werth, wie Sie einmal ſehen werden. Mit Vergnügen erinnere ich mich des Geſpräches, das ich mit Ihnen im Archiv zu Wien über den Gegenſtand hatte. Doch könnte ich nicht ſagen, daß die franzöſiſche Depeſche, für deren Mittheilung ich ebenfalls zu danken habe, meine Anſicht erſchüttert hätte: Solche Dinge wurden geſagt und könnten geſagt werden, ohne darum wahr zu ſein. Wollen Sie mich noch in letzter Stunde bekehren, ſo müſſen Sie mir noch einige andere Mittheilungen aus Ihren Papieren aus Samankas[1]) machen – auch ein Blatt, das Sie damals in einer Wiener Zeitung publicirt haben, habe ich nicht erhalten können, und Sie würden mir einen Gefallen thun, wenn Sie es mir ſchicken wollten. Schade für mich, daß Ihre Geſchichte des dreißigjährigen Krieges nicht bereits erſchienen iſt. Ich kann jedoch mit meiner Publica-

[1]) In Spanien. Hier befindet ſich das ſelten reichhaltige General-Archiv von Leon und Caſtilien, und in dieſem beiſpielsweiſe auch die Proceßacten des Don Carlos, deſſen Lebensgeſchichte gleichfalls von Ranke dargeſtellt iſt.

tion nicht länger zögern. Sie können vielleicht den einen oder den anderen Gesichtspunkt daraus entnehmen.

Hochachtungsvoll

Ihr ganz ergebener

Leop. v. Ranke.

Berlin, den 30. December 1868."

Lenz in Briefen von Dr. F. Waldmann. Zürich 1894. Verlag von Sterns literarischem Bülletin der Schweiz.

Wieder ein Beitrag zur Lenz-Literatur. Das ungünstige Geschick, welches über dem Leben des unglücklichen Dichters gewaltet, scheint sich auch auf die vielfachen Versuche, sein Andenken zu erneuern, sein Bild in das wahre helle Licht zu stellen und seine Dichtungen und literärischen Ueberreste vollständig zu sammeln, zu erstrecken. Dr. Dumpf, Jegor v. Sivers, Wendelin v. Maltzahn und andere Verehrer und Forscher haben sich Jahre lang mit Lenz beschäftigt und sind theils über der Arbeit hinweggestorben oder haben sie zuletzt wieder aufgegeben. Eine große Menge einzelner Schriften und Schriftchen handelt über Lenz nach den verschiedensten Richtungen hin und die Literatur über ihn ist so zerstreut und zersplittert wie nur denkbar. Die vielgeschmähte Ausgabe der Schriften Lenz's von Tieck ist noch immer unentbehrlich, da sie die meisten dramatischen Werke des Dichters und den größten Theil seiner übrigen Schriften enthält. Lenz's lyrische Gedichte und seinen dramatischen Nachlaß besitzen wir jetzt in den vorzüglichen Ausgaben von L. Weinhold, sie verstärken aber nur das Verlangen nach einer vollständigen, sorgfaltig und kritisch veranstalteten Ausgabe der gesammten poetischen Hinterlassenschaft des größten Dichters, den das baltische Land hervorgebracht. Doch dieser Wunsch wird wol so bald noch nicht in Erfüllung gehn. Die zahlreich erhaltenen Briefe von Lenz, die für das richtige Verständniß seines Charakters und seiner Persönlichkeit unentbehrlich sind, befinden sich an den verschiedensten Orten und sind theils in Zeitschriften und Briefsammlungen zerstreut veröffentlicht worden, theils noch ungedruckt. Da ist denn eine Sammlung, wie die vorliegende, mit Dank zu begrüßen. Zwar keine vollständige Ausgabe der erhaltenen Briefe von Lenz wird uns hier geboten, das lehrt das kleine Bändchen auf den ersten Blick und der Herausgeber erklärt ausdrücklich in seinem Vorwort, daß er nur die significanten Stellen des Briefwechsels mitgetheilt habe; dafür erhalten wir aber auch nicht bloß Briefauszüge von

Lenz, ſondern auch alle dem Verfaſſer bekannt gewordenen Aeußerungen über Lenz in kürzeren oder längeren Excerpten. Man kann Waldmanns Arbeit als eine Art von Chreſtomathie aus Lenz' Briefen und zugleich als Briefregeſten zu Lenz' Leben bezeichnen. Die Schrift iſt ein ſchätzenswerther Beitrag zur Lenz-Literatur, wenn ſie natürlich auch eine vollſtändige Ausgabe der Briefe des Dichters nicht erſetzen kann, ſondern vielmehr erſt recht wünſchenswerth macht, denn „die ſentimentalen, ſeitenlangen Ueberſchwänglichkeiten und Herzensergießungen, wie ſie damals unter Freunden und Bekannten im Schwange waren", von denen der Herausgeber meint, daß ſie heutzutage kein Intereſſe beſitzen, gehören doch ganz weſentlich zum eigenthümlichen Charakter der Briefe und ihrer Verfaſſer und laſſen die einzelnen Stellen erſt im rechten Lichte erſcheinen. Auch werden die Urtheile darüber, was weſentlich oder unweſentlich iſt, was mitgetheilt zu werden verdient und was weggelaſſen werden kann, allezeit ſehr von einander abweichen. Der Herausgeber hat es ſelbſt gefühlt, daß ſein Büchlein ſtreng wiſſenſchaftlichen Anſprüchen nicht genügt und hat es daher in erſter Reihe für gebildete Lenz-Freunde beſtimmt. Aber für dieſe enthält es, unſeres Erachtens wieder zu viel, denn was ſollen ſie mit trockenen Notizen, wie „Lenz an ſeinen Vater, Lenz an ſeinen Bruder, Riga, Stadtbibliothek" anfangen. Waldmanns Bemerkung, Lenz' Schriften ſeien noch immer ſehr leſenswerth, erſcheint uns etwas naiv, denn für diejenigen, welche etwas von Lenz wiſſen und ſich mit ihm beſchäftigen, iſt das ja ſelbſtverſtändlich. In der dem Büchlein vorangeſchickten Zeittafel über Lenz' Leben und Schriften vermiſſen wir „die ſicilianiſche Vesper" und andere Schriften aus ſeiner ſpäteren Zeit. Die meiſten Briefe, von denen wir hier Auszüge erhalten, ſind gedruckt, von den bisher ungedruckten iſt der weitaus größte Theil den handſchriftlichen Schätzen der Rigaer Stadtbibliothek entnommen; es finden ſich darunter ſehr werthvolle und intereſſante Stücke, ſo vom Vater und den Brüdern des Dichters und von Boie. Zu bedauern iſt es, daß gerade von den Briefen aus Lenz' letzten Jahren keine Auszüge gegeben ſind. Beiläufig ſei bemerkt, daß ſich noch manche ungedruckte Briefe von Lenz in Livland befinden. Trotz den von uns gemachten Ausſtellungen, können wir Waldmanns Büchlein Allen, die ſich für Lenz intereſſiren, empfehlen und wünſchen, daß der hohe Preis desſelben ſeiner Verbreitung nicht im Wege ſtehen möge! —h—

Zwei neue Schriften zur Geſchichte unſerer Landesuniverſität ſind jüngſt erſchienen und liegen uns vor:

A. Haſſelblatt: Die Ehrenlegion der 14,000 Imatriculirten und
A. v. Gernet: Das Ringen des landsmannſchaftlichen und burſchenſchaftlichen Princips, eine hiſtoriſche Skizze.

Der Titel von Haſſelblatts Schrift erſcheint uns nicht eben glücklich gewählt und dazu wenig geſchmackvoll. Es werden darin die ſiegreichen Bewerber um die goldenen und ſilbernen Medaillen, bei der jährlichen Preisvertheilung am 12. December nach dem Album Academicum zuſammengeſtellt, nach den Facultäten gruppirt, die Gründe des zu verſchiedenen Zeiten größeren oder geringeren Eifers in der Preisbewerbung erörtert, endlich Einiges aus den Lebensläufen und über die Herkunft der Preisgekrönten zuſammengeſtellt und zum Schluß ein genaues Perſonenregiſter hinzugefügt. Die Arbeit iſt mit der bekannten Sorgfalt und Genauigkeit des Verfaſſers gemacht, aber gegen den Grundgedanken der ganzen Schrift müſſen wir Einſprache erheben. Wenn die Bezeichnung „Ehrenlegion" einen beſtimmten Sinn haben ſoll, ſo kann es doch nur der ſein, daß die hier aufgeführten Sieger in der Preisbewerbung die ausgezeichnetſten und hervorragendſten unter den 14,000 Imatriculirten geweſen ſind. Dies ſtimmt aber durchaus nicht mit der Wirklichkeit und mit den Thatſachen überein. Unter den Angehörigen der „Ehrenlegion", finden ſich viele Namen nicht, deren Träger zu den bedeutendſten und angeſehenſten Perſönlichkeiten unſeres Landes gehören, ſo, um nur einige anzuführen, K. E. von Baer, Biſchof F. Walter, Otto Müller, Victor Hehn, Moritz v. Engelhardt, Ernſt v. Bergmann, alles Männer, die allein eine „Ehrenlegion" bilden könnten. Die Angeführten allein ſchon widerlegen die Vorſtellung, als ob die preisgekrönten Medaillenempfänger die wiſſenſchaftliche Elite der Studentenſchaft bilden. Und andererſeits wie viele obſcure Leute, die nach Erlangung der goldenen oder ſilbernen Medaille nie etwas Nennenswerthes in der Wiſſenſchaft oder im praktiſchen Leben geleiſtet haben, finden ſich unter dieſer „Ehrenlegion". Der Verfaſſer iſt in der conſequenten Durchführung der von ihm gewählten Bezeichnung dazu gefuhrt worden von Großmeiſtern und Oberofficieren und Offizieren ſeiner „Ehrenlegion" zu ſprechen. Von den erſten, d. h. denjenigen Studirenden, welche mehrmals die goldene Medaille gewonnen, ſollte man wohl annehmen, daß ſie Ausgezeichnetes auf dem Gebiete der

Wiſſenſchaft geleiſtet und nun ſehe man, wie in Wirklichkeit nach des Verfaſſers eigner Darſtellung ihr ſpäteres Leben den auf ſie geſetzten Erwartungen entſprochen hat! Der Eine iſt als Kreisarzt in der Vergeſſenheit geſtorben, der Andere iſt ſein Lebenlang Privatlehrer geweſen, ohne ſich ſpäter je durch die geringſte wiſſenſchaftliche Leiſtung hervorzuthun, der Dritte war ein hochgebildeter, im politiſch-praktiſchen Leben ausgezeichneter Mann, aber von der Wiſſenſchaft hat ſein ſpäteres Leben fernab gelegen. Aehnliches gilt von vielen andern Angehörigen der „Ehrenlegion“. Auch haben oft Männer, die in ihrem ſpäteren Leben eine große und glänzende Wirkſamkeit entfaltet, ſich bei der Preisbewerbung mit einer geringeren Auszeichnung, der ſilbernen Medaille, begnügen müſſen, während Andere, deren Name nur bei dieſer Gelegenheit aufglänzte, einen höhern Preis davongetragen haben. Dafür iſt ein ſchlagendes Beiſpiel der Begründer und Altmeiſter der baltiſchen Rechtsgeſchichte und Rechtskunde, F. G. v. Bunge, und was bedeuten doch gegen dieſen Einen die meiſten vor und nach ihm in der juriſtiſchen Facultät mit der goldenen Medaille Gekrönten! Natürlich finden ſich unter den Medaillenempfängern in jeder Facultät einige bedeutende und durch ihre ſpätere wiſſenſchaftliche Thätigkeit bekannt und berühmt gewordene Namen, aber dieſe beweiſen nicht die Richtigkeit der Annahme, daß die Geſammtheit der Preisgekrönten die wiſſenſchaftliche Elite unter den Studirenden der Univerſität darſtelle. Gewiß wird die eifrige Bearbeitung aufgeſtellter Preisfragen im Allgemeinen als ein Zeichen regen wiſſenſchaftlichen Sinnes und des in einer Studentengeneration herrſchenden Fleißes und angeregten geiſtigen Intereſſes angeſehen werden dürfen, aber man muß ſich doch hüten, die Bedeutung ſolcher Preisarbeiten zu überſchätzen. Wie oft wirken recht äußerliche Motive bei der Bewerbung mit, manchmal wird auch ein Thema grade mit Rückſicht auf beſtimmte Perſonen, von denen man weiß, daß ſie ſich mit dem Gegenſtande beſchäftigen, geſtellt, oft wird mehr der große Fleiß, als das wiſſenſchaftliche Verdienſt der Arbeit gekrönt. Andererſeits laſſen ſich grade ſelbſtſtändige Geiſter am wenigſten durch äußere Einwirkung in dem Gange ihrer Studien beeinfluſſen oder dieſelben durch ein geſtelltes Thema nach einer ihnen augenblicklich nicht zuſagenden Richtung beſtimmen. Man wird daher ſagen müſſen, daß die erfolgreiche Preisbewerbung wohl Fleiß und Eifer, aber, an und für ſich, glänzende Ausnahmen natürlich abgerechnet, beſondere wiſſenſchaftliche Begabung und ſpätere wiſſenſchaftliche Tüchtigkeit der Gekrönten durchaus noch nicht beweiſt und verbürgt. Intereſſant wäre eine

Zusammenstellung der Preisgekrönten nach den Corporationen und der Nachweis wie viele von ihnen Wilde gewesen. Aus dem Album ließe sich das natürlich nicht nachweisen und für die ältere Zeit wäre eine solche Constatirung wohl kaum möglich, aber für die letzten 60 Jahre könnte sie sicherlich durchgeführt werden. Es würden sich daraus manche nicht uninteressante Schlüsse auf das wissenschaftliche Leben in und außerhalb der Corporation ergeben. An der Darstellung des Verfassers fällt ein gekünstelter Humor und ein gesuchter Witz nicht selten unangenehm auf; Wendungen wie „Medaillen-Chimborasso, Medaillen-Bacillus, Medaillonäre, Medaillen-Ansteckung", wollen uns durchaus nicht gefallen. Statistische Darlegungen wie die vorliegenden sollten stets in der einfachsten und schlichtesten Form gegeben werden.

A. v. Gernet's Schrift ist ein dankenswerther, wohlgelungener Beitrag zur Kenntniß und Geschichte der Studentenverhältnisse auf unserer Landesuniversität. A. v. Gernet, der jüngst eine Geschichte der Estonia verfaßt hat, zeigt sich überall mit den Quellen vertraut und man bedauert nur, daß er den Gegenstand nicht ausführlicher behandelt und weil seine Arbeit ursprünglich in einer Zeitung veröffentlicht worden ist, die genaueren Nachweise nicht hat mittheilen können. Niemand, auch derjenige nicht, welcher sich mit den in der vorliegenden Schrift behandelten Dingen beschäftigt hat, wird das Büchlein ohne Befriedigung und mannigfache Belehrung aus der Hand legen. Wie in einem Spiegelbilde läßt sie den immer erneuten Kampf des landsmannschaftlichen mit dem burschenschaftlichen Princip in unserer Studentenwelt an uns vorüberziehen, bis das Erstere den vollständigen dauernden Sieg errang. Ob die mit diesem Siege verknüpften Gefahren des gesteigerten Particularismus, die der Verfasser sehr richtig kennzeichnet, im Laufe der Zeit wirklich ganz überwunden worden sind, wie er meint, darüber wird man, je nach dem verschiedenen Standpunkt der Beurtheilung, verschieden denken. Wir müssen A. v. Gernet das Zeugniß geben, daß er ohne seinen landsmannschaftlichen Standpunkt zu verleugnen, die entgegengesetzten Bestrebungen objectiv und unbefangen behandelt. Im Einzelnen wird man natürlich manchmal anderer Meinung sein können. Sehr richtig bezeichnet A. v. Gernet das Jahr 1821 als epochemachend in der Geschichte unserer Studentenwelt, weil damals das landsmannschaftliche Princip den Sieg über die burschenschaftlichen Ideen davontrug. Hieran anknüpfend möchten wir kurz unsere von dem Verfasser abweichende Auffassung der allgemeinen Burschenschaft in den Jahren 1819—1821 betonen. Sie

erſcheint uns als etwas weſentlich von allen früheren ähnlichen Verſuchen Verſchiedenes und hat ſich unter direktem Einfluß der burſchenſchaftlichen Idee in Deutſchland geſtaltet. Der chriſtlich-germaniſche Geiſt der deutſchen Burſchenſchaft war ihr keineswegs ſo fremd, wie der Verfaſſer meint, das lehren die höchſt intereſſanten, uns vorliegenden Tagebuchaufzeichnungen eines ihrer hervorragenden Führer aus den Jahren 1820 und 21 zur Genüge, dieſelben laſſen überhaupt nicht Weniges in anderem Licht erſcheinen als in der Darſtellung Gernet's. Was endlich den Geheimbund betrifft, ſo iſt er zwar mit großer Beſtimmtheit behauptet und gegen die Burſchenſchaft geltend gemacht worden, aber ein unwiderſprechlicher Beweis für ſeine Exiſtenz iſt bisher doch nicht geliefert. Erklärungen und Ausſagen entſchiedener Gegner können als ſolcher nicht gelten, noch weniger Angaben aus ſpäterer Zeit. Daß unter den Führern und älteren, erfahreneren Burſchen vor der Entſcheidung über wichtige Fragen eine Verſtändigung ſtattgefunden, ſoll nicht geläugnet werden, eine ſolche iſt wohl auch ſpäter innerhalb mancher Corporation vorgekommen, iſt aber doch etwas von einem organiſirten Geheimbunde gänzlich Verſchiedenes.

Schließlich haben wir noch einen Wunſch auszuſprechen. Eine ausführliche quellenmäßige, unbefangene Geſchichte der allmähligen Entſtehung und Organiſation unſeres Burſchenſtaates und ſeiner Inſtitutionen iſt ein dringendes Bedürfniß. Sind doch die Burſchenverhältniſſe und die Stellung der einzelnen Corporationen zu einander oft für unſer Land von weit größerer Bedeutung geweſen, als die wiſſenſchaftliche Thätigkeit der Univerſität. Es iſt jetzt die rechte Zeit für eine ſolche Geſchichte. Möge ſie in der Abenddämmerung der alten Zeit noch geſchrieben werden, ehe die raſchfortſchreitende Umwandlung der Verhältniſſe die alten Traditionen und Erinnerungen zurückdrängt und erblaſſen läßt. Der Verfaſſer der von uns beſprochenen Schrift wäre vor vielen zu einer ſolchen Arbeit berufen[1]).

—c—

Axel v. Gernet. Forſchungen zur Geſchichte des Baltiſchen Adels. Erſtes Heft. Die Harriſch-wirriſche Ritterſchaft unter der Herrſchaft des deutſchen Ordens bis zum Erwerb der Jungingenſchen Gnade. Reval, 1893. Verlag von Franz Kluge. S. 88, 8°.

Die Geſchichte unſerer öffentlichen Inſtitutionen iſt leider noch wenig erforſcht. Während wir über die politiſchen Vorgänge in großen Partien

[1]) Wir fügen unſererſeits hinzu, daß wir gerne einer ſolchen Arbeit in der „Balt. Monatsſchr." Raum gewähren würden. D. Red.

der livländiſchen Geſchichte zum Theil ſehr gut unterrichtet ſind, hat der Mangel an ausreichenden Bearbeitungen der ſo nahe liegenden Fragen, wie die heimiſchen öffentlichen Inſtitutionen entſtanden ſind, wie ſie ſich ausgeſtaltet haben, und — was hieraus folgt — welche Bedeutung und welcher Sinn ihnen eigentlich zukommt, ſich gerade jetzt in der Zeit der Umbildung unſerer überkommenen Lebensformen erſt recht fühlbar gemacht: weil eben alles das keineswegs zur Genüge klargeſtellt iſt, begegnet man, ſobald die öffentlich rechtlichen Zuſtände des baltiſchen Heimathlandes zur Discuſſion gelangen, oft genug zum eigenen Nachtheil der Betheiligten Urtheilen, deren Argumentation privatrechtliche Auffaſſungen zu Grunde liegen! Aber auch für den gedeihlichen Fortgang ſpeciell der geſchichtlichen Studien erſcheint als eine nothwendige Vorausſetzung die ſichere Kenntniß deſſen, welches die öffentlich-rechtlichen Grundlagen waren, auf denen die Begebenheiten ſich abſpielten.

Bekanntlich haben ſowohl Riga wie Eſtland die ihnen eigenthümlichen Verfaſſungen, ſofern ſie nicht gegenwärtig beſeitigt ſind, aus ſich ſelbſt geſchaffen und fortgebildet; und wie die Verfaſſung Rigas den übrigen Städten der Oſtſeeprovinzen, jedenfalls in Livland und Kurland, zum Vorbild gedient hat, ſo diejenige der harriſch-wiriſchen Ritterſchaft den Genoſſenſchaften der Lehnsträger in den anderen Landestheilen. Für die autonome Verfaſſungsentwickelung Rigas waren namentlich die für den Handel ſo günſtige Lage der Stadt und der darin begründete Reichthum ihrer Bewohner förderlich, für diejenige Harriens und Wirlands vor allem der Umſtand, daß der Landesherr, der jenſeits des Meeres reſidirende König von Dänemark war. Letzteres insbeſondere hat der hochverdiente Fr. G. von Bunge nachgewieſen, am Eingehendſten in ſeinem Buch „Das Herzogthum Eſtland unter den Königen von Dänemark“ (Gotha 1877).

A. von Gernet ſetzt nun in der vorſtehenden Publication in gewiſſem Sinne die Arbeit des Bahnbrechers auf dem Gebiet der baltiſchen Rechts- und Verfaſſungsgeſchichte fort, denn ſein eigentliches Thema beſchränkt ſich auf die funfzig erſten Jahre der Ordensherrſchaft in Eſtland. Zum beſſeren Verſtändniß wird aber zunächſt eine verhältnißmäßig ausführliche Darſtellung der Entwickelung der Vaſallitätsverhältniſſe in Harrien und Wirland bis zum großen „Mord“ (d. h. dem Eſtenaufſtand) von 1343 geboten; dabei handelt es ſich nicht um eine Reproduction oder Compilation Bunges und anderer früherer Bearbeiter, ſondern es ſichtet der Verfaſſer das ganze Material nochmals direct aus den Quellen heraus. Die Geſchichte des

Eſtenaufſtandes ſelbſt wird beſonders nach den einſchlägigen politiſchen Beziehungen eingehender behandelt, und auch hier gewinnen wir ſo manche beachtenswerthe, neue Ergebniſſe. — Die weitere Folge des „Harriſchen Mordes“ war am 29. Auguſt 1346 der Verkauf Eſtlands an den Hochmeiſter des deutſchen Ordens in Preußen und am 7. Juni des folgenden Jahres die Abtretung der Provinz an den Ordensmeiſter und den livländiſchen Zweig des Ordens. Durch den zuletzt erwähnten Vorgang war ein „beſchränktes Pfand“ geſchaffen: „Eſtland bleibt Eigenthum des Hochmeiſters, d. h. ſeine Oberhoheit bleibt gewahrt. Der livländiſche Ordenszweig aber erwirbt durch ein Darlehn ein dingliches Recht am Lande; dieſes geht mit allen Nutzungsrechten bis zur Tilgung der Schuld in ſeinen Beſitz über.“ Inwiefern der Wechſel in der Herrſchaft die ſtetige Fortentwickelung der ſeitens der harriſch-wiriſchen Ritterſchaft in der däniſchen Periode erworbenen Freiheiten hemmen, ja ſogar — zumal bei der durch den „harriſchen Mord“ ſtattgehabten Schwächung des Vaſallenſtandes an Menſchenleben und Vermögen — in den erſten fünfzig Jahren eine *Aenderung* der Freiheiten herbeiführen mußte, wird von A. von Gernet zum erſten Mal in ſyſtematiſcher und zugleich trefflicher Weiſe dargelegt. Eine Wandlung trat in dieſer Beziehung durch die „Hochzeit von Krakau“ vom Jahre 1386 ein. Denn in Folge der Vermählung Jagellos von Litauen und Hedwigs von Polen wurde eine dauernde Verbindung der beiden mächtigen Staaten hergeſtellt, und dieſe „veranlaßte eine völlige Veränderung in der politiſchen Conſtellation auf der einen Hälfte unſeres Feſtlandes.“ Speciell den Vaſallen *Eſtlands* gegenüber ſah ſich der Hochmeiſter Konrad von Jungingen zum Erlaß ſeiner hochbedeutſamen „Gnade“ vom 12. Juli 1397 genöthigt, und — heißt es weiter — „dem *livländiſchen* Verfaſſungsleben des XV. Jahrhunderts drückt die glänzende Entwickelung der zu Corporationen zuſammengeſchloſſenen Vaſallenſchaften und die Beſchränkung des Fürſtenthums durch die Landſtände den Stempel auf.“ Wie verlautet, ſoll das folgende Heft der „Forſchungen“ die zuletzt angedeuteten Fragen zum Gegenſtande haben.

Das Material für die vorliegende Veröffentlichung haben faſt durchweg Urkunden hergegeben, und da es eine bekannte Thatſache iſt, daß die Arbeit über Urkunden weit ſchwieriger zu ſein pflegt, als die über Chroniken, ſo ſind wir dem Fleiß und dem Scharfſinn des Verfaſſers, dem wir auf einem recht verwickelten Gebiet ſo hübſche Erfolge verdanken, die vollſte Anerkennung ſchuldig. Das Ganze gewährt ein ſehr inſtructives cultur-

geſchichtliches Bild, in welchem die verſchiedenartigſten öffentlichen Verhältniſſe eine Beleuchtung erfahren, daß ſie zum großen Theil in erwünſchter Deutlichkeit ſich abheben. Doch iſt es dem Verfaſſer offenbar mehr auf eine Ueberſicht angekommen, daher für die Ausarbeitung mancher Details noch Raum gelaſſen iſt. F. Ke.

Die in Riga erſcheinende **„Düna-Zeitung"** hat in ihrer Nr. 14 vom 19. Januar c. als Erwiderung auf meine Bemerkung, ſie entbehre einer einheitlichen Leitung mit feſtem Standpunkt (cf. „Balt. Mon." 1893, pag. 559), gegen mich perſönlich Invectiven gerichtet, die in derſelben Weiſe zu beantworten, meine Erziehung mir verbietet. Gegenüber den in Frage kommenden Perſonen wäre eine gerichtliche Klage die einzig mögliche Reaction geweſen. Dieſer Schritt mußte jedoch im Hinblick auf mehrere Senatsentſcheidungen unterbleiben, denen zu Folge nur Redacteure oder Herausgeber von Zeitungen einer ganz beſtimmten Kategorie, zu welcher die „Düna-Ztg" nicht gehört, der Verantwortung auf Grund des betreffenden Strafgeſetzparagraphen (1040) unterliegen. Ich werde ſomit meinerſeits in keinerlei Weiſe dieſer Sache weiteren Fortgang geben.

A. v. T.

Zurechtſtellung. Im Inhaltsverzeichniß des vorigen Jahrganges (1893) der „Balt. Mon." muß es unter „B. Beſprochene Bücher" überall ſtatt J. Diederichs — H. Diederichs heißen. Zu den Anmerkungen im Inhaltsverzeichniß und auf Seite 559 iſt die Unterſchrift: D. Red. hinzuzufügen.

Herausgeber: Arnold v. Tideböhl.
Redacteur: R. Carlberg.

Дозволено цензурою. Рига, 27 Января 1894 г. — R. Ruetz Buchdruckerei, Riga.

Carl Ernſt von Baer's Homerſtudien.

Vortrag, gehalten in der Ehſtländiſchen literäriſchen Geſellſchaft am 9. Decbr. 1892.

Von Edwin Hoerſchelmann.

Hochgeehrte Verſammlung!

So oft hier Fragen aus der Vergangenheit vor Ihnen behandelt werden, kann man Ihres Intereſſes gewiß ſein, wenn es ſich um Arbeiten zur Geſchichte der Heimath handelt, und was die Geſellſchaft auf dieſem Gebiete geleiſtet hat, iſt noch kürzlich gebührend anerkannt worden. Die Bilder der Vorzeit, auch im engen Rahmen von Specialſtudien geboten, feſſeln entweder an ſich oder durch den Vergleich mit der Gegenwart, ſie fördern die Kenntniß des Lebens, das einſt in unſeren Landen ſich entwickelte und aus den vorhandenen Keimen das unſerer Heimath Charakteriſtiſche hervorgehen ließ.

Nichts von ſolchen Ausblicken kann ich Ihnen heute bieten, wenn ich Sie auffordere, ſich von der Gegenwart abzuwenden und weit zurückzuſchauen bis vor den Anfang der Geſchichte der Völker hinauf, die jetzt die Träger der Cultur ſind, um einer Frage nachzugehen, von deren Thatſachen wir durch mehr als $2^1/_2$ Jahrtauſende getrennt ſind. Und doch hoffe ich, darauf rechnen zu können, daß Sie ſich auf einen Augenblick gern in jene fernen Zeiten zurückverſetzen, weil wir auch dahin einen Führer haben, der in nahen Beziehungen zu unſerer Geſellſchaft ſteht und deſſen Gedächtniß wir am 17. Februar dieſes Jahres mit dem ſtolzen Bewußtſein feierten, daß in Eſtland vor 100 Jahren ſeine Wiege geſtanden. Es iſt Karl Ernſt von Baer, deſſen Homerſtudien wir heute betrachten wollen.

Es handelt ſich hier nicht um Specialitäten aus der Homerfrage, die ja unter der fortgeſetzten Gelehrtenforſchung zu einem ſolchen Umfang angewachſen iſt, daß man, ohne Fachmann zu ſein, den Löſungsverſuchen der mannigfachen Probleme dieſes Gebietes der Alterthumswiſſenſchaft einfach nicht folgen kann, ſondern es handelt ſich heute für uns um etwas Allgemeines, jedem Gebildeten mehr oder weniger Bekanntes, deſſen Reminiscenzen als geflugelte Worte von Scylla und Charybdis, vom Sirenengeſang u. ſ. w. in unſerer Sprache eingeburgert ſind, um den Schauplatz der Irrfahrten

des vielgewanderten Mannes
Welcher ſo weit geirrt nach der heiligen Troja Zerſtörung.

Iſt's zum Theil auch noch ſo lange her, wo Sie, meine Herren, von dieſen Dingen laſen, ſo wird es Ihnen doch nicht ſchwer fallen, ſich in den Hauptzügen die wechſelvollen Irrſale des griechiſchen Sagenhelden, um den ſich die älteſten Seeabenteuer der Hellenen gruppirt haben, aus der eigenen Lectüre der Odyſſee zu vergegenwärtigen.

Nach der Zerſtörung von Troja bricht Odyſſeus mit ſeinen Gefährten zur Heimath auf. Das nächſte Land, das er erreicht, iſt das Thraciſche Geſtade, wo die Kikonen wohnten. Dieſe werden ausgeplündert, bis ſie ſich ſammeln und die Fremdlinge nach hartem Kampfe vertreiben. Ein günſtiger Boreas führt den Odyſſeus glücklich bis Malea, zum ſüdlichſten Vorgebirge Griechenlands, dann aber geht der Nordwind in einen Nordweſtſturm über und dieſer treibt ihn an der Inſel Kythera vorbei in's Mittelmeer. Im Lande der Lotophagen erreicht er feſten Boden. Dieſe Völkerſchaft haben wir an der Nordküſte Afrikas, etwa zwiſchen den beiden Syrten zu ſuchen. Von hier kommt Odyſſeus an die Inſel der Kyklopen, nördlich von den Lotophagen, und zieht ſich durch Blendung des Polyphem mit der Olivenkeule den Zorn des Poſeidon, des Vaters des Kyklopen, zu, der ihn nun aus Rache für dieſe Unthat an der Erreichung der Heimath verhindert. Auf der neuen Fahrt gelangt Odyſſeus zur ſchwimmenden Inſel des Aeolus, deren Lage ſich danach ungefähr beſtimmen läßt, daß er mit weſtlichem Winde, dem Zephyrus, nach neuntägiger Reiſe ſeiner vaterländiſchen Inſel anſichtig wird. Da öffnen, während er ſich zum Schlaf niedergelegt hat, ſeine goldgierigen Gefährten den wohlgenähten Schlauch, den Aeolus ihm mitgegeben. Die in ihm gefeſſelten Winde fahren heraus, und von Stürmen gejagt erreicht Odyſſeus wieder die Inſel des Aeolus. Hier wird er vom Könige fortgewieſen; er muß auf's Meer hinaus und

kommt nach ſechstägiger Fahrt zum menſchenfreſſenden Räubervolk der Läſtrygonen. Ihre Stadt liegt an einer Bucht, welche die Römer und ſpäteren Griechen bei Gaëta an der Küſte Italiens, oder in der Nähe des weſtlichen Vorgebirges von Sicilien, des Caput Lilybäum, finden wollten. Hier zertrümmerten die rieſenhaften Läſtrygonen alle ſeine Schiffe bis auf ein einziges, auf dem Odyſſeus mit wenigen Getreuen glücklich entkommt. Er gelangt zur Inſel Aeëa, wo die Kirke wohnte, die ſchöngelockte, die hehre melodiſche Göttin, bei der Odyſſeus ein Jahr verweilt. Ihren Wohnſitz ſuchen die Aelteren nordweſtlich von der Skylla und Charybdis im Mittelmeer. Als Odyſſeus von der Kirke Heimkehr fordert, befiehlt ſie ihm, zum Eingang der Unterwelt an den Okeanos zu ſchiffen, um den Seher Teireſias nach ſeinem Heimwege zu befragen. Odyſſeus macht ſich auf den Weg und kommt an's Geſtade der Kimmerier, wo der Weltſtrom Okeanos in's Meer fließt. Nach ſpäterer Deutung iſt das die Straße von Gibraltar. Hier opfert Odyſſeus an der Kluft, die in das Reich des Hades hinabführt, und verkehrt mit den Geiſtern der Abgeſchiedenen, von denen ihm Teireſias in Kürze die weiteren Gefahren, die er vor ſeiner Heimkehr zu beſtehen haben wird, weiſſagt. Um ſeinen dort verunglückten Gefährten zu beſtatten, kehrt er nochmals zur Kirke zurück und fährt nun, von ſeiner Gönnerin genauer über die ihm bevorſtehenden Gefahren unterrichtet, mit nördlichem Winde an der Inſel der Sirenen und an den Irrfelſen vorbei durch die Skylla und Charybdis und kommt zur Inſel Thrinakria, die ſchon Thukydides mit Sicilien identificirt, während eine ſpätere genauere Deutung des Textes ſie als ſelbſtändige kleine Inſel in der Nähe der Meerenge von Meſſina und ſüdlich von dieſer annahm. Mit dem Reſt ſeiner Gefährten, die ſich auf Thrinakria an den Rindern des Helios vergriffen, leidet Odyſſeus auf der Weiterfahrt Schiffbruch und wird allein auf den Trümmern ſeines Fahrzeuges wieder zur Skylla und Charybdis getrieben, beſteht die Gefahr der Charybdis und kommt nun, mit den Händen vorwärts rudernd, nach der fabelhaften Inſel Ogygia, wo er bei der Nymphe Kalypſo 7 Jahre ſich aufhält, und dann auf einem wohlgezimmerten Floß in's Land der Phäaken, welche die Inſel Scheria bewohnten, von wo er endlich mit günſtigem Nordwind Ithaka erreicht.

Das iſt in kurzen Zügen die gewöhnliche Auffaſſung von der Lage der Localitäten, die in der Odyſſee erwähnt werden. Schon die Alten verlegten den Schauplatz der Irrfahrten des Odyſſeus in's Mittelmeer; aber auch ſie verhehlten ſich die Schwierigkeit dieſer geographiſchen Fragen nicht.

Der Geograph Strabo (1. p. 24) im erſten vorchriſtlichen Jahrhundert hat uns die Bemerkung des Eratoſthenes, eines der größten alexandriniſchen Gelehrten des III. Jahrhunderts aufbewahrt, daß man erſt dann finden werde, wo Odyſſeus umherirrte, wenn man den Riemer gefunden haben würde, der einſt den Schlauch zuſammennähte, als Aeolus dem Odyſſeus bei ſeiner erſten Abfahrt von der Inſel Aeolia die Winde wohlverſchloſſen und dichteingenäht mit auf den Weg gab. Kurz, man legte auf dieſe Fragen wenig Gewicht und folgte ohne viel Forſchung der allmählich ausgebildeten Tradition, ſuchte ſich von dieſer zu Zwecken des Unterrichts anſchauliche Bilder zu machen, entwarf zum Theil ſehr genaue Karten mit einzelnen Abweichungen in Bezug auf ſpecielle Oertlichkeiten, bald die jetzt bekannte Geſtaltung der Länder des Mittelmeeres den Ausführungen der Irrfahrten zu Grunde legend, bald die Küſtenlinien ſo vorzeichnend, wie ſie ſich die Sänger der Odyſſee vorgeſtellt haben mochten.

An der allgemeinen Auffaſſung der Situation der Irrfahrten wurde nicht weſentlich gerüttelt, als ſchon im Anfange dieſes Jahrhunderts von verſchiedenen Gelehrten (Dureau de Malle, Géographie physique de la mer noire. Paris 1807, Schuſter: Ging die Irrfahrt des Ulyſſes nach Gibraltar oder nach Colchis? Leipzig 1821; der von Baer citirte Dubois de Montpereux: Voyage autour de Caucase et en Crimée, endlich Gladſtone, der gegenwärtige greiſe Premier des engliſchen Miniſteriums, Homeriſche Studien 1858) mehrere Gegenden des Schwarzen Meeres für die Localitäten Homers in Anſpruch genommen werden; denn in allen größeren Compendien, wie z. B. in der Erſch und Gruberſchen Encyclopädie der Wiſſenſchaften und Künſte oder in Pauly's Realencyclopädie der klaſſiſchen Alterthumswiſſenſchaft, wird doch mit Entſchiedenheit die Behauptung aufrecht erhalten, daß man ſich die Irrfahrten des Odyſſeus, wenn man ſie überhaupt localiſiren will, als im weſtlichen Theile des Mittelmeeres vor ſich gegangen zu denken hat. Erſt in allerneueſter Zeit wird wenigſtens auf die andere Möglichkeit hingewieſen, und ſelbſt in kleinen Leitfäden, die nicht etwa in der baltiſchen Heimath, ſondern in Deutſchland ihren Urſprung haben, findet ſich bei den einſchlagigen Ausführungen ein Hinweis auf unſeren Karl Ernſt v. Baer, deſſen Auffaſſung von dieſen ſagenhaften Begebenheiten wir nun zunächſt näher zu treten haben.

Im dritten Theile ſeiner „Reden und Aufſätze", erſchienen in Petersburg im Jahre 1873, behandelt Baer die Frage: „Wo iſt der Schauplatz der Fahrten des Odyſſeus zu finden?" und kommt, wie wir es kurz zu-

ſammenfaſſen wollen, zu folgenden Reſultaten: Die erſte Hälfte der Abenteuer erlebte Odyſſeus auch nach Baer's Auffaſſung in der öſtlichen Hälfte des Mittelmeeres. Von Troja geht es zu den Thraciſchen Kikonen, von dieſen zu den Lotophagen und dann zu den Kyklopen, als deren Wohnſitz Baer Malta vermuthet, wo man ſich in den lockeren Kreidefelſen leicht Höhlen ausgräbt, in deren einer ja auch der Apoſtel Paulus gelebt haben ſoll. Die benachbarte kleine Inſel Gozzo oder Comino könnte dann für die bei Homer erwähnte Ziegeninſel genommen werden. Dann geht die Fahrt zur Inſel des Aeolus fort, von hier bis zur Anſicht der Inſel Ithaka, worauf die aus dem geöffneten Schlauch hervorbrauſenden Winde die Schiffe der Griechen zurückwerfen.

Soweit ſtimmt Baer mit der landläufigen Auffaſſung überein. Von hier aber beginnt die weſentliche Abweichung. Bei der Zurückwerfung des Odyſſeus durch die der Feſſeln des Schlauches entledigten Winde iſt die ſchwimmende Inſel des Aeolus nach Baer weiter nach Norden gefluthet, und nach Oſten mußte Odyſſeus, der nicht mehr weiß, wo er ſich befindet, ſeine Schiffe lenken, wenn er nun von hier der Heimath zuſteuern wollte. So kommt er, direct über das compacte Feſtland wegſegelnd, was, wie wir ſpäter ſehen werden, keine Schwierigkeiten macht, zur Bucht der Läſtrygonen am Südoſtufer der Krim, der Bucht von Balaklava. Von hier geht's weiter zur Inſel der Kirke, der aeaiſchen Inſel,

„allwo der dämmernden Frühe
Wohnung und Tänze ſind und Helios leuchtender Aufgang.

Den Weg nach dem Ocean nimmt von hier Odyſſeus durch die Meerenge von Kertſch, an der, hiſtoriſch beglaubigt, die Kimmerier leben, — verrichtet hier ſeinen Auftrag am Eingange der Unterwelt und zieht dann nach einem nochmaligen Beſuch der Kirke quer über's Schwarze Meer durch den Bosporus an der Sireneninſel, dem Irrfelſen, der Skylla und Charybdis vorbei und durch die Dardanellen nach der Inſel des Helios Thrinakria, zu deren von der dreiſpitzigen Geſtalt hergeleitetem Namen die Inſel Imbros vorzüglich paßt; dann kommt die Rückfahrt durch die beiden Meerengen und wieder geht's unter brauſendem Gewoge zur Inſel Ogygia, die auf der freien Durchfahrt zwiſchen dem Schwarzen und dem Adriatiſchen Meere liegt. Jetzt erreicht Odyſſeus die Phäakeninſel, in der übereinſtimmend Scheria, das ſpätere Corcyra (Korfu) erkannt wird und endlich die Heimath Ithaka.

Ueber dieſe Auffaſſung von den Homeriſchen Localitäten erſchien im „Lit. Centralbl." (1874, p. 262) eine Kritik von Kr. Der Kritiker macht ſich über den Standpunkt Baer's, der in ſeiner jovialen Art die Kirke als „mingreliſche Prinzeſſin" angeſprochen und die Schwimmfähigkeit der Inſel des Aeolus als „ſchlau erdacht" bezeichnet hatte, um den Odyſſeus aus dem Adriatiſchen Meer in's Schwarze gelangen zu laßen, in einer etwas verletzenden Weiſe luſtig und kommt zu dem Schluß, alle Verſuche, des Odyſſeus Abenteuer geographiſch zu verzeichnen, ſollten uns wohl gleichgiltig laßen.

Ich habe es ſelbſt erlebt, wie ſehr dieſe Kritik den alten Herrn verſtimmte. Es dauerte nicht lange, ſo ſchrieb er ganz wider ſeine Gewohnheit eine Antikritik in der Zeitſchrift „Ausland" (1874, 33—35). Von ſeiner Erregung zeugt gleich im Eingange dieſes Artikels die Aeußerung, er habe gar nicht für Gräcologen geſchrieben, zu denen Herr Kr. zu gehören ſcheine, ſondern nur für Leſer von allgemeiner Bildung und habe deswegen allen griechiſchen Nimbus möglichſt vermieden. So konnte es Baer im Ernſt nicht meinen. Denn was er den Gebildeten als ſeine Anſicht vortrug, mußte auch den Anſprüchen der Specialwiſſenſchaft genügen, wenn es von wirklicher Bedeutung ſein ſollte. — Der Kritiker antwortete wieder im „Liter. Centralbl." (1875, p. 842), wo er hervorhebt, daß es ihm nicht darauf ankommen konnte, die Combinationen Baer's vor einem fachmänniſch gebildeten Publicum zu widerlegen, und führt als Beweis ſeiner Behauptung, daß Baer ſich auf ein ihm fremdes Gebiet gewagt habe, den Satz an, daß Baer ausdrücklich die Odyſſee als Ganzes ſo nimmt, wie ſie uns vorliegt, womit die ganze Homerforſchung ſeit Wolf ignorirt wird. Die in Ausſicht geſtellte nähere Behandlung dieſes Gegenſtandes ſeitens des Kritikers iſt unſeres Wiſſens bisher nicht erfolgt.

Dieſe Frage hat nur Karl Ernſt v. Baer noch bis in ſeine letzten Lebzeiten vielfach beſchäftigt. Er führte die ganze Idee nochmals zum Theil ergänzt eingehender aus und trat mit noch größerer Beſtimmtheit für ſeine früheren Behauptungen ein. Nach ſeinem am 16. (28.) Nov. 1876 erfolgten Tode fand man die im Mai deſſelben Jahres im dictirten Manuſcript fertig gewordene Arbeit vor, die vom Verwalter ſeines literäriſchen Nachlaſſes, Profeſſor Ludwig Stieda, unter dem Titel „Ueber die homeriſchen Localitäten in der Odyſſee" im Jahre 1878 herausgegeben wurde.

Zu großer Genugthuung gereichte es dem greiſen Gelehrten, daß er in ſeinen kühnen Combinationen einen gewichtigen Fürſprecher an dem

damaligen Dorpater Philologen, Prof. Franz Rühl, fand, deſſen Ausführungen (in Jahn's Jahrbüchern 1874, p. 526) mir hier für den Zweck dieſes Vortrages leider nicht zugänglich waren.

Nachdem wir nun zuſammenfaſſend die frühere Anſicht vom Schauplatz der Irrfahrten des Odyſſeus, die Baer'ſche Deutung der Localitäten und die darauf erfolgte Kritik überſehen haben, wollen wir den Baer'ſchen Hypotheſen etwas näher treten und zuſehen, wie ſich die Kritik zu ihnen zu ſtellen hat.

Wie kam, müſſen wir zunächſt fragen, der große Naturforſcher dazu, ſich dieſer entlegenen Materie zuzuwenden? Wir wiſſen es, daß er in ſeinem univerſellen Geiſte in großen Zügen die Geſchichte der Menſchheit auffaßte und in meiſterhafter Darſtellung ſeine Gedanken über Geſchöpf und Schöpfung und deren Verhältniß zum Schöpfer zu einem Gemeingut der Gebildeten machte, ſo daß er mit Recht den Naturphiloſophen der Gegenwart gegenüber als Weltweiſer mit dem in gleicher Weiſe auf die Erde wie zum Himmel gerichteten Blick gefeiert wird; was aber brachte ihn zur fernen Sagengeſchichte mit ihrem ſchwankenden Boden, der zudem von einer ihm ohne Zweifel nicht nahe liegenden Wiſſenſchaft ſeit Jahrtauſenden mit Mühen und Erfolg beackert war?

Auf dieſe Frage giebt uns Baer ſelbſt in ſeinen „Studien aus dem Gebiete der Naturwiſſenſchaften" (St. Petersburg 1876, p. XI) in ſeiner ſchlichten Weiſe Antwort. „Ich kam nach Balaklvaa", wann das war, ſagt Baer nicht; ich vermuthe, es muß in den 50er oder 60er Jahren geweſen ſein, — „Ich kam nach Balaklava und hatte bloß die Fiſcherei im Auge. Als ich mich umſah und erkannte, daß ein ſpiegelglatter Landſee, wofür ich ihn hielt, mit dem Meer in Verbindung ſtand, mußte ich mir ſagen „„das iſt ja die leibhaftige Bucht der Läſtrygonen"". Es wird doch nicht Unrecht ſein, zuweilen der Homeriſchen Gedichte ſich zu erinnern?" Allmählich feſtigte der Beſuch verſchiedener Punkte am Schwarzen Meer immer mehr bei Baer die Ueberzeugung, daß die herrſchende Auffaſſung von den Reiſen des Odyſſeus eine ſehr erzwungene und dem einfachen Texte des Homer nicht entſprechende ſei. „Ich verſuchte alſo den Spieß umzudrehen", ſagt er, „und den Odyſſeus in's Schwarze Meer zu führen, wo ſich Alles ſehr natürlich gruppirte und ſich ſelbſt die dunklen Haine der Proſerpina finden ließen." So ſehen wir auch hier den Naturforſcher ſtreng inductiv verfahren. Die Beobachtung des einzelnen Objects führt ihn

zur Sammlung ähnlicher Erſcheinungen und aus ihrer Summe geſtaltet er dann ſeine Theorie.

An der ganzen Baer'ſchen Auffaſſung iſt, wenn ich ſo ſagen ſoll, der ſpringende Punkt die ſchwimmende Inſel des Aeolus, die πλωτὴ νῆσος der Odyſſee. Sprachlich verſtanden die Alten unter dem Verbum πλώειν = natare ebenſo wenig wie wir unter dem Begriffe „ſchwimmen" das ſtabile Reſultat des Gewichtsunterſchiedes zwiſchen einem feſten und einem flüſſigen Körper, ohne daß ſich erſterer auch bewegt. Es iſt darum etymologiſch nicht begründet, wenn man den Odyſſeus von der Anſicht der Inſel Ithaka wieder in der gleichen Richtung zurückgetrieben werden läßt. Seine Annahme von der Beweglichkeit der ſchwimmenden Inſel hätte Baer auch durch eine treffliche Analogie aus der griechiſchen Sage ſtützen können; ich meine die ſchwimmende Inſel Delos, die bekanntlich erſt durch ein Machtwort des Poſeidon zum Stillſtand gebracht und verankert wird. Ueberhaupt iſt die Vorſtellung einer ſchwimmenden Inſel auch den modernen Culturvölkern nicht fremd; mit verſchiedenen kleinen Variationen taucht ſie wiederholt in alten Schriftdenkmälern auf; auch noch jetzt ſcheint in England (Baſſet in „London World" 1885) der Glaube an eine ſolche ſchwimmende Inſel nicht ganz erloſchen zu ſein, und mannigfache abergläubiſche Vorſtellungen wurden und werden an ihr Erſcheinen geknüpft. — Baer konnte daher ohne Verſtoß gegen die Tradition annehmen, daß die Inſel des Aeolus fortgefluthet ſei. In welcher Richtung Odyſſeus ſeine unfreiwillige Rückfahrt nach der äoliſchen Inſel nahm, iſt im Texte mit keinem Worte angedeutet. Hier hat alſo die Hypotheſe freien Spielraum. Die nördliche Richtung mußte Baer annehmen, weil es auf der Hand liegt, daß Odyſſeus bei ſeiner zweiten Abfahrt von der Inſel des Aeolus ſeinen Curs nach Oſten nahm, in derſelben Richtung, in welcher er vorhin glücklich bis auf die Höhe ſeiner Heimathinſel gelangt war; er mußte alſo weit nördlicher abfahren als früher, wenn er mit öſtlichem Curſe die Laſtrygonenbucht erreichen wollte. Und dieſe erkannte ja Baer auf den erſten Blick in der Bucht von Balaklava wieder.

Wie kam aber Baer dazu, die griechiſche Halbinſel ohne Weiteres zur Inſel zu machen? Wenn Sie ſo fragen, meine Herrn, ſo kann es Ihnen, ſo weit Sie ſich mit dem Alterthum nicht eingehender beſchäftigt haben, nicht übel genommen werden. Wohl aber fällt es auf den ſchon erwähnten Kritiker der Baer'ſchen Ausführungen ſelbſt zurück, wenn er die Kühnheit Baer's belächelt, der die Anſicht ausſpricht, den Griechen müßte

nach Analogie ihres inſelreichen Heimathlandes alles Land leicht als Inſel erſcheinen. Bei Homer macht es in der That den Eindruck, als ſei nur Libyen keine Inſel in der Vorſtellung des Sängers oder der Sänger der Sagen. Es ergiebt ſich dieſe Conſequenz aber auch, abgeſehen von der einzelnen Ueberlieferung, aus der Auffaſſung der Griechen vom Okeanos, der das ganze Land umſtrömt und die Meere ſpeißt. Aber laßen wir auch die ſo allgemein geſtellte Frage auf ſich beruhen, ſo iſt doch mit Sicherheit das Schwarze Meer in der Argonautenſage, die älter iſt, als die der Irrfahrten des göttlichen Dulders der Odyſſee, nach Weſten hin offen gedacht. Wo jetzt der mächtige Gebirgsſtock Mitteleuropas ſeine knorrigen Verzweigungen in die Hämoshalbinſel hinabſendet, ſchäumte ohne Frage zu den Zeiten Homer's in der Vorſtellung der alten Hellenen ein weites Meer und erſt allmählich, als man nach wiederholten Fahrten in dieſe Gegenden ſich mehr über die Grenzen des Pontus euxinos orientirt hatte, ließ man die Verbindung durch die in das Schwarze Meer mündenden Flüße hergeſtellt ſein. Sie mußten ſich dann, der Sage zu Liebe, die Aufgabe gefallen laſſen, direct oder durch Vermittelung des Po dem Kiele der abenteuernden Seefahrer die gleitende Bahn in's adriatiſche Meer zu weiſen. Noch zur Ptolemäerzeit war das die Anſchauung der gelehrten Dichter, wofür ſich unſchwer mehr Zeugen beibringen laſſen, als ſie dem Naturforſcher zu Gebote ſtanden.

Ziehen wir alſo aus alledem die Summe, ſo werden wir allerdings zugeben müßen, daß es eine Kühnheit iſt, einer Jahrtauſende alten Ueberlieferung zum Trotz die rüſtigen Schiffe des Odyſſeus über himmelragende Gebirgsketten wegſegeln zu laſſen, aber zugleich dem zuzuſtimmen haben, daß es der Anſchauung jener Zeit vollkommen entſprechend iſt, die Exiſtenz dieſer Hinderniſſe für den Dichter zu leugnen.

Ohne Schwierigkeiten iſt demnach Odyſſeus mit ſeinen Schiffen von der etwa beim heutigen Belgrad zu denkenden Inſel des Aeolus an die Bucht der Läſtrygonen gekommen, der Bucht von Balaklava, die wie auch andere Gelehrte ſagen, kaum beſſer zu ſchildern iſt, als mit den Worten Homer's. Sein Gewährsmann muß ſie geſehen haben. Sie iſt zu detaillirt geſchildert. Ganz anders klingt die Beſchreibung beiſpielsweiſe des rein phantaſtiſchen Eilands des Aeolus. Ich möchte Sie, meine Herren, dieſen frappanten Unterſchied ſelbſt empfinden laßen. Im 10. Geſang der Odyſſee heißt es nach der Voß'ſchen Ueberſetzung:

Und wir kamen zur Inſel Aeolia. Dieſe bewohnte
Aeolus, Hippotes Sohn, ein Freund der unſterblichen Götter.
Undurchdringlich erhebt ſich ringsum das ſchwimmende Eiland
Eine Mauer von Erz und ein glattes Felſengeſtade.
Kinder waren ihm zwölf in ſeinem Palaſte geboren
Lieblicher Töchter ſechs und ſechs der blühenden Söhne
Und er hatte die Töchter den Söhnen zu Weibern gegeben.
Bei dem geliebten Vater und ihrer herrlichen Mutter
Schmauſen ſie ſtets bewirthet mit tauſend köſtlichen Speiſen.
Und das duftende Haus erſcholl von den Tönen der Flöte
Tages, aber des Nachts ruht neben der züchtigen Gattin
Jeder auf prachtigen Decken im ſchöngebildeten Bette —

und ſo weiter. Man ſieht, man hat es mit einem reinen Phantaſiegebilde zu thun. Ganz anders lautet die Schilderung der Läſtrygonenbucht (Od. 10, 87 102):

Jetzo erreichten wir den trefflichen Hafen, den ringsum
Himmelanſtrebend Felſen von beiden Seiten umſchließen,
Und wo vorn in der Mündung ſich zwo vorragende Spitzen,
Gegen einander drehn, ein enggeſchloſſener Eingang!
Meine Gefährten lenkten die gleichgezimmerten Schiffe
Alle hinein in die Bucht, und banden ſie dicht bei einander
Feſt; denn niemals erhob ſich eine Welle darinnen,
Weder groß noch klein; rings herrſcht ſpiegelnde Stille.
Ich allein blieb draußen mit meinem ſchwärzlichen Schiffe
An dem Ende der Bucht und band es mit Seilen am Felſen,
Kletterte dann auf den zackichten weitumſchauenden Gipfel
Aber es zeigte ſich nirgends die Spur von Stieren und Pflügern
Sondern wir ſahen nur Rauch von der Erde zum Himmel hinaufziehn.
Jetzo ſandt' ich Männer voraus, das Land zu erkunden,
Was für Sterbliche dort die Frucht des Halmes genöſſen,
Zween erleſ'ne Gefährten, ein Herold war ihr Begleiter.

Hören wir nun, was Baer ſelbſt über dieſen Ausgangspunkt ſeiner Homergeographie in ſeiner letzten Arbeit über die Homeriſchen Localitäten ſagt: es heißt da:

„Es entſpricht die Schilderung der Läſtrygonenbucht ſo vollſtändig der Bucht von Balaklava, daß man dieſe Uebereinſtimmung unmöglich für eine zufällige halten kann. Homer ſagt, daß in dieſe Bucht keine Welle von dem Meere eintrete, weder groß noch klein, und daß die Ufer ſich um den Eingang drehen. Nun iſt bei Balaklava eine nicht ſehr geräumige Bucht, die ich bei zweimaligem Beſuche ſpiegelglatt fand, obgleich in der See ein friſches Gewoge herrſchte. Die Bucht ſteht aber mit dem Meere auch nur

durch einen engen, zwiefach gewundenen Kanal in Verbindung, wodurch die Fortſetzung der Wellen gebrochen wird. Es iſt nicht zu bezweifeln, daß die Oberfläche der Bucht ſich etwas heben und ſenken wird, je nachdem der Wind gegen das Ufer drückt oder von dieſem abgekehrt iſt, aber dieſe Hebung wird ſehr langſam und in geringem Maaße ſich zeigen; ob aber jemals, auch bei heftigem Sturme, eine Welle bis in den erweiterten Theil der Bucht vordringt, iſt mir ſehr zweifelhaft. Eine ſolche Bildung einer Bucht iſt ſchon an ſich ſehr ſeltſam und wird kaum irgendwo ihres gleichen haben." Das nach dem Text erforderliche Attribut der Wellenloſigkeit kann wenigſtens keiner der Buchten beigelegt werden, in denen man nach der früheren Auffaſſung die Läſtrygonenbucht finden zu müſſen glaubte. „Erfunden hat ſie der Dichter gewiß nicht", fährt Baer fort, „da eine ähnliche Bildung an den Küſten Griechenlands nicht bekannt iſt, und man ganz beſondere Vorgänge zur Erzeugung eines ſolchen Verhältniſſes annehmen muß. Dazu kommt noch, daß Homer, ſo kurz ſeine Schilderung auch iſt, noch andere Verhältniſſe erwähnt, die ſich ſo vereint wohl nirgends wiederfinden werden. Der Fels ragt unmittelbar und ſteil in das Meer vor, was an ſich ſehr gewöhnlich iſt. Allein ſehr auffallend iſt es, daß dieſe Felswand, welche das Städtchen Balaklava gegen das Meer verdeckt, gerade an dieſer Stelle außerordentlich ſchmal wird, obgleich etwas öſtlich und etwas weſtlich der Fels ſehr viel breiter iſt . . . Gerade nun ſo ſchildert Homer die Läſtrygonenbucht: Durch einen gewundenen Eingang fahren die Schiffe der Gefährten ein und lagern ſich im ruhigen Waſſer der Bucht. Odyſſeus ſelbſt aber will die Beſchaffenheit der Localität ergründen. Er befeſtigt ſein Schiff äußerlich an der Felswand und ſteigt dann dieſe hinan, offenbar wo jetzt die Genueſiſchen Thürme ſtehen. Von hier aus ſieht er die Stadt, findet aber keine Spur von Ackerbau, worauf er ein paar Kundſchafter ausſchickt. Dieſe werden zum Häuptling geführt, den man rieſengroß findet, wie die Läſtrygonen überhaupt, und der ſogleich einen der Kundſchafter packt und zum Frühſtück verzehrt. Die beiden anderen entfliehen, worauf der Läſtrygonenhäupling mit Geſchrei ihnen nachläuft und das ganze rieſige Volk wach ruft. Dieſes Volk zertrümmert nun durch Herabwerfen von großen Felsblöcken alle Schiffe, indem ſie durch den Eingang entfliehen wollen. Odyſſeus' Gefährten und er ſelbſt flüchten raſch mit ſeinem Schiff, das nun fortan das einzige für die fernere Reiſe bleibt. Sieht man ſich die Localität von Balaklava und den langen gewundenen Eingang an, ſo erkennt man, wie leicht es wäre, mit großen

Felsblöcken, beſonders wenn ſie von Rieſen geworfen werden, kleine Schiffe zu zertrümmern. Herr Kammer (das iſt der Kritiker) meint, Homer habe ſich die Localität gut erdacht, um dem Odyſſeus ſeine Begleitung zu rauben. Ich muß umgekehrt glauben, daß er die Localität gut benutzt hat, um dieſen Erfolg wahrſcheinlich zu machen." Und dieſe Anſicht Baer's iſt auch entſchieden die wahrſcheinlichere. Beſtritten wird ſie auch nur, weil man Homer die Kenntniß des Schwarzen Meeres überhaupt abſpricht, bis auf einzelne Gegenden der Südküſte. Doch ein weiteres Verfolgen der Deutungen Baer's, macht eine Vertrautheit der Gewährsmanner der Homeriſchen Sänger mit den Küſten des Schwarzen Meeres, zumal mit den nördlichen, in hohem Grade wahrſcheinlich und faſt zur Gewißheit, wenn bei ſo ſagenhaften Dingen überhaupt von einer Gewißheit die Rede ſein kann.

Doch gehen wir weiter. Die nächſte Station iſt die Inſel der Kirke, Aeäa mit Namen, als Sitz der Morgenröthe ausdrücklich von Homer bezeichnet. Iſt es nun nicht ungereimt, den Sitz der Morgenröthe weit im Weſten zu ſuchen? Die Germanen und Slaven trennen Morgen und Abendröthe begrifflich nicht ſtreng von einander. Die ähnlichen Erſcheinungen beider laſſen es bei dieſen Völkern nicht einmal zu geſonderten Bezeichnungen für die Vorboten des Tages und der Nacht kommen. Ganz anders die Auffaſſung der Griechen. Die Eos iſt nicht die am Tage unſichtbare Begleiterin des Helios, ſondern roſenfingrig ſteigt ſie vor ihm empor und ſinkt wieder hinab, ſobald Helios aus dem Okeanos ſich erhebt, um zu ruhen in ihrem Lager, bis ſie wieder den neuen Tag zu verkünden hat. Sie im Oſten zu ſuchen, iſt daher nur zu natürlich.

Greifbarer und mehr durch Hiſtorie und Autopien geſtützt werden die Gründe für die Localität der Haine der Perſephone, die Odyſſeus jetzt nicht jenſeits der Säulen des Hercules, ſondern an der Meerenge von Kertſch aufzuſuchen hat. Hier wohnen die Kimmerier, und Jahrhunderte lang heißt der Eingang des Aſowſchen Meeres in das Schwarze der Kimmeriſche Bosporus, während die Exiſtenz der Kimmerier im fernen Weſten durch nichts beglaubigt iſt. Das iſt das hiſtoriſche, nicht unweſentlich für Baer in's Gewicht fallende Moment. Das Landſchaftliche führt er nach eigenem Augenſchein im Detail aus. Nicht nur die häufigen Nebel, die auf der Halbinſel Taman (tuman) lagern erwecken die Vorſtellung der Nähe des Reiches der Unterwelt, ſondern noch mehr, die Schlammvulkane, die am Eingange des Aſowſchen Meeres zahlreich thätig ſind und nach ihrem Ausbruch eine dunkle mit Naphta vermiſchte Maſſe

zu Thal ſtrömen laſſen, an die Geiſter der unheimlichen Unterwelt erinnernd, während der Schlund der Vulcane mit dem Blick in ihre ſchwärzliche Tiefe recht wohl zu der Vorſtellung paßt, welche die alten Dichter ſich vom Eingang in die Unterwelt machten, geeignet dazu, den Verkehr der Lebenden mit den Schatten der Abgeſchiedenen zu vermitteln. Sollte nicht die Erzählung eines vielleicht gar proſaiſchen Schiffers, der nichts weiter bezweckte, als andere von ſeinen gewinnbringenden Fahrten abzuſchrecken, den Stoff und auch local die Gegend geliefert haben, die der von fernen Ländern und Meeren ſingende Rhapſode in das Epos hineinwob.

Und nun die Skylla und Charybdis mit den Irrfahrten. Finden wir in der Straße von Meſſina Naturerſcheinungen, die den Homeriſchen Bildern von dieſen Schreckniſſen entſprechen? Wohl kaum. Dagegen ſtrömt es gewaltig im Bosporus; in einer ſtarken Strömung iſt die Mitte des fließenden Waſſers höher, das Fahrzeug, und zumal das leichte Holzboot der alten Griechen, wird leicht vom Strudel gefaßt, es gleitet bergab dem Felſen entgegen, der ſich dem Inſaſſen des Kahnes ſelbſt zu bewegen ſcheint — und die Irrfahrten ſind da, und die Skylla und Charybdis laſſen ſich leicht von der dichteriſchen Phantaſie aus den Strudeln ausmalen, die man noch jetzt ſich im Bosporus kräuſeln ſieht, wenn ein nördlicher Wind die Woge des Schwarzen Meeres zu ihrem ſchmalen felſigen Ausgang drängt.

Und endlich der Endpunkt der Fahrten des Odyſſeus nach der Baer'ſchen Hypotheſe, die Inſel Thrinakria, iſt wohl nicht anders zu deuten als die Dreiſpitzige. Schon Thukydides ſucht ſie in Sicilien. Allein er iſt zeitlich doch wohl um Jahrhunderte von Homer entfernt und daher kein beſſerer Zeuge, als alle die Namen der Ortſchaften, die ſpäter aus einer gewiſſen Ahnenſucht von den Römern auf italiſchen Boden verpflanzt wurden, wie beiſpielsweiſe Circeji. Nach Homer iſt Thrinakria ausdrücklich nur von den Rindern des Helios bewohnt. Sollten in Sicilien dem Urheber dieſer Erzählung keine Menſchen begegnet ſein? Aber auch der Name der dreiſpitzigen Inſel paßt in keiner Weiſe auf Sicilien. Dieſer Eindruck iſt das Ergebniß einer Beſchauung der Karte; denn in der Natur kann nimmer Sicilien als Dreieck erſcheinen. Sehr wohl aber Thrinakria nach der Auffaſſung Baer's, die kleine Inſel Imbros, jetzt Embro, nicht weit ſüdweſtlich den Dardanellen vorgelagert. Ein Gang auf die Höhe der Inſel läßt ihre drei weit in's Meer auslaufenden Spitzen erkennen und der Name klingt wie nach der Anſchauung als Gattungsname dem Objecte

beigelegt. Das einzige, was ſich dagegen anführen läßt, iſt der Umſtand, daß die Inſel Imbros mit ihrem hiſtoriſchen Namen bei Homer ſelbſt vorkommt. Allein der Einwand iſt nicht ſo gravirend, weil auch ſonſt für den gleichen geographiſchen Begriff gelegentlich verſchiedene Bezeichnungen bei Homer vorkommen. Darum erſcheint mir auch dieſe Beſtimmung Baer's ſehr plauſibel.

Was nun noch von den Irrfahrten folgt, hält uns nicht mehr lange auf. Der Weg wird durch die Skylla und Charybdis zurückgenommen und ebenfalls durch die Oeffnung des Schwarzen Meeres nach Weſten kommt der Irrfahrer zu der fabelhaften Inſel Ogygia, wo er von der ebenſo fabelhaften Nymphe Kalypſo 7 Jahre lang mit ſanftem Arme aufgehalten wird. Wir können dieſe Inſel in ungefähr derſelben Gegend ſuchen, wo einſt die Inſel des Aeolus hingefluthet war, und den Odyſſeus nun endlich mit der letzten Station bei den Phäaken glücklich zu mannhaften Thaten heimkehren laſſen.

Baer ſelbſt iſt ſich deſſen ſehr wohl bewußt geweſen, daß es für den äſthetiſchen Genuß der Odyſſee gleichgiltig ſein kann, wo man ihre Localitäten ſucht. Allein wichtig iſt der Verſuch, den Schauplatz der Irrfahrten zu fixiren, für die älteſte Geſchichte des Handels, die wir nicht weiter hinauf verfolgen können, als bis zu dem älteſten Denkmal der Sprache und Poeſie der europäiſchen Völker überhaupt, das wir unter dem Namen des Homer beſitzen. Mit Recht hat ſich darum Baer der Erforſchung dieſer Frage unterzogen und, wie mir ſcheint, auch in der Beziehung keinen folgenſchweren Fehler begangen, wenn er, was ihm vom zünftigen Philologen ſo ſchwer angerechnet wurde, die Odyſſee ſo nahm, wie ſie uns jetzt vorliegt. Denn nehmen wir ſelbſt an, daß diejenigen Partien der Odyſſee, um die es ſich hier handelt, es iſt das 10. Buch bis zur Hälfte des 12., jüngeren, ja gar jüngſten Urſprunges ſeien, ſo können wir ihre ſchriftliche Fixirung immerhin getroſt in das 6. vorchriſtliche Jahrhundert ſetzen und müſſen die Möglichkeit noch immer offen halten, daß ſie in mündlicher Tradition ſich ſchon durch Generationen vorher erhalten hatten.

Die Indifferenz des philologiſchen Laien gegen dieſe Frage kann alſo Baer nicht zum Vorwurf gemacht werden. Im Uebrigen verhält er ſich zum Text recht behutſam und verletzt kaum je mit ſeiner beweglichen Phantaſie die Poſtulate philologiſcher Akribie. Ich muß das ausdrücklich hervorheben, damit man nicht denkt, er habe auch in der Beſtimmung des Curſes, den der Irrfahrer einſchlug, Willkür walten laſſen. Maßgebend

ſind hier die Winde, und dieſe ſpielen bei Homer eine eigenthümliche Rolle; ſie wehen gelegentlich gar alle vier zuſammen (Od. 5, 295 ff.) und in der Regel zu zweien vereint, (Boreas und Zephyr (NW) — Notos und Euros (SO) was wohl dazu veranlaſſen konnte, ihre Namen zuweilen als aus Rückſicht auf das Versmaß gewählt anzuſehen. Aber Baer beachtet ſie mit der größten Genauigkeit, und wo er den Helden der Sage Wege einſchlagen läßt, die der traditionellen Auffaſſung ſtrict zuwiderlaufen, da ſchweigt eben auch der Dichter über die Windrichtung.

Ziehen wir noch in Betracht, daß in einer anderen hiſtoriſchen Abhandlung Baer es ſehr wahrſcheinlich macht, daß die Griechen zur Zeit Herodots weit im Scythenlande einen nach Norden vorgeſchobenen Handelsplatz hatten, ſo wächſt die Wahrſcheinlichkeit der Annahme — für die übrigens auch verſchiedene Funde von Alterthümern ſprechen — daß ſie ſchon zu den Zeiten der homeriſchen Sänger den Norden des Schwarzen Meeres kannten und dieſes zu Tauſch und Raub befuhren.

Wenn Baer ſagt: „Ich ſtehe nicht an mit Zuverſicht zu behaupten, daß die Fahrten des Odyſſeus — nach ſeinem zweiten Beſuch der Aeolus-Inſel — im Schwarzen Meere unternommen wurden und daß der Dichter von den erwähnten Localitäten eine beſtimmte Vorſtellung hatte", — ſo müſſen wir ihm, abgeſehen von der Frage der Einheit der Perſon des Dichters entſchieden beiſtimmen.

Vor allen Dingen muß zu Gunſten der Annahme Baer's hervorgehoben werden, daß der Wortlaut der Dichtung ihr an keiner Stelle widerſpricht. Was bewog denn die Alten, den Schauplatz der Irrfahrten weit in den Weſten von ihrem Ausgangspunkt zu verlegen? Für die Beantwortung dieſer Frage liegt eine Vermuthung nahe. Zur Zeit der Fixirung der Localitäten kannte man offenbar ſchon den Okeanos jenſeit der Säulen des Herkules; dieſen mußte man alſo zu erreichen ſuchen und dehnte darum die Irrfahrten in ſo ferne Gegenden aus. Dagegen iſt es ſehr wohl annehmbar, daß zur Zeit der Entſtehung der Gedichte das jetzige Aſowſche Meer nach der Durchfahrt der Kimmeriſchen Meerenge als Okeanos gelten konnte, ebenſo wie nachweislich das Kaſpiſche Meer als öſtlicher Okeanos angeſehen wurde, bis ihn eine erweiterte Kenntniß des Erdkreiſes weiter verlegte. Die Seefahrten der Griechen dürfen wir uns in der erſten Hälfte des vorchriſtlichen Jahrtauſends kaum zu ausgedehnt vorſtellen. Es iſt darum ein unläugbarer Vorzug der Baer'ſchen Auffaſſung, daß ſie uns ein enger begrenztes und beſſer abgerundetes Bild der Irrfahrten giebt, als

die früheren Ausleger dieſer Fragen, und wir nehmen keinen Anſtand, ſeiner Deutung der Localitäten der Odyſſee eine an Gewißheit ſtreifende Wahrſcheinlichkeit zuzuerkennen.

In den 80er Jahren ſeines Lebens ſtand Baer, als er mit dieſer Arbeit vor die Oeffentlichkeit trat. Und wenn wir uns vor Augen ſtellen, mit welcher Schärfe des Geiſtes er ſich ſeine Argumente bald aus der Ueberlieferung bald aus der eigenen Anſchauung herholt, um das zu begründen, was er im offenen Gegenſatze gegen die bisherige Anſchauung behauptete — denn von ſeinen unbeachtet gebliebenen Vorgängern wußte auch Baer anfänglich nichts — ſo müſſen wir ſtaunen vor der Friſche des Geiſtes, die er ſich bis an ſein Ende bewahrt hat.

Ich hoffe, Sie werden aus dieſen Ausführungen den Eindruck gewonnen haben, daß der Geiſt Baer's auch hier auf dem Gebiete der Vorgeſchichte der europäiſchen Völker eine nachhaltige Spur hinterlaſſen hat und daß der Stern, deſſen Aufganges wir im Anfange dieſes Jahres gedachten auch in ſeinen letzten Strahlen geleuchtet hat zur Erhellung dunkler Gebiete des Wiſſens, zur Förderung der menſchlichen Erkenntniß.

Aus den Tagebüchern des Grafen P. M. Walujew.[1])

1857.

Baron Hahn[2]) hat dem Landtage am 25. Januar ſchriftlich mitgetheilt, er beabſichtige das Amt eines Landesbevollmächtigten niederzulegen, indem er zugleich erklärte „Ehre und Pflicht verböten es ihm unter den obwaltenden Verhältniſſen, welche ihn der Möglichkeit beraubten, dem Lande nützlich zu ſein, in ſeiner Stellung zu verbleiben.“ Er erinnert an die bevorſtehenden Gefahren und weiſt auf den monarchiſchen Schutz, als auf ein Mittel ſich von dieſen Gefahren zu befreien, hin. In ſeiner Sitzung vom 26. d. M. beſchloß der Landtag mit einer Mehrheit von 21 Stimmen gegen 12, eine Beileidsadreſſe an Baron Hahn zu richten, in der es unter anderm heißt „die Gefahr müſſe groß ſein, wenn ſogar Baron Hahn derſelben weicht; die Ritterſchaft ſehe der Zukunft mit banger Sorge entgegen, hoffe aber zugleich, daß ſich die der Ritterſchaft drohenden Wolken angeſichts der monarchiſchen Hülfe zerſtreuen werden.“ Ich kann mich für die buchſtäbliche Richtigkeit dieſer Ausdrücke nicht verbürgen, im Allgemeinen aber müſſen ſie der Wahrheit entſprechen, indem ſie mir von einem der Deputirten und von zwei anderen Perſonen, welche aus dem Munde der Deputirten daſſelbe gehört, mitgetheilt worden ſind. Die Congruenz der aus verſchiedenen Quellen geſchöpften Informationen beweiſt, daß dieſelben im Weſentlichen richtig ſind.

---

[1]) Vgl. S. 1 ff dieſes Jahrganges der „Baltiſchen Monatsſchrift“.

[2]) Baron Theodor v. Hahn, Erbherr auf Poſtenden, geb. 1788, kurl. Landesbevollmächtigter 1836–1857, † 8. April 1868.

„Verhältniſſe, Gefahren, Wolken“ — das Alles kann nur den Gouvernementschef bedeuten, weil der Gedanke, daß darin ein Hinweis auf den oberſten Chef des Gebietes enthalten ſein könne überhaupt nicht zuläſſig iſt. Die Eigenthümlichkeit meiner gegenwärtigen Lage erhellt deutlich aus meinen nachfolgenden Darlegungen.[1])

„Im Laufe von drei einhalb Jahren, d. h. ſeit dem Tage, an welchem ich die Verwaltung des Gouvernements übernahm, bis heute hat es zwiſchen mir und der Ritterſchaft keinen ſichtbaren Zuſammenſtoß gegeben. Es gab wohl Meinungsverſchiedenheiten, aber auch dieſe wurden zum größten Theil ausgeglichen; Klagen wurden gegen mich nicht anhängig gemacht; eine politiſche Correſpondenz zwiſchen dem Ritterſchaftscomité und mir fand nicht ſtatt. Auch gegenwärtig exiſtirt kein wichtiger Streitpunkt und keine Meinungsverſchiedenheit bezüglich der laufenden Geſchäfte. Was bedeuten denn aber alle die von dem Landesbevollmächtigten und dem Landtage ſelbſt gebrauchten Ausdrücke? Warum überall eine ſolche Unbeſtimmtheit des Ausdruckes, ein ſolches Bemühen, jeden Hinweis auf Thatſachen zu vermeiden? Welche Gefahren drohen der Ritterſchaft, aus welchem Grunde vergißt man, daß, falls es wirklich eine Veranlaſſung zu begründeten Klagen über meine Thätigkeit geben ſollte, über mir noch ein oberſter Chef des Gebietes und ein Miniſter des Inneren ſtehen? Warum erſucht man nicht Eure Durchlaucht die Rechte des Adels zu beſchirmen, ſondern weiſt vielmehr, alle Regierungsinſtanzen übergehend, direkt auf des Kaiſers Majeſtät hin? Und endlich, wie kommt es, daß den jetzigen Handlungen des Barons Hahn während dreier Jahre unabläſſige Bemühungen vorangegangen ſind, um unter dem Adel Mißtrauen, Abneigung und ſogar Feindſchaft gegen mich zu erwecken? Warum hat man zu dieſem Zwecke ſtets Umwege gewählt, warum hinter meinem Rücken Beſchuldigungen vorgebracht, Thatſachen entſtellt und meinen Handlungen eine falſche Auslegung gegeben und dieſelben verdächtigt?

Wenn ich officiell über all das Schweigen beobachtete, ſo ſchwieg ich nicht darum, weil ich nicht ſah, was um mich her vorging, ſondern einzig, weil, von meinen Ihnen gemachten mündlichen Mittheilungen ganz abgeſehn, eine derartige Lage der Dinge der Aufmerkſamkeit Eurer Durchlaucht nicht

---

[1]) Das nun Folgende ſind Auszüge aus drei Berichten P. M. Walujew's an den Fürſten Suworow, vom 28. und 29. Januar und 1. Februar 1857

Anmerkung der Redaction der „Ruſſkaja Starina“.

entgangen sein konnte — und weil ich überhaupt, soweit es irgend möglich ist, alles, was einer Klage ähnlich sieht, zu vermeiden liebe; auch erforderten die Zeitumstände eine ganz besondere Vorsicht und möglichst viel Geduld.

Jetzt halte ich es für meine Pflicht, meinen höheren Vorgesetzten eine Darlegung des Systems, nach welchem Baron Hahn und seine Partei im Landtage handeln, vorzustellen. Meine Persönlichkeit ist in die Sache nicht verflochten. Gegen mich persönlich ist, so viel ich weiß, keine Beschuldigung erhoben worden. Der Angriff ist ausschließlich gegen den Gouvernementschef gerichtet, in diesem aber will man einzig die Eigenschaften des Russen und seine nicht-kurische Art die Geschäfte und seine eigene Stellung anzusehn, treffen. Hier hat die Meinung Wurzel gefaßt, daß die Ritterschaft das Gouvernement mit verwalten helfe, daß eine jede Handlung der Gouvernementsobrigkeit schon im Voraus von der Zustimmung der Ritterschaft oder wenigstens von einer Verabredung mit Letzterer abhängig gemacht werde. Einzig die Thatsache, daß ich mich von den Gesetzen und den Weisungen des Generalgouverneurs leiten ließ, indem ich die ständischen Privilegien nicht antastete, aber auch keine im Gesetze nicht vorgesehenen Rechte anerkannte, einzig die Ueberzeugung von der mir zugeschriebenen Beständigkeit meiner Ansichten und Selbständigkeit meiner Handlungen sind die wahren Gründe für alles Das, was heute auf dem Landtage geschieht. Die Hoffnung darauf, daß nach den allergnädigsten Aeußerungen des monarchischen Wohlwollens gegenüber der kurländischen Ritterschaft im Allgemeinen und Baron Hahn im Besonderen, zur Zeit des letzten Krieges, während der Anwesenheit Sr. Majestät in Mitau und der Krönungsfeierlichkeiten in Moskau, nunmehr der günstigste Augenblick gekommen sei, sich von meiner Person zu befreien, — ferner die zweite Hoffnung, daß meine Stelle der Sohn meines Vorgängers, der jetzige livländische Vicegouverneur Brevern[1]) einnehmen werde, — und endlich die dritte Hoffnung, daß es mir in Folge der Verbindungen Hahn's schwer fallen würde, Stand zu halten und meine Handlungen zu rechtfertigen, — das sind die ergänzenden und näher aufklärenden Gründe für die Handlungsweise Hahn's und seiner Partei im Landtage. Was die Beschaffenheit der Vorstellungen, welche Baron Hahn und diejenigen örtlichen Edelleute, die ihm in allen Dingen bedingungslos Glauben zu schenken pflegen, von den Geschäften der Gouvernementsverwaltung betrifft, so genügt es hier nur eines bereits

[1]) Iwan von Brevern war von 1857 bis 1868 kurländischer Gouverneur.

bekannten Umſtandes zu erwähnen. Im Jahre 1854 vor ſeiner Abreiſe nach St. Petersburg bekannte ſich Baron Hahn laut zu der Abſicht den Vicegouverneur Beklemiſchew aus Kurland zu entfernen, und fragte mich ſelbſt perſönlich, wen ich an Stelle Beklemiſchew's zum Gehülfen haben möchte, — als ob die Ernennung kurländiſcher Vicegouverneure und die Erfüllung der Wünſche des Gouvernementschefs den kurländiſchen Landesbevollmächtigten anheimgeſtellt wären.

Indem ich abwechſelnd die Ausdrücke „Landtag“ und „Ritterſchaft“ gebrauche, bin ich doch weit davon entfernt, meine gegen Baron Hahn und ſeine nächſten Anhänger gerichteten Beſchuldigungen auf den geſammten kurländiſchen Adel ausdehnen zu wollen. Bekanntlich haben viele Edelleute und unter ihnen die aus dem Ritterſchaftscomite ausgeſchiedene Kreismarſchälle Graf Medem[1]) und Koskull[2]) meine Handlungen ſtets vertheidigt. Aber andererſeits iſt es ebenſo bekannt, daß es Baron Hahn während ſeiner zwanzigjährigen Leitung der ritterſchaftlichen Angelegenheiten allmählich gelungen iſt, einen faſt despotiſchen Einfluß zu erlangen; dieſer Einfluß gründet ſich vorwiegend auf das künſtlich und unabläſſig von ihm behandelte Thema, man hätte es ausſchließlich ſeinen Bemühungen zu verdanken, daß die Abſichten und Verordnungen der Regierung, betreffend die Ruſſificirung Kurlands und die Aufhebung ſeiner Privilegien, immer wieder unvollzogen geblieben. Die Erweckung von Mißtrauen gegen die Regierung war ſeine ſtete Sorge, dieſes Mißtrauen ſelbſt aber ſtets ſein Halt- und Stützpunkt. In Folge deſſen habe ich in keinem meiner allerunterthänigſten Berichte, vom Jahre meines Amtsantrittes 1853 an, über die Zuverläſſigkeit Hahn's anders geurtheilt als mit Bezug auf ſeine geiſtigen Fähigkeiten und ſeinen unbegrenzten Einfluß auf die Ritterſchaft. Gegenwärtig aber erſcheinen mir ſeine Handlungen ſo unbedacht, daß ich nicht umhin kann, dieſelben zum Theil einer krankhaften Erregbarkeit, der Folge ſeiner zerrütteten Geſundheit, ſeines Alters und vielleicht auch ſeines Grimmes über die ſtets gleich höfliche, vorbeugende, kaltblütige und geduldige Art und Weiſe, in der ich ihm gegenüber vorgehe, zuzuſchreiben. Meine gegenwärtige Lage iſt mit einigen beſonderen Schwierigkeiten verknüpft. Von Allem, was auf dem Landtage vorgeht, habe ich keine officiellen Nachrichten, Allen aber iſt

[1]) Reichsgraf Peter v. Medem, geb. 1801, kurländiſcher Landesbevollmächtigter von 1857—1862, † 1877 zu Mitau.

[2]) Baron Leon v. Koskull, Erbherr auf Zilden, geb. 1802, Kreismarſchall 1855 und 1856, Director des kurländiſchen Creditvereins, † 7. Decbr. 1888.

es bekannt, daß ich auf privatem Wege davon benachrichtigt werde. Ich werde gleichsam öffentlich in der öffentlichen Versammlung des Landtages beschuldigt, aber unbestimmt, in allgemeinen Ausdrücken sogar ohne Nennung meines Namens seitens der Anhänger des Barons Hahn. Diese Beschuldigungen lenken die allgemeine Aufmerksamkeit des örtlichen Publikums auf sich; aber man nimmt an, daß das, was Allen bekannt ist, mir allein unbekannt sei, da außer den Mitgliedern der Ritterschaft Niemand den Landtagsberathungen beiwohnt, ich aber von Seiten dieser Mitglieder officiell keinerlei Mittheilungen erhalten kann. Indessen ist es meine Pflicht, die zur Zeit des Landtages gewöhnlichen Formen in meinen officiellen und halbofficiellen Beziehungen zu denen, welche mich hinter meinem Rücken beschuldigen, zu beobachten.

Am 24. d. M. gab ich einem Theile der Deputirten ein Diner und brachte dabei die gewöhnlichen Toaste zu Ehren des Landtags und des Landesbevollmächtigten aus. Am 27. veranstaltete ich für die übrigen Mitglieder der Versammlung ein zweites Diner, wobei ich dieselben Toaste wiederholte. Um jedoch den Landtag möglichen Falles dazu zu nöthigen, die Anwendung unbestimmter Redensarten aufzugeben und sich den Thatsachen zuzuwenden, benutzte ich einen andern Toast, zu Ehren der abwesenden und von ihrem Amte zurückgetretenen Kreismarschälle, um dem Ritterschaftscomité meinen Dank dafür auszudrücken, daß im Laufe von drei einhalb Jahren zwischen uns keinerlei bemerkenswerthe und andauernde Meinungsverschiedenheiten entstanden wären und meine Pflicht, für die Unverletzlichkeit der gesetzlichen Rechte und Interessen des Landtages zu sorgen, erleichtert worden. Der Widerspruch zwischen diesen meinen Worten und dem Inhalte der schriftlichen Mittheilung Hahn's an den Landtag sollte dazu dienen deutlichere und bestimmtere Erklärungen seitens seiner Anhängner und Gegner im Landtage hervorzurufen.

Ich habe mich in meinen Voraussetzungen nicht getäuscht. Auf den 28. d. M. wurde eine geheime Landtagsberathung anberaumt, in welcher man beschloß: die den Rücktritt Baron Hahn's betreffende Angelegenheit, einschließlich der ihm überreichten Adresse, zugleich mit dem allgemeinen Bericht über die Thätigkeit des Landtages dem Druck zu übergeben, mit Ausschluß jedoch der dabei abgegebenen näheren Erklärungen und der in Folge meiner beim Diner am 27. d. M. gehaltenen Rede, stattgehabten Berathung.

Außerdem legte Baron Hahn neun Klageartikel gegen mich vor und bat, um diese Angelegenheit nicht aus den Händen zu laſſen, um die Erlaubniß, noch ſo lange im Amte bleiben zu dürfen, bis die Unterſuchung in Sachen dieſer Artikel beendet wäre, trotzdem er drei Tage vorher erklärt hatte, ein längeres Verbleiben im Amte geſtatteten ihm weder Ehre noch Pflicht. Genau kenne ich die neun beſchuldigenden Artikel nicht, aber aus den geſammelten und mir mitgetheilten Informationen erhellt, daß es die folgenden ſein müſſen: 1) die Abfaſſung einiger Journäle der Gouvernementsregierung in ruſſiſcher Sprache, gemäß einer von mir im Jahre 1854 getroffenen Verfügung. 2) die Nichttheilnahme von Vertretern der Ritterſchaft an einer zu meiner Zeit ſtattgehabten allgemeinen Verſammlung der Palaten. 3) der Artikel über die Altgläubigen (Raskolniken) in meinem allerunterthänigſten Bericht vom Jahre 1855. 4) die Angelegenheit, betreffend die Landparzellen in einer der kuriſchen Kreisſtädte. 5) betreffend die außerordentliche Stellung von Fuhren und Arbeitern in militäriſch dringlichen Fällen. 6) betreffend die Päſſe einiger Mitglieder von Bauergemeinden, welchen dieſe Gemeinden unrechtmäßiger Weiſe ſolche Päſſe verweigert hatten. 7) betreffend das ausſchließliche Recht der kuriſchen Edelleute Kirchenvorſteher zu ſein. 8) betreffend die neue innere Einrichtung der kuriſchen Städte — und endlich 9) die Angelegenheit, betreffend die zollfreie Einfuhr von Salz im vorigen Jahre.

Alle ſoeben aufgezählten Angelegenheiten habe ich ſeinerzeit ausführlich zur Kenntniß Eurer Durchlaucht gebracht. Aus Allem iſt leicht erſichtlich, bis zu welchem Grade ſich die Anſicht, der zu Folge die Handlungen des Gouvernementschefs der controllirenden Theilnahme der Ritterſchaft unterworfen ſeien, hier ſchon entwickelt hat. Eine Meinungsverſchiedenheit wird dem höchſten Vertreter der Regierung im Gouvernement als directe und unbedingte Schuld angerechnet, wobei man nicht einmal nach der Begründung und Wahrheit der gemachten Vorwürfe fragt. Der Landtag, d. h. die dem Baron Hahn ergebene Mehrheit, verlangte nicht einmal die Original-Correſpondenzen, ſondern begnügte ſich mit einem ſummariſchen Hinweis auf die oben erwähnten Artikel und beſchloß, dem Landesbevollmächtigten noch mals zu danken.

Die wichtigſten Parteigänger und Werkzeuge Hahn's auf dem Landtage ſind ſein Schwiegerſohn Hauptmann Wigandt[1], Baron Adolf

[1] Julius v. Hohenaſtenberg, gen Wigandt, geb 1820, Hauptmann zu Talſen, † als Mitauſcher Oberhauptmann in Mitau.

Biſtramb[1]), Theodor Haaren, der Kreismarſchall Drachenfels[2]) und der Ritterſchaftsſecretär Baron Lieven[3]), welch' letzterer ſich beſonders auf den Einfluß ſeines Vetters, des Generaladjutanten Lieven[4]) verläßt. Die Hoffnung auf die in Petersburg dienenden Landsleute ſpielt in den hieſigen Begriffen und Anſchauungen überhaupt eine große Rolle. Man ſteht mit Petersburg immer in lebhafter Correſpondenz; man weiß ſogar, daß von dort Auszüge aus geheimen und confidentiellen Papieren hierher geſandt werden. So gelangte auch, wie man ſagt, durch Vermittelung Lieven's, ein Auszug aus meinem im allerunterthänigſten Bericht vom Jahre 1855 enthaltenen Artikel über die Altgläubigen hierher.

Der Zweck der geſammten Thätigkeit Hahn's und ſeiner Anhänger liegt klar auf der Hand. Sie brauchen einen, in ſeinen Beziehungen zu ihnen ſelbſt, nachgiebigeren oder weniger vorſichtigen Gouvernementschef. Meine Entfernung vom Amte glauben ſie auf zwei Arten durchſetzen zu können, entweder direct mit Hülfe ihrer Petersburger Beſchützer, indem ſie mich der Unfähigkeit beſchuldigen, — oder auf Umwegen indem ſie meine Lage an und für ſich zu einer unerträglichen machen.

Daher halte ich es für meine Pflicht, die ergebenſte Bitte auszuſprechen, Eure Durchlaucht mögen von dem kurländiſchen Ritterſchaftscomité eine Abſchrift der Klageartikel verlangen, welche Baron Hahn dem Landtage mitgetheilt, damit ich über jeden einzelnen derſelben die nöthigen Erklärungen und Widerlegungen vorſtellen könne. Ich kann dabei nicht umhin noch eines Umſtandes zu erwähnen, der mir die Einforderung einer ſolchen Abſchrift beſonders wünſchenswerth macht. In Folge der allgemeinen Ueberzeugung der örtlichen Bevölkerung von dem, was ſie die „Macht" des Baron Hahn nennt, macht ſich ſogar in meiner Nähe und unter den mir unterſtellten Beamten ein gewiſſes Schwanken bemerkbar. Mein Kanzleidirector[5]) — ein kuriſcher Edelmann von Geburt, für den es mir

---

[1]) Baron Adolf v. Biſtramb, Erbherr auf Waddax, geb. 1822, † als Kreismarſchall 1865.

[2]) Baron Peter v. Drachenfels, Erbherr auf Grausden, geb. 1795, Kreismarſchall 1856 und 1857, ſpäter Rath des kurländiſchen Creditvereins, † 1879.

[3]) Baron Adolf v. Lieven, geb. 1825, 1854 kurländ. Ritterſchaftsſecretär, † 1872.

[4]) Baron Wilhelm v. Lieven, Generaladjutant und General der Infanterie, Generalgouverneur der Oſtſeeprovinzen von 1861–1864, † als Mitglied des Reichsrathes 1878

[5]) Ernſt v. Rummel, geb. 1810, Canzelleidirector des kurländiſchen Civilgouverneurs ſeit 1851, † 1881.

außerdem bis jetzt noch nicht gelungen iſt, eine Belohnung auszuwirken. — könnte vielleicht auf den Gedanken gebracht werden, daß es angeſichts meiner baldigen Entfernung von hier und meines offenen Kampfes mit den Vertretern der Ritterſchaft, nicht mehr beſonders nothwendig ſei, mir das Sammeln vollſtändiger Informationen aus den in meiner eigenen Kanzlei befindlichen Akten zu erleichtern. Um ein Beiſpiel dafür anzuführen, welche Mittel gegenwärtig angewandt werden, theile ich noch Folgendes mit: dem jungen Aſſeſſor des Bauskeſchen Hauptmanngerichts Baron P. Rönne, welcher der oben erwähnten Minorität von zwölf Stimmen angehörte, iſt bereits eröffnet worden, daß er bei den nächſten Wahlen auf kein Avancement hoffen könne.

Wie die Sachen jetzt liegen, braucht die Regierung nur ein Zeichen ihrer Unzufriedenheit zu geben, um die Ritterſchaft auf den richtigen Weg zu weiſen. Später wird Solches ſchwerer ſein, da die Anſicht, die Ritterſchaft ſei mächtiger als der Gouvernementschef, noch tiefer ſich einwurzeln dürfte. Es iſt bemerkenswerth bis zu welchem Grade dieſe Anſicht ſchon jetzt auch unter den übrigen örtlichen Ständen verbreitet iſt. Faſt Keiner zweifelt daran, daß ich meine Stellung werde aufgeben müſſen. Ein Glied der Gouvernementsverwaltung ſagte einem ſeiner Collegen, daß er, angeſichts der „Macht“ des Baron Hahn, mein Schickſal vorausſehe und mich bedaure. Ich meinerſeits bedaure, daß ich genöthigt bin, derartige Urtheile nicht nur dem Einfluße Hahn's, ſondern auch dem Verwaltungsſyſtem meines Vorgängers im Amte zuzuſchreiben.

Zum Schluße halte ich es für meine Pflicht, noch einmal darauf hinzuweiſen, daß ich keine Klage gegen die kurländiſche Ritterſchaft im Allgemeinen vorbringe und es durchaus nicht für wünſchenswerth erachte, die Vorrechte, welche derſelben unter dem Schirme der ſelbſtherrlichen Gewalt der ruſſiſchen Zaren zugeſtanden worden, irgend wie zu beſchränken oder einzuengen, daß aber die Richtung, welche die Vertreter dieſes Standes gegenwärtig eingeſchlagen haben, und die von denſelben erweckten Begriffe und Strebungen dem Staatswohle gerade entgegenlaufen. Ich bin überzeugt davon, daß unter einer anderen Leitung für innere Angelegenheiten die kurländiſche Ritterſchaft einen der hervorragendſten Plätze unter den zum Kaiſerreiche gehörenden Adelscorporationen einnehmen könnte, daß aber, falls die Regierung fortfährt, die Handlungen der jetzigen Vertreter dieſer Ritterſchaft nicht zu beachten, ſie mit der Zeit zu ſtrengen Maßregeln ſich gezwungen ſehen würde, welche gegenwärtig noch leicht zu vermeiden ſind.“

Mitau, den 11. März. Ich erhielt aus Petersburg die Abschrift eines Briefes, welchen Fürst Suworow dortselbst am 2. d. M. an den Fürsten W. A. Dolgorukoff gerichtet. Der Generalgouverneur hat sich gezwungen gesehn, in demselben gerade heraus zu erklaren, daß wenn man mir nicht Gerechtigkeit widerfahren läßt — ich mein Amt niederlegen werde. Stark sind die Deutschen in Petersburg.

Wahrscheinlich in Folge dieses Briefes hat man sich zu einer Lösung entschlossen, von welcher mich Gerngroß telegraphisch in Kenntniß setzte, d. h. zu einem Allerhöchsten Rescript.

Den 18. März. Das Rescript ist am 15. März auf den Namen des Fürsten Suworow erlassen worden. Der Minister des Innern meinte, es läge kein Präcedenzfall vor, daß ein Rescript an einen Gouverneuren gerichtet worden wäre. Was die Sache betrifft, ist das einerlei und au fond für mich noch besser. Weniger Debet, mehr Credit. Das Hauptziel wird durch den Text des Rescripts in gleicher Weise erreicht. Sein Wortlaut ist folgender:

„Ihre wiederholten mündlichen Vorträge und Mir vorgestellten Berichte legen Zeugniß ab für den hohen Grad der Wohleinrichtung und Ordnung, bis zu welchem die Verwaltung des kurländischen Gouvernements gediehen ist. Indem Ich in diesem Falle Ihrer stets regen Sorgfalt und unermüdlichen Arbeit, trotz der vielen andern wichtigen und umfassenden Pflichten, welche auf Ihnen lasten, volle Gerechtigkeit widerfahren lasse, ersehe ich mit Vergnügen, daß dieser so befriedigende Verwaltungszustand Kurlands dem besonderen Eifer des Gouvernementschefs, Kammerherrn wirklichen Staatsraths Walujew, zugeschrieben werden muß, welchem es mittelst wohlerwogener Verfügungen und Maßnahmen, gelungen ist, Ihre Weisungen zu erfüllen und dadurch die Ordnung und Wohleinrichtung in allen Zweigen der Verwaltung des ihm anvertrauten Gouvernements zu bewahren und zu befestigen. Ich beauftrage Sie, dem wirklichen Staatsrath Walujew für solchen lobenswerthen Diensteifer Mein besonderes Wohlwollen zu eröffnen."

Den 8. April. In den nächsten Tagen kommt Fürst Suworow. Bald darauf tritt der Landtag zum zweiten Male zusammen. Nun, wir werden ja sehen! Bis jetzt ist es bemerkenswerth, daß es augenscheinlich Niemandem eingefallen ist, seine Aufmerksamkeit meiner pensée intime,

dem eigentlichen Anstoße zu all meinen Handlungen in Sachen des Landtages zuzuwenden. Es fällt anscheinend sogar Niemandem ein, daß ich von einer größeren und höheren, über den gegenwärtigen Fall hinausgehenden Idee geleitet werden könne. Würde ich denn wirklich die Sache officiell gemacht und so standhaft durchgeführt haben, nur um einiger unvorsichtiger oder ungehöriger Phrasen willen, welche die Mittheilung Hahn's an den Landtag und die Antwort des letzteren an Hahn enthielten? Ich habe den gegebenen Zufall nur als feste und zuverlässige Basis benutzt, um von ihr aus zwei Fragen näher zu beleuchten: bis zu welchem Grade die höheren Regierungsorgane befähigt und gewillt sind, in den örtlichen Angelegenheiten das Wahre und Rechte zu erschauen — und bis zu welchem Grade stark der Einfluß der hiesigen in Petersburg machinirenden Deutschen auf eben diese Regierungsorgane ist.

Den 12. Mai. Man hat Gerngroß aus Petersburg geschrieben, daß noch ein Epilog zu erwarten stehe. Dem Kaiser soll eine Klageschrift gegen den Minister, den Fürsten und mich überreicht worden sein. Tres faciunt collegium. Der Fürst a eu l'air de s'en ébouriffer. Die übrigen allgemeinen Nachrichten aus Petersburg lauten wenig tröstlich.

Dubbelu, den 5. Juli. Fast zwei Monate vergangen und noch nichts!

Ich sprach hier Tornow[1]), welcher in den Kaukasus reist, um ein handelspolitisches Unternehmen zu verwirklichen. Man beabsichtigt, in Persien und an den Grenzen der turkmenischen Länder in rührigster und vielversprechender Weise Handelsverbindungen anzuknüpfen. Zu diesem Zwecke hat sich eine Compagnie unter der Firma dreier Personen gebildet — Kokorew, Nawossiljski und Tornow. Das hätte schon längst geschehen müssen! Von Tornow erfuhr ich auch die folgenden, das Project einer Reformirung des Marine Ressorts betreffenden Daten, welches Projekt auf Befehl des Großfürsten Generaladmirals ausgearbeitet und vorgestellt worden; man hat demselben jedoch, wie es scheint, keinen weiteren Fortgang gegeben. Diesen Daten zu Folge soll 1) die Stellung des Generaladmirals genau bestimmt werden, 2) ein allen unseren Hauptverwaltungen gemeisames Uebel beseitigt werden, nämlich: die Nichtverantwortlichkeit und Willkür der Hauptchefs, über deren Handlungen bei uns keine eigentliche

[1]) Nicolaus Constantin v. Tornow, geb. 1811, früher Canzelleidirector des Generalgouverneurs, dann Oberprocureur beim Senat und später Senateur.

Kontrolle exiſtirt. Zu dieſem Zwecke ſollen die Berichte künftig in den Reichsrath eingebracht und, mit den Bemerkungen des letzteren verſehen, ſeiner Majeſtät vorgeſtellt werden. Außerdem ſoll die Bedeutung des Admiralitätsrathes verſtärkt werden, indem man in allen möglichen Fällen die Vortheile der Collegialität ſich zu Nutzen macht; 3) die Thätigkeit der niederen Chefs verſtärkt und erweitert werden, indem den Direktoren die Erledigung von Angelegenheiten geringerer Wichtigkeit, auf ihre eigene Verantwortung hin anheimgeſtellt wird; 4) die Ordnung des Kanzleiweſens den Direktoren überlaſſen werden, nachdem der Verweſer des Miniſteriums, welchem vorwiegend das Wirthſchaftsweſen, unter der Oberaufſicht des Generaladmirals, unterſtellt iſt, ſolches gutgeheißen; 5) ſoll man ſich bei Beſetzung von Stellen nicht mehr durch Rückſichten auf Ränge und Kategorien beſchränken laſſen; 6) endlich ſollen die Gagen erhöht und Beurlaubungen nach Rußland und in's Ausland mit Beibehaltung der Gage geſtattet werden.

Tornow bemerkte bei dieſer Gelegenheit, anordnende Projekte müßten abgefaßt werden, indem man von den niederen Inſtanzen, ausgeführt aber, indem man von den höheren anfängt.

Mitau, den 15. Sept. Wieder zwei Monate vergangen und noch immer nichts! Denn für irgend etwas beſonderes kann die in Dresden erfolgte Verſöhnung zwiſchen Baron Hahn und dem Fürſten Suworow und die Rückkehr Beklemiſchew's nicht gelten, welch' letzterer vor einigen Tagen mit verſchiedenen unzuverläſſigen und unaufrichtigen Nachrichten hier ankam.

Den 22. Sept. In der Angelegenheit betreffend die Umgeſtaltung des Mitauer Gymnaſiums in ein Lyceum, hat man die Meinung des kurländiſchen Gouvernementschefs zu hören verlangt. Allem zuvor bereitet mir die Vorfrage Schwierigkeiten: in welcher Sprache ſoll ich die von mir verlangte Meinungsäußerung abgeben? Wir haben nämlich zwei Arten von Sprachen: eine bedingte, allgemein verſtändliche und ſich zum allgemeinen Gebrauch eignende — und eine beſtimmte, für welche es nur wenig Liebhaber giebt. Z. B.:

In bedingter Sprache: die baltiſchen Gouvernements ſind von treu unterthänigſten Gefühlen erfüllt und Rußland heiß ergeben; die Ritterſchaft hat während des letzten Krieges bereitwilligſt reichliche Opfer gebracht.

In bestimmter Sprache: die baltischen Gouvernements bilden nur in administrativer Hinsicht ein Ganzes, sonst giebt es in ihnen nichts Einiges. Die Stände sind von einander abgesondert und denken sehr wenig an Rußland. Während des letzten Krieges hat die Ritterschaft durchaus keine Opfer gebracht, mit Ausnahme solcher, welche die Obrigkeit von ihr erbeten.

Genau so kann man auch die Angelegenheit des Mitauschen Gymnasiums darlegen.

In bedingter Sprache des Curators des Dorpater Lehrbezirks: die Ritterschaft wünscht ein Lyceum; sie beweint das herzogliche Gymnasium, schickt ihre Söhne ungern nach Dorpat und läßt dieselben ausländische Universitäten besuchen.

In bestimmter Sprache des kurländischen Gouvernementschefs: die Ritterschaft beweint das herzogliche Gymnasium, falls sie es überhaupt beweint, nur wegen der Erinnerungen an die herzogliche Zeit. Sie steht einer Verbesserung des Gymnasiums gleichgültig gegenüber und giebt zu diesem Zwecke keinen Kopeken her; ein Vorschlag dieser Art wurde von Baron Hahn bereits abgelehnt. Ihre Söhne endlich schickt die Ritterschaft nur darum ungern nach Dorpat, weil die Dorpater Universität jetzt der Wladimir-Universität in Kiew gleicht und den aristokratischen Cliquen keinen genügenden Spielraum mehr gewährt. Unser Adel steht der Jugendbildung überhaupt gleichgültig gegenüber und es ist daher nicht wahr, daß die Kurländer ihre Studien im Auslande machen. Das ist wie die Deutschen sagen — ein Schreckschuß. Im Gegentheil beginnen verständigere Väter, ihre Söhne auf russische Universitäten zu schicken. Die Grafen Pahlen haben in Petersburg studiert, ebenso Graf Medem; in Moskau studieren jetzt ein Vietinghoff, ein Howen und ein Ropp. Offenberg und vielleicht ein anderer Vietinghoff werden nach Petersburg gehen. Im Auslande dürfte man nicht so Viele finden.

Um der Sache zu nützen darf man nicht die bedingte sondern nur die bestimmte Sprache anwenden. Darum ziehe ich es vor die letztere zu gebrauchen.

Der Plan einer Umgestaltung eines Mitauer Gymnasiums ist augenscheinlich aus zwei verschiedenen Gründen hervorgegangen: einerseits aus der Erkenntniß der allgemeinen Mängel in der jetzigen Einrichtung und des geringen Nutzens, welchen dieselbe bringt; das ist der Standpunkt der örtlichen Schulobrigkeit; andrerseits aus dem Wunsche, Kurland mit einem ergänzenden Hülfsmittel zur Bewahrung und sogar Weiterentwickelung jener

Eigenthümlichkeit, kraft welcher es im Zuſammenhange des Reiches als Separatiſt daſteht, zu verſehen; das iſt der Standpunkt weniger ſchärfer blickenden Kurländer, auch des Baron Hahn. So lange die Dorpater Univerſität noch eine deutſche de pur sang war, verſpürte man kein ſonderliches Bedürfniß nach einer derartigen ſeparatiſtiſchen Lehranſtalt. Gegenwärtig ſind ſämmtliche Univerſitäten zu ſehr unter einen Generalnenner gebracht worden, daher auch das Bedürfniß nach einer lokalen Pflanzſchule gelehrter aber einſeitiger Männer immer fühlbarer wird. Wenn man ferner in Erwägung zieht, daß im Laufe von zwanzig Jahren (1835—1854) in das Gymnaſium 1176 Schüler eingetreten ſind, von denen vor Beendigung des Kurſus 777 wieder ausgetreten, die Univerſitäten und das Forſtinſtitut aber nur 228 bezogen haben, ſo wird, meiner Anſicht nach, der Standpunkt, von welchem aus die Regierung dieſe Angelegenheit anzuſehen hat, ſchon von ſelbſt beſtimmt. Eine Umgeſtaltung des Gymnaſiums iſt erwünſcht, jedoch nicht zu dem Zwecke, daß die Kurländer der höheren Stände ihre endgültige Bildung innerhalb Kurlands erwerben könnten. Es wäre im Gegentheil ſehr nützlich, wollte man diejenigen von ihnen, welche ſich auf den Staatsdienſt oder auf Wahlämter vorbereiten, dazu nöthigen, ihre höhere Bildung außerhalb des Gouvernements zu ſuchen. Der Zwang hierbei wäre ein indirekter und darum nicht drückender. Daß die Regierung nirgendwo der Idee des Separatismus Vorſchub leiſten darf, — dieſer Gedanke ſcheint mir eine unbezweifelbare Wahrheit zu ſein. In unſerem Falle könnte man eine Ausnahme nur hinſichtlich der Naturwiſſenſchaften machen, für ſolche, welche ſich für den beſcheidenen Beruf eines Landwirthen vorbereiten. Meiner Anſicht nach wäre es nützlich, die Zahl der unteren Klaſſen zu verringern und dafür eine höhere Klaſſe hinzuzufügen, in welcher Naturwiſſenſchaften und ſonſtige Fächer einer allgemeinen Bildung gelehrt werden ſollten, unter Ausſchluß jedoch juriſtiſcher Fächer, weder nach römiſchem Recht, noch nach dem Swod Sakonow, noch auch nach dem Provinzialrecht. Für die hierſelbſt Wahlämter Bekleidenden iſt die Jurisprudenz darum eine Nothwendigkeit, weil dieſelben, in Folge des hier üblichen Avancements, gleich beim zweiten Schritte bereits Richterſtellen erhalten.

Soweit mir bekannt, hat Bradke den Plan der örtlichen Schulobrigkeit umgearbeitet, ob aber zum Beſſeren, iſt ſehr fraglich. J'ai toute sorte de respect pour M-r de Bradke; mais il est des gens, qui ne doutent de rien et il me semble appartenir à cette classe. Il est

toujours tellement sûr de son fait; au present, au passé et à l'avenir, que le sentiment le plus distinct que sa conversation m'inspire, est celui de la peur. Er nimmt an, die Wünſche und Bedürfniſſe der Kurländer erkannt zu haben; ich bezweifle es.

Mit einem Worte, die gegenwärtige Einrichtung des Gymnaſiums kann erheblich verbeſſert werden, ſeine Umgeſtaltung in ein Lyceum mit juriſtiſchen Kurſen halte ich für ſchädlich, — natürlich mit dem Vorbehalt: wie die Sachen im Jahre 1857 liegen; unter anderen Verhältniſſen im Centrum und fern vom Centrum wäre eine zum Theil andere Meinung möglich.

Finnlandfahrt.

Hämmelinn. (Tawaſtehus.)

Fern im Lande der Tawaſten,
Kalew's düſtrer Heimath, war's,
Wo einſt Wäino ſich entwunden
Kühn dem Schooße Ilmatars.

Liegt das Städtchen wie verwunſchen,
Stumm verſchloſſen jede Thür —
Nur ein Burſche und ſein Mädchen
Irren um ein Nachtquartier.

Rütteln an der erſten Pforte,
Rücken kühn zur zweiten vor,
Klopfen an die dritte, vierte —
Doch es öffnet ſich kein Thor.

Endlich, wo die Welt zu Ende,
Winkt ein Wirth in greiſem Haar
Und die winzigſte der Stuben,
Beut er dem verliebten Paar.

Weltverloren, traumumſponnen,
Einzig in ihr Glück gebannt,
Ruhn die ſeltſam fremden Gäſte
Unbeachtet, unerkannt.

Ukko ſelbſt, der Weltenvater,
Fügte gnädiges Geſchick,
Gönnte götterfrohe Tage
Koit und ſeiner Nemmarik. —

Lichter prangt das Grün der Tannen,
Heller blinkt das Blau der Seen —
Roſiger die Wolkenſchleier
Ueber Berg und Lande wehn.

Zauberhelle Nächte ſchimmern
Abendblaß und morgenhold,
Und das Land der tauſend Waſſer —
Leuchtet auf in Roth und Gold.

Tamerfors — Pühhijärw.

Zum toſenden Fors, zum niederen Hag,
Zwei Wandervögel geflogen,
Ducken ſich unter das Blätterdach,
Träumen hinab die Wogen.

Kauern ſcheu-verwirrt im Grün,
Laſſen das Schnäbeln und Singen —
In Silbergarben die Tropfen ſprühn,
Die Waſſer ſtürzen und ſpringen.

Von Klippe zu Klippe, in Sturm und Braus,
Betäubendes, wirres Gefunkel —
Da ſpannen die Flügel ſich ſehnend aus,
Fernhin zu lauſchigem Dunkel.

Im Kiefernwalde, auf dämmernden Hohn
Blüht's in den Herzen wieder —
Und über Finnlands heilige Seen
Strömen die ſüßeſten Lieder.

Guido Eckardt.

Briefe der Baroneſſe Edith v. Rahden an G. Berkholz

aus Italien und Deutſchland.

X.

Oſtende, 9. (21.) Aug. 58.

Alſo doch noch ein Brief von Ihnen, nachdem ich die Hoffnung auf ein Lebenszeichen längſt aufgegeben! Sie haben mir Grund zu mancherlei pſychologiſchen Betrachtungen gegeben. Zwei Jahre verſchiedenſter Erlebniſſe und Eindrücke ſind an meiner Seele vorübergezogen; feſt und tief, unverändert und treu blieben die Bilder der Vergangenheit in ihr ſtehen. Zwei Jahre monotonen Bibliothektreibens und Petersburger Einerlei's haben ſich über Ihren Sinn und Ihr Gemüth gelagert — ſiehe da! und Sie ließen uns nach und nach Alle im Stich wie verblaßte Paſtellbilder, zuerſt den Doktor dann mich . . . Und die Nutzanwendung? Reiſen ſind ein unfehlbares, köſtliches Mittel gegen Körper- und Seelenſchwächen, und wer in Rom geweſen iſt „der wird erſt ganz geſund". Um Sie thut es mir herzlich leid, daß Sie nicht dahin gehen konnten, um uns freut es mich, und nicht mich allein; die Großfürſtin iſt ſehr damit zufrieden und heißt Sie im Voraus in Oranienbaum willkommen.

In Oſtende iſt's grau und kalt; Wind und Regen wechſeln mit drückender, momentaner Hitze ab; die Großfürſtin badet fleißig und es bekömmt ihr. Wir gehen einſam am Meeresgeſtade auf und ab, ſeufzen aber nicht wie das Fräulein von Heine, ſondern lachen vielmehr des Wetters und der Langeweile. Die Sonne Roms haben wir in unſeren Herzen mitgebracht; bei den magiſchen Lauten: Vatican, Tivoli, St. Peter, Coloſſeum, ſteigen lange Reihen herrlicher Bilder in uns auf und ich fühle mich

geborgen gegen Menſchen und Elemente. Ueberdem, obgleich wir Niemand hier kennen und nur unter uns leben, kann ich ohne Uebermuth ſagen, daß wir in liebenswürdiger Geſellſchaft ſind. Abends wenn die Großfürſtin uns, wie gewöhnlich, früh entläßt, verſammelt ſich bei mir ein kleiner Kreis: Frl. Staal, Dr. Arneth, Abaza, Dimitrieff und Tſchitſcherin. Fragen Sie Kawelin nach den beiden letzten, die ich nunmehr hoffe zu meinen Freunden rechnen zu dürfen, und ſagen Sie ihm, ſein Name komme beſtändig in unſeren Unterhaltungen vor. Wir diskutiren, lachen, philoſophiren ohne Ende, und trennen uns mit dem ſchönen Gefühl über lauter Dinge geredet zu haben, die von der Welt unnütz genannt werden, aber ſehr göttlich ſind.

Leben Sie wohl, auf baldiges Wiederſehen — dies iſt mein letzter Brief; laſſen Sie mich ſchließen, wie ich meine Reiſe begonnen — mit einem warmen, treuen Freundesgruß an Sie und dem beſten Wunſch, den ich in meinem Herzen finden kann: Gott ſegne Sie!

Edith v. Rahden.

XI.

Nizza, 29. Juni (11. Juli) 60.

Ich habe Ihnen einen langen Brief verſprochen und obendrein einen politiſchen; zu der erſten Eigenſchaft braucht man Zeit, zu der zweiten eine ſichere Gelegenheit. —

Die hieſige, heutige Regierung — meiner Meinung nach dürfte ſie kaum bis morgen reichen. Mißverſtehen wir uns nicht, das napoleoniſche Regiment iſt ſehr ſtark für den Augenblick, es thut große Dinge nach Außen und nach Innen, hat eine enorme Initiative und Spannkraft — aber eben dieſe Thatenfähigkeit richtet ſie zu Grunde. Es iſt förmlich außer Stande ruhig dazuſtehen, ſchützend und erhaltend, es muß fieberhaft vorwärts oder die müden Glieder brechen zuſammen. Ein legaler Zuſtand wäre ſein Tod. Nur die Willkür in ihrer ausgedehnteſten Form erhält tauſend und aber tauſend Intereſſen wach, welche auf Befriedigung lauern und unter den jetzigen Umſtänden auf dieſelbe hoffen können. Mit enormen Bauten, Unternehmungen, Speculationen aller Art wird dem Volk der Mund geſtopft und durch dieſe gemeine Speiſe der edle Hunger nach höheren Gütern betrogen. Gewiß wird viel Großes dabei gefördert; aber der Kurzſichtige ſieht nur die glänzenden Städte, die ſchönen Bauten, die Annexion von Provinzen, den ungeheuren Aufſchwung der induſtriellen Richtung, und muß

ſtaunen, ſowohl über die glanzvollen Reſultate dieſes einen, klugen Willens, als über die blinde Unterwerfung mit welcher man ihm folgt. Vor allem Glanze überſieht man aber gewöhnlich den bleichen Schatten, der faſt unſcheinbar, ſtill doch mächtig, nebenher zieht, und langſam unterwühlt, was ſo feſt und hoch ſich erhebt — die Verachtung heißt er und er tödtet ſicher. Thiers bemerkt ſehr richtig in ſeinem letzten Bande der Geſchichte des Kaiſerreichs: die Haltung der Beamten ſei maßgebend bei der Beurtheilung einer Regierung, an ihnen erkenne man, wie ſie innerlich ſtehe und welchen Einfluß ſie im Lande ausübe. Nun, ich habe Gelegenheit täglich franzöſiſche Beamte zu ſehen, und amüſire mich, ſie reden zu laſſen. Arrogant und rückſichtslos, energiſch, intelligent, aber geiſtlos, ohne Bildung, aber vortreffliche routiniers, ſpricht jeder von ihnen von der jetzigen Regierung als von einer Zwangsjacke gegen die Tollheit der Anarchie, höher ſteigt ihre Bewunderung nicht. Sie verſichern auf ihr Wort, der Thron ſtehe ſehr feſt, die Adminiſtration ſei allmächtig, das Land im Fortſchritt begriffen, jede mögliche, vernünftige Freiheit gewährt, und wenn man ſie hat ausſprechen laſſen, tritt gleich an's Tageslicht der innere Ekel vor der grenzenloſen Willkür der Miniſter, vor der ſchmutzigen Umgebung des Kaiſers, ja der hieſige Präfect konnte nicht umhin neulich, in einem unbewachten Augenblick, mir zu vertrauen, wie tief gekränkt das Nationalgefühl ſei durch die Solidarität des Kaiſers mit der Hefe des Landes, wie ſelbſt ſeine Heirath mit einer wenig geachteten Perſönlichkeit etwas wäre, was ſich nicht im Publikum überwinden ließe. Und dieſer Präfect iſt ein Liebling des Augenblicks. — Bei den adminiſtrativen Stellungen muß Alles dahin zielen die momentane Gunſt zu erlangen und durch geſchickte Manoeuvres zu erhalten; das beſtändige Abſetzen und Neuernennen ruinirt in jedem Charakter die Unabhängigkeit und den Rechtsſinn; die großen Gehalte und die freie Ausübung der Macht geben andererſeits dieſen Stellungen unwiderſtehlichen Reiz und ſo bildet ſich nach und nach ein Heer büreaukratiſcher Condottieri aus, die, wie ſich dieſe Herren ausdrücken, die praktiſche Seite der Dinge anſehen. Die Armee ſteht weit ehrenwerther da. Sie erfüllt ihre Pflicht glorreich, ſie iſt muſterhaft in ihrer Organiſation und Disciplin. Weil entfernter von der Gunſt, nicht dazu berufen zu unterdrücken und zu herrſchen, hat ſie eine würdige und zugleich beſcheidene Haltung, wie die alten Leute, die den Ernſt des Lebens gekannt und die Hitze des Gefechts durchgemacht haben. In ihren höheren Offizieren beſteht ſie durchgängig aus afrikaniſchen Soldaten, welche in der

Schule des Krieges mit den Prinzen von Orleans groß geworden ſind und für ſie die tiefſte Verehrung empfinden. Was die Armee iſt, verdankt ſie unſtreitig den 20 Jahren der Juliregierung; in der Stille vorbereitet, an fernen Kämpfen faſt glanzlos geübt, iſt dieſe Armee auf europäiſchen Schlachtfeldern zum Bewußtſein über ſich ſelbſt gekommen, und ein General derſelben ſagte mir neulich mit großer Offenheit: „Jetzt iſt kein Regierungswechſel mehr ohne die Armee möglich, — ſie weiß, was ſie heute gilt, et si l'Empreur venait à manquer, elle dirait son mot! En 1848, si le duc d'Aumale, par des raisons fort honorables, sans doute, n'avait pas renoncé à l'idée de se mettre à notre tête, — la maison d'Orléans régnerait encore.“ — Und ſie ſollen es noch erleben; wird durch irgend einen Unfall der Thron vacant, ein Orleans beſteigt ihn ſicher. Die Namen Aumale und Joinville haben in der Armee einen goldenen Klang und für den intelligenten Theil des Volkes, für den ehrenwerthen bedeuten dieſe ſelben Namen — Geſetzmäßigkeit und konſtitutionelle Regierung. — Der König von Wurttemberg ſagte im vorigen Winter zu einem franzöſiſchen Legitimiſten, der von ſeiner Partei ſprach: „Je vous demande mille pardons, mon cher Marquis, mais je suis assez vieux pour être franc. Le parti légitimiste n'est plus un parti, c'est une congrégation. Quant à son importance, l'Empereur Napoléon lui même me sert de baromètre à cet égard: il honore, il respecte les legitimistes, — il leur rend toute justice; au contraire il hait les orléanistes et leur tombe dessus où il peut — par conséquent ce sont les seuls qu'il craigne.“ — In dieſer Furcht liegt die Gewähr der Zukunft. — Wie lange aber noch die Gegenwart dauert, das wiſſen die Götter. L. Napoleon hat noch große Dinge in Europa zu bewegen, ein ehrlicher Menſch iſt nun einmal zu ſolchen Dingen unfähig und die Vorſehung braucht ab und zu napoleoniſche Präfecte. — Ich möchte Ihnen Gutes aus Italien erzählen, leider iſt da der Horizont ſehr trüb, oder ich ſtehe vielleicht der Küche zu nahe, um die Speiſe lecker zu finden. Es iſt, als wolle Alles drunter und drüber gehen; in Piemont in Folge der diktatoriſchen Gewalt der Regierung ein Zuſtand der an Geſetzloſigkeit grenzt, und dagegen eine beinahe republikaniſche, in jedem Falle ſehr radikale Oppoſition, welche Cavour haßt und anfängt expiemontiſch zu werden. In Florenz iſt man ſchon ſehr toskaniſch, Mailand will die künftige Hauptſtadt des einigen Italiens werden. — Alle ſind des Krieges und der Abgaben beſonders müde. Garibaldi iſt der künftige Legendenheld

des regenerirten Italiens, — die ganze Anlage ſeines Charakters paßt dazu, denn er iſt einer jener ſeltenen Menſchen, welche aus einem Guß in Erz gegoſſen, auch nur einen Gedanken im Herzen haben; im Kopf keine prüfende Reflexion, keinen Zweifel, kein Schwanken. Ein einiges Italien, wenn es möglich wäre, ein republikaniſches, das iſt der Traum ſeiner Kindheit geweſen. Der Mann macht die Träume des Knaben zur Wirklichkeit und bleibt dabei der ſchlichte, arme Schiffer, der in Sardinien oft hinter dem Pfluge herging, wenn er ausruhen durfte zwiſchen zwei gefahrvollen Reiſen. Er beſitzt den franzöſiſchen Generalen nach, ein großes militairiſches Talent und erhält muſterhafte Disciplin unter ſeinen Leuten. Dieſe boten während des vorigen Krieges das ſonderbarſte Gemiſch, wie mir Herr von Dönniges (der bairiſche Miniſter in Turin) ſagte, - ein erhebendes Schauſpiel, die Söhne der vornehmſten toskaniſchen Familien in eleganter Kleidung, mit feinſten Manieren, neben zerlumpten, nervigten Arbeitern, die die Art oder den Hammer eben verlaſſen hatten, um in demſelben heiligen Kampfe gegen Fremdherrſchaft beiſammen zu ſtehen. Dönniges erzählte mir auch, Garibaldi ſei politiſch ganz unfähig: man überliſtet ihn wie ein Kind in großen Dingen, ſonſt hat er im Leben die gewöhnliche italieniſche Liſt. Sobald er an Geſchäfte oder Unterhandlungen geht, iſt er verloren und geräth unfehlbar in fremde, meiſt ſchlechte Hände. Der Enthuſiasmus für ihn im Volke iſt ſehr groß: er wird von einer wohlverdienten Achtung für ſeine ſeltene Uneigennützigkeit, Hingebung und Güte getragen. In Sicilien geht es ihm ziemlich ſchlecht; nach der erſten heißen Erhebung wollen die Einwohner weder andere Leute befreien, noch ſich ferner ſchlagen, noch Abgaben zahlen, und Garibaldi iſt in großer Verlegenheit. Einen mächtigen Alliirten hat er aber: die abſolute Nullität des Königs von Neapel und das unauslöſchliche Mißtrauen, das ſeine Dynaſtie den Völkern eingeflößt hat. Wer mag einem Bourbonen trauen? — So lange ein Bourbone in Italien iſt, darf man die Waffen nicht ablegen! Das hören Sie überall durch ganz Italien, neben dieſem Haß iſt die Nichtachtung für den Großherzog von Toscana beinahe Liebe. In dieſem Augenblick ſieht Alles nach einer Conföderation aus, Frankreich drängt dazu und möchte um Nichts Italien ganz und gar dem Könige von Sardinien überlaſſen, ja, es brächte ſogar ſehr gerne den Erzherzog nach Florenz zurück, wenn Venedig befreit werden könnte und Oeſterreich anderweitig entſchädigt – der große Aventurier denkt ſicher an die Donaufürſtenthümer dabei. Ueberhaupt bereitet er ſich eine glänzende Rolle im Orient vor.

Ohne Liebe und ohne Haß, wartet er ruhig die Gelegenheit ab, und da er keinen unnützen Ballaſt von Skrupeln oder Principien bei ſich führt, läuft ſein Schiff keck und leicht in alle beliebigen Häfen ein. – Im Kirchenſtaat ſpricht man von Reformen, von Nachgiebigkeit ꝛc. Alles zu ſpät. Sie werden ſehen, es kommt nächſtens über Italien ein großer Sturmwind, und der trägt die Spreu der weltlichen Herrſchaft davon. Deſto mächtiger und herrlicher wird ſich die Kirche dann erheben . . . ich ſchaue ſie ſo im Geiſte. — Wie oft muß ich an Sie denken in dieſem ſchönen Lande! Jede Laſt des Tages fällt ab, wenn man dieſer Natur in's Auge ſchaut. Sie ſpricht, nein, ſie ſingt dem aufmerkſamen Ohr die lieblichſten Weiſen zu. Es liegt in ihr eine Fülle der Anmuth und Reinheit, eine heilige, unbewußte Andacht. Hier hat Alles eine ausgeprägte Phyſiognomie; ſehen Sie mir einmal ſolch italieniſchen Felſen an? Der erzählt Ihnen gleich eine ganze Geſchichte von Kampf und Liebe und edler Bildung!. In feinen, ſcharfgeſchnittenen Zügen ſticht ſein Profil von dem lichtblauen Himmel ab, bald wird er ganz finſter vor innerer Gluth, bald unter dem milden Strahl der ſinkenden Sonne, durchſichtig, hell, zart wie ein Feengebilde. Und dieſer Reichthum der Vegetation! Zwiſchen Erde und Himmel iſt hier ein ewiger Wechſelgeſang. Die Sonne ſchließt nie ihr mächtiges Auge großmüthiger Liebe über dieſen geſegneten Fluren, und ſie ſprießen ihr unter reizendſter Form täglich friſchen Dank entgegen.

XII.

München, 18. (30.) Juli 60.

Wie immer, wenn mich etwas beſonders anſpricht, muß ich an Sie denken, mein lieber Freund, und es Ihnen ſagen. Und hier ſind Sie mir beſtändig nahe. Geſtern Abend habe ich ein paar ſchöne Stunden verbracht in andächtigem Zuhören. Liebig war bei der Frau Großfürſtin zum Thee, ich ſaß neben ihm und habe weder Auge noch Ohr, noch Herz, von dieſem liebenswürdigen alten Mann abgewandt. So mild, ſo heiter, ſo voll heiligen Feuers habe ich ihn mir kaum gedacht. — Oft mußte ich ihn mit unſerem Baer vergleichen, wenn er in klaren Worten die wichtigſten Entdeckungen darlegte und immer von dem gegebenen Erfahrungsmaterial zu den höchſten Wahrheiten hinaufſtrebte. Tod, Leben, Nahrungsmittel, Licht, Wärme — Alles nahm einfachſte Form und tiefſten Gehalt in ſeinen Geſprächen an. Er hat ganz weißes Haar, doch ſind die Augenbrauen ſchwarz geblieben und der Blick iſt lebendig und ſcharf. Ein

Repräſentant echter Wiſſenſchaft — hörte ich ihn mehr denn ein Mal beſcheiden ſagen: das weiß ich nicht, — das kann ich nicht begreifen. — Und dann wiederum leuchtete ſein Auge in wahrhaft kindlicher Freude, wenn er ewige Geſetze in ihrer ſchönſten Harmonie beſchrieb. Lange hat mir kein Menſch ſo angenehm, freundlich und ernſt gefallen — ich wollte, Sie kennten ihn auch! Wenig Stunden vorher ſah ich einen anderen Mann, der mir auch einen ſehr bedeutenden Eindruck gemacht — verſchieden und doch gleichartig mit dem Gefühl, das mir Liebig einflößt. — Es iſt der Abt des hieſigen Benediktinerkloſters von St. Bonifaz, der berühmte Redner und Profeſſor an der Univerſität Dr. Haneberg[1]). Die Großfürſtin wollte den Bau der Baſilika näher kennen lernen und auch das Kloſter ſehen, und er empfing ſie in der Kirche und führte uns durch die Räume des Kloſters. Selten iſt mir ein ſo anziehendes Aeußere vorgekommen, ſehr ernſt, ſehr hager, ſchaut ihm die herzgewinnendſte Güte aus den Augen und legt ſich in wohlwollenden Linien um den Mund. Stirn und Brauen ſehen ſinnend und vielleicht melancholiſch aus, in ſeinem ganzen Weſen liegt aber der Ausdruck von etwas ſiegreich Ueberwundenem, Freudigem. Ich wollte, ich könnte Ihnen den feinen Takt beſchreiben, mit dem er die Großfürſtin empfing, ſo ehrerbietig als möglich, ſo beſcheiden und anſpruchlos wie der geringſte unter ſeinen Brüdern — und dennoch wäre es unmöglich geweſen in ihm den Gebieter des Hauſes, den Abt von St. Bonifaz zu verkennen. Es wurden einige Erziehungsfragen berührt — denn die Benediktiner beſchäftigen ſich hauptſächlich mit dem Schulfach — mit größter Unparteilichkeit und Milde ging er darauf ein, ſprach von dem ſogenannten Unglauben in ernſter, klarer, ruhiger Weiſe, wie ein Menſch der über die Zufälligkeiten einer einzelnen Epoche hinüber ſchaut in weitere, höhere Kreiſe, wo die getrennten, engen Strebungen zuſammengefaßt werden in allgemeine, ewige Grundſätze. Wir gingen durch die Bibliothek — da ſtanden Sie im Geiſte neben mir. — Giebt es wohl etwas Herrlicheres als dieſes ſtille geräuſchloſe leidenſchaftsloſe Leben, das den erhabenſten Intereſſen der Menſchen ganz zugewendet iſt? Den Reſt des Tages blieb ich unter dieſem Eindrucke ernſten Friedens — ja, ich geſtehe offen, daß

[1]) Dr. B. Haneberg, geb. 1816 † 1876, eine der anziehendſten und ehrwürdigſten Geſtalten in der katholiſchen Kirche Deutſchlands im XIX. Jahrhundert. 1844 Profeſſor an der Univerſität zu München, 1851 trat er in das Benediktinerkloſter St Bonifacius zu München ein, wurde 1854 deſſen Abt, 1872 Biſchof zu Speyer.

eine Art Heimweh über mich kam nach weihevoller Exiſtenz. — Döllinger habe ich auch kennen gelernt — doch nur flüchtig, — er iſt ein ſtark ausgeprägter Typus jener tiefen Gelehrſamkeit, die am Forſchen Freude hat und ſich wenig oder gar nicht um das lebendige Leben kümmert. Was ſoll ich Ihnen noch erzählen von Kirchen und Gallerien und Ateliers! Sie wiſſen beſſer als ich, was drin ſteht. — Sind Sie je in München geweſen? Wenn Sie nicht mit eigenen Augen die Medusa Rondanini geſehen haben, ſo können Sie ſich freilich nicht vorſtellen, welche bezaubernde, unheimliche Schönheit in dem wunderbaren Kopf liegt. — Morgen in aller Frühe geht es fort über Lindau nach Ragatz — finde ich wohl dort einen Brief von Ihnen? Leben Sie wohl — gedenken Sie meiner. In herzlichſter Freundſchaft Ihre Edith Rahden.

XIII.

Nizza, 12. (24.) Sept. 60.

Endlich einmal wieder Nachricht von Ihnen! Ich war ſchon ungeduldig geworden und hatte an Frl. Euler geſchrieben, um zu hören wie es Ihnen ginge halb glaubte ich auch das Correſpondiren ſei Ihnen läſtig. — Welch traurigen Sommer haben Sie verbracht, ſo viel Mühe und Arbeit, und Staub und Hitze! Könnte ich Ihnen nur ſagen, wie innerlich beſchämt ich dabei bin, unterdeſſen auf Bergeshöhen gewandelt zu haben und Alles zu genießen, was Sie verdienen! Sie müſſen eine Alpenreiſe machen. Brevern forderte mich dringend auf für Sie eine kurze Erzählung unſerer Schweizertage aufzuſchreiben, — das ging aber nicht, — Sie ſollen lieber ſelbſt kommen, ſehen und zuweilen an mich denken, wenn die Sonne über den Luganer See aufgeht. Hier iſt es auch wunderſchön — nur anders. Die italieniſche, durchglühte Natur iſt ſo fein, ſo vornehm, ſo edel in allen Linien, ſo leidenſchaftlich und dennoch ſo zart in allen Farben, daß die Schweizerwelt dagegen maſſenhaft und elementariſch ausſieht. Selbſt in ihrer wahrhaft jugendlichen Friſche und kräftig derben Vegetation erſcheint ſie demokratiſch großartig neben der ariſtokratiſch eleganten Welt der Cypreſſen, Palmen und Citronenbäume. Das Wetter iſt ſehr angenehm. — Abends wird es ſchon kühl und früh dunkel, dann bricht für mich die Stunde der Converſation an. — Der Prinz von Naſſau iſt auch hier — es gilt alſo alle Abend amüſant ſein; die Frau Großfürſtin iſt den Tag über beſchäftigt geweſen — ſie will heitere Unterhaltung . . . Brevern iſt wohl liebenswürdig, doch ſehr didaktiſch; der Prinz

charmant, doch ſehr verwöhnt und nicht ſelbſt en train; die Fürſtin Lvoff und ihre Nichte ſchweigen und lachen ſehr anſtändig mit. A. endlich iſt wohl ſehr guter Dinge, doch über die Maßen verliebt und voll Heirathsplänen, die ihn auch heute nach Baden führen, um die definitive Löſung ſeiner Lebensfrage zu erlangen. — Was bleibt übrig? Meine traurige Seele, die ſich zuweilen müde lacht. Da haben Sie die Schattenſeite meiner herrlichen Reiſe, — das gezwungene, lebendig und angeregt Sein. Wie köſtlich fallen dagegen aber die ſtillen Stunden in's Gewicht — Stunden, wie ich ſie früh Morgens in Kaltbad zubrachte! Nun liegen dieſe ſchönen Tage weit hinter mir, — was bringt die nächſte Zukunft? Mein alter Freund Haxthauſen[1]) will nichts von meinen Plänen hören — er verlangt, ich ſolle wenigſtens bis zum Frühjahr ruhig an der Stelle bleiben, die mir die Vorſehung angewieſen hat — ich ſehe Sie alſo wahrſcheinlich noch wieder. Das iſt eine Freude inmitten mancher ernſten Betrachtung. Leben Sie wohl bis morgen.

13. (25.) Sept.

Die Frau Großfürſtin bittet Sie in Ihren Bemühungen um May[2]) nicht nachzulaſſen, ſie hofft in ihm einen tüchtigen Mann zu finden und meint er werde ſich gar bald an Mädchenerziehung gewöhnen. Hartmann[3]) iſt auch angewieſen worden ſeine Bekanntſchaft zu machen. Tauſend Dank für die détails über Kavelin. In Ihren Händen muß die Baltiſche Monatsſchrift andere Allüren annehmen die Leute werden ſchon mit ſich ſprechen laſſen! Gerne wollte ich Ihnen irgend eine intereſſante Neuigkeit mittheilen — hier ſchweigt Politik, Litteratur, Kunſt und Wiſſenſchaft, man lebt eben nur für die Natur — und Klatſchereien. Die Menſchen fühlen nicht mehr ihren urſprünglichen, tiefen Zuſammenhang mit der ganzen Schöpfung, — ſie iſt ihnen fremd und unverſtändlich ge-

[1]) Franz Auguſt von Haxthauſen, geb. 1792, † 1867, bekannt durch ſeine Reiſen in Rußland zur Erforſchung der bäuerlichen und Agrarverhältniſſe, deren Frucht das Werk „Studien über die inneren Zuſtände des Volkslebens und insbeſondere die inneren ländlichen Verhältniſſe Rußlands“ 3 Bde., 1847 1852 war. Es erregte ſeiner Zeit großes Aufſehen und machte den Weſten zuerſt mit dem ruſſiſchen Gemeindebeſitz bekannt, den Haxthauſen ſehr idealiſirt darſtellte.

[2]) Karl May, namhafter Pädagoge in Petersburg, Begründer einer Privatknabenſchule auf Waſſili Oſtrow, die 1881 ihr 25jähriges Beſtehen feierte und ſeitdem in andere Hände übergegangen iſt.

[3]) Der Geſchäftsführer der Großfürſtin.

worden, — ſie wollen es nicht wahr haben, daß man leichter in unermeßlichen Waſſern ſchwimmt als in ſeichten Flüſſen, und aus Furcht vor dem möglichen Abgrund, bleiben ſie ſo oft im Schlamm ſtecken. Nun leben Sie recht wohl, ſchreiben Sie mir immer viel von ſich ſelbſt. Gott bewahre Sie vor allem Uebel. Edith v. Rahden.

XIV.

Baden, Mittwoch, 21. Juni (2. Juli) 61.

Wir ſind geſtern um 4 Uhr Nachmittags hier angekommen, und auf der ganzen Reiſe von Berlin her, waren Sie mir in Gedanken ſo nahe, daß ich nicht umhin kann, meinen erſten Gruß aus unſerem neuen Aufenthalt an Sie zu richten, gleichſam als gehöre er noch zu unſerem langen Eiſenbahngeſpräch. Das mittlere Deutſchland iſt wirklich ſchön: in dieſem Augenblick prangt Alles in üppigſtem Laub- und Blumenſchmuck; kein Flückchen Erde iſt unbenutzt; eine gebildete Cultur und Ordnung ſchaut uns aus jedem Dorfe am Wege an; auf hohem Berge thronen maleriſch heroiſche Ruinen, an ſie lehnen ſich fleißige Städte, Mittelpunkte der Wiſſenſchaft — „Wie möchte ich in Marburg ſtudieren!“ rief Brevern ganz begeiſtert beim Anblick der originellen reizend gelegenen Stadt — und kömmt nun gar die Reflexion dazu, bedenkt man, welche Maſſe des Wiſſens, des Erkennens in allen Schichten der Bevölkerung verbreitet iſt, ſo kann man ſich nicht einer ehrerbietigen Bewunderung erwehren. Und wenn man etwas von Herzen ſchön und gut findet, ſo denkt man auch ganz unwillkürlich an diejenigen, die ſolche Empfindungen gewiß theilen würden. Ich gäbe viel darum, wenn Sie drei Monate frei und ungetrübt im Auslande zubringen könnten, ja, innerlich empört ſich etwas in mir gegen die Ungerechtigkeit, welche ſcheinbar darin liegt, gerade den empfänglichſten Seelen den Genuß des Schönen vorzuenthalten. Doch iſt die Ungerechtigkeit nur ſcheinbar, ich weiß es wohl, die Seelen, von denen ich ſpreche, ſind ſo reich in ſich ſelbſt, daß ſie der äußeren Einwirkungen zu ihrem vollen Leben nicht bedürfen. Wir haben ungewöhnlich ſchnell unſere Reiſe gemacht, ſind ſo zu ſagen durch die polniſchen Provinzen geflogen, ich habe aber die traurigſten Eindrücke von der dortigen Stimmung mitgenommen; glühende Nationalitätsträume berauſchen die gebildeten Klaſſen, ich fürchte, wir gehen ſchweren Kämpfen in dieſem Lande entgegen. Die Regierung in Preußen ſcheint auch nicht ihres Lebens froh zu werden; die nächſten Wahlen werden unfehlbar eine ultra-liberale Kammer zuſammenbringen,

welche im höchſten Grade feindlich gegen Armee und Stände auftreten wird. Die beabſichtigte Huldigung der „Stände“ in Königsberg hat einen wahrhaften Sturm der Oppoſition in allen Schichten der Bevölkerung hervorgerufen: es ſoll nun einmal, heißt es, mit ſtändiſchen Ideen aus ſein; die wirkliche, einzig gültige Huldigung habe durch den Eid der beiden Häuſer ſtattgefunden; ꝛc. ꝛc. Für's Erſte hat man nun die beabſichtigten Feierlichkeiten bis in den Oktober verſchoben, dann werden ſie noch unmöglicher geworden ſein. Die Armeediscuſſion dürfte gewiß, wenn ſie erneuert wird, den Sturz des Miniſteriums zur Folge haben und die Art, wie die letzte Bewilligung geſchehen iſt, führt nothwendigerweiſe zu einer ſehr baldigen Wiederaufnahme dieſer brennenden Frage. Der König iſt perſönlich, mit ſeinem Herzen an beiden Angelegenheiten betheiligt, der Soldat und der Edelmann reden überlaut in ihm; wie man behauptet, ſollen ſich Mißmuth und Groll gegen Individuen ſtark in ſeinen Aeußerungen kundgeben und noch mehr böſes Blut machen, obgleich das Publicum mit großer Billigkeit einſieht, er könne in ſeinem Alter nicht gut anders denken lernen, als er es durch zwei Dritttheile ſeines Lebens gethan. Dieſe Art von Billigkeit würde mich an ſeiner Stelle wenig erfreuen.

Abends.

Baden iſt reizend, noch wenig bevölkert, friſch und tief grün. Es ſoll alle Tage regnen: heute haben wir den erſten Anfang zu Erfahrungen dieſer Art gemacht. Wir fuhren nähmlich en corps zur Königin Auguſte, um uns vorzuſtellen, — die Fürſtin Lvoff iſt auch zu uns geſtoßen nebſt ihrer Nichte, — und nach der Präſentation machten wir eine längere Spazierfahrt, Frl. Golochwaſtoff, Brevern und ich, wobei wie gewöhnlich, ich bis auf den Eberſtein hinauf wollte trotz aller beſcheidenen Vorſtellungen meiner Begleiter. — An's Ziel gelangten wir freilich, aber in welchem Zuſtande wir nach Hauſe kamen, verſchweige ich lieber. Brevern ſaß lächelnd mir gegenüber — ein echter Kühleborn — von Hut und Regenſchirm rieſelten unzählige Bächlein über ihn herab, dazu war es ſpät geworden, der Hunger, jener gewaltige Männerbezwinger, ſtellte ſich ein, die Lage war kritiſch geworden. — Er beſtand aber alle Prüfungen zu ſeiner größten Ehre, nur zweifle ich, daß er ſich ſobald meinen Irrfahrten wieder anſchließt. Die Gräfin Flemming (Armgard Arnim) iſt hier, — wir haben uns mit Freuden gefunden; Herr von Bacourt der Herausgeber

der Briefe von Mirabeau[1]) hat mich auch ſchon aufgeſucht. Durch meine der Welt gegenüber freiere Stellung, — die Fürſtin Lvoff beſorgt Vorſtellungen und Viſiten — hoffe ich übrige Zeit zu erobern; ich will Bücher leſen, ſo wenig als möglich fertige Revuenanſichten aufſchnappen — wie danke ich Ihnen, daß Sie mir dieſe Gefahr anſchaulich gemacht haben, — und mich viel in einſamen Gedanken bewegen. Schreiben Sie mir bald — jede Nachricht von Ihnen wird mir eine Freude ſein.

Gute Nacht! Edith v. Rahden.

XV.

Baden, 3. (15.) Juli 61. Abends.

Heute wird hoffentlich mein Brief mehr Intereſſe bieten als vor acht Tagen — ich will Ihnen, ſo viel ich davon weiß, über das Attentat ſchreiben, welches geſtern früh an dem König von Preußen verübt worden iſt. Der König ging wie gewöhnlich zwiſchen acht und neun Uhr in der Lichtenthalerallee ſpazieren, wo täglich die Königin, die Großfürſtin und er ihren Brunnen tranken. Dieſes Mal war der König der erſte draußen und von dem Grafen Flemming, preußiſchen Geſandten in Karlsruhe, begleitet. (Graf F. iſt mit Armgard Arnim verheirathet.) Es geht ein junger Mann an ihm vorüber, der ihn ſo ehrerbietig grüßt, daß es dem König auffällt, einige Schritte weiter bleibt der junge Mann ſtehen, läßt den König an ſich vorübergehen, grüßt wieder und greift nach ſeiner Seitentaſche. — Der König glaubt, er wolle ihm ein Geſuch überreichen und geht langſamer, der junge Mann aber bleibt ruhig ſtehen und kaum hat ihn der König im Rücken, ſo ſchießt er ihm à tout portant zwei Kugeln in den Nacken. Die eine zerriß den Rockkragen und verurſachte eine Contuſion, die andere ging fehl. Der Hut des Königs fiel ihm dabei vom Kopf. Doch er und ſein Begleiter waren ſo weit entfernt an ein Attentat zu glauben, daß ſie ſich raſch umwenden und Flemming frägt: „Wer ſchießt denn da?“ Der König ſieht den vorhin bemerkten jungen Mann ſtehen und ruft. „Worauf ſchießen Sie da?“ Er antwortet mit heller

[1]) Ad. de Bacourt, unter Ludwig Philipp franzöſiſcher Geſandter in Turin, gab 1851 die Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck pendant les années 1789, 1790, 1791 heraus, die nicht nur für die Kenntniß von Mirabeaus Charakter und politiſchen Plänen, ſondern auch für die Geſchichte des erſten Abſchnittes der franzöſiſchen Revolution von großer Wichtigkeit iſt.

Stimme: „Auf Ew. Majeſtät.“ Flemming ſtürzt auf ihn los, es kommen andere Leute dazu und greifen ihn, er begnügt ſich damit gelaſſen zu ſagen: „Nicht ſo heftig, ich werde ja ohnehin guillotinirt.“ Unterdeſſen war der König der Königin entgegengegangen, die höchſtens hundert Schritte davon mit ihrer Hofdame die Allee entlang kam, und den Schuß gehört hatte, ohne ihn zu bemerken. Der König erkundigt ſich freundlich, wie ſie die Nacht zugebracht hat, ſie erzählt von ihrer Geſundheit, da kömmt Fürſt Hohenzollern athemlos herbei. — „Was giebt's?“ frägt die Königin. „Gar nichts Beſonderes,“ antwortet der König, „erſchrick nur nicht, ein dummer Junge hat auf mich geſchoſſen.“ — Während ſie da ſtehen in dieſem Geſpräch begriffen, tritt die Großfürſtin Helene aus dem Seitenwege, der zu ihrer Villa führt, in die Lichtenthalerallee und es läuft eine Frau an ihr vorüber, ſchreiend: der König iſt erſchoſſen! — Die Großfürſtin bedeckt ſich das Geſicht mit beiden Händen und wankt, ermannt ſich aber ſogleich und läuft in der Richtung der Gruppe auf den todtgemeinten König zu. — Als ſie ihn wohlbehalten ſtehen ſieht, bricht ſie in Thränen aus, und ein Zug reiner, lebendiger Menſchlichkeit bricht durch die bis dahin feſtgehaltene ſtarre Form der Uebrigen. Brevern, der auch dabei war (er begleitete die Großfürſtin) wird Ihnen beſſer als ich dieſe Scene einmal beſchreiben. Nach einigen gewechſelten Worten und Freudenbezeugungen geht die ganze Geſellſchaft nach Hauſe zur Königin. Wie ein Lauffeuer verbreitete ſich die Nachricht; die anweſenden Miniſter, Geſandten, Fremde und Einheimiſche eilten in die Wohnung des Königs, um ihre Glückwünſche darzubringen. Der Leibarzt war geholt worden und gebot Ruhe vor allen Dingen, denn die Folgen der Contuſion könnten bedeutend werden durch Aufregung. Depeſchen nach allen Weltgegenden wurden ſogleich expedirt, auf den Straßen, Promenaden, Plätzen ſtanden die Leute zuſammen und theilten ſich die Details des Ereigniſſes mit. Das erſte Verhör gelangte ſo ziemlich in die Oeffentlichkeit, trotz aller anbefohlenen Discretion; ich erfuhr davon Folgendes: der Thäter nennt ſich Becker, ſtudiert die Rechte in Leipzig, iſt der Sohn eines in Odeſſa anſäſſigen Beamten und behauptet, ſeine Familie ſtamme aus Sachſen und ſei in der Moldau naturaliſirt. In ſeiner Taſche fand man einen am Abend vorher verfaßten Brief, in welchem er die Motive ſeiner reiflich überlegten That auseinanderſetzt. er meint nämlich, der König von Preußen ſei ein unüberwindliches Hinderniß zur Einheit Deutſchlands, er habe durch ſeine Handlungsweiſe nur zu klar beweiſen wollen, daß er dieſer Idee nicht huldige und er (Becker) hält es

nun für eine Gewiſſensſache den König aus dem Wege zu räumen. Außerdem fand man noch ſeine eigene Photographie und die des Königs bei ihm, wohl Vorarbeiten zur Illuſtration; von Wahnſinn keine Spur. Es ſoll ihm der Proceß nach badiſchen Geſetzen gemacht werden. Abends brachte die Bürgerſchaft dem Könige einen glänzenden Fackelzug mit Muſik und Geſang; er erſchien auf dem Balkon und wurde von ſtürmiſchem Enthuſiasmus begrüßt. Deputationen und Reden blieben nicht aus, immer und immer wieder riefen ihn neue „Hoch“ an die offene Glasthür. — Skribetzky behauptet, er ſei heiſer nach Hauſe gekommen, ſo habe er im Feuereifer mitgeſchrieen. Wenn man in die ehrlichen, guten Augen des Königs ſieht und ihn ſo mild von der ganzen Sache ſprechen hört, iſt man doppelt entrüſtet über das abſurde Bubenſtück. Sie können ſich denken, welche Conjecturen man über die Geſchichte macht. Die Vernünftigen meinen, es ſei das Werk eines verbrannten Gehirns und man ſolle ſich ſehr hüten durch irgend welche Maßregeln, die über die Perſon des Thäters ſelbſt hinweg griffen, dem Ganzen ein politiſches Intereſſe zu verleihen. Die Kammerjungfer der Fürſtin Lvoff definirte das Attentat dahin: „Hy. вотъ это опять Австрійская штука!“[1]) Nun gute Nacht! Ich danke Ihnen für Ihren Brief — Grüß Sie Gott!

Editha Rahden.

Skribetzky ſcheint ein recht guter Menſch zu ſein, unreif im Urtheil, ohne allgemeine Bildung. Die Fürſtin Lvoff läßt Ihnen viel Schönes ſagen, ſie frägt immer, ob ich ihren Auftrag zu grüßen ausgerichtet habe und bis jetzt hatte ich es vergeſſen. In der Nacht werden alle Gewiſſensfragen wach, ich kann nunmehr auf ruhigen Schlaf hoffen.

Ich ſehe daß ich vergeſſen habe Ihnen zu ſagen, daß Becker in keinerlei Verbindung mit Herzen geſtanden hat. Unter ſeinen Papieren befindet ſich eine Antwort Herzens auf eine Sendung von Becker, die er einfach zurückweiſt. Er ſpricht zu ihm wie zu einem gänzlich Unbekannten und fordert ihn auf, ſich an einen Buchhändler ſeiner Schrift wegen zu wenden. Becker ſoll wenig begabt ſein, ſeine Correſpondenzen und ſonſtigen Papiere enthalten nur ganz Unbedeutendes, er iſt offenbar iſolirt und, wie Sie ganz richtig bemerken, ſcheint er nicht einmal pſychologiſch intereſſant. Sie können ſich aber denken, wie man dieſe That ausdeuten möchte, um ihr eine reactionaire Wirkung zu geben. Aus Odeſſa iſt er doch wohl.

[1]) Das iſt nun wieder ein öſterreichiſches Stückchen!

XVI.

Baden, 25. Juli (6. Aug.) 61.

Mit meinen, Ihnen mitgetheilten Neuigkeiten ſcheint es mir ſchlecht gegangen zu ſein — ich dachte recht früh, recht gelegen damit zu kommen. Die „primeur“ eines Attentats verſchmäht man doch ſelten, und nun ſehe ich, daß mir ſogar das „Journal de St. Petersbourg“ zuvorgekommen iſt. Für den Augenblick ſchweigt Alles über den unglücklichen jungen Mann; man hat keinerlei Verbindung entdeckt; die That ſteht ganz iſolirt, wahrſcheinlich ein Produkt krankhaften Ehrgeizes, da. Das bunte Leben Badens hat längſt jede Erinnerung an dieſes Ereigniß verwiſcht, Sonntags ſieht man nur zuweilen eine Gruppe ehrlicher Bürger oder Schwarzwälder Bauern, vor der großen Linde ſtehen, welche die eine Kugel Becker's geſtreift hat[1]). Geſtern reiſte der König von Sachſen durch und brachte verſpätete Glückwünſche dar; ich ſah ihn einen Augenblick bei der Großfürſtin und betrachtete ihn mit der Aufmerkſamkeit, die dem trefflichen Ueberſetzer des Dante gebührt — ein freundlich mildes, ſtilles Gelehrtengeſicht. Meinen alten Haxthauſen ſehe ich täglich; er wird mit jedem Jahre friſcher, iſt thätig als wäre er dreißig Jahre alt und wunderlich, wie ein vergeſſenes Stück aus dem Mittelalter. Sie können ſich denken, daß er in aller Freundſchaft Döllingers entſchiedener Gegner iſt; da ich nun die Anſichten dieſes Kirchenlehrers über die weltliche Macht des Papſtes durchaus theile, ſo giebt es zuweilen lebhafte Discuſſionen zwiſchen uns, in Folge deren ich mir von ihm einen Brief Döllingers erobert habe, der auch Sie intereſſiren wird und den Sie — nach meinem Tode — ſogar beſitzen ſollen. — Die hieſige Geſellſchaft iſt aus den verſchiedenſten Welttheilen zuſammengewürfelt: franzöſiſches Element herrſcht zwar vor, ruſſiſches und engliſches bieten ihm die Spitze, das deutſche iſt unterdrückt. Bedeutende Perſönlichkeiten ſieht man wenig; ich kann nämlich das preußiſche Miniſterium auf keine Weiſe in dieſe Kategorie bringen — den badiſchen Miniſter Roggenbach eher, doch kommt er nur auf Augenblicke aus Karlsruhe herüber und flieht die große Welt, ich kenne ihn alſo nicht perſönlich. Vor ein paar Tagen war ich die Tiſchnachbarin des Mr. Talleyrand, franzöſiſchem Geſandten am Turiner Hofe während der italieniſchen Campagne, ein alter Bekannter von mir, — ich habe ihn in England kennen

[1]) Oskar Becker wurde vom Schwurgericht in Bruchſal zu 20 Jahren Zuchthaus verurtheilt, 1866 auf Verwendung König Wilhelms begnadigt, ging nach Amerika, † 1868 in Alexandrien.

gelernt, — und ein intelligenter Kopf, wenn auch kein hervorragender Geiſt. Bald wurde Cavour der Gegenſtand unſerer Unterhaltung. Talleyrand ſpricht von ihm mit der ganzen Wärme aufrichtigſter Bewunderung; während des ereigniſſvollen Jahres 1859 hat er ihn täglich, oft mitten in der Nacht, beſucht und mit ihm gearbeitet, ihn in der Werkſtatt ſeiner großen Gedanken thätig geſehen und immer denſelben Eindruck einer mächtigen, rückſichtslos entſchloſſenen, weit ausſchauenden Natur empfangen. Freundlich, hülfreich im gewöhnlichen Leben, ſoll er der bequemſte Geſchäftsmann im Detail geweſen ſein, und nie eine ſekundäre Frage eigenſinnig behauptet haben; hingegen galt ihm kein Hinderniß als unantaſtbar, wenn es wirklich ſeiner Idee im Wege ſtand, und obgleich er den erfindungsreichſten Verſtand beſaß, um bis zuletzt Expedients zu erſinnen, die ohne Gewalt zum Ziele führen konnten, ſo lag im tiefſten Grunde ſeines Weſens eine unbeugſame, unerbittliche Feſtigkeit. Italien, ein ſelbſtſtändiges Italien mit einem wirklichen politiſchen Leben, — dafür athmete in jedem Moment ſeines Lebens dieſer große Staatsmann, — im feſteſten Glauben an die Zukunft ſeines Vaterlandes iſt er geſtorben. Selten ſoll ein Menſch tieferes Bewußtſein von der Macht, die er moraliſch ausübte, gehabt haben; er liebte die Freiheit in allen ihren geſetzlichen Aeußerungen, ſelbſt die Umtriebe eines Mazzini hätte er nie mögen despotiſch unterdrücken, das freie Spiel freier Meinung war ihm ein gefälliges Element, das er zwanglos gewähren ließ, weil im gegebenen Falle er es immer beherrſchte. Als nach dem verunglückten Regierungsverſuche Garibaldi nach Turin kam, um Cavour vor der Kammer zur Rechenſchaft zu ziehen, fürchteten alle Freunde Cavour's einen Eclat und glaubten, der Sturz des Miniſteriums liege in dem Bereich der Möglichkeiten. Lächelnd hörte Cavour den Ausdruck der Beſorgniſſe Talleyrands an. „Craindre Garibaldi!“ ſagte er, „Sur le champs de bataille, oui, — peut-être aussi au coin d'un bois“, fügte er ironiſch hinzu, „mais à la Chambre, à la Chambre, je suis chez moi!! Voyez vous, ce bon Garibaldi, il a un coeur d'or, une tête de fou — et une politique . . de buffle!“ Und ſo war es auch. Man hatte Garibaldi eine ſorgfältig ausgearbeitete Rede förmlich einſtudiert, — er hielt ſie vortrefflich, die Bewegung war allgemein, — da ſteht Cavour auf, antwortet ruhig, klar, beſonnen und zwingt Garibaldi zu einer improviſirten Entgegnung — da war es um ihn geſchehen, er brachte reinen Unſinn vor, abſurdes confuſes, lächerliches Zeug. Cavour machte ihn an ſelbiger Stelle politiſch todt und die Anhänger Garibaldi's führten ihn vor

dem Ende der Sitzung aus der Kammer weg. Sie müſſen mir dieſe lange Geſchichte um Cavour's willen verzeihen — was habe ich ſo hoch und breit angelegte Naturen gern! An einem Berge überſieht man doch auch das Steingeröll und Geſtrüppe und was ſonſt Häßliches an ihm klebt, weil ſeine herrlichen Umriſſe ihn groß machen in Gottes Welt; ſollte man nicht denſelben Blick für Menſchen haben? Hier ſind die Berge ſehr lieblich, die Vogeſen liegen oft bei Sonnenuntergang in ſchöner Beleuchtung am Horizont. Die Natur iſt ſtill, nie ſchweigſam, zu mir ſpricht ſie immer von friedlicher Andacht, ſie kann mich ſo rühren in ihrer unſchuldigen, wundervollen Ruhe! Leben Sie wohl, ich denke oft und in herzlichſter Freundſchaft an Sie.

Editha Rahden.

In welcher Bedrängniß ſich unſere Kirche im Jahre 1710 befand.

Es dürfte vielleicht nicht ohne Intereſſe ſein, trotz des vielfach über die Zeit der Belagerung Revals durch die Ruſſen im Jahre 1710 vorhandenen Materials auch Einſicht in die nachſtehenden im ehſtländiſchen Conſiſtorial-Archiv befindlichen Concepte zweier Schreiben zu gewinnen, die mit zur Illuſtrirung jener verhängnißvollen Tage beitragen und unſeres Wiſſens noch nicht veröffentlicht worden ſind.

Vergegenwärtigen wir uns zuvor in kurzen Worten die damalige Lage der Dinge.

Der nordiſche Krieg hatte ſchon 10 Jahre gedauert; der ganze öſtliche Theil Ehſtlands befand ſich ſeit einigen Jahren in der Hand der Ruſſen, nur Reval hatte noch verhältnißmäßig wenig von den Kriegsnöthen zu leiden gehabt. Da begann, nachdem alle übrigen Städte und feſten Plätze in die Hände der Eroberer gefallen waren, Mitte Auguſt auch für Reval die Zeit der ſchweren Kriegsnoth. Wenn auch die mit der Uebergabe der Stadt endende Belagerung nur 6 Wochen — vom 18. Auguſt bis zum 30. September 1710 — währte, ſo hat die eingeſchloſſene Stadt doch unſäglich viel in dieſen Wochen ausſtehen müſſen.

Außer einem großen Theil des ehſtländiſchen Adels, der außerſtädtiſchen Geiſtlichkeit Ehſtlands und der Dörptſchen, Felliniſchen und Oberpahlenſchen Kreiſe hatten ſich viele Bewohner der Umgebung Revals in die Stadt geflüchtet; nachdem ein Theil der Vorſtadt auf Befehl des damaligen Vicegouverneurs Patkull am 26. Auguſt in Aſche gelegt worden und die ihrer Wohnungen beraubten Vorſtädter auch noch Unterkunft in der Stadt

gefunden hatten, war ſie dermaßen überfüllt, daß alle nur irgend wie disponiblen Gebäude zur Aufnahme der Einquartirung herhalten mußten. So waren beiſpielsweiſe in einem einzigen Klaſſenraume des Gymnaſiums nicht weniger als 70 Perſonen eingepferchT. Hierzu kam, daß die Belagerer den Waſſerzufluß aus dem oberen See gleich zu Anfang der Belagerung abſperrten, wodurch die Hauptmühlen der Stadt trocken gelegt wurden. Die Folge von alle dem war die, daß die Peſt oder Contagion, — wie ſie von zeitgenöſſiſchen Schriftſtellern genannt wird, — welche ſeit dem Juni des laufenden Jahres in dem Dörptſchen, Fellinſchen ꝛc. herrſchte, auch in Reval ausbrach. Am 10. Auguſt war der erſte Todesfall an der Peſt zu conſtatiren. Dieſe Seuche war auf den zu ihrer Weiterverbreitung denkbar günſtigſten Boden gefallen und nahm ſo grauenvolle Dimenſionen an, daß es ſchließlich an Särgen fehlte, um die Todten zu begraben und viele Leichen oft tagelang unbeerdigt auf den Straßen liegen bleiben mußten. Bei der Capitulation waren von der über 4000 Mann zählenden Beſatzung kaum 400 übrig geblieben und die Zahl der Dahingerafften bis zum Aufhören der Peſt am Ende des Jahres 1710 ſoll 15,000 betragen haben.

Aus dieſer Belagerungszeit gerade datiren die nachſtehenden Schreiben an den König von Schweden Carl XII. Ob dieſe Schreiben gleichzeitig abgefaßt worden ſind und beide von den in Reval verſammelten lutheriſchen Predigern unterſchrieben waren, oder ob das eine die Unterſchriften der Prediger trug, während das andere von den Gliedern des Conſiſtoriums unterſchrieben worden, iſt nicht mehr zu ermitteln.

Bei der Wiedergabe nachſtehender Concepte iſt die alte Schreibweiſe, die von der heutigen mehrfach abweicht, beibehalten worden.

Großmächtigſter Allergnädigſter König!

Der gegenwerthige ebarmens würdige zuſtand unſeres gleichſahm in letzten Zügen liegenden Vaterlandes bringet uns dieſe wehmühtigſte Schrifft zu Eurer Königl. Majſt. Füſſen in tieffſter Unterthänigkeit nieder zu legen, deß ſicheren aller unterthänigſten Vertrauens lebend es werde dieſes, was wir hier aus innerſtem gewiſſenstriebe und unſerm geiſtlichen ambte gemäß, fürſtellig machen wollen, nicht anders als in hohen Königlichen Gnaden auff und angenommen werden.

Es iſt großmächtigſter allergnädigſter König männiglich bekannt, daß nachdem unſer geliebtes Vaterland daß Hertzogthum Ehſt und Liefland

durch Gottes ſonderböhre Vorſehung wie wohl nicht ohne unzehlig darauf gehend Koſten und Bludvergieſſung vieler tauſend Menſchen dem höchſt loblichen Königreiche Schweden incorporiret worden, Euer Königl. Majſt. Glorwürdigſte Vorfahren die weyland großmächtigſte Könige zu Schweden einer nach dem andern bey dero Regierung keine Sorge, mühe noch Koſten geſpahret daß unter dem Paabſtlichen vermiſchte und bey dieſen Landes Einwohnern damahls ſehr tieff eingewurzelte Heydenthumb mit chriſtlicher Behutſahmkeit auszurotten und beſagte Einwohner zum ſeligmachenden erkenntniß des einigen Wahren Gottes und Seines Sohnes Jeſu Chriſti zu bringen; Es hat Gott auch der Gnädige und aller Menſchen ſeeligkeit ſo ernſtlich wollende Gott dieſe hohe Königl. Prieſter dergeſtalt geſegnet, das noch vor wenig Zeiten die Kirche Chriſti beyder in Ehſth- und Lefland in ſolchem Zuſtande gewachſen, das man Gott den Herrn demühtigſten Dank dafür zu ſagen hohe Urſache gehabt. Anitzo aber ängſtigen muß ein erſchreckliches und lange anhaltendes Donner Wetter des Göttlichen Zorns, ſo nicht nur der Policey, ſondern auch der Kirchen Gottes in dieſen Ohrten einen vieleicht nicht weit mehr herausſtehenden gäntzlichen untergang dräuet. Jenes das weldtliche belangende, ſo überlaſſen wir billig die vorſorge wie dem gemeinen beſten und dem hohen Interceſſe Eurer Königl. Majeſt. succurriret werden möge, richtig und alleine denjenigen, die Gott durch Euer Königl. Majeſt. hierzu ordentlich geſetzet und verordnet hatt: dieſes aber das geiſtliche betreffende, ſo halten wir uns gewiſſenshalber verbunden die für augen ſprechende groſſe gefahr der Kirche Gottes des geſammten Chriſtenthums hier im Lande Eurer König. Majeſt. allerunterthänigſt und demüthigſt vor augen zu ſtellen. Und zwar ſo wollen wir Großmägtigſter Allergnädigſter König Euer Königl. Magſt. hierbey nicht beſchwerlich fallen mit weitläuftiger erzehlung deſſen, wie unſere Kirche bei dieſem um mehr alß Zehn Jährigen Kriege in die gröſte Confusion dadurch bereits geſetzet worden, daß bey dem ravagien des Feindes die Meiſten Gottes Häußer im Lande Verſtöhret und eingeäſchert, die gemeynden zerſtreut, die Prediger theilß erſchlagen, theilß gefänglich Weggeführet, meiſtens aber ins Elend Verjaget Worden, und dieſe ſolcher geſtalt auch von ihren anvertrauten Pfarrkindern ebenſowohl abgeſondert leben müſſen, ohne daß einige noch Dann und Wann Verſtohlener Weyße und nicht ohne Groſſe gefahr Leibes und Lebens ſich bey denenſelben auff einige Tage einfinden können. Imgleichen wollen wir auch Euer Königlichen Majſt. Hohen Königl. Gnaden und Gedult nicht mißbrauchen durch Weitläuffigen Vortrag deſſen, Welcher

geſtalt unſere Kirche eben auch dadurch Bereits einen unwiderbringlichen Schaden erlitten, daß eine große Anzahl Menſchen beyderley geſchlechtes, alte und junge immer dieſe Krieges Zeit über gefangen hinweg geführet, nachdenen entlegenſten Landſchaften des Feindes gebracht, und zu der da üblichen Religion genöthiget worden ſind; ja, Wie ſo Viel Tauſend gantz zarthe und unmündige Kinder nach der Tartarey geſchleppet und daſelbſt nun Leyder! ach Leyder! in dem Heydenthumbs ertzogen und in äußerſter gefahr ihrer Seeligkeit geſetzet werden. Sondern wir wollen Vor jetzo nur dieſes erwehnen, daß der Feind der nun ſchier ein Jahr Lang gantz allein im Lande den Meiſter geſpielet, und alle Winkel durchgegangen, auch noch durchgehet, Bey dieſer auch abhandenen ſchwehren Hungers Noht eine gar große Menge armer Menſchen an ſich gezogen, welche ihr leben zu erhalten, ſich willig umbtaufen und nach denen entlegentſten Oerthern des Feindes hinbringen laſſen, die übrige aber, ſo noch hinterblieben, durch erſchreckliches Hangen, Brennen und Foltern, alß wodurch man ſie zur Offenbahrung ihres noch hier und da in der Erde Verborgen gehaltenen Wenigen Vorraths an Korn und Kleyder grauſamlich gezwungen, und alſo, da ſie deſſen, durchgehends Beraubet worden, mittelſt Hunger und Kummer ebenfallß auch in die größte Desperation gerathen ſind, ſo daß nun die Meiſten in allen Ständen hier noch lebende Menſchen (wie es offenbar iſt) in der bitterſten und ſchwehreſten Armuth ſchweben und Nohtwendig alle Werke der Chriſt. Liebe auffhören müßen, Weilen einer dem andern nicht mehr helffen kann. Viele ja unzehlige ſterben auff den Gaſſen vor hunger, viele hundert in den Häußern vor Sorge und Kummer und iſt das Elend in Wahrheit ſo groß, daß es keine Zunge genugſahm ausreden, und keine feder eigentlich beſchreiben kann; Maßen daneben auch hierdurch Viele in gefahr ihrer Seelen gerahten. Ja, wo Gottes Vorſehung und Allmacht nicht verſchaffet daß dieſes arme Land von den Feinden mit nahſten gereiniget wird und zwar ehe die Bevorſtehende Erndte herbey kommt, ſo muß es allem Menſchlichen Anſehen nach in Kurtzem mit uns einen höchſt klägluchen Ausgang nehmen und alles über einen Hauffen gehen, ſo folglich auch, und was das allerſchwehreſte beyde Provintzen der ſehligmachenden Evangeliſchen Religion mit Verluſtiget werden. Denn Wir Prediger, ob Wir gleich bisher alles, was Gott in ſothanen ſeinen ſchweren gericht über uns verhänget hat, unßern Eydt und Pflicht nach willigſich erduldet, und noch Niemand unter uns aus denen Provintzen noch gantz weichhaft geworden, auch durch die ſtärkende Gnade Gottes noch ferner hin, bey unßeren

ampt alles dasjenige gerne dulden wollen, was ja immer zu erdulden möglich iſt, ſo können Wir uns doch nun ſchon leicht die Rechnung machen was Wir zu erwarten hätten, Wann (Welches der Barmhertzige Gott in Großen Gnaden doch noch abkehren wolle) durch den Feind alles über und über ginge. Denn die Einziehung und Profanirung der Kirchen in den eroberten Städten, die klägliche Wegführungen der gantzen gemeinden, Prieſter und Schul Bedienten, die gefangennehmung auch ertödtung Vieler Prieſter im Lande, und daß der Feind denen übrigen noch biß auf dießen Tag immerzu hefftig nachſtellet, lehret mehr alß zu deutlich. was unſre Kirche unter ſolchem Feinde wohl für fata haben würde. Wie Wir nun täglich dem großen Gotte dieße Noth und gefahr in unßerem gebeth Vortragen, und derſelben mit thränen umb die blutigen Wunden Jeſu, alß des Herren und obriſten Hirttens ſeiner damit ſo theuer erkaufften gemeynde willen erſuchen unſere Kirche vor ſolchen beſorglichen untergang zu erretten, alßo bitten wir auch Groß-mächtigſter König mit thränen und in aller unterthänigkeit umb Gottes Ehre und umb ſo Vieler 1000 Menſchen ewiger Sehligkeit willen Euer Königliche Majeſtätt wollen Sich auch aus dieſem Grunde allergnädigſt bewegen laſſen, unßeres in Bluth und Aſche Liegendes Vaterlandes mit ſchleuniger und nachdrücklicher Hülffe ſich anzunehmen. Euer Königl. Majeſt. geruhen nun allergnädigſt uns anzuſehen alß ſterbende und in deren Letzten Zügen Liegende, denen man ja ihre letzte Bitte nicht gerne zu Verſagen pfleget; oder, alß gefährlichen Schiffbruch Leydende, ſo jetzt, von einer wüthenden Fluth dahin geriſſen und erſäuffet werden ſollen, im fall Ihnen nicht ſchleunige Rettung widerfähret. Die gantze Welt wird nicht nur eine ſo hohe Königl. allergnädigſte Vorſorge zu rühmen Wiſſen, ſondern auch der große Gott ſelbſten wird alle dero von Euer Königl. Majſt. zur eiligſten Rettung dieſes armen Landes machende Veranſtaltungen mit allem erwünſchten success umb ſo viel mehr geſegnen, alß man darbey die Haupt Abſicht führet, daß die Ehre ſeines großen Nahmens und die Wohlfarth ſeiner Kirche dardurch bey Mächten erhalten werden mögen; und dem ſo ferners auch Euer Königl. Magſt. Königlichen hohen Throon beſtettigen und auch dero geheiligte hohe Königl. Perſohn allen Segen in geiſtlichen und leiblichen Dingen von oben herab ſchicken, und dieſelbe nach ſo Vielen mühſeligkeiten wiederumb erquicken, und zu einer erwünſchten ruhe kommen laſſen. Wie Wir nun dieſes mit allen treuen Unterthanen zu gleich, hertzinniglich von dem Höchſten Gotte wünſchen und ſtündlich erflehen und bitten alſo haben

wir auch zu Gotte und Euer Königlichen Majeſt, die ungezweifelte Zu-Verſicht (ungeachtet es mit uns auf der letzten neige iſt) es werde unſer armen Vaterland mit unverzüglicher und kräfftiger Hülfe erfreut und von dem ihm über dem Haubt ſchwebenden Untergang errettet werden. In ſolcher Zuverſicht Verharren wir auch Großmächtigſter aller gnädigſter König Euer Königlichen Majeſt

Aller Untertehnigſte Diener, Unterſaſſen und unermühdende Vorbitter zu Gott.

Auf der Rückſeite vorſtehenden Conceptes ſteht vermerkt:

D. 1. Sept.: Eodem das Original mit der Poſt unter des K. Consistorii Sigill nach Stockholm weggeſant auch Copia davon Sr. Hochw. dem Hr. Biſchoff D. Jac. Lang communiciret.

Grosmächtigſter Allergnädigſter König.

Ew. Königl. Majſt. allergnädigſtes Schreiben vom 13. Julii[1]) iſt uns von hieſigem Königl. Consistorio communiciret, aus welchem Wir Ew. Königl. Majeſt. allergnädigſte Antwort auf unſere allerunterthänigſte remonstration den Zuſtand dieſes Landes betreffend erſehen. Wie Wir nun in unſerm großen Elende und Bedrängnis höchſtens über Ew. Königl. Majeſt. Mittleid consoliret worden, alſo werden Wir bei aller unſerer misaire doch ſtets dahin uns bemühen, das Wir in unſerer allerunterthänigſten Treue gegen Ew. Königl Majſt. unverbürchlich erfunden werden mögen. Und eben dieſe bringet uns Ew. Königl. Majſt. allerunterthänigſt vorzulegen· das nach dehm die feindl. Truppes dieſes gantze Landt überſchwemmet, auch ſo gar hieſige Stadt von der Land-Seyten ſchon berannt, wir gezwungen ſind uns hirher zu reteriren, und ohne Ew. Königl. Magſt. Vorwiſſen und allergnädigſten Consens wir keine Sauvegardes bei dem Feinde ſuchen wollen noch dürfen, ohne dieſelbe aber keine Sicherheit auf unſern Paſtorathen haben können, ſondern alle ſtreittenden Partheyen Muthwillen exponiret ſind, wodurch unſere arme Zuhörer in große Seelengefahr gerathen, alls welche (weil in denen Dörptiſchen, Fellinſchen und Oberpahliſchen Kreyſe auch dieſem gantzen Hertzogthum nur einige wenige es gewaget zu Hauſe zu bleiben) ſolcher geſtalt des Gebrauchs des Göttl. Wortes und der heiligen Sacramenten beraubet

[1]) Dieſes Schreiben iſt leider nicht zu finden.

ſein auch wol gar viele Hörer Excesse vorfallen dürfen, ob woll Sie ſonderlich hir und da durch die Contagieuse Krankheiten ſchon viele dürfen faſt ausgeſtorben ſein und Leute von fremder Religion ſtets mit ihnen umgehen, ihrer Seelſorger am meiſten benöthigt wären. Flehen daher Ew. Königl. Majſt. alleruntertänigſt an, Ew. Königl. Majſt. wollen uns die hohe Gnade erweyſen und aufs ſchleunigſte dero allergnädigſten Willen eröfnen, wie wir uns hiebei zu verhalten haben: Ob Wir nehmlich auf unſere Paſtorathen verbleiben, auf welchen fall wir unterthänigſt bitten die Ordres an hieſiges Königl. General-Gouvernement ergehen zu laſſen, das zu unſerer Sicherheit mit dem Feinde ein Cartell aufgerichtet werde, oder wo Wir uns ſonſt hinwenden und hirbei uns aufführen ſollen. So lange uns der große Gott das Leben noch gönnet wollen Wir nicht aufhören von Ew. Königl. Majſt. beſtändigem Wollergehen denſelben brünſtigſt anzuflehen und verharren

Grosmächtigſter Allergnädigſter König
Ew. Königl. Majſt.
alleruntertänigſte Knechte und Vorbitter zu Gott. Sämmtl. nach Reval geflüchtete Prediger aus dem Hertzogthum Ehſtlandt und den Kreyſen Dorpat, Oberpahlen und Fellin.

Reval, d. 1. Septembr.
Ao. 1710.

Ein altes livländiſches Tagebuch.

Ein vergilbtes Manuſcript aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts mit blaſſen verſchollenen Schriftzügen, voll ſehr empfindſamer Ergüſſe einer ſchönen livländiſchen Seele, fiel mir neulich in die Hände und feſſelte mein Intereſſe. Unwillkürlich mußte ich mich beim Leſen ſinnend zurückverſetzen in das alte Livland mit ſeinem idylliſchen Land- und Stadtleben und ſeinen altmodiſchen Menſchen, mit ſeinen ſtillen Straßen und weltvergeſſenen „Poſtirungen", den einſamen Kirchen und Paſtoraten und ſeinen ſo ſympathiſchen patriarchaliſchen Zuſtänden — ruhig heiter und voller Liebe... Mir wurde ſo eigen zu Muth. Auf alle die vielbeſungenen dunklen Wälder und weiten Moore, die maleriſchen Ruinen uralter Burgen und die ſtillen ſchönen Seen, ſchauten damals in alten Zeiten friedliche Sterne herunter — ruhig heiter und voller Liebe. Und mir fielen die Verſe ein:

Das Herz iſt mir bedrückt, und ſehnlich
Gedenke ich der alten Zeit,
Die Welt war damals noch ſo wöhnlich
Und ruhig lebten hin die Leut' u. ſ. w.

Auf dieſe ſentimentale Einleitung folge nun das ſentimentale Tagebuch ſelbſt, oder vielmehr ein Auszug aus demſelben.

Es iſt gerichtet an Carl Graß, der als Maler und Dichter 1814 in Rom ſtarb.[1]) Des Tagebuchſchreibers ganzes Sinnen und Trachten bezieht ſich ununterbrochen auf Carl. Sein erſter Gedanke, wenn er am Morgen erwacht, iſt tagtäglich Carl und wenn er ſchlafen geht, betet er inbrünſtig

[1]) Carl Gotthard Graß, bekannt durch ſeinen Umgang mit Schiller, Humboldt, Thorwaldſen, Angelika Kaufmann ꝛc., wurde geboren zu Serben am 8. Oct. 1767.

für Carl. Er liebt ihn ganz unſäglich. „Auf Leben und Tod, in Krankheit, Gefahr und im Hochgenuſſe ſind und bleiben wir Eins.“ Carl hat eine weite Reiſe vor und fordert den Freund auf, ihn zu begleiten. „Ja, Bruder, ich fliege mit Dir über Meer und Gebirge. Meine Seele jauchzet, das Herz bebt! Es iſt nur ein einziger Wunſch, der alle andern überwiegt und ſie alle in ſich ſchließt: Mit Dir zu leben und zu ſterben. Ich werde um Dich ſein, treues Bruderherz, ich werde Dich pflegen, wenn Dir übel iſt! Wir werden auf Waſſerbergen Hymnen dichten und ſingen“ ꝛc. Die Ausſicht mit Carl zuſammen zu reiſen, verſetzt unſern Freund in die höchſte Extaſe. „Wie den Schwalben zu Muthe ſein muß wenn ſie ſich auf den Dächern berathſchlagen und ihre Fittige verſuchen zur langen Reiſe, ſo dehnt ſich mein Körper, ſo hüpft das Herz, ſo jubelt die Seele“ ꝛc. Aber aus der gemeinſamen Reiſe wird nichts. Unglückliche Liebe, wie es ſcheint, veranlaßt Carl, ganz plötzlich allein die Heimath zu verlaſſen. Unſer Freund iſt verzweifelt. „Was ſoll ich machen, wie ſoll ich es tragen? O Bruder Gottes Engel begleite Dich!!!“ —

Die Sehnſucht läßt ihm keine Ruhe, er muß fort, dorthin, wo ſie lang Jahre zuſammen gewohnt, wo ſie ihren Freundſchaftsbund geſchloſſen haben, wo Alles ihn an Carl erinnert. Und ſo begiebt er ſich zu Pferde von Latzen nach Serben-Paſtorat.

Unterwegs „im Sinohlſchen Kruge 7 Meilen von Latzen, Nachmittags 3 Uhr,“ gelagert im Schatten an dem Ufer der Aa, überläßt er ſich wieder ein Zeitlang ganz der Wolluſt ſeines Schmerzes und ſchreibt dann. „Doch kein Lamento mehr! Lacht nicht Himmel und Erde über und neben mir, und athmet Segen und Luſt. Soll ich mich grämen, wo Alles zur Freude einladet? Werden meine Sorgen das ändern, was aus dem Schooße der Zukunft ſtrömt? Führt der reißende Strom nicht oft das ſchwankende Boot an das reizende Geſtade eines paradieſiſchen Eilands? Und ſinkt es auch in kreiſendem Wirbel — die letzten gegenſtrebenden Kräfte verſcheuchen die Furcht und ſelbſt im Untergange klopft der Puls noch Hoffnung und Muth, und den letzten herzabſtoßenden Moment fühlt der Sinkende nicht ....“

In ſehr trüber Stimmung geht die Reiſe weiter über Ramkau und Lyſohn. Und dabei regnet es unausgeſetzt. Erſt in Droſtenhof, in der Nähe von Serben heitert ſich der Himmel auf.

„Mir ahndet Freude, ſie ſcheint ihren roſenumwundenen Arm über Berge und Wälder mir ſchon entgegenzuſtrecken.“

Der Empfang in Serben iſt zu köſtlich geſchildert. Ich laſſe das betreffende Tagebuchblatt hier unverkürzt folgen.

Serben, Nachmittags zwiſchen 2 und 3.

Ich bin hier — und wie im Himmel. Ich wollte Nachmittagsruhe halten, aber das Herz wallet, vor Luſt und Trauer. Welch ein Willkommen. Beſſer darf's in den Auen der Vollendung nicht ſein, ſonſt kann es das Menſchenherz nicht faſſen. Carl! Carl! Du biſt fern, aber Deine edle Seele weilt mitten unter uns, und Gottes Reich iſt hier an Einfalt und an Herzlichkeit. — Ich will Dir blos erzählen — reflectiren kann ich nicht. O Carl — Vater, Mutter, Brüder, Schweſtern, Tanten — und weiß Gott — die Liebe wohnt hier. Die Freude macht den Prieſter, wir alle ſind copulirt für Lebenszeit, für Ewigkeit — das läßt ſich der Wahrheit, der Herzlichkeit abfühlen. — Ich reiſete langſam und wollte mich ſammeln — das locale und perſonale ſo oder ſo ordnen — aber Alles gerieth in lyriſche Unordnung. So wie ich die Kirche erblickte, fuhren die Sporen dem Roſſe in die Seite. Die Gegend war mir fremde — ich glaubte zu irren — ha, der Berg — ſchnell war ich herum — ſiehe da — Morgenröthe — Mittagslicht — Brücke — Herberge — blau bebänderte Haube am Fenſter ohne mich zu bemerken. Wie ein Pfeil zur Pforte hinein — Treppe leer — Fenſter leer — herab vom Gaul — hinein — Vater, Mutter — am Halſe weinend — Lotte ſchreiend — heraus. Bruder — Carl — Thränen — es übermannte mich — Vetter und Chriſtian glaubten mich Buchholtz zu ſein und wollten mich nicht ſehen — hinaus — Carl! Thränen, Jubel — Euphroſyne — Ehrfurcht — Liebe — Doris — ach Bruder — Nein ſo was hat die Sonne nicht beſchienen — und hier lacht ſie freundlich — Gott im Himmel und ſeine Engel — Freude, Freude — ja ſie iſt göttlicher Funken. — Wir ſchwenkten uns wie Welten als ſie den erſten Flug ihrer Bahnen verſuchten. Und Carl war unſre Sonne, Seelenſturm — hinterm Schirm auf meinem Mantelſack ſchreibe ich mit bebender Hand — Genius des Lebens dolmetſche dem Entfernten — und du, Genius der Freude interpretire es ihm. Nun ging's zum Frühſtück. Lotte ſchenkte ein — Himmel iſt in ihrem Herzen, in ihrem Auge und Euphroſyne ein ſanftes Licht — ich ſaß zwiſchen dieſen beiden — Carl, Du ſtandeſt wie ein glänzender Fels vor mir, ich konnte Dein Geſicht nicht ſehen, wir ſtaunten Dich an — wir tranken Dir und Thränen der Freude, der Sehnſucht, der Liebe, der Furcht tröpfelten in den Wein — Eltern und Freunde ſtanden im Zirkel um uns drei Seelige und fanden

ſich in uns exaltirt wieder. Nun, Bruder, ewig Theurer, ich muß fort — ich kann nicht mehr ſchreiben — wäreſt Du hier!“

Nun machen wir eine Hochzeit im Paſtorat mit und verleben ſeelige 8 Sommertage. „Es iſt mir nicht möglich, Dir Alles zu ſagen, was wir thaten und wie mir zu Muthe war. Es war ein Reichthum, eine Fülle des ewigen Lebens um uns und in uns. Wanderungen, Ruhe — Scherz — Geſundheit — gutes Wetter, Eintracht — nein, es iſt mir nicht möglich, Dir einen deutlichen Begriff zu verſchaffen . . . Ich bin wie berauſcht. — Bruder es war ein Leben und eine Wonne, aber das Gefühl, daß Du abweſend ſeiſt, war der Dorn an der Roſe, die uns lieblich blühte und beim näher Berühren ſtach der Dorn durch.“ — Am nächſten Sonntag wird ſehr früh Morgens eine gemeinſame Ausfahrt unternommen. „Ich war Juliens Gefährte — Garten, Hain und Grotte — die reizende Ausſicht bei Baiſche und die geſchloſſenere im Thale bei Litſche war uns Ausſicht in's Paradies. Jeder Platz trug Blüthen der Erinnerung, in ihrer Mitte ſtand Carl — und Julie ſtand, ging und ſaß auf den Plätzen, wo ihr Carl, wo mein Carl ſtand, ging und ſaß — ich mußte ſie überall hinführen und ihr Alles erzählen, was Du da thateſt — ſie war aufmerkſam wie auf den Unterricht eines Engels.“ . . . . „Ich führte ſie auf unſeren Begegnungspunkt — der Geſichtskreis war herrlich nüancirt — die Sonne ſtieg hinter den Bergen empor — jedes Auge glänzte von frommer Zähre und unwillkürlich fielen Alle ſich voll himmliſcher Liebe in die Arme und boten ſich den Friedenskuß! O Gott wie groß und allumfaſſend iſt das Menſchenherz!!!“ . . . . „Wir weilten bei der hohlen Linde und unter den Eichen, denn Carl hatte dort geſeſſen — wanderten zum neuen Kirchhof, zur kleinen Grotte und Julie ſaß in derſelben, wie die heil. Roſalie bei Palermo, mit Reiz und Unſchuld angethan . . . Carl! Carl! die nahe Trennungsſtunde, die Schönheit des Himmels und des Thales erzeugten zu contraſtirende Gefühle um ſie glücklich zu nennen — von 5—8 war ein Seelenrauſch wie ich noch keinen erlebet“ . . . „Ein ängſtliches Gefühl umlagert die Seele — ich bin reiſefertig . . . Das Abendeſſen war ſtill — nachher der Punſch machte es nicht belebter. Ein ſtilles Bangen ſchwebte im Kreiſe . . . Chriſtian wurde weichherzig — mir waren einige ſeiner Züge wie Lichtflammen aus Carl's Seele“ . . .

Lindenhoff, unten im Häuschen am Teiche.

„Alles iſt vorbei — hier ſitze ich einſam mit thränenden Augen wie ein Träumender und ſehe dem Leichenbegängniſſe des Liebſten mit ſtillem

Kummer nach. — Solch' eine Trennung erlebte ich nie . . . Mein Herz war zerriſſen, ich war wie vernichtet" . . . Nach 8 Tagen iſt unſer Freund wieder in Laitzen, und dort trifft ihn eine Nachricht, die ihn aus der Todesbetrübniß wieder himmelhoch aufjauchzen läßt. „Victoria, Bruder Carl iſt da! Ueber Meere und Gebirge hin zu dem, den meine Seele liebt" u. ſ. w. Er iſt vollſtändig aus Rand und Band. „Die Gedanken, die ich niederſchreiben wollte, ſind wie die Kinder Israel zerſtreut" u. ſ. w. Es folgen noch einige kürzere Ergüſſe und dann ſchließt das Tagebuch mit den Worten: „Hier und jenſeits des Grabes iſt es meine reinſte Freude Dein J. K. zu ſein."

Von der Redaction.

Die nächſten Hefte der „Baltiſchen Monatsſchrift“ werden unter Anderem vorausſichtlich folgende Aufſätze bringen (vorbehaltlich einer Aenderung der Titel):

Das Ferghana-Thal. Von G. von Sivers-Kerjell.

Moral und Recht. Von Prof. E. Erdmann.

Literäriſche Streiflichter. Von H. D.

Das Baltiſche Dichterbuch. Von H. D.

Die Bedeutung der Philoſophie für das practiſche Leben. Von M. von Sivers-Römershof.

Graf Panin. Von Prof. J. Engelmann.

Eine livländiſche Antwort auf die Angriffe des ſchwediſchen Hiſtorikers Hammerſkjöld.

Tolſtoi und Nietzſche. Von Gregor von Glaſenapp.

Zwei baltiſche Dichter (Moritz Stern und Victor Andrejanoff). Von Gregor von Glaſenapp.

Briefe aus dem Nachlaſſe Dr. Alfred Walter's. Herausgegeben von Dr. M. v. Middendorff.

Paul Jordan †. Von E. von Nottbeck.

Die Berechtigung nichtindigener Edelleute, das Wort „von“ ihrem Familiennamen vorzuſetzen.

Corrigenda:

Seite	19	Z.	1	l.	Ugo Foscolo ſtatt Ugo Toscolo, ebenſo in der Anm.
„	19	„	19	v. u. l.	Leon Pilatte ſtatt Léon Reatte.
„	22	„	5	„ „ „	Tourette ſtatt Torrenta.
„	31	„	5	„ „ „	in ſtatt im.
„	63	„	3	„ o. „	Sefyna ſtatt Saſyna.
„	63	„	11	„ u. „	konnten „ könnten.
„	17	„	17	„ o. „	Minderung ſtatt Aenderung.

Herausgeber: Arnold v. Tideböhl.
Redacteur: R. Carlberg.

Die Bedeutung der Persönlichkeit für das Rechtsleben.

Ein Vortrag.

Hochverehrte Anwesende!

Das Thema für einen Vortrag, wie ihn die hier versammelte anspruchsreiche Gemeinde verlangt, zu finden, ist nicht immer leicht. Wer dasselbe aus dem Bereich seiner eigenen Fachwissenschaft zu entnehmen sucht — um doch in einem Gebiete zu bleiben, in welchem er sich sicher fühlt und wer dabei wie ich, das Glück hat, ein Jünger des so „langweiligen" Privatrechts zu sein, der vermag weitere Kreise wohl nur dann zu wärmerer Theilnahme heranzuziehen, wenn er die allgemeinen Voraussetzungen der Rechte der Privatpersonen, wenn er die Grenzfragen darzustellen versucht, welche sein Gebiet von dem seiner Nachbarn scheiden. Grenzfragen sind immer interessant, nicht bloß, weil sie die Angehörigen zweier Reiche betreffen, sondern weil Grenzen leicht verwischt werden können, bei ihrer Wichtigkeit häufig Grenzkriege erzeugen und bei ihrer Beilegung einer sicheren Hand und eines scharfen Striches bedürfen, um wirklich das sein zu können, was sie sein sollen — eine Grenze.

Eine solche Grenzfrage, eine solche Voraussetzung der Rechte aller Privatpersonen ist die Frage: Was ist denn eine Privatperson? Was bedeutet dieselbe für das Recht?

Aber wenn ich eben von der Schwierigkeit sprach, ein Thema für diese Vorträge zu finden, so muß ich doch noch auf die größere Schwierigkeit hinweisen, nämlich dies Thema zu nennen. Ein Jeder der Anwesenden greife in seine Seele und frage sich, ob er nicht selbst häufig vor der Annonce eines Vortragsthema's mit bangen Zweifeln gestanden habe, welche sich endlich in der entschiedenen Erklarung lösten Nein! Das klingt

doch zu langweilig! Da gehe ich nicht hin! — Und eigenes Bedürfniß nach Theilnahme sowie das Bedürfniß des Hilfsvereins nach Hilfe erheischen das Hingehen der Zuhörer.

Vor Allem muß sich der Vortragende vor einem Thema hüten, welches zu allgemein, zu abstract klingt, welches durch seinen Namen keinen verwandten Ton in der Seele des zukünftigen Zuhörers wachruft, weder an eigene Erlebnisse und Gedanken, noch an Interessen und Kämpfe des Tages erinnert und an der Seele des Lesers vorbeistreicht, ohne auch nur den Nachklang einer Secunde zu bewirken. „Die Bedeutung der Persönlichkeit für das Rechtsleben!" wie grau, wie dünn, wie ohne Metall klingt diese Wortverbindung!

Sie können es mir, verehrte Anwesende, glauben, daß ich diese Farblosigkeit, diese Gespensterhaftigkeit meines Themanamens fühlte und die redlichsten Anstrengungen gemacht habe, dem — wie ich versichern kann — vorhandenen Kern meines Gegenstandes durch einen mehr tönenden, mehr plastischen Vollklang zu seinem Recht zu verhelfen. Aber ich bin mit diesem Versuch gescheitert.

Und ich mußte damit scheitern. Es liegt in dem Wesen einer so allgemeinen Voraussetzung nicht bloß alles Rechtes, sondern alles Handelns und alles Wollens, wie dem der Persönlichkeit, daß sie nicht mehr auf bestimmtere, concretere Vorstellungen zurückgeführt werden kann. Allgemeinheit stört stets die Veranschaulichung. Es ist viel schwerer zu erklären, was ein Thier ist, als was ein Pferd ist, es sind viel allgemeinere Kennzeichen erforderlich, es ist eine weit geringere Berührung mit der lebendigen Anschauung unserer Augen und Ohren vorhanden, wenn wir den Begriff der Pflanze oder die Kategorie des Schalles feststellen wollen, als wenn wir unsere Zuhörer mit Mittheilungen über die Rose oder über den Donner unterhalten.

Ja! aber warum dann ein Thema wählen, welches den Vortragenden zwingt, in dem Reiche abstracter Gedanken zu verharren, ohne den erfrischungsbedürftigen Sinnen der Zuhörer eine Erholung zu gewähren? Die Antwort lautet einfach: weil die Bedeutung des Thema's eine so gewaltige ist, daß das Klarwerden über dasselbe eine nothwendige Voraussetzung von hunderten unserer interessantesten und anschaulichsten Vortragsgegenstände bildet, — weil wir weder von Recht und Staat, noch von Geschichte und Dichtkunst eine richtige Vorstellung zu erlangen vermögen ohne die Kenntniß derjenigen, welche allem Rechte ausübt und Staaten leitet, welche die Heldin der Geschichte

und der ewige Gegenstand der Kunst gewesen ist und bleiben wird - der lebendigen Persönlichkeit!

Wie grundlegend die Bedeutung des Persönlichen im Leben der Menschheit, so unablässig ist auch das Streben dieser letzteren, die Sehnsucht derselben nach dem Persönlichen in Allem, was die Menschen beschäftigt. Nicht bloß die Poesie aller Zeiten, nicht bloß die bildenden Künste haben stets gesucht und suchen noch heute, an die Stelle abstracter Vorstellungen lebendige Personen zu stellen, die Liebe, die Weisheit, die Macht uns in der Darstellung von verkörpernden individuellen Gestalten näher zu bringen. Nicht bloß die Religionsanschauungen der ältesten Culturvölker haben stets die von ihnen verehrten Mächte als Personen gedacht und so dem mechanischen Wirken sogenannter Naturgesetze zu entziehen versucht. Nein, vor Allem ist es — wenn auch häufig unbewußt — der Gedankengang auch des ruhigen Darstellers und Betrachters allgemeiner Fragen gewesen, sich die abstracten, ihn umgebenden Kräfte als wollend und denkend vorzustellen, etwa von dem „Geist der Zeit", von dem „Willen des Staats", von den „Ideen der Menschheit" zu reden und zu schreiben. Und endlich vermögen wir Christen und mit uns die unendliche Mehrzahl aller Menschen überhaupt uns die höchste uns beherrschende und leitende Macht nie anders zu denken, als unter der Vorstellung einer unendlichen Persönlichkeit.

Woher rührt denn dieser ewige Zug nach dem Persönlichen? Was sind die geheimnißvollen Eigenschaften einer Person, welche dieselben zu dem höchsten und werthvollsten zu stempeln vermögen, was die Menschheit erlebt hat und was die Menschheit sich vorzustellen vermag?

Zwei Erfordernisse sind es, welche den Organismus eines Individuums oder einer Persönlichkeit schaffen: der Wille und die Intelligenz. Wer Anspruch auf den Namen einer Person macht, muß vor Allem wollen können und muß vernünftig denken können. Wer zwar wollen, d. h. aus sich selbst heraus den Antrieb zu Handlungen entnehmen kann, aber ohne zu denken, d. h. ohne sich über Zweck und Erfolg derselben eine Vorstellung zu machen, der gehört zwar zu den lebendigen Wesen, aber nicht zu den Personen. Daher ist das Thier, daher ist der zwar mit menschlicher Bildung, aber nicht mit menschlichen Fähigkeiten behaftete Cretin zwar lebendig, aber keine Persönlichkeit. Was andererseits zwar vernünftige Zwecke verfolgt, aber ohne die Möglichkeit eines eigenen Willens, das kann wohl ein Automat, eine Maschine genannt werden, aber nie eine Person.

Damit soll nun keineswegs gesagt werden, daß eine derartige Persönlichkeit nun auch wirklich immer vernünftig sein oder wirklich immer Etwas wollen muß. Schon in dem Wesen des eigenen oder sogenannten freien Willens liegt es, daß man häufig auch Unvernünftiges wollen kann, ja daß man oft gar nichts will, wo man Etwas wollen sollte. Wäre es anders, müßte die Persönlichkeit immer wollen und zwar immer etwas Vernünftiges, so hätte sie in Wirklichkeit keinen Willen, sondern nur ein Müssen. Ja selbst zeitweilige Unmöglichkeit zu einem vernünftigen Wollen, wie Geistes-krankheit und frühes Kindesalter heben den Begriff der Person noch nicht auf, da die Fähigkeit zum Wollen und Denken nur schlummert und nicht als auf ewig vernichtet betrachtet werden kann.

Diese Persönlichkeit, welche viele Philosophen das „Ich" nennen, ist der Ausgangspunkt alles Handelns und Denkens. Damit ist schon ausgesprochen, daß sie der Ausgangspunkt alles *Rechtes* ist. Denn jede Berechtigung setzt Jemanden voraus, der sie hat, der sie ausüben kann, d. h. Jemanden, der das Wollen und der das vernünftig Wollen kann. Die Gesetze können eine Befugniß, eine Macht nur Jemandem anvertrauen, der das Verständniß für ihre Grenzen und die Fähigkeit dieselben einzuhalten besitzt. Das Thier, ja selbst der angebliche Stammverwandte der Menschen, der Affe, wird nie das wahre Grundeigenthum auszuüben, nie eine Leihcasse zu gründen und durch 5 Procent monatlich fruchtbar zu machen lernen.

Schon dieser Gedankengang leitet zu dem Schlusse, daß es nur *eine* wahre und eigentliche Persönlichkeit für das Recht hier auf Erden zu geben vermag, den Menschen. Denn nur in dem Menschen verbindet sich Wille und Denkfähigkeit. Mag es auch richtig sein, daß jeder einzelne Willensact des Menschen nicht unvermittelt seinem Kopfe entspringt, sondern seinerseits einer Reihe vorangegangener Vorstellungen seine Entstehung verdankt, so gehen diese Vorstellungen doch immer innerlich im Menschen vor sich und gestatten keine Vorausberechnung. Der Mensch braucht keineswegs nur dasjenige zu wollen, was seine Nahrung oder sein Klima in ihm anregt, sondern hat die *Wahl* zwischen verschiedenen Impulsen, die auf ihn wirken. Der Mensch und die menschliche Persönlichkeit sind und bleiben ein steter Protest gegen die Allgemeingültigkeit vieler der sogenannten Naturgesetze, jener mechanischen Erklärungsversuche des Weltorganismus.

Zwar kennt auch das Recht ebenso wie der sonstige Sprachgebrauch, Personen, welche nicht Menschen sind, abstracte Vorstellungen, welchen es die

Persönlichkeit beigelegt hat. Aber es bleiben dies stets künstliche Persönlichkeiten und wenn der Phantasie des Menschen der Staat und die Kirche, die Städte und die Gemeinden unter dem Bilde wirklicher Personen erscheinen, man von ihren Tendenzen und Anschauungen, ja ihren Fehlern und Freuden redet, so bleiben dies doch allegorische Eigenschaften von Vorstellungen, welchen nur künstlich Leben eingehaucht ist. Nach dem Bilde des Menschen sind sie geschaffen und *menschliche* Charakterzüge, *menschliche* Schwächen sind es, welche ihnen die Sprache beilegt. Ich komme am Schluß dieses Vortrages auf diese interessanten Denkprodukte zurück.

Es scheint also unsere erste und wichtigste Frage: Wer ist Person im Rechtsleben? einfach beantwortet werden zu müssen: der Mensch! Allein so einfach erschöpft sich dieselbe nicht.

Zuerst muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß die wirklichen, die positiven Rechte der Völker, wenigstens in älterer Zeit den Begriff der Rechtspersönlichkeit weit mehr einengten, als dies heutzutage der Fall ist. Nicht der Mensch an sich erschien ihnen als Vertreter des vernünftigen Wollens, sondern der in Anschauung, Erziehung und Geburt gleichstehende Mensch. Sie wollten nur auf das Gebiet der gleichen Nationalität, des gleichen Standes die Rechtsfähigkeit beschränken. Der Fremde war ihnen wie das griechische Wort lautete, der Barbar, der Verständnißunfähige und daher der Rechtsunfähige und im eigenen Lande gab es Unfreie, Parias, Heloten, welche das harte Recht zu gänzlicher oder fast gänzlicher Rechtsunfähigkeit verurtheilte. Ja, auch der an sich ebenburtige und rechtsfähige Staatsbürger vermochte in Folge von Verbrechen die Rechtsfähigkeit, also die Persönlichkeit zu verlieren.

Auch das größte Rechtsvolk der Erde, die Römer, konnten sich von dieser Trennung von Mensch und Person nicht losreißen. Zwar war ihnen der Fremde nicht rechtsunfähig und von Standesunterschieden nach dieser Richtung hin machten sie sich bald frei. Allein einerseits ließen sie den Nichtrömer nur stufenweise und allmählich zum Vollgenuß der Persönlichkeit gelangen und nur wenn er zum Römer wurde, wurde er zugleich zum vollen Menschen. Andererseits behielten auch die Römer den Verlust der Persönlichkeit als Strafe bei und gaben ihm ganz consequent den Namen, welcher das Ende des Menschen bezeichnet, den des bürgerlichen *Todes*.

Den Germanen war gleichfalls nicht jeder Mensch Person. Die Werthschätzung und der Rang dieser letzteren drückt sich bei ihnen in dem sogenannten Wehrgelde aus, welches bei Tödtung den Angehörigen des

Getödteten gezahlt werden mußte. Da ging denn die zu zahlende Summe immer mehr herunter, vom Stammesgenoſſen zum Stammesverwandten, vom Stammesverwandten zum unterworfenen Römer, vom Römer zum Stammesfeinde. Gar kein Wehrgeld zahlte man bei Tödtung eines für „friedlos“ Erklärten. Derſelbe hatte gar keine Perſönlichkeit.

Dieſem Nationalismus und Racenariſtokratismus gegenüber trat aber jetzt eine neue Macht auf die Weltbühne, welcher es gegeben ſein ſollte, die widerſprechenden Vorurtheile zu verſöhnen und die Majeſtät des Menſchenthums wiederherzuſtellen. Dieſe Macht war das Chriſtenthum, bis auf den heutigen Tag der wahre und einzige Vorkämpfer gegen den Racenfanatismus und die Nationalitätsſucht. Es war keineswegs der ſogenannte Humanismus, welcher hier das Banner führte. Denn dieſer vertrat bloß die Culturanſchauungen des claſſiſchen Alterthums, und das claſſiſche Alterthum beſaß, wie wir geſehen haben, ſelbſt nicht die volle Anerkennung des Menſchenthums. Erſt eine Lehre, welche jeden Menſchen zur vollen Theilnahme am wahren Glück berief, vermochte es, auch für die Gedrückten das Recht der Perſönlichkeit zu erkämpfen. Vor allem waren es die Vertreter der Kirche, welche mit dem Rechte jedes Einzelnen, auch des Sclaven, auf das Chriſtenthum auch deſſen Recht auf die Perſönlichkeit vertheidigten und ich brauche Sie nur an das Beiſpiel des Bartholomäus de Las Caſas zu erinnern, um in Ihrem Gedächtniß den Kampf um die Perſönlichkeit des Unterdrückten wachzurufen. Dasſelbe Wort, welches uns am Weihnachtsabend die Freudenbotſchaft von einer neuen Segensepoche für die geſammte Menſchheit erſchallen läßt: Ehre ſei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menſchen ein Wohlgefallen! es erſcheint uns ſo in einem neuen Lichte, als eine Ankündigung der Anerkennung wahren Menſchenthums und des Friedens unter Racen und Nationalitäten. Mit dieſer Emancipation des Menſchen, mit dieſem Durchdringen desſelben zur Perſönlichkeit darf aber nicht jene Emancipation der Neuzeit zuſammengeworfen werden, welche Perſönlichkeit und Gleichheit verwechſelt, welche der natürlichen Verſchiedenheit der Menſchen hohnſprechend, eine völlige Ausgleichung auch auf ſolchen Gebieten anſtrebt, wo die bisherige Verſchiedenheit heilbringend wirkte, welche den Unterſchied des Geſchlechts, die Grundlage der Familie, die Unterordnung im Staatsleben zu verwiſchen droht. Gerade die Perſönlichkeit verlangt zu ihrer Pflege den Schutz des Schwächeren und der berühmte Kampf um's Daſein wird ſchonungslos denjenigen vernichten, welcher in der Ausübung ſeines Rechtes ebenſo ſich ſelbſt überlaſſen wird, wie den, welchen die Natur als den Stärkeren ſchuf.

So iſt denn der Menſch jetzt für das Recht die wahre Perſon. Aber wann beginnt und wann endigt die Perſönlichkeit des Menſchen?

Die erſte Frage ſcheint leicht beantwortet: Mit der *Geburt* des Menſchen beginnt ſeine Perſönlichkeit. Für noch nicht Geborene trifft allerdings das Recht, wenn deren Geburt in Ausſicht ſteht, ſchon gewiſſe Fürſorge. Es geſtattet auch das noch nicht geborene Kind im Voraus zum Erben einzuſetzen, ja das römiſche Recht verwahrt ſogar nicht bloß einen, ſondern *drei* Erbtheile für den möglichen Fall der Geburt von Drillingen, wenn es ſich nämlich um eine Erbtheilung unter Geſchwiſtern handelt und die nachträgliche Geburt noch eines Miterben in Ausſicht ſteht. Aber dies bleibt immer nur eine Fürſorge für den Fall der wirklichen Geburt eines Kindes. Kommt dasſelbe garnicht oder nicht lebend zur Welt, ſo hat nie eine Perſönlichkeit exiſtirt.

Zur Annahme einer Geburt im rechtlichen Sinne wird ferner verlangt, daß ein wirklicher Menſch geboren wurde. Das zur Welt gekommene Weſen muß *menſchliche Geſtalt* haben. Damit ſoll keineswegs einzelnen Mißbildungen, ſoll keineswegs dem Krüppel ſeine Perſönlichkeit abgeſprochen werden. Liegt eine ſolche Mißgeburt vor, daß ſchon aus der Art der Bildung der Mangel menſchlicher Intelligenz hervorgeht, ſo gewährt das Recht dem geborenen Weſen nicht das Prädicat des Menſchenthums. Das römiſche Recht verlangt, daß bei Beſtimmung der menſchlichen Eigenſchaften desſelben das Hauptgewicht auf die Bildung des Kopfes gelegt werde. Daher ſind die unglücklichen Cretins mancher Gebirgslandſchaften, wenn ſie wirklich volle Cretins ſind, nicht Perſönlichkeiten im juriſtiſchen Sinne.

Endlich muß das geborene Kind *leben*, wenn es zur Welt kommt. Das todtgeborene Kind hat keine Rechtsperſönlichkeit, es erbt nicht, es überträgt keine Erbſchaft. Insbeſondere ſind es die alten germaniſchen Rechtsquellen, welche allgemeine Kennzeichen für das vorhanden geweſene Leben des Kindes aufſtellen. So ſpricht es der Schwabenſpiegel und Sachſenſpiegel aus, daß das Kind die Augen geöffnet und die vier Wände des Hauſes beſehen haben müſſe — ja das Volksrecht der Alemannen prätendirt ſogar, daß das Kind die Augen geöffnet, die vier Wände beſchrieen und den Giebel des Hauſes beſehen haben müſſe. Gegenwärtig wird der Beweis der lebendigen Geburt nicht auf eines der genannten Lebenszeichen beſchränkt, ſondern meiſt auf die Thatſache der ſtattgehabten Athmungsthätigkeit gerichtet, wobei noch an vielen Orten die ſog. Lungenprobe üblich iſt. Durch dieſelbe, d. h. durch das Schwimmenlaſſen der Kindeszunge auf

Waſſer, ſoll nachträglich conſtatirt werden, ob Luft in die Lunge gedrungen war, alſo eine Athmung ſtattgefunden hatte.

Bei dieſer Gelegenheit kommen wir auf eine Frage, welche lange unter den Juriſten ſtreitig war und noch heute nicht ganz in Ruhe gekommen iſt. Daß ein Kind lebendig ſein mußte, um rechtsfähig zu ſein, haben wir oben geſehen. Mußte es aber auch die Fähigkeit haben, am Leben zu bleiben? Soll ein Kind, welches nur ein paar Athemzüge nach ſeiner Geburt gemacht hat, anders behandelt werden, als ein todtgeborenes Kind? Erſcheint es richtig, daß ein Weſen, deſſen Exiſtenz auf der Welt ſich kaum bemerklich macht, die Anſprüche auf das Familiengut verändert und durch ſein momentanes Leben Anderen ihre Ausſichten ſchmälert?

Ein Beiſpiel dürfte in die Tragweite dieſer Frage einführen. Vor etwa 25 Jahren, zur Zeit der franzöſiſchen Occupation Roms lief ein Fall durch die Blätter, welchen ich Ihnen kurz referiren will. Eine römiſche Herzogin, welcher ihr ſterbender Gatte teſtamentariſch ein ungeheures Vermögen hinterlaſſen hatte, gewann einen franzöſiſchen gemeinen Soldaten lieb und heirathete ihn, trotz der entrüſteten Proteſte ihrer Verwandten. Bei der Geburt des erſten Kindes ſtarb ſie und wenige Minuten nach ihr das neugeborene Kind. Jetzt entſtand der Streit um die Erbſchaft. Geſetzlich vererbt eine Mutter ihr Vermögen auf ihr Kind, ein Kind auf ſeine Eltern. War daher das Kind eine rechtsfähige Perſon geweſen, ſo wurde deſſen Vater, der Soldat, Millionär. Mußte man aber dem erſteren wegen Kurzlebigkeit auch die Perſönlichkeit abſprechen, ſo fiel das ganze Vermögen der Herzogin ihren Blutsverwandten zu. Dieſe Frage nennt man die Frage nach der Vitalität oder nach der Lebensfähigkeit des Kindes.

Eine nähere Betrachtung führte aber bald dazu, auch den nur wenige Minuten lebenden Kindern ihr volles Recht zu erhalten. Wenn man das nach einigen Minuten ſterbende Kind nicht als Menſchen im rechtlichen Sinne anerkennen wollte, wo war dann die Grenze? Warum ſollte das nach einigen Tagen oder Wochen ſterbende Kind günſtiger geſtellt ſein? Und wenn man alles Gewicht darauf legen wollte, ob das Kind ſchon mit dem Todeskeim in der Bruſt geboren war oder nicht, wohin führte dann dieſer Satz? Dann war das ſchwindſüchtige Kind, welches möglicherweiſe ein reifes Alter zu erreichen, ja ſelbſt zu heirathen und Kinder zu haben vermochte, aus der Reihe der menſchlichen Weſen geſtrichen. Wer kann ſagen, ob er nicht in dieſem Sinne den Todeskeim in der Bruſt trägt, ob nicht das Leiden, welches einmal unſerem irdiſchen Daſein ſein Ende zu bereiten beſtimmt iſt,

in organischen auf die Welt mitgebrachten Körperverhältnissen seinen Ursprung nahm? Das Verlangen einer Lebensfähigkeit in diesem Sinne führt zur Verneinung aller Persönlichkeit, denn schließlich sind wir Alle nicht lebensfähig.

Dennoch ist diese Anschauung nicht ganz aus dem Rechtsleben verschwunden und spukt sogar noch in einem unserer Gesetzbücher herum, dem berühmten Code Napoleon, welcher sich allerdings hier wie anderwärts mehr durch kurze, glänzend klingende Sophismen auszeichnet und die wirkliche rechtliche Fixirung seiner Sätze der Praxis überlassen hat.

Mit dem Menschen treten wir jetzt in den Zustand und in das Rechtsleben der Persönlichkeit ein. Er verliert dieselbe gegenwärtig erst mit seinem Leben. Doch giebt es eine Reihe natürlicher und rechtlicher Zustände, welche einen Einfluß, einen Druck auch auf die Person ausüben und dieselbe nicht zum Vollgenuß ihrer Ansprüche gelangen lassen. Dahin gehört vor Allem das *Lebensalter* des Menschen, indem erst mit Erlangung der vollen Reife auch die Möglichkeit einer freien Disposition über die bisher dem Unmündigen verwahrten, zurückgestellten Befugnisse beginnt. Dahin gehört das Gut der *Gesundheit*, insbesondere der geistigen Gesundheit, deren Mangel den Kranken zwar nicht seiner Persönlichkeit beraubt, aber eine Ausübung derselben blos in den lichten Augenblicken oder durch einen besondern Curator gestattet. Dahin gehört das *sittliche Verhalten* des Einzelnen, indem an gewisse unsittliche und verbrecherische Handlungen desselben der Verlust oder die Minderung seiner äußeren Ehre geknüpft und damit der Verlust der sogenannten Ehrenrechte verbunden wird.

In älterer Zeit gingen diese Beschränkungen noch weiter. Es war vor Allem das *Geschlecht*, welches der Frau, zwar um sie zu schützen, aber doch mit der Wirkung, sie zu beschränken, die Ausübung aller der Rechte entzog, welche offenbar die Wehrhaftigkeit und Gewöhnung eines Mannes voraus setzten. Es war ferner der *Stand*, welcher nur dem durch Geburt, Erziehung und Anschauung Ausgebildeten und Gleichgesinnten den Genuß gewisser, mit der Standesbeschäftigung zusammenhängender Rechte, gestattet. Ja auch die *Religion* ward hierher gezogen und nur dem orthodoxen Christen die volle Rechtsgleichheit gewährt. Eine fortgeschrittenere Rechtsverwaltung hat diese Beeinflussungen der Rechtssphäre wenigstens für das Privatrecht aufgehoben. Die Persönlichkeit als solche wurde übrigens auch dem schwersten Verbrecher schon seit längerer Zeit nicht mehr abgesprochen und auch in Sibirien kann der Kettensträfling heirathen, seine Kinder leiten und Vermögen erwerben.

So begleitet denn die Persönlichkeit den Menschen bis zu seinem natürlichen Ende, bis zum Tode. Mit dem Tode erlischt dieselbe für das Recht, wenn es auch wahr bleibt, daß — wie ich in einem früheren Vortrage[1]) gezeigt habe, die vermögensrechtliche Persönlichkeit des Erblassers noch über seinen Tod hinaus fortdauernd fingirt wird. Die wahren Wurzeln des Begriffes, Wille und Intelligenz, endigen für die Erde und für irdische Fragen mit dem Tode.

Allein der Tod wird vom Recht nicht als etwas Organisches, nothwendig bei einem bestimmten Alter Eintretendes betrachtet. So wenig das Recht den Satz läugnen will, daß alle Menschen sterben, so sieht es doch den Tod des Einzelnen statt als einen Unglücksfall, als einen Bruch der natürlichen Entwickelung an. Und da es für das Recht, namentlich für das Erbrecht, stets auf den Zeitpunkt ankommt, wann dieser Bruch stattgefunden hat, so verlangt das Gesetz, daß derselbe feststehen muß. Der Tod eines Menschen wird nicht vermuthet, er muß bewiesen werden. Und selbst wenn ein Jahrhundert seit seiner Geburt entschwunden war, der Erbe könnte das Vermögen nicht antreten, bis der Tod und der Todesmoment feststand, denn von dem letzteren hing es ab, wer Erbe war.

Diese Annahme führt nun allerdings zu dem Mißstande, daß die definitive Regulirung des Vermögens möglicherweise auf Jahrhunderte, oder auf die Ewigkeit hinausgeschoben werden mußte. Dies war namentlich der Fall bei den sogenannten Verschollenen. Wenn Sie durch Jahrhunderte hindurch die Zahl aller derjenigen mustern, welche aus der Reihe der Mitlebenden ausscheiden, ohne daß man ihren ferneren Aufenthaltsort und ihre endliche Todeszeit kennen lernt, so werden Sie zu dem Schluß kommen, daß gegenwärtig die Zahl der Vermögensmassen eine unglaublich große sein muß, welche provisorisch verwaltet und aufbewahrt werden müssen — und zwar für Todte.

Diesem Uebelstande half nun das deutsche Recht ab. Ausgehend von den Worten des 90ten Psalms: „Unser Leben währet siebenzig Jahre und wenn es hoch kommt, sind es achtzig Jahre" nahm man die Vermuthung an, der Verschollene sei wahrscheinlich im siebenzigsten Jahre gestorben. Um ganz sicher zu gehen, so erläßt man dann noch einen öffentlichen Aufruf und erst nach dem fruchtlosen Verstreichen der durch denselben gestellten Frist sprach man eine gerichtliche Todeserklärung aus und übergab das Vermögen des Verstorbenen denjenigen, welche beim Ablauf des siebzigsten

[1]) „Der Tod im Recht" Bei E. J. Karow. 1881.

Jahres seine Erben waren. War der Verschollene erst nach dem siebzigsten Jahr verschwunden, so galt das achtzigste Jahr als das Jahr seines präsumtiven Endes. Kehrte der Verschollene nach der Todeserklärung zurück, so wurde dieselbe zwar rückgängig gemacht, aber von seinem Vermögen erhielt er nur das thatsächlich Vorhandene zurück, ohne Ersatzansprüche wegen des schon Verbrauchten machen zu können. Als Ausgangspunkt für tragische Romane ließ sich diese Todeserklärung nicht wohl verwenden, weil das hohe Alter des Verschollenen denselben meist der Romantik entzog.

So erlosch denn zwar die Persönlichkeit selbst mit dem Tode. Aber ihre Ideen überlebten sie. Wir haben dieselben in meinem früheren Vortrage[1]) zu einem selbständigen Weiterleben des Vermögens auch nach dem Tode eines Inhabers führen gesehen. Wir sehen dieses selbständige Leben und Wirken menschlicher Ideen aber vor Allem in den auf den Thron der Persönlichkeit erhobenen menschlichen Vorstellungen in den sogenannten *juristischen Personen*.

Juristische Personen sind aber solche Vorstellungen, mit welchen der menschliche Gedanke die Idee der Persönlichkeit künstlich verknüpft, um dadurch dem gewollten Zweck Sicherheit und Dauer zu verschaffen. Es ist also nicht blos jener ewige Zug zum Persönlichen, jene Sehnsucht nach Vergeistigung, wenn man dem Staat, den Städten und sonstigen Corporationen, wenn man den frommen und gemeinnützigen Stiftungen die Persönlichkeit beilegt und sie selbst, nicht ihre augenblicklichen Träger, wollen und handeln läßt, sondern es ist die sehr reale Betrachtung, daß nur auf diesem Wege man sie vermögensrechtlich auf sichere Füße stellt und sie befähigt, die von ihnen vertretenen Gedanken für die Dauer zu verwirklichen. Denken Sie sich den Fall, daß die Stadtgüter und öffentlichen Gebäude nicht der ewigen Person. Stadt, sondern ihren augenblicklichen Einwohnern gehören würden, daß unsere Kirchengebäude und Pastorate nicht dem ewigen Zwecke der lutherischen Kirche, sondern den augenblicklichen Gemeindegliedern gehörten, was wäre das Schicksal dieser Güter, was wäre das Ende jener ewigen Ideen? Das ist das Großartige jener Personification, daß sie die Existenzgrundlage gewisser Gedanken und Zwecke den augenblicklichen und egoistischen Strömungen bestimmter Generationen entzieht und sie, welche für die Ewigkeit bestimmt sind, auch für die Ewigkeit sicher zu stellen sucht — soweit Menschen dies können.

Darum aber bedarf es einer sorgfältigen Auswahl der Vorstellungen, denen man diese Macht verleiht. Nur, was wirklich idealen Zwecken dient,

[1]) „Der Tod im Recht."

was wirklich frei iſt von dem Egoismus ſeiner augenblicklichen Zeitgenoſſen, verdient dieſe Perſonification. Und ſelbſt von dieſen idealen Vereinigungen und Stiftungen ſollen nur diejenigen ausgewählt werden, welche durch ihre hervorragende Tendenz oder durch ihre beſondere Nützlichkeit dem Staat und der Geſellſchaft neue Stützen verleihen und tiefgefühlte Bedürfniſſe befriedigen. Unzählig iſt zur Zeit die Zahl derjenigen Verbände und Vereine, Turnvereine und Geſangvereine, wiſſenſchaftlichen Anſtalten und geſelligen Verbindungen, welche einen anderen Zweck verfolgen oder zu verfolgen behaupten, als die augenblicklichen Intereſſen ihrer Mitglieder — aber nur wenige von ihnen erlangen die vielumſtrebte juriſtiſche Perſönlichkeit. Nicht Alles, was für die Dauer beſtimmt iſt, hat Ausſicht auf die Dauer zu leben.

Am meiſten ſtraft es ſich aber, wenn der Staat aus Rückſichten auf Intereſſen des Augenblicks auch ſolchen Verbänden jene Perſonification gewährt, welche zugeſtandenermaßen nur Rückſichten ihrer zeitlichen Träger verfolgen und deren egoiſtiſchen Vermögensintereſſen dienen wollen, wenn er Geſchäftsunternehmungen und Actiengeſellſchaften zu abſtracten Perſonen macht, dadurch ihre phyſiſchen Mitglieder der eigenen Haftung für die Handlungen der Geſellſchaft entzieht und doch dem Publikum keine Garantie für die Dauer des Unternehmens gewährt. Wie mancher, welcher der abſtracten Perſon einer Actiengeſellſchaft Vertrauen geſchenkt hat, hat dasſelbe bitter bereuen müſſen, wenn er das Seinige fordern wollte und ſein Schuldner, die Geſellſchaft, ſich in Nichts auflöſte. Nur das Ideale, das Nichtegoiſtiſche, kann auf die Dauer leben. Der Egoismus tödtet die juriſtiſche Perſönlichkeit.

Und dieſer Satz giebt uns einen Rückſchluß auch auf jede wahre Perſönlichkeit. Der Egoismus, die ausſchließliche Rückſicht auf das eigene Ich, vernichtet jedes wahre Recht und damit ſchließlich auch die Perſon als rechtsfähige. Alles Recht iſt auf die Gemeinſchaft berechnet. Wie die Familie, wie die Ehe aufhören würde, wenn jeder Theil in derſelben nur ſeinen Egoismus verfolgt, ſo hört auch der Staat, die menſchliche Geſellſchaft, das Recht auf, wenn die Perſönlichkeit blos für ſich exiſtiren, blos Individuum ſein will. Auch die phyſiſche Perſönlichkeit verlangt den Idealismus, die Aufopferung des eigenen Vortheils zum Beſten des Ganzen, zum Beſten ewiger Ideen: „Immer ſtrebe zum Ganzen und kannſt du ſelber kein Ganzes werden, als dienendes Glied ſchließ an ein Ganzes dich an!“

Profeſſor E. Erdmann.

Der Charakter der Balten in Vergangenheit und Gegenwart.*)

Antwort auf die Angriffe des Herrn A. Hammarskjöld gegen die Deutſchen der Oſtſeeprovinzen.

Von einem baltiſchen Hiſtoriker.

Ein Fremder ſeltſamer Art wurde vor einiger Zeit in das gaſtliche Haus der „Baltiſchen Monatsſchrift“ eingeführt. In gemäßigtem Tone erzählt er uns Anfangs von vergangenen Dingen, dann aber ändert ſich allmählich Ton und Haltung ſeiner Rede, mit ſcharfen Worten greift er das Verhalten eines Theils der Hausgenoſſen in der Vergangenheit an, immer leidenſchaftlicher wird ſeine Sprache, immer rückſichtsloſer werden ſeine Vorwürfe, in den herbſten Ausdrücken ſpricht er ſein Verdammungsurtheil über uns Alle aus, er bricht den Stab über unſer Weſen, unſern Charakter, unſere Eigenart in Vergangenheit und Gegenwart und nimmt dann zuletzt gehobenen Hauptes und in ſtolzer Haltung ſeinen Abgang. Keiner unſerer Leſer wird im Zweifel darüber ſein, daß wir Herrn Agathon Hammarskjöld und ſeinen Aufſatz über Jacob Johann Haſtfer im achten und neunten Heft der „B. M.“ vom Jahre 1891 meinen. Wohl jeder Balte wird beim Leſen des zweiten Theiles erſtaunt und unmuthig gefragt haben: Wer iſt und was will dieſer Herr? Wie kommt er dazu uns derartige Anklagen und Invectiven in's Geſicht zu ſchleudern? Wodurch legitimirt er ſeinen Beruf, als Strafprediger vor uns hinzutreten? Wie befremdlich muß es auf den erſten Blick erſcheinen, daß die Schilderung einer Perſönlichkeit längſt vergangener Zeiten Herrn A. Hammarskjöld den Anlaß dazu bietet, eine ſo ſchneidende Verurtheilung des geſammten baltiſchen Seins und Weſens auszuſprechen. Sieht man aber genauer zu, ſo

*) Nachdruck, auch im Auszuge, verboten.

iſt die Erklärung dafür nicht allzu ſchwer zu finden. Es handelt ſich ja um einen der verhaßteſten Namen in der Geſchichte Livlands und da, wie man bald erkennt, des Herrn Hammarſkjölds Abſicht iſt, eine Apologie Haſtfers zu ſchreiben, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß in je hellerem Licht dieſer erſcheint, um ſo dunklere Schatten auf die Livländer ſeiner Zeit fallen müſſen. Haſtfer, der brutale Vollſtrecker der Befehle ſeines Herrn, der treue Förderer des ſchwediſchen Abſolutismus, wie ihn Herr Hammarſkjöld ſelbſt nennt, iſt aber die unmittelbare Urſache des nordiſchen Krieges geworden. Die alles Recht des Landes verletzende Reduction Karls XI. und die ſchonungslos harte Durchführung derſelben durch Haſtfer haben ja zuletzt den Verluſt Livlands und die Vernichtung der Großmachtſtellung Schwedens zur Folge gehabt. Warum, ſo iſt der Gedankengang des Herrn A. Hammarſkjöld, warum haben die Livländer die Reduction nicht ruhig über ſich ergehen laſſen, warum haben ſie den großen Gedanken des modernen ſtaatlichen Abſolutismus in Karls XI. Verfahren nicht begriffen und dankbar anerkannt? Hatten ſie es gethan, ſo ſtände Schweden vielleicht noch heute in ſeiner alten Macht da. Die Livländer, vor allen der livländiſche Adel, tragen alſo die eigentliche Schuld an dem Niedergange ſchwediſcher Herrlichkeit durch ihren hartnäckigen Widerſtand, den Trotz auf ihre Privilegien, durch ihre Selbſtſucht, ihren Hochmuth und darum gilt ihnen Herrn Hammarſkjölds ganzer Haß und iſt er ihr abgeſagter Feind. Und wie ſie waren, ſo ſind ſie geblieben und die Ehſt- und Kurländer ſind nicht anders als die Livländer, darum hält er ihnen Allen den Spiegel vor, zum Erſchrecken für ſie und zur Warnung für Andere. Man ſieht, „iſt dies ſchon Tollheit, hat es doch Methode.“ Nach dem Vorſpiel, das er uns hier giebt, kann man ſich eine Vorſtellung davon machen, wie Herrn Hammarſkjölds Geſchichte der ſchwediſchen Reduction in Livland ausfallen wird. Er gehört, nach ſeinem Aufſatz über Haſtfer zu urtheilen, zu jenen radicalen Verfechtern eines Abſolutismus, der den nivellirenden demokratiſchen Tendenzen der Zeit entgegenkommt. Wir wollen im Folgenden zuerſt ſeine hiſtoriſchen Ausführungen näher prüfen und dann uns gegen ſeine allgemeinen Anklagen und Vorwürfe wenden.

I

Herr Hammarſkjöld giebt uns in ſeinem Aufſatze zunächſt eine Schilderung der Kriegsthaten und des Emporkommens von Haſtfer, die in dankenswerther Weiſe das frühere Leben des Mannes aufhellt. Die

Animosität gegen die Livländer und die Abneigung gegen alles Livländische durchzieht und färbt aber überall seine Darstellung und in der Vertheidigung von Hastfers Charakter und Persönlichkeit wird der Historiker zum Apologeten und Advocaten, der kein Mittel verschmäht, um seinen Klienten als schuldlos darzustellen und die gegen denselben erhobenen Anschuldigungen auf den Kläger zurückzuwerfen. Von seinem gehässigen Verfahren findet sich gleich am Eingange des Aufsatzes ein bezeichnendes Beispiel. Wir wußten hier zu Lande schon lange vor Herrn Hammarskjöld, daß Hastfer einer ehstländischen Familie entstammte, während man ihn ehemals allerdings für einen Ausländer, einen Schweden, hielt. Hammarskjöld, der das Unrichtige dieser früheren Annahme nachweist, wendet sich dabei besonders gegen den ehrwürdigen Schoultz von Ascheraden und meint, dieser habe *mit Wissen* eine falsche Angabe gemacht. Gewiß ein schwerer Vorwurf. Und womit begründet ihn Herr Hammarskjöld? Schoultz *mußte* das Richtige wissen, denn „die baltischen Edelleute legen ja gemeiniglich ein großes Gewicht auf Genealogien und pflegen mit ihrem Stammbaum wohlbekannt zu sein." Kann man wohl leichtfertiger einen Ehrenmann der bewußten Unwahrheit beschuldigen? Bei dem Stande der Geschichtskunde in Livland im vorigen Jahrhundert ist ein Irrthum, wie der vorliegende, leicht erklärlich und entschuldbar. Aber Schoultz' Geschichte der Reduction und des Hastferschen Regiments in Livland ist die Hauptquelle für alle späteren Geschichtsschreiber dieser Epoche bei uns geworden und daraus erklärt sich Herrn Hammarskjölds Feindseligkeit gegen den Hauptgegner seines Helden. Es zeugt nicht eben von scharfer Kritik, wenn der Verfasser die Angaben in Hastfers schwedischen Freiherrn- und Grafen-Diplomen über die frühere Stellung und Bedeutung der Familie Hastfer in Ehstland als lautere historische Quelle betrachtet und benutzt. Wie unzuverlässig solche Angaben meist sind und wie sehr sie der urkundlichen Controlle bedürfen, weiß jeder Kundige. Ein Einblick in das livländische Urkundenbuch und namentlich in Bunges und R. v. Tolls Briefladе würde ihm zuverlässigere Kunde über das frühere Vorkommen der Familie Hastfer geboten haben. Aber Herrn Hammarskjöld scheint die neuere baltische Geschichtsliteratur völlig unbekannt zu sein. Gadebusch und Richter sind, wie es den Anschein hat, die einzigen Quellen seiner Kenntniß der livländischen Geschichte, zwei Bücher, die bei allem Fleiße ihrer Verfasser gewiß am wenigsten geeignet sind, einem Fremden das Verständniß unserer Geschichte zu erschließen. Ein einziges Mal führt Herr Hammarskjöld außerdem Bunges „Herzogthum Ehstland" an. Nun

kann Jemand ohne Zweifel ein ausgezeichneter ſchwediſcher, däniſcher oder polniſcher Hiſtoriker ſein, ohne von der Geſchichte der baltiſchen Provinzen und ihren Quellen etwas zu wiſſen, aber die Forderung iſt gewiß nicht zu hoch, daß, wenn Jemand, der auf den Namen eines Hiſtorikers Anſpruch macht, über einen Abſchnitt unſerer Geſchichte zu ſchreiben unternimmt, er ſich vorher mit den Quellen und der Literatur derſelben ſorgfältig bekannt macht, vorzüglich dann, wenn er ſich zu einer Kritik unſerer geſammten Entwickelung und unſeres Weſens berufen fühlt. Herr Hammarſkjöld hat dieſem erſten Erforderniß eines Hiſtorikers nicht genügt und ſetzt dreiſte Behauptungen an die Stelle hiſtoriſch begründeter Beweiſe. Von der Geſchichte unſeres Landes ſcheint ihm nur die Periode Karls XI. genauer bekannt zu ſein, alles Frühere und alles Spätere ſeit Ende der ſchwediſchen Herrſchaft bedeckt für ihn ein dichter Nebel. Selbſt für den angeführten Zeitabſchnitt ſind ihm, muß man annehmen, ſo bekannte Bücher wie C. Müllers livländiſche Landesprivilegien und eine ſo wichtige und reiche Quelle wie die von Schirren herausgegebenen livländiſchen Landtagsreceſſe 1681—1711 unbekannt geblieben. Hätte er Rußwurms urkundliche Mittheilungen gekannt, ſo würde Herr Hammarſkjöld unmöglich, ſo wie er es thut, über den Conflikt zwiſchen G. v. Mengden und J. Staël von Holſtein haben ſprechen können. Aber ohne genaue Kenntniß mit Voreingenommenheit und nationalen Vorurtheilen ſowie einſeitiger Tendenz läßt ſich freilich leichter aburtheilen und das vorgeſteckte Ziel, die Rechtfertigung Haſtfers, bequemer erreichen. Haſtfer war ein tüchtiger Kriegsmann, ein tapferer Soldat, er ſtand bei Karl XI. nicht ohne Grund in hoher Gunſt — das weiſt Herr Hammarſkjöld eingehend nach, aber eine günſtigere Auffaſſung ſeines Charakters und ſeiner Thätigkeit in Livland zu begründen iſt ihm durchaus nicht gelungen. Er muß ſelbſt zugeſtehen, daß Haſtfer „weder nobel, noch liebenswürdig, noch hochſinnig“ geweſen, aber, fügt er ſogleich entſchuldigend hinzu, „er war nicht ſo ſchlecht als man ihn hat machen wollen“, eine Wendung, die an Unbeſtimmtheit nichts zu wünſchen läßt. Herr Hammarſkjöld giebt zu, daß für Haſtfer wie für ſeine Genoſſen „in der Welt vorwärts zu kommen wahres Bedürfniß war“, was ohne eine gewiſſe moraliſche Scrupelloſigkeit ſchwer möglich iſt. Ja, er geſteht zu, daß Haſtfer „bis zur nackten Brutalität gehen konnte“, ſtellt aber in Abrede, daß es wirklich geſchehen, „ſo lange man keine andern Beweiſe, als haßerfüllte Ergießungen vorbringt“, das heißt die Anklagen Patkuls und des livländiſchen Adels. Leichter kann man ſich die Abweiſung

unbequemer Thatſachen nicht machen. Herr Hammarſkjöld verſucht ſogar Haſtfer Sinn und Intereſſe für wiſſenſchaftliche Bildung zuzuſchreiben und führt mit großer Emphaſe deſſen Worte über den Werth einer Univerſität an. (S. 741). Lieſt man aber die Stelle ſelbſt nach, ſo findet man darin nur den ſehr gewöhnlichen Gedanken von dem allgemeinen Nutzen einer ſolchen Anſtalt ausgedrückt und es muß noch dahingeſtellt bleiben, ob dieſe Sätze nicht einer an den Generalgouverneur gerichteten Vorſtellung entnommen ſind. In Livland kennt und ſchätzt man die Verdienſte, welche die ſchwediſche Regierung ſich bis 1680 und nach einigen Richtungen auch noch ſpäter um die Verwaltung ſowie um das Kirchen- und Schulweſen des Landes erworben hat, ſehr wohl, und wir können dem Ausſpruche des Herrn Hammarſkjöld „durch Schweden lernten die Livländer den Nutzen einer wohlgeordneten Verwaltung kennen“, im Allgemeinen zuſtimmen. Aber völlig verkehrt und mit den hiſtoriſchen Thatſachen in Widerſpruch ſtehend iſt die Behauptung, daß die politiſche Erziehung der Livländer durch die ſchwediſche Verwaltung in nicht geringem Maaße Haſtfers Verdienſt ſei! Die politiſche Erziehung der Liv- und Ehſtländer hat ſchon Jahrhunderte vorher begonnen, ehe Schweden eine bedeutende Rolle im Norden Europas ſpielte und das Verdienſt Haſtfers um ſie könnte nur darin beſtehen, daß die Livländer durch ihn zum vollen Bewußtſein ihres Rechtes und zum unerſchütterlichen Ausharren bei demſelben trotz aller materiellen Bedrängniß gebracht worden ſind, was Herr Hammarſkjöld gewiß nicht gemeint hat. Herr Hammarſkjöld wird nicht müde über die Verläumdungen und gehäſſigen Verunglimpfungen Haſtfers durch die Livländer zu klagen und zu zürnen und doch führt er ſelbſt das Urtheil des ausgezeichneten ſchwediſchen Hiſtorikers Fryxell an: „Karl XI. hat von dieſem Günſtling keine Ehre gehabt“, was Fryxell dann weiter ausführt. Er remonſtrirt dagegen mit Möglichkeiten und Wahrſcheinlichkeiten, macht geltend, daß Haſtfer im Anfange ſeiner Verwaltung ſich auch einige Mal für die Livländer verwandt habe und ſpäter daran nur durch ihren Trotz und ihre Halsſtarrigkeit verhindert worden ſei und meint ſchließlich, man habe ſeine Rückſichtsloſigkeit übertrieben, denn — „das Auspreſſen bis auf den letzten Heller hat er dem Könige abgerathen“. Alſo daß nicht alle livländiſchen Edelleute zu Bettlern gemacht wurden, iſt ein Beweis von Haſtfers Humanität! Dieſe originelle Rechtfertigung Karls XI. und ſeines Satrapen kam uns ſogleich, als wir ſie laſen, ganz bekannt vor. Und richtig, der alte Jannau, in ſeiner Geſchichte „Lief- und Ehſtlands“, hat

ſchon vor hundert Jahren auf ähnliche Weiſe das Verfahren des ſchwediſchen Königs zu rechtfertigen und zu entſchuldigen verſucht. Auch er meint, der König nahm dem Adel doch nicht Alles, er ließ ihm noch Einiges. Wir ſind ſo großmüthig Herrn Hammarſkjöld mit dieſem livländiſchen Geſinnungsgenoſſen bekannt zu machen und rechnen dafür auf ſeinen Dank. Wir glaubten allerdings, die Zeit der unbedingten Lobredner des aufgeklärten Despotismus ſei längſt vorüber, aber das Beiſpiel des Herrn Hammarſkjöld lehrt uns, wie groß die Verwandtſchaft zwiſchen den modernen Vertretern eines Abſolutismus mit rückſichtslos nivellirenden, demokratiſchen Tendenzen und jenen alten Herren iſt; derſelbe Abſcheu gegen Alles, was Privilegien heißt, derſelbe Haß gegen jede geſchloſſene Corporation, kurz die Mißachtung des hiſtoriſch Gewordenen in jeder Geſtalt iſt beiden gemeinſam. Herr Hammarſkjöld macht aus ſeiner Anſchauung gar kein Hehl, er erklärt ausdrücklich, Karl XI. ſei es bei ſeinen Reformen nicht blos auf die Durchführung der Reduction, ſondern darauf angekommen, ob das „Corporationsweſen, das ſo lange in Livland florirt, fortbeſtehen ſolle, oder nicht", und bemerkt an einer anderen Stelle: „die Adels- und Stadtcorporationen Livlands bildeten ein Hinderniß für ein geordnetes Geſellſchaftsweſen, ſie paßten nicht in den modernen Staat Karls XI." Dieſe Bemerkungen treffen in der That den Kern der Sache. In dieſen Corporationen hatte ſich das geſammte politiſche Leben dieſer Provinzen entwickelt, ſie haben unſerm Lande das eigenthümliche Gepräge gegeben, ſie waren der feſte Halt in aller Zerſplitterung und die unerſchütterliche Grundlage, auf der ſich unſer Leben immer wieder zu friſchem Daſein erhob, der Verſuch ſie zu zerſtören, bedeutet daher nichts anderes, als die hiſtoriſche Entwickelung Livlands zu zerſchneiden und das eigenartige Leben dieſer Provinzen zu vernichten. Daß dieſe lebenskräftigen, von dem Bewußtſein der geſchichtlichen Tradition getragenen und von der ihnen gewordenen Aufgabe mehr oder weniger erfüllten Gemeinſchaften ſich der ihnen zugemutheten Zerſtörung auf's Energiſcheſte entgegenſetzten, den zäheſten Widerſtand leiſteten und alle Mittel anwandten, um ſich zu erhalten und zu behaupten, iſt naturgemäß und eine geſchichtliche Nothwendigkeit. Gelang es der Regierung Karls XI. die Corporationen in Liv- und Ehſtland zu zerbrechen, dann wären die Liv- und Ehſtländer nicht mehr lange geblieben, was ſie nach Abſtammung, Sprache und Recht waren, ſondern wären Schweden geworden. Dieſes Reſultat wäre für Schweden allerdings ein ſehr günſtiges geweſen und darum tritt Herr Hammarſkjöld auch ſo rück-

haltlos für das Verfahren Karls XI. ein, aber die Schöpfung Biſchof Alberts, der Bau, an dem Jahrhunderte gearbeitet, wäre untergegangen und wir hätten uns ſelbſt verloren. Die ſchwediſche Regierung verfuhr mit großer Klugheit und wandte das divide et impera meiſterhaft in Livland an. Sie benutzte die Entfremdung der Stände von einander auf's Geſchickteſte, ſie begünſtigte die Städte, die nur wenig von ihrer Gewalt thätigkeit zu fühlen bekamen, ſie hob das Anſehn der Geiſtlichkeit und gab ihr eine bevorzugte Stellung, gegen die mächtigſte Corporation des Landes aber, den Adel, richtete ſie mit ganzer Kraft ihre vernichtenden Schläge. Kein Zweifel, hätte die ſchwediſche Herrſchaft ungeſtört länger fortgedauert, ſo würden die Verfaſſung und die Corporationen der Städte von derſelben Vernichtung betroffen worden ſein, wie die Verfaſſung, die Rechte und der Beſitz des Adels. Das geſteht ja Herr Hammarſkjöld offen ein. Aber er findet, daß in dieſem Kampfe nicht nur das formelle, ſondern im Allgemeinen auch das ideale Recht auf Karls Seite geweſen. Das ideale? Nun ja, das läßt ſich ſchon conſtruiren und auffinden, jedoch das formelle Recht iſt etwas ſchwerer nachzuweiſen. Nahm denn nicht Ehſtland und Livland, dieſes durch den Vertrag von 1602, jenes durch den Pakt von 1561 eine ſelbſtändige Stellung der Krone Schweden gegenüber ein? Standen ſie nicht zu Schweden im Verhältniß der Union, wie immer dieſe auch gefaßt werden möge? Sie waren nicht einfach ſchwediſche Provinzen, ſondern mit der Krone Schweden verbundene ſelbſtändige Länder. Die Darlegung des ſtaatsrechtlichen Verhältniſſes von Livland zu Schweden hat ſich Herr Hammarſkjöld noch vorbehalten, während er ſie doch ſeinen allgemeinen Betrachtungen hätte vorausſchicken ſollen. Bei der Erläuterung der Confirmation der livländiſchen Privilegien durch Karl XI. zu Lungby im Jahre 1678 wird ſeine Auslegungskunſt ſicherlich ein ſchönes Feld der Thätigkeit finden. Die Vertheidigung ihrer Privilegien und Rechte durch „die mächtige und ſtolze Corporation des livländiſchen Adels“ nöthigt ſelbſt Herrn Hammarſkjöld beinahe Achtung ab, aber er beſinnt ſich raſch wieder: nein, ſie iſt doch durchaus verwerflich, denn zu viel Unvernunft, Ungeſchicklichkeit, Lügenhaftigkeit (!) und Trotz paart ſich mit ihr und Karl XI und ſein Diener ſind eigentlich viel zu ſchonend verfahren bei der Durchführung der großen Idee des Abſolutismus in Livland. Daher faßt er ſeine Ueberzeugung in den Satz zuſammen: „Karls Langmuth gegen die Livländer erſcheint viel größer als ſeine Ungerechtigkeit“. Das heißt, er würde nach Herrn Hammarſkjölds Sinn gehandelt haben,

wenn er allen Mitgliedern des livländiſchen Adels ihre Beſitzungen genommen und auf die erſte Beſchwerde hin ſie ſofort aus dem Lande gejagt und den ihm die Klagen der Ritterſchaft vortragenden Delegierten ſogleich die Köpfe vor die Füße hätte legen laſſen. Die Privilegien der livländiſchen Stände ſind damals und früher den Herrſchern und ihren Gewalthabern allerdings oft ein Stein des Anſtoßes geweſen. Was der jugendliche Guſtav Adolf dem Revaler Rath, als dieſer, geſtützt auf ſein Recht gegen einige Forderungen des Königs Einwendungen erhob, im Zorne zuherrſchte: „So freßt eure Privilegien!“ iſt typiſch, dieſelbe Einladung iſt oftmals an die Liv- und Ehſtländer ergangen, ohne daß ſie Neigung geſpürt hätten, ihr Folge zu leiſten. Man fühlt ſich heute oft geneigt die Achſeln zu zucken, und über die Aengſtlichkeit zu lächeln, mit welcher unſere Altvordern über jedem Buchſtaben der Privilegien wachten und untergeordnete Punkte mit derſelben Energie und Zähigkeit gegen Eingriffe und Zumuthungen vertheidigten, wie die wichtigſten und theuerſten Stücke. Bewußt oder unbewußt wurden ſie dabei von dem Gedanken geleitet, daß mit dem Preisgeben des Geringen auch das Größte leicht in Frage geſtellt werden könnte und daß, wenn die Form einmal verletzt worden, auch der Inhalt nur zu leicht angetaſtet werden dürfte. Einem nationalen Staate Rechte, Privilegien, ſelbſt einen Theil des Eigenthums im Nothfalle zum Opfer zu bringen, wird für Stände und Corporationen nicht ſelten ein Gebot der Pflicht ſein und ſie werden es, wenn auch nicht leichten Herzens, bringen, aber Schweden war für die Livländer kein nationaler Staat.

Jedenfalls aber, erklärt Hammarſkjöld, war die Idee, deren Träger und Diener Haſtfer iſt, eine höhere und größere, als die, in deren Dienſt die livländiſche Ritterſchaft ſtand, nämlich Karls XI. Auffaſſung vom Staats und Gemeinweſen. Dieſer Satz enthält den Kern ſeiner Auffaſſung und giebt die Erklärung für die Tendenz ſeines Aufſatzes. Weil Haſtfer der Vollſtrecker der höhern Idee war, darum muß er auch beſſer und edler als ſeine Gegner, ſeine Handlungsweiſe rechtmäßiger als die der Livländer ſein und ſo ergiebt ſich die apologetiſche Tendenz der ganzen Darſtellung von ſelbſt. Wie wenig begründet iſt doch dieſes Raiſonnement! Zeigt denn die Geſchichte nicht oft genug, daß die Vertreter einer untergehenden Richtung weit edler, hochherziger und größer ſind als die Vorkämpfer einer neuen? Steht Walter von Plettenberg z. B. nicht viel höher als Albrecht von Brandenburg? Aber war denn die Idee, welche Haſtfer vertrat, wirklich eine ſo große? Nichts anderes war ſie ja als der Gedanke der unbeſchränkten abſoluten Gewalt, die alles im Staate zu

gleicher Unterwerfung zwingen, alle hiſtoriſch gewordenen Bildungen zu wiederſtandsloſem Gehorſam nivelliren wollte. Dem gegenüber vertheidigten die Livländer das Recht der hiſtoriſchen Entwickelung ihres Landes, das Recht der Selbſtbeſtimmung, das Erbe der Jahrhunderte, die nationale Zukunft des Landes. Wir denken, dieſe Idee, mochten ſich auch die Kämpfer ihrer nicht immer voll bewußt ſein, war wenigſtens ebenſo groß als die ihres Gegners. Und wäre ſelbſt die ſtaatliche Idee Karls XI. eine noch viel edlere und großartigere geweſen, als ſie in Wirklichkeit war, — Völker und Gemeinſchaften laſſen ſich alte, theuer errungene und bewährte Rechte und Inſtitutionen nicht nehmen, damit ihnen beſſere Ordnungen, heilſamere Reformen aufgedrängt werden. Ein lehrreiches Beiſpiel für dieſe Wahrheit bieten die Erfahrungen, welche hundert Jahre nachher ein Herrſcher von noch größerer Bedeutung als Karl XI. gemacht hat, Kaiſer Joſeph II. Dieſer Fürſt, in dem ſich der Geiſt der Aufklärung wahrhaft verkörpert, hat in der wohlmeinendſten Abſicht, aber mit rückſichtsloſem Despotismus den einzelnen Ländern ſeiner Krone ihre alten Rechte und Privilegien genommen, ihre hiſtoriſchen Inſtitutionen beſchränkt und zerſtört, und die ihm nothwendig erſcheinenden und zum großen Theil wirklich heilſamen Reformen in Verwaltung und Juſtiz überall gleichmäßig durchgeführt. Und was war das Reſultat? In den belgiſchen Niederlanden kam es zum offenen Aufſtande und in Ungarn entſtanden heftige Unruhen und wilde Gährung, und ſo ungeſtüm äußerte ſich überall der Unwille über des Kaiſers gewaltthätige Neuerungen, daß er am Ende ſeines Lebens den größten Theil ſeiner Reformen zurücknehmen und die alten Ordnungen wiederherſtellen mußte. Das Analoge dieſer Vorgänge mit dem was in Livland geſchehen, hat ſchon unſer alter wackerer Joh. Chr. Schwartz bemerkt. Die große Idee Karls XI. iſt in Livland doch zu Schanden geworden und hat auch in Schweden nach dem Tode Karl XII. für lange einem faſt ſchrankenloſen ariſtokratiſchen Regimente Platz machen müſſen. Die Livländer blieben ſchließlich doch, die ſie geweſen und, freilich erſt nach langer, furchtbarer Bedrängniß und ſcheinbarer Vernichtung traten die alten Ordnungen wieder in ihr Recht und der hiſtoriſche Zuſammenhang des Landes wurde doch nicht zerriſſen.

Nach den bisherigen Auseinanderſetzungen iſt es begreiflich, daß wir keine Sehnſucht nach der von Herrn Hammarſkjöld in Ausſicht geſtellten Geſchichte der Reduction in Livland empfinden. Sie wird vielleicht einige neue Thatſachen mittheilen, einige Umſtände in helleres Licht ſtellen, aber

daß ſie mehr als eine uns feindſelige Tendenzſchrift in hiſtoriſchem Gewande ſein werde, iſt bei den klar ausgeſprochenen Anſichten, dem prononcirten politiſchen Standpunkte und der bittern Feindſeligkeit des Herrn Hammarſkjöld gegen alles Livländiſche nicht zu erwarten. An eine Aenderung ſeiner geſchichtlichen Auffaſſung iſt bei der ſcharfen Formulirung des von ihm vertretenen Princips gewiß nicht zu denken. Wir ſind über dieſe Ausſicht auch wenig bekümmert, die Löſung der Aufgabe, eine wirkliche Geſchichte der ſo hochwichtigen Epoche von 1680 - 1721, liegt in ganz anderen Händen.

II

Am Schluſſe ſeines Aufſatzes zieht Herr Hammarſkjöld die Summe unſerer geſammten Entwickelung, giebt er das Facit unſerer ganzen Exiſtenz. Faſſen wir die Charakteriſtik, die er von uns entwirft, kurz zuſammen. „Die Deutſchen in den Oſtſeeprovinzen ſind eine ſtarke, tüchtige, kraftvolle Race.“ Zu dieſer Anerkennung ſieht ſich Herr Hammarſkjöld durch die Thatſache, daß wir noch exiſtiren, genöthigt; ſie iſt aber auch faſt die einzige, welche er uns gewährt. Die Begabung der Balten liegt im Praktiſchen, fährt er fort, ihre Haupteigenſchaft iſt, durch ihr Vermögen ſich, koſte es was es wolle, fortzuhelfen und mit Geſchicklichkeit für ihre eigenen Intereſſen zu ſorgen, überall verſtanden und verſtehen ſie es, „ſich durchzudrücken“ und Anſtelligkeit und Verſchlagenheit zeigten ſie ſtets. Zu der egoiſtiſchen Sorge für das eigene Ich und die eigenen Intereſſen geſellt ſich bei ihnen Härte des Gemüths, zu der oft noch Renommiſterei tritt. Liebenswürdigkeit und rückſichtsvolles Weſen finden ſich bei ihnen nicht, daher ſind ſie auch nirgend beliebt geweſen, weder in Schweden, noch in Rußland, noch ſelbſt in Deutſchland, wenn ſie auch überall als anſtellig und brauchbar galten. Man kann die Balten daher paſſend mit den Juden vergleichen. Allerdings, Tapferkeit und Ausdauer beſaßen und beſitzen ſie, echte Mannhaftigkeit beweiſen ſie aber ſelten. Die praktiſchen Eigenſchaften ſind bei den Balten zu ſehr auf Koſten der edleren und feineren entwickelt, daher haben ſie nicht viel Sinn für die idealen Intereſſen. In dieſem Mangel an Idealismus ſind die Balten dem großen deutſchen Hauptſtamme ſehr unähnlich. Aus dieſem Fehlen des idealen Sinnes erklärt ſich auch ihre Armuth an großen Männern und der Mangel an hervorragenden Leiſtungen auf geiſtigem Gebiete. Die Abweſenheit idealen Geiſtes zeigt ſich ganz beſonders beim baltiſchen Adel, der die Schäden und Schattenſeiten, die allen Ariſtokratien anhaften, in höherem Maße aufweiſt als der irgend eines andern

Landes, da er weder je das Beſte ſeines Vaterlandes befördert, noch der Civiliſation gedient hat. Ueberhaupt lebt bei den Balten der mittelalterliche Geiſt mit ſeinem Individualismus und ſeinen ſocialen Begriffen noch fort und iſt ihr Verderben.

Erkennt ihr Euch in dieſem Bilde wieder, ihr baltiſchen Landsleute? Seid ihr wirklich die, welche Herr Hammarſkjöld ſo ſcharf gezeichnet hat? Doch wozu weiter fragen, jeder Balte ſieht beim erſten Blicke, daß es ein Zerrbild iſt, welches der Schwede uns entgegenhält, daß der Spiegel, welcher uns zur Beſchauung vorgehalten wird, nicht der klare Spiegel der Wahrheit, ſondern ein Hohlſpiegel iſt, aus dem unſer Weſen in völliger Verzerrung uns entgegenblickt. Es iſt ſchwer zu entſcheiden, ob mehr Gehäſſigkeit oder Unkenntniß bei der Entwerfung dieſer Carricatur unſeres Weſens mitgewirkt haben. Man könnte zweifeln, ob eine ſo wenig wahre Zeichnung des baltiſchen Charakters einer Erwiderung werth ſei, ob ſie es nicht vielmehr verdient, mit geringſchätzigem Achſelzucken einfach bei Seite gelegt zu werden. Wir ſind ja an Schmähungen und Verunglimpfungen von rechts und links gewöhnt und Briareus' Arme müßte der haben, welcher ſie alle widerlegen und bekämpfen wollte. Doch wie es eine Zeit giebt zu ſchweigen, ſo giebt es eine Zeit zu reden. Der Mann, welcher dieſe Schilderung der Balten giebt, nennt ſich einen Hiſtoriker und ſeine Ausfälle und Anſchuldigungen ſind in dem angeſehenſten Organe der baltiſchen Provinzen veröffentlicht. Sie werden nicht nur von uns Balten, ſondern auch von Fremden, welche unſern Verhältniſſen fern ſtehen, geleſen. Bliebe eine Erwiderung und Abwehr aus, ſo könnten dieſe Letztern leicht meinen, wir vermöchten gegen das Urtheil des Schweden nichts vorzubringen und müßten es gelten laſſen. Darum halten wir es für gut, nicht zu ſchweigen, ſondern wollen ſeine Angriffe zurückweiſen, wenn wir dabei auch genöthigt ſind manches zu ſagen, was allen Balten bekannt iſt. Dem ernſten Manne widerſteht es ebenſo ſich ſelbſt wie ſeine Angehörigen und Verwandten zu rühmen, aber einem gehäſſigen Feinde gegenüber iſt es bisweilen Pflicht, hervorzuheben, was man iſt und was man geleiſtet hat.

Der ſchwerſte Vorwurf, den Herr Hammarſkjöld gegen die Balten erhebt, iſt der des unbegrenzten, rückſichtsloſen Egoismus. Wir glaubten bisher, dieſe Eigenſchaft fände ſich bei allen Völkern aller Zonen und aller Jahrhunderte. Sollte dieſer böſe Egoismus nicht auch bei den Schweden, ſelbſt in ihrer Großmachtszeit, vorhanden geweſen ſein? Die reichen Schenkungen, welche die ſchwediſchen Großen und die Mitglieder des Reichsraths

während der Minderjährigkeit der Königin Chriſtine und während der vormundſchaftlichen Regierung Karls XI. ſich ertheilen ließen und deren Uebermaß nachher zur Reduction führte, ſcheinen uns nicht eben für die dort herrſchende Selbſtloſigkeit und Uneigennützigkeit zu ſprechen. Aber geſetzt, die Balten kennzeichnete ein prononcirter Egoismus, was wäre damit gegen ſie bewieſen? Wir wiſſen heute ganz genau, daß Guſtav Adolph nicht um den bedrängten deutſchen Proteſtanten zu helfen, nach Deutſchland gekommen iſt, ſondern im Intereſſe ſeines durch Polen und den Kaiſer bedrohten Reiches und aus noch andern rein politiſchen Motiven. Er wird dennoch mit Recht als proteſtantiſcher Glaubensheld gefeiert, weil das Reſultat ſeines mehr aus egoiſtiſchen als aus idealen Beweggründen unternommenen Feldzuges die Rettung des Proteſtantismus in Deutſchland geweſen iſt. Wenn es je ein durch und durch egoiſtiſches Volk gegeben hat, ſo waren es die Holländer; haben ſie nicht dennoch in der Geſchichte eine große und glänzende Rolle geſpielt und in Kunſt und Wiſſenſchaft Unvergängliches geleiſtet? Iſt der Egoismus der Engländer nicht ſprichwörtlich? und welche Fülle idealen Lebens findet ſich trotzdem zu allen Zeiten bei ihnen! Der Egoismus allein wirkt alſo durchaus nicht ſo geiſtig verarmend, wie Herr Hammarſkjöld meint. Ueberhaupt, welche dürftige Auffaſſung der menſchlichen Dinge verräth es doch, mit ſo allgemeinen Bezeichnungen, wie Egoismus, Selbſtſucht ganze Menſchengemeinſchaften zu charakteriſiren und ſich einzubilden, damit ihr Weſen erſchöpft zu haben. Unzweifelhaft findet ſich bei uns viel Egoismus und mehr als gut iſt und es iſt wahr, er hat manchmal in den Corporationen wie in den Einzelnen völlig die Herrſchaft gewonnen. Das ſind aber auch immer die böſeſten Zeiten in der Geſchichte unſeres Landes geweſen, Zeiten des Niederganges baltiſchen Weſens, die ſtets ſchwere Schädigungen des Landes zur Folge gehabt haben. Die dadurch herbeigeführten harten Prüfungen haben dann aber immer wieder den beſſern Geiſt erweckt, die Hingabe an das Gemeinweſen iſt neu erwacht, ſowie die Bereitwilligkeit dem Intereſſe des Ganzen Opfer des Einzelnen zu bringen. Daß die innern Umwandlungen ſtets erſt nach ſchweren Kämpfen erfolgt ſind, liegt in der Natur der menſchlichen Dinge und das mit Anſtrengung Durchgeſetzte hat dann ſpäter um ſo feſteren Beſtand gehabt. Die Fähigkeit ſich überall fortzuhelfen und möglichſt raſch ſich ein Vermögen zu erwerben und die Neigung „ſich überall durchzudrücken" hat Herr Hammarſkjöld wohl von Haſtfer, Lichtone und andern im Auslande ganz zu Schweden gewordenen Livländern abſtrahirt und ſogleich auf alle Balten übertragen.

Nun iſt es aber bekannt, daß diejenigen, welche eine fremde Nationalität annehmen, vorzugsweiſe alle Schattenſeiten und Fehler ihres Volkes oder Stammes beibehalten und dazu die Mängel der neuen Nationalität ſich aneignen. Ferner war das Streben nach Mehrung des Beſitzes auf jedem Wege und mit allen Mitteln in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ganz allgemein verbreitet; Miniſter und hohe Staatsbeamte nahmen ruhig große und kleine Geldſummen von fremden Staaten und von Perſonen, die ihre Hilfe beanſpruchten, an. Daß die Balten jener Zeit ſich jedoch vor den Schweden, Dänen und andern Völkern durch Habſucht und Geldgier ungünſtig ausgezeichnet hätten, dafür hat Herr Hammarſkjöld keine Spur von Beweis beigebracht und wenn er ſeine Anſchuldigung auf die zwei Jahrhunderte nachher ausdehnen ſollte, ſo wäre das einfach lächerlich. Das „Sichdurchdrücken“ haben die Balten in ihrer Geſammtheit niemals verſtanden, wenn es auch manchmal für ſie vortheilhaft geweſen wäre und wir meinen, ſie werden es auch nie lernen. In ſeltſamem Widerſpruch mit dieſer ſeiner eigenen Charakteriſtik ſpricht Herr Hammarſkjöld wiederholt von dem Trotz und Stolz ſowie der Unbotmäßigkeit der Livländer, insbeſondere des livländiſchen Adels. Wie reimt ſich das zuſammen? Ohne einen gewiſſen politiſchen Egoismus giebt es übrigens kein ſelbſtbewußtes Volk und daß ein ſolcher auch den Balten eigen geweſen iſt, gereicht ihnen nicht zum Vorwurf, ſondern zur Ehre. Menſchengemeinſchaften, völlig frei von Selbſtſucht giebt es nur in Utopien oder in dem Zukunftsſtaate der Socialdemokraten.

Ausdauer und Tapferkeit den Liv- und Ehſtländern abzuſprechen vermag Herr Hammarſkjöld nicht, weil die Thatſachen doch zu deutlich reden, haben ſie doch in den Kriegen und Schlachten Schwedens von Guſtav Adolph bis auf Karl XII. heldenmüthig mitgefochten und ihr Blut in Strömen vergoſſen. Aber die ſchnöde Bemerkung kann ſein Haß nicht unterdrücken „echte Mannhaftigkeit hätten ſie ſelten gezeigt“, d. h. ſie ſeien blos rohe Haudegen geweſen ohne edleres Gefühl. Läßt ſich ein ſchmählicherer Undank für alles, was die Livländer im Dienſte Schwedens gethan und gelitten haben, denken?!

Es iſt natürlich und normal, daß ſich in einer Menſchengemeinſchaft, welche von Anfang an von tauſend Gefahren umringt geweſen und ſich in Jahrhunderte langem Kampfe nur mühſam der auf ſie ringsher eindringenden Gewalten erwehrt hat, ebenſo wie in den Corporationen, in welche ſie ſich gegliedert, der Sinn für das Wirkliche, zunächſt Nothwendige, für die

Bedürfniſſe des Tages, kurz für das Praktiſche ſtark und lebendig ausgebildet hat. Wer eine Stadt immer wieder gegen feindliche Angriffe vertheidigen muß, der wird zunächſt all' ſeine Aufmerkſamkeit darauf richten, ſie ſtark zu befeſtigen und ſo ſchwer einnehmbar als möglich zu machen; für die Verſchönerung der Straßen und Plätze, für Schmückung der Häuſer wird er die Sorge friedlicheren Zeiten überlaſſen. In dieſem Sinne könnte man ſich die von Herrn Hammarſkjöld den Balten beigelegte „praktiſche Begabung" gefallen laſſen. Doch er faßt ſie in weniger günſtiger Bedeutung, indem er darunter den ausſchließlich auf das Nützliche und Vortheilhafte gerichteten Sinn verſteht und uns ſo ziemlich alle edleren und feineren Eigenſchaften abſpricht. Verbindet ſich mit dieſem einzig auf das Vortheilhafte gerichteten Sinn noch Härte des Gemüthes und ausſchließliche Sorge für das eigene Ich, ſo wird es begreiflich, wie Herr Hammarſkjöld, der alle dieſe Charaktereigenſchaften den Balten beilegt, zu der Ungeheuerlichkeit kommt, ſie mit den Juden zu vergleichen. Man kann wohl ſagen, thörichtere und abenteuerlichere Vorwürfe ſind gegen uns nie erhoben worden, Vorwürfe, die nur in der völligen Unkenntniß deſſen, der ſie ausſpricht, eine gewiſſe Entſchuldigung haben. Des Mangels an Gemüth und an Liebenswürdigkeit hat vor Herrn Hammarſkjöld wohl Niemand die Balten angeſchuldigt und dieſer Vorwurf wirkt geradezu erheiternd; man ſieht, Herr Hammarſkjöld kann nie in den Oſtſeeprovinzen geweſen ſein, ſonſt hätte er unmöglich etwas ſo völlig Verkehrtes hinzuſchreiben vermocht. Er weiß nicht, daß Livland ſchon in alter Zeit Lievland hieß, daß unſer Land für viele tauſend Stammesgenoſſen und zahlreiche Fremde, die hierher gekommen ſind, eine Heimath geworden, in der ſie ſich wohl und glücklich fühlten und die ſie nie wieder verlaſſen mochten. Wie würde das möglich geweſen ſein, wenn ihnen überall von Seiten der Balten nur Rückſichtsloſigkeit, Unfreundlichkeit und abſtoßendes Weſen entgegengetreten wäre? Wie viele Deutſche, die zu uns kamen, haben nicht ſeit dem XVI. Jahrhundert immer wieder die Gaſtfreundſchaft, das Behagen, die Biederkeit und das Entgegenkommen der Balten anerkannt und geprieſen? Wie glücklich hat ſich z. B. Paul Fleming in dem bei Herrn Hammarſkjöld ſo verrufenen XVII Jahrhundert in Reval gefühlt und wie oft hat er die Freuden, die er da genoſſen, poetiſch gefeiert! Hat nicht Herder die kräftigen Eindrücke eines ſelbſtſtändigen und ſelbſtbewußten Gemeinweſens, die er in Riga empfangen, bis in ſeine letzten Jahre lebendig in ſich bewahrt, und trotz mancher unangenehmen Erfahrungen, die er in

der Metropole Livlands gemacht, noch am Ende ſeines Lebens eine lebhafte Sehnſucht nach der Stadt ausgeſprochen, in der er ſo glückliche Jahre verbracht? Und ähnlich haben viele wackere Männer, die nur einige Jahre unter uns geweilt, nachdem ſie längſt in ihre Heimath zurückgekehrt, die Zeit ihres Aufenthalts im baltiſchen Lande zu den ſchönſten und glücklichſten Abſchnitten ihres Lebens gerechnet. Niemand hat dem ſchöneren und für uns ehrenvolleren Ausdruck gegeben, als der edle C. O. v. Madai, der, einſt eine Zierde unſerer Hochſchule, wenn er ſeines Lebens in Dorpat und Livland gedachte, ſeine Empfindungen in den Goetheſchen Verſen ausſprach: Ich beſaß es doch einmal, was ſo köſtlich iſt! Daß man doch zu ſeiner Qual, nimmer es vergißt! Aus der Fülle der Zeugniſſe, die ſich gegen Herrn Hammarſkjölds unverſtändige Behauptung anführen ließen, mögen dieſe genügen. Wie behaglich es dem Fremden bei uns wurde, wie ſehr es ihm unter uns gefiel, das lehrt der Ausſpruch eines Reiſenden am Ende des vorigen Jahrhunderts, es ſei ihm, als wäre er im Lande der Phäaken und 50 Jahre ſpäter hat ſich der länder- und völkerkundige J. G. Kohl ähnlich geäußert. Einen noch ſchlagenderen Beweis für die Anziehungskraft unſeres Lebens und Weſens bildet die große Zahl tüchtiger Männer, welche in den letzten drei Jahrhunderten zu uns gekommen und nicht nur bei uns geblieben, ſondern in Geſinnung und Anſchauung zu echten Balten geworden ſind. Viele dieſer Eingewanderten haben als Paſtoren, Lehrer, Rechtsgelehrte, Kaufleute und Handwerker nicht nur eine geachtete Stellung unter uns gewonnen, ſondern auch in treuer Anhänglichkeit unſerm Lande gedient und ihm friſche Lebens- und Geiſteskräfte zugeführt. Seit ungefähr einem Menſchenalter iſt das freilich anders geworden, immer ſeltener geſchieht es, daß Ausländer ſich unſerem Weſen aſſimiliren und es in ſeiner Eigenart verſtehen. Wir beklagen das tief, weil uns dadurch ein ſehr erwünſchter Zuſtrom friſchen Lebens entgeht, aber wir glauben nicht, daß wir daran ſchuld ſind, weil etwa unſer Weſen ſich verändert hätte. Ob wir bei Andern beliebt ſind, die Frage wollen wir nicht entſcheiden, nur glauben wir, daß je ausgeprägter und eigenartiger eine Perſönlichkeit iſt, ſie deſto weniger auf allgemeinen Beifall wird rechnen können; das gilt wie von den einzelnen Individuen, ſo auch von den Völker- und Stammesperſönlichkeiten. Außerdem ſind die in der Fremde weilenden Angehörigen eines Volkes meiſt nicht diejenigen, in denen das wahre und eigentliche Weſen des Ganzen, zu dem ſie gehören zur vollen Erſcheinung kommt. Wie dem auch ſei, mag man uns unter fremden Völkern nicht

lieben, Achtung wird man uns meiſt nicht verſagen und damit können wir zufrieden ſein. Wenn Herr Hammarſkjöld endlich behauptet, ſelbſt in Deutſchland wären wir Balten nicht beliebt, ſo iſt für frühere Zeiten das Gegentheil wahr, dafür ließe ſich eine reiche Zahl von Beiſpielen anführen, und was die Gegenwart betrifft, ſo nehmen nicht wenige Balten geachtete Stellungen auf den verſchiedenſten Gebieten des Lebens in Deutſchland ein, worin bei der gewaltigen, gegenwärtig dort herrſchenden Concurrenz eine nicht geringe Anerkennung für uns liegt.

In Folge unſerer ausſchließlich praktiſchen Begabung geht uns Balten, wie Herr Hammarſkjöld weiter urtheilt, der Sinn für ideale Intereſſen und Bedürfniſſe faſt ganz ab und daraus erkläre ſich auch, meint er, die außerordentliche Armuth des baltiſchen Landes an großen Männern; in dieſem Fehlen idealen Geiſtes ſeien wir dem großen deutſchen Volke ſehr unähnlich. In der That, wäre dieſe Behauptung begründet, ſo würden wir allerdings eine inferiore Race ſein, denn der Sinn für die idealen Güter des Lebens und das Eintreten für ſie giebt dem Einzelnen, wie der Geſammtheit erſt die Fähigkeit und die Kraft, an den höchſten Aufgaben der Menſchheit überhaupt mitzuarbeiten. Eine ſeltſame Forderung rein utopiſtiſcher Art wäre es jedoch von vornherein, wenn man, wie Herr Hammarſkjöld zu thun ſcheint, dieſen idealen Sinn bei jedem einzelnen Gliede einer Gemeinſchaft ſuchen wollte. Nein, idealer Sinn und ideale Geſinnung werden ſich immer nur bei einer Minderheit, ſei es eines Volkes, ſei es eines Stammes finden und nur darauf kommt es an, ob dieſe Minderheit ſtark genug iſt, auf die Geſammtheit ſo beſtimmenden Einfluß auszuüben, daß dieſe ihren Impulſen und ihrer Führung folgt. So war es zu allen Zeiten und ſo wird es bis zum Ende der Dinge bleiben und nur in ſeltenen, großen Momenten der Geſchichte läßt ſich auch die Maſſe der Menſchen vom idealen Geiſt fortreißen. In dieſem Sinne können wir nun getroſt behaupten, daß wir an Idealismus hinter keiner andern Menſchengemeinſchaft zurückſtehen. Zu den erſten und bedeutendſten Mächten idealer Art im Leben der Menſchen wird wohl auch Herr Hammarſkjöld den religiöſen Glauben rechnen. Da weiß nun wohl jeder, der unſere Geſchichte einigermaßen kennt, wie feſt nun ſchon ſeit Jahrhunderten der evangeliſche Glaube in unſerm Land gewurzelt iſt. Im treuen Feſthalten am Glauben der Väter haben die Balten aller Stände ſich jeder Zeit bewährt, ſie ſind ihm in allem Wechſel der Zeiten und Verhältniſſe, in guten und noch mehr in böſen Tagen immerdar feſt ergeben geblieben. Und das ſollte kein Zeugniß

idealen Sinnes sein? Liegt in dem lebendigen und unverlöschlichen Heimathsgefühl, das fast alle Balten beseelt und sie auch in weiter Ferne nicht verläßt, viele noch am Abend ihres Lebens in das Land ihrer Jugend zurückführt, nicht etwas Ideales? Ist die rührende Anhänglichkeit an die Landes-Universität, die sich bei den Balten, wie weit sie auch zerstreut sein mögen, allzeit kundgiebt, nicht ein Zeichen von Idealismus? Ist nicht der Sinn für Poesie und Kunst unter den Balten weit verbreitet? Emanuel Geibel äußerte oft: wahre Empfänglichkeit für Poesie sei in der Gegenwart ganz besonders bei den baltischen Deutschen zu finden. Haben nicht Unzählige unserer Landsleute sich in mehr oder minder guten Versen versucht? Könnten auch alle diese Versuche keinen irgend wie berechtigten Anspruch auf dauernden Werth machen, das ideale Streben nach einer poetischen Auffassung des Lebens unter uns würden sie doch beweisen. Daß unserm Leben der nationale volksthümliche Untergrund fehlt, macht sich allerdings für das Emporblühen der Dichtung bei uns besonders nachtheilig fühlbar. Trotzdem hat es unter uns früher und später nicht an dichterischen Naturen gefehlt, die unter günstigeren Verhältnissen vielleicht einen unvergänglichen Kranz sich errungen hätten. Wir wollen kein übermäßiges Gewicht auf den genialen Jacob Lenz legen, weil seine dichterische Entwickelung und Thätigkeit außerhalb unserer Provinzen sich abspielte, aber ein Sohn unseres Landes war er doch, wenn er auch zu seinem Unheil in eine der nüchternsten Perioden unseres Lebens fiel. Aber einer der bedeutendsten Vertreter des poetischen Realismus, einer der größten Charakterzeichner in der Gegenwart, Theodor Pantenius, gehört ganz unserem Lande an und die Gedichte von Alexis Adolphi sowie von Karl von Fircks, um nur diese hervorzuheben, geben dem Heimathsgefühl, dem poetischen Empfinden, dem auf das Ideale gerichteten Sinne der Balten einen uns Allen zu Herzen dringenden, echt dichterischen Ausdruck. Mag der poetische Sinn auch in der Gegenwart zurückgedrängt sein und sich nur in schwächern und leisern Tönen kund thun, erstorben ist er nicht, und wird, so hoffen wir, nie ganz unter uns verschwinden.

Auch die Kunst im weitesten Sinne hat, trotz ungünstiger Natur und des Mangels an äußerer Anregung und Förderung, in unserer Mitte begabte Jünger, einsichtsvolle Kenner gefunden. Natürlich am wenigsten im XVII. Jahrhundert, da aber hatte sie auch in Schweden keine Heimath. Man braucht sich zum Beweise dafür nur zu vergegenwärtigen, wie wenig Verständniß und Theilnahme der Königin Christine Kunstsinn und Kunstliebe unter ihren Landsleuten fand. Die Musik ist unter uns so allgemein

verbreitet und ihre klaſſiſchen Meiſter finden bei uns ſo viel Verſtändniß, wie nur in irgend einer Gegend Deutſchlands; können wir uns auch keiner berühmten Componiſten rühmen, begabte Talente ſchaffender und ausübender Art auf dieſem Gebiete gab und giebt es unter uns viele. In der Malerei haben wir bedeutende und hervorragende Talente aufzuweiſen, beſonders reich an ihnen iſt Ehſtland, aber auch in den anderen Provinzen fehlen ſie nicht. Von den vielen Namen, welche hier genannt werden könnten, ſeien nur der früh verſtorbene hochbegabte L. v. Maydell und der in der Gegenwart ſo gefeierte Eduard Gebhardt hervorgehoben. Selbſt auf dem Gebiete der Skulptur, der unſer nordiſches Klima und unſere Nebelatmoſphäre ſo wenig günſtig iſt, können wir uns eines Künſtlers wie Eduard von der Launitz rühmen. Freunde und Liebhaber der Kunſt, vor allem der Malerei, hat es unter dem baltiſchen Adel und den baltiſchen Patriciern zu allen Zeiten nicht wenige gegeben, davon legen die zahlreichen Privatſammlungen und die Gallerien unſerer Muſeen beredtes Zeugniß ab. Ein livländiſcher Edelmann war der intimſte Freund des großen Winckelmann, der Ehſtländer O. M. von Stackelberg iſt als einer der hervorragendſten Archäologen dieſes Jahrhunderts bekannt, und einer der feinſten Kunſtkenner unſerer Zeit war K. E. v. Liphart, auch ein livländiſcher Edelmann.

In den Wiſſenſchaften iſt Herr Hammarſkjöld ſo gnädig uns einige Verdienſte auf dem Felde der Geſchichte zuzugeſtehn. Wir ſind ihm dafür dankbar, aber unſere Anſprüche gehen viel weiter. Unſer großer Landsmann K. E. v. Baer iſt ihm ſchon entgegengehalten worden und wie viel andere bedeutende Namen auf dem Gebiete der Naturforſchung ließen ſich ihm anreihen! Wie viel hat der eine F. G. von Bunge auf dem Felde der Rechtsgeſchichte und der Rechtswiſſenſchaft überhaupt, weit über den Kreis unſeres Landes hinaus, geleiſtet, und wie viele treffliche Forſcher vor und nach ihm könnte man auf dieſem Gebiete aufzählen! Von großen Sprachforſchern unter den Balten ſeien hier nur F. Wiedemann, Victor Hehn und A. Bielenſtein genannt. Zu den berühmteſten Forſchungsreiſenden gehören zwei Söhne unſeres Landes A. v. Middendorff und G Schweinfurth. Selbſt die Philoſophie hat begabte Jünger unter uns gefunden; J. E. Erdmann z. B. entſtammt unſerem Lande. Daß auch in der Theologie Namhaftes von Balten geleiſtet iſt, darauf ſei ſchließlich noch hingewieſen; A. v. Oettingen und Adolph Harnack, die Vertreter ſehr verſchiedener Richtungen, ſind doch beide Söhne unſeres Landes. Es liegt auf der Hand, daß ein Land, wo die Forderungen des Tages und die praktiſchen

Bedürfniſſe den größten Theil der gebildeten Bevölkerung in Anſpruch nehmen, nicht der günſtigſte Boden für ſtreng wiſſenſchaftliche Studien iſt; daß wir dennoch an der Wiſſenſchaft nicht nur regen Antheil nehmen, ſondern viele von uns zu ihrer Förderung, ſei es unter uns, ſei es außerhalb unſerer Provinzen beitragen, darauf können wir mit Fug und Recht ſtolz ſein. Wie viel idealer Sinn fand und findet ſich auch jetzt noch bei unſeren Schulmännern und Pädagogen, die unter oft ſehr drückenden und ſchwierigen Verhältniſſen mit nie ermüdendem Eifer dem hochwichtigen und dabei ſo mühſeligen Werke der Jugendbildung ihre ganze Kraft widmen. Von ihnen Allen ſei nur einer hier genannt, deſſen Leben und Wirken der lauterſte Idealismus durchdrang: Albert Hollander, der Begründer und langjährige Leiter der Schule zu Birkenruh. Endlich müſſen wir unſerer Paſtoren gedenken, von deren Wirkſamkeit und Bedeutung für unſer Land Herr A. Hammarſkjöld freilich abſolut nichts zu wiſſen ſcheint, ſonſt hätte er unmöglich S. 741 den unerhörten Satz hinſchreiben können: „Hätte der livländiſche Adel, nachdem er unter Rußland gekommen, gleichviel Sorge um die lutheriſchen Kirchen und die religiöſe Aufklärung der Bauern getragen wie — (man erwartet: die ſchwediſche Regierung, aber nein, Herr Hammarſkjöld fährt mit größter Gelaſſenheit fort) Haſtfer, ſo würde ſich die lutheriſche Kirche jetzt nicht bloß auf die Deutſchen in Livland, ſondern auch auf die Ehſten und Letten ſtützen.“ Der das hinſchrieb, hatte wahrhaftig nicht die leiſeſte Ahnung von den kirchlichen Zuſtänden unſeres Landes. Wahrſcheinlich hält Herr Hammarſkjöld die Letten und Ehſten in unſeren Provinzen noch für Heiden, jedenfalls iſt es ihm unbekannt, daß die ungeheure Mehrzahl derſelben der lutheriſchen Kirche angehört und von alldem was die lutheriſche Geiſtlichkeit für die religiöſe und geiſtige Bildung der Letten und Ehſten ſeit 300 Jahren gethan, ahnt er nichts. Er weiß nicht, daß unſere Paſtoren in unbegrenztem Idealismus eine lettiſche und ehſtniſche Literatur geſchaffen haben, daß aus ihrer Mitte der Gedanke der allgemeinen Schulbildung für die Letten und Ehſten hervorgegangen iſt und daß durch die Unterſtützung und Mitwirkung des Adels das Volksſchulweſen in unſern Provinzen zu ſo hoher Blüthe gelangt iſt, wie das in vielen Ländern des Weſtens nicht der Fall. Er ahnt nichts davon wie lebhaftes Intereſſe für alle Beſtrebungen zur Hebung der Landbevölkerung jederzeit unſere Paſtoren bewieſen haben und unternimmt es trotzdem über unſere Verhältniſſe abzu ſprechen! Wie viel Antheil die Paſtoren an der geiſtigen Entwickelung in unſerem Lande ſeit 350 Jahren haben, das nachzuweiſen wäre eine lehr-

reiche Aufgabe, deren Löſung recht zeigen würde, welche Bedeutung unſere Geiſtlichkeit für das baltiſche Leben hat. Mögen auch viele Miethlinge und Unwürdige unter ihnen geweſen ſein, die überwiegende Mehrzahl hat allezeit mit Ernſt und Eifer die evangeliſchen Glaubenswahrheiten verkündigt und ſich um die Verwirklichung der chriſtlichen Ideale bemüht und treulich Theil an dem Geſchick der baltiſchen Heimath genommen. Von den vielen Namen, welche ſich uns aufdrängen, ſeien hier nur die verdienteſten unter den Oberhirten der livländiſchen Kirche genannt: H. Samſon, Joh. Fiſcher, K. G. Sonntag und F. Walter, zu denen wir noch K. Ch. Ulmann fügen. Wie viele Landeskirchen können ſich rühmen ſolche Männer im Laufe zweier Jahrhunderte an ihrer Spitze gehabt zu haben?

Aber, fragt Herr Hammarſkjöld jetzt im ſicheren Gefühle des Triumphes: Wo ſind die *großen* Männer der Balten? Wir wollen ihm die Antwort nicht ſchuldig bleiben. Große Männer ſind ein Geſchenk Gottes, ſie laſſen ſich durch keinen menſchlichen Willen und Wunſch hervorrufen und herbeiſchaffen, ſie erſtehen und erſcheinen nach göttlichem Rathſchluſſe. Wenn der Beſitz großer Männer ausſchließlich oder vornehmlich Völkern und Gemeinſchaften das ideale Recht der Fortdauer gäbe, dann würden manche Stämme und ſtaatliche Bildungen zum Untergange verurtheilt ſein. Auch iſt die geſchichtliche Größe ſehr verſchiedener Art. Die Zahl der Männer von welthiſtoriſcher Bedeutung, deren Leben und Thaten den Gang der Geſchichte auf Jahrhunderte beſtimmt, iſt ſelbſtverſtändlich nicht ſehr groß. Daß ſolche in den entlegenen baltiſchen Landen ſich nicht finden konnten, iſt natürlich, denn ſie bedürfen eines großen Staates und gewaltiger Machtmittel für ihr Wirken. Neben ihnen giebt es aber eine andere Klaſſe großer Männer, deren Wirkſamkeit ſich auf ein engeres Gebiet beſchränkt, in dieſem aber dem geſchichtlichen Entwickelungsgang für lange Zeit ſeine Richtung giebt. An dieſen iſt unſer Land, unſere Geſchichte nicht ſo ganz arm, jedenfalls reicher als Herr Hammarſkjöld es darſtellen möchte. Biſchof Albert, Walter von Plettenberg (den ſogar Herr Hammarſkjöld: „vielleicht“ einen großen Mann ſein läßt), Herzog Jacob von Kurland und endlich Joh. Reinhold Patkul — das ſind baltiſche Größen, die ſich ſchon ſehen laſſen können. Gegen den Letzten erhebt Herr Hammarſkjöld freilich den heftigſten Einſpruch, indem er ſich erdreiſtet ihn den „kaltblütigſten, erfindungsreichſten und weitläufigſten Lügner ſeiner Zeit“ zu nennen. Wir wiſſen ſehr wohl, daß es auch unter uns manche giebt, die in retroſpectiver Betrachtung Patkul abgeneigt ſind, doch unſeres Erachtens mit Unrecht. Wer Patkuls Berichte und

Memoriale kennt, wird ihm den Ruhm hervorragenden ſtaatsmänniſchen Geiſtes nicht beſtreiten können und die von ihm auf dem Landtage zu Wenden 1692 abgeſtattete Relation über ſeine Thätigkeit am ſchwediſchen Hofe wird immerdar ein Meiſterſtück ſtaatsmänniſcher Klugheit, diplomatiſcher Gewandtheit, männlichen Muthes und unerſchütterlicher Vaterlandsliebe bleiben. Der ingrimmige Haß, mit dem die Schweden ihn noch heute wie vor 200 Jahren verfolgen, iſt ein Zeugniß für die Größe des Mannes. Wir möchten aber an Herrn Hammarſkjöld hier die Gegenfrage richten: Welche großen Männer denn Schweden ſeit dem Tode Karl XII. auf dem Gebiet des Staates aufzuweiſen hat? Auch Guſtav III wird man trotz mannigfacher Verdienſte doch zu den großen Männern nicht zählen können. Bedeutende Dichter und Schriftſteller hat Schweden in dieſer Zeit nicht wenige, welches ſind aber ſeine großen Staatsmänner und Helden in den letzten 170 Jahren? Auch möchten wir wohl wiſſen, ob es einen Bürgermeiſter von Stockholm giebt, der eine ſolche Bedeutung gehabt hat wie Otto Müller für Riga nicht nur, ſondern für Livland und darüber hinaus?

Daß in den Baltiſchen Gouvernements unter uns keine großen Männer, keine außerordentlichen Perſönlichkeiten erſtanden ſind, davon iſt der Grund in verſchiedenen Umſtänden zu ſuchen. Die Entſcheidung über unſere Geſchicke liegt außerhalb unſerer Provinzen, wir haben keine Oeffentlichkeit, kein bewegtes Volksleben, keine großen mit einander ringenden Parteien von ſcharf ausgeſprochenen Tendenzen, endlich haben uns die großen Weltbewegungen faſt nur aus weiter Ferne berührt. Unſere Aufgaben ſind daher enger begrenzt, unſere Ziele nicht ſo hoch geſteckte, das Feld für unſere Thätigkeit beſchränkter als in andern Ländern. Aber innerhalb dieſer Schranken ſind uns ernſte und hohe Pflichten auferlegt, deren Erfüllung alle unſere Kraft in Anſpruch nimmt. Unſere Thätigkeit iſt entſagungsvoller als die vieler Anderer und man erfährt nicht viel von ihr, doch ihr Werth wird dadurch nicht geringer. Den von der Geſchichte uns zugewieſenen Pflichten zu genügen hat die Mehrheit der Balten ſtets für ihre höchſte Aufgabe angeſehen und die beſten Männer unſeres Landes haben vor keinem Opfer zurückgeſchreckt, wenn es galt ihrer Ueberzeugung zu folgen und der Stimme des Gewiſſens zu gehorchen. So manches ſelbſtloſe Handeln, viele gute und hochherzige Thaten vollziehen ſich bei uns in engem Kreiſe, in einzelnen Geſellſchaftsſchichten, an entlegenen Orten, in weitern Kreiſen ſpricht man kaum davon und von dem, was in

der einen Provinz geſchieht, bringt kaum eine dunkle Kunde in die andere. Man handelt nach Pflicht und Gewiſſen ohne Furcht vor den Folgen; in ſolchem Geiſte verfahren auch ſchlichte Männer bei uns. Das iſt der baltiſche Idealismus. Getragen von dem Jubel und Beifall der Menge Großes zu vollbringen iſt gewiß ſchön, aber auf einſamem Poſten treu ſeine Pflicht zu erfüllen, iſt oft auch etwas nicht Geringes. Das Bewußtſein ihrer idealen Aufgaben und Ziele iſt den Balten nie ganz geſchwunden und am Ende der von Herrn Hammarſkjöld als völlig von brutalem Egoismus erfüllt geſchilderten Periode unſerer Geſchichte iſt ihnen im Eingang der Capitulation von 1710 ein, namentlich für jene Zeit, wahrhaft bewunderungswürdiger Ausdruck gegeben.

Die Wahrnehmung, daß in der augenblicklichen Gegenwart der Idealismus bei den Balten zurücktritt und bei weitem ſchwächer iſt als vor einem Menſchenalter, hat verſchiedene Erklärungsgründe. Einmal treten wie im Leben des Einzelnen, ſo in dem von Geſammtheiten Zeiten der Ermattung ein, in denen, mit dem Dichter zu ſprechen, der Puls des Lebens ſtockt; ſolche Perioden gehen bald raſcher, bald langſamer vorüber, zuletzt aber machen ſie, wenn der Organismus geſund iſt, immer wieder friſchem Aufſchwunge Platz. Sodann iſt die herrſchende Zeitſtrömung allem Idealen und allem Idealismus durchaus abhold und da wir Balten nicht auf einem entlegenen Eilande im Weltmeer leben, übt ſie natürlich auch auf die Menge bei uns großen Einfluß aus. Aber völlig verſchwunden iſt der Idealismus auch heute aus unſerem Lande nicht und die Zahl der Männer unter uns iſt nicht ganz klein, die ſich feſt um ſeine Fahne ſchaaren und an ihm feſthaltend getroſt der Zukunft entgegenſehen.

Gegen den baltiſchen und beſonders den livländiſchen Adel richtet Herr Hammarſkjöld ſeine bitterſten und gehäſſigſten Angriffe. Es iſt nicht unſere Abſicht eine Apologie des Adels unſerer Provinzen zu ſchreiben; wir müſſen das einem Mitgliede dieſes Stands überlaſſen, wenn es überhaupt für nöthig erachtet werden ſollte. Aber im Intereſſe der einfachen hiſtoriſchen Gerechtigkeit ſehen wir uns veranlaßt einige Worte zu erwidern. Gegen Nichts herrſcht ſeit einem Jahrhundert ſo große Abneigung als gegen die Ariſtokratie in jeder Form und Herr Hammarſkjöld huldigt dieſer Zeitrichtung in vollem Maße. Nun ſind ja die Schäden und ſchweren Mängel der Ariſtokratien zur Genüge bekannt, aber man ſollte dabei nicht überſehen, daß ſie nach dem Zeugniß der Geſchichte am meiſten die Gewähr der Dauer in ſich tragen, wenn ſie nur nicht gänzlich ihres Berufes und ihrer Pflichten

vergeſſen; das lehrt z. B. England. Ferner iſt die Ariſtokratie diejenige ſtaatliche Form, welche das ſtärkſte Bollwerk, die kräftigſte Schutzwehr des Beſtehenden bildet, das kann nur leugnen, wer die Geſchichte nicht kennt und der Kampf des livländiſchen Adels gegen Karl XI. gewaltthätiges Vorgehen iſt der beſte Beweis dafür. Auch ſonſt bietet unſere Geſchichte manche Belege für die Wahrheit dieſes Satzes. Wenn Herr Hammarſkjöld einzelne Beiſpiele von Gewaltthätigkeit und rückſichtsloſer Widerſetzlichkeit gegen gerichtliche Entſcheidungen von Seiten des livländiſchen Adels unter Karl XI. anführt, ſo mag gegen die Thatſachen nichts einzuwenden ſein, aber ſie erſcheinen doch in etwas anderem und weniger gehäſſigem Lichte, wenn man ſich vergegenwärtigt, daß der mittelalterliche Begriff der Selbſthilfe damals noch in vielen deutſchen Landſchaften, wie Mecklenburg, Pommern, Holſtein beim Adel, aber auch bei andern Ständen, noch ſehr verbreitet war. Es iſt daher unbillig dem Adel in Livland das zum beſondern Vorwurf zu machen, was auch anderswo nicht ſelten geſchah. Anderes erklärt ſich aus der damals auch noch in den höchſten Ständen, herrſchenden Rohheit der Sitten. Wenn der König Karl XI. ſich in Geſellſchaft, wie Herr Hammarſkjöld erzählt, mit Arel Wachtmeiſter hin- und herraufte und ſtieß, wie kann man dann von dem baltiſchen Adel jener Zeit feine geſellſchaftliche Formen verlangen? Mag auch nicht ſelten engherzige Abgeſchloſſenheit, Standeshochmuth und überwiegende Richtung auf die eigenen Intereſſen beim baltiſchen Adel vorgeherrſcht haben, immer wieder iſt doch in ihm das Bewußtſein Vertreter der Intereſſen und des Wohles der Allgemeinheit zu ſein und die Erkenntniß, daß im letzten Grunde die Intereſſen des Landes mit den ſeinigen zuſammenfallen, lebendig geworden und niemals hat es unter ſeinen Gliedern an trefflichen Männern gefehlt, denen das Wohl des ganzen Landes am Herzen lag und die dafür auch zu Opfern bereit waren. Solche Männer waren z. B. im XVIII. Jahrhundert, Anderer zu geſchweigen, G. R. von Tiefenhauſen und Schoultz von Aſcheraden. Wenn aber Herr Hammarſkjöld die hohen Verdienſte und außerordentlichen Thaten des ſchwediſchen Adels in der Periode der Großmachtszeit ſo rühmend hervorhebt und in grellen Contraſt mit dem Verhalten des livländiſchen Adels ſtellt, ſo hätte er auch daran denken ſollen, welche Rolle derſelbe ſchwediſche Adel im vorigen Jahrhundert geſpielt hat. Nach dem Tode Karls XII. hat dort bekanntlich die Ariſtokratie in ihrer abſtoßendſten Geſtalt geherrſcht; gewiß kennt er den Kampf der Mützen und der Hüte und daß Schweden nicht das Schickſal Polens theilte, war wahrlich nicht

das Verdienſt ſeiner Ariſtokratie, ſondern Guſtavs III. Die Felonie und der Verrath der Offiziere im Kriege von 1788, die That Ankarſtröms und die Verſchwörung der mit ihm verbundenen Edelleute, endlich das Verhalten mancher adligen Führer des Heeres im Kriege 1809 ſind ſicherlich keine rühmlichen Momente in der Geſchichte des ſchwediſchen Adels. Dem baltiſchen Adel werden ſich ſolche Dinge nicht nachweiſen laſſen und man ſollte daher zunächſt im eigenen Hauſe ſtrafende Umſchau halten, ehe man Andere mit Vorwürfen überhäuft. Wer endlich über den baltiſchen Adel aburtheilt und von ſeiner ruhmreichſten That, der in allmählichem Fortgange, dafür aber deſto vollkommener durchgeführten Agrarreform und der Schaffung eines ſelbſtändigen, zu immer größerem Wohlſtande gelangenden Standes von Kleingrundbeſitzern nichts weiß, der erweiſt ſich als zum Richteramt unqualificirt. Die Verdienſte, welche ſich in dieſer Richtung Friedrich v. Sivers und Hamilkar v. Fölkerſahm für Livland, J. G. v. Berg und Graf Alexander Keyſerling für Ehſtland, Theodor v. Hahn und ganz beſonders Carl v. d. Recke für Kurland erworben haben, werden in der Geſchichte unſeres Landes immerdar unvergeſſen bleiben.

Schließlich meint Herr Hammarſkjöld, die Balten, vor allem der Adel, ſtäcken noch tief in mittelalterlichem Weſen und ihr Individualismus und ihre ſocialen Begriffe würden noch einmal ihren Untergang herbeiführen. Sehr freundlich geweiſſagt, aber wir hoffen, daß Herr Hammarſkjöld die Zahl der falſchen Propheten um einen neuen vermehrt hat. Verſteht er unter Individualismus die ausgeprägte und eigenartige Natur, die in ſich abgeſchloſſene Perſönlichkeit, ſo hat er allerdings Recht, ihn den Balten zuzuſchreiben. Dennoch könnten wir nicht wünſchen, daß eine Wandlung in dieſer unſerer Natur einträte; ihre Stärke iſt von ihrer Schwäche untrennbar. Was die ſocialen Begriffe betrifft, ſo iſt es unleugbar, daß das geſammte Leben der Balten einen ariſtokratiſchen Charakter trägt und auf ariſtokratiſcher Grundlage beruht. Demokratiſches Weſen und demokratiſche Sitten haben bei uns nie Eingang gefunden und auch diejenigen, welche ſich in der Theorie ähnlichen Anſichten zuneigen, ſind in ihren Lebensgewohnheiten nicht weniger ariſtokratiſch als Andere. Das empfindliche, oft allzu reizbare Ehrgefühl der Balten hat freilich etwas Mittelalterliches und führt zu manchen Verirrungen, aber könnte man wohl wünſchen, daß es je ganz unter uns verſchwände? Ständiſche Abgeſchloſſenheit findet ſich nicht nur bei unſerm Adel, ſondern ebenſo häufig bei unſerm gebildeten Bürgerthum. Ueberhebung und verletzender Standeshochmuth kommt bei rohen und ungebildeten

Angehörigen jedes Standes vor, ſie beweiſen aber nichts gegen den Stand ſelbſt, ſo lange in dieſem die beſſeren und edleren Elemente überwiegen. Mag ariſtokratiſche Einſeitigkeit dem Einzelnen ſich noch ſo unangenehm fühlbar machen, lieber doch die Ariſtokratie mit allen ihren Mängeln, als die Plutokratie, deren Herrſchaft gegenwärtig ſich immer weiter in Europa ausbreitet Möge dieſe ſchlimmſte und roheſte aller Herrſchaftsformen uns wie bisher auch in Zukunft ſtets ferne bleiben!

Wir ſtehen am Schluſſe unſerer kritiſchen Betrachtung und unſere Ausführungen haben, denken wir, zur Genüge gezeigt, wie unbefugt ſich Herr A. Hammarſkjöld zum Richter über uns Balten und über unſer Weſen aufgeworfen hat. Es iſt ein altes, wohlzubeherzigendes Wort, auch vom Feinde ſei zu lernen, weil der Feind ein viel ſchärferes Auge für unſere Schwächen hat, als wir ſelbſt oder unſere Freunde. Jedoch von Herrn Hammarſkjöld können wir nichts lernen, weil ſeine Unkenntniß unſerer Verhältniſſe ebenſo groß iſt, wie ſeine Dreiſtigkeit im Aburtheilen; er ſieht da Schwächen, wo unſere Stärke iſt und richtet ſeine Angriffe immer auf die feſteſten Punkte. Nein, Herr Agathon Hammarſkjöld iſt in keiner Weiſe dazu berufen, die Rolle eines Strafpredigers uns gegenüber zu ſpielen und wir weiſen ſeine Kritiken und Mahnungen auf das Allerentſchiedenſte zurück. Wenn ein Fernerſtehender uns aber fragen wollte: Habt ihr Balten denn gar keine Fehler und Schwächen, iſt an eurem Weſen garnichts auszuſetzen, ſo antworten wir ihm freimüthig: Im Gegentheil, wir haben nicht geringe Fehler und es iſt Vieles an uns zu rügen und der Beſſerung ſehr bedürftig. Das wiſſen alle Einſichtigen unter uns ſehr wohl und wenn Jemand, ſo iſt der Schreiber dieſer Antwort von der unbedingten Nothwendigkeit ſtrenger Selbſtkritik, namentlich in dieſer unſerer Zeit, bei uns Balten völlig durchdrungen. Aber dieſe ernſte Selbſtprüfung, dieſe Einkehr in ſich ſelbſt kann in wirklich heilſamer Weiſe nicht auf dem offenen Markte, ſondern nur in der Stille des Hauſes ſich vollziehen. Daß ſie bei uns nicht fehlt, dafür giebt es der Zeichen manche, auch der Aufſatz „Offene Wunden“ in einem früheren Jahrgang der „Baltiſchen Monatsſchrift“ iſt nach einer beſtimmten Seite ein Beweis dafür. Bei aller Kritik aber dürfen wir den Glauben an uns ſelbſt nicht verlieren, nicht an uns ſelbſt irre werden, oder gar uns ſelbſt aufgeben. Wer das thut, der geht, ſei es ein Einzelner, oder eine Geſammtheit, im Sturm und Kampf des Lebens unfehlbar unter. Unſer Weg iſt uns durch die Geſchichte deutlich vorgezeichnet, wir dürfen weder nach rechts noch nach

links von ihm abweichen, ohne die Gefahr uns hoffnungslos zu verirren. In dieſer Ueberzeugung darf uns nichts wankend machen, am wenigſten die unreiſe moderne Weisheit, wo dieſe ſich vereinzelt auch unter uns vernehmen läßt.

In alter Zeit nannte man einen Mann, der ſein Land liebte und jederzeit treu zu ihm ſtand, einen Liebhaber des Vaterlandes. Auf dieſen Titel macht auch der Verfaſſer dieſer Antwort Anſpruch und er lebt des Glaubens, daß das, was er geſchrieben, aus dem Geiſt und Sinn ſeiner baltiſchen Landsleute geſprochen iſt.

Das Innerſte.

Mir kam ein Büchlein jüngſt zu Händen, ſchlicht
Und ſchmal, doch barg's manch' flammendes Gedicht,
Barg die Verzweiflung einer Sängerbruſt
Am eignen Selbſt und ſeiner Sangesluſt.
Der Dichter wandelte vor achtzehn Jahren
Noch unter uns. Was er erlebt, erfahren
War ſchwer und trüb, — trüb wie des Mannes Blick,
Mit dem die Welt er ſchaute, deren Glück
Er nicht zu finden wußte oder wagte,
Bis ſein erhabner Geiſt verglomm, verzagte.
Den letzten fieberheißen Schmerzensruf,
Die letzte Klag', das letzte wilde Sehnen
Schloß er in's letzte Büchlein, das er ſchuf:
Dort wurden Perlen ſeine letzten Thränen.
Heut' iſt nur Wen'gen noch das Werk bekannt,
Denn allzu ſchnell vergißt man ſolche Lieder,
Und nimmer kehrt der edle Sänger wieder,
Der „Aus dem Innerſten"*) es zubenannt! —

Das Innerſte — — wo iſt es? Herz, Gemüth,
Verſtand und Geiſt — wer birgt es? Wo erblüht
Die Wunderblume, deren Lebensſaft
Das Werk uns füllt mit höchſten Strebens Kraft?

*) „Aus dem Innerſten" — letzte Gedichte von Nicolai Graf Rehbinder (Mitau 1873).

Nicht haften ihre Wurzeln im Gewiſſen,
Im kühlen Denken und Erwägen nicht,
Sie braucht zum Blühn kein Forſchen und kein Wiſſen,
Kein Recht und keine Pflicht!

Von höh'rer Art iſt dieſes Allertiefſte,
Dies unbezwinglich Innre unſrer Bruſt,
Das Furchtbarſte, Gewaltigſte, — Naivſte
Und Kindlichſte, — uns ſelber kaum bewußt;
Was uns „ureigen" iſt, liegt d'rin beſchloſſen,
Was unſer Ich von jedem andern trennt,
Daß, in der Weſen Ocean ergoſſen,
Ein jeder Tropfen ſich als Einheit kennt!

Gebiet'riſch, herriſch klingt des Innern Ruf:
„Ich will, daß grade ſo Du lebſt und handelſt,
Gerade ſolchem Ziel entgegenwandelſt,
Trotz Müh'n und Qualen, die das Leben ſchuf!"

Es hörte dieſen Ruf der edle Dichter
Und ſang durch's Leben ſich in's Grab hinein,
Verfolgt vom Schwarm der Neider, Splitterrichter,
Des Alltagspöbels mit „erhobnem Stein",
Und dennoch blieb er bis zur letzten Stunde
Der Mann, zu dem ſein Innerſtes ihn machte;
Was kümmert's ihn, ob wüſt die Menge lachte!
Nicht reißen läßt aus tiefſtem Herzensgrunde
Sich, was der Mund nur ſtammelnd offenbart —:
Das Ew'ge unſres Weſens, unſrer Art! —

Und was im Einzelnen vom Einzlen ſpricht,
In Volkes Bruſt giebt's Kunde von dem Ganzen,
Und ruhet nimmer, weicht und wanket nicht,
Steht wie ein Wächter hoch auf Wall und Schanzen,
Wenn draußen ſich der Feind zum Angriff ſchaart,
Und zeuget laut von ſeines Volkes Art! —

Ein unbezwinglich Inn'res, Freunde, giebt es, —
Ob Luſt, ob Leid ſein Ziel — was liegt daran!
Wir fühlen Eins nur: Nimmermehr ergiebt es
Im Kampfe ſich, — — weil es nicht ſterben kann! ...

Renatus.

Paul Jordan †.

Am 5. Februar d. J. verſtarb zu Reval nach ſchwerem Leiden der Secretair des handelsſtatiſtiſchen Bureaus des Börſencomités und Conſervator des ehſtländiſchen Provinzialmuſeums Hofrath Paul Eduard Jordan. Eine Verkalkung der Lungenarterien hatte den noch völlig rüſtigen Mann ergriffen und nach monatelanger Krankheit auf's Todtenbett geſtreckt. Bei der Bekanntheit, die Jordans Name in der wiſſenſchaftlichen Welt erlangt hat, ſcheint ein Bild ſeines Lebens auch für weitere Kreiſe der Veröffentlichung werth.

Geboren zu Reval am 3. April 1825 als Sohn des Juſtiz-Bürgermeiſters Auguſt Jordan erhielt er ſeine Schulbildung in der ehſtländiſchen Ritter- und Domſchule, die er mit dem Maturitätszeugniß verließ, um an der St. Petersburger Univerſität in den Jahren 1842—46 zunächſt orientaliſche Sprachen, dann altclaſſiſche Philologie und endlich Geſchichte zu ſtudiren. Aus St. Petersburg, woſelbſt er dem deutſchen Studentencorps „Baltica“ angehört hatte, ſiedelte er 1846 nach Dorpat über und ſetzte dort das Studium der Geſchichte fort, welches er 1848 mit Abſolvirung des Oberlehrerexamens beendigte. — Einen großen Theil ſeiner Berufsthätigkeit widmete Jordan dem Lehrfach und zwar zunächſt 1848—1850 als Hauslehrer auf dem Gute Wallküll in Ehſtland, dann von 1850—1854 als Lehrer an der Birkenruhſchen Anſtalt in Livland und endlich von 1855—1880 als wiſſenſchaftlicher Lehrer der Geſchichte und Geographie an dem Revalſchen Gouvernements-Gymnaſium. — Seit 1865 verband er mit dieſem Amt auch das eines Secretairs des ehſtländiſchen Gouvernements-Statiſtiſchen Comités, welches ſeinem lebhaften Intereſſe für die ſtatiſtiſche Wiſſenſchaft beſonders entſprach. Nach Ausdienung der 25jährigen

Amtszeit im Lehrfache konnte Jordan ſich ganz dem Berufe als Statiſtiker hingeben, indem er im Jahre 1880 auch den Poſten eines Secretairs des handelsſtatiſtiſchen Bureaus beim Revaler Börſencomite erhielt, welchem er bis zu ſeinem Lebensende vorſtand, während er die Stelle beim ſtatiſtiſchen Comité wohl in Folge der Vorboten ſeiner Todeskrankheit nach 28jähriger Arbeit bereits am 1. Juli vorigen Jahres aufgab.

Jordans wiſſenſchaftliche Leiſtungen bewegten ſich anfangs ausſchließlich auf dem Gebiete der Geſchichte und Geographie, d. h. ſeiner Lehrfächer. Als Gymnaſialprogramme erſchienen von ihm 1856 „Adalbert von Bremen, ein mächtiger Kirchenfürſt des Nordens“ und 1863 die werthvolle Schrift „Die Stadt Reval zur Zeit der Herrſchaft der Könige von Dänemark.“ Dazwiſchen fanden ſeine kleineren hiſtoriſchen Arbeiten Aufnahme in der periodiſchen Preſſe, wie z. B. über Heinrich den Letten, das Leben Patkuls ꝛc. Einen kurzen Leitfaden der Geographie Rußlands verfaßte er 1857 in ruſſiſcher Sprache. Mit ſeiner Anſtellung als Secretair und techniſcher Leiter des ehſtländiſchen ſtatiſtiſchen Comités wandten ſich ſeine wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen, wie erwähnt, vornehmlich der Statiſtik zu und begründeten ſeinen Ruf weit über die Grenzen der Heimath hinaus. — Seine „Beiträge zur Statiſtik des Gefängnißweſens von Ehſtland in den Jahren 1862—64“ gab er 1866 heraus, dann 1867 den I. Band der „Statiſtik des Gouvernements Ehſtland“, welchem ſpäterhin noch mehrere Bände als Fortſetzung folgten. Sein Werk über die Reſultate der am 16. Nov. 1871 in Reval, Hapſal und Weißenſtein bewerkſtelligten Volkszählung erſchien zu Reval 1874 nebſt einem Nachtrage vom Jahre 1875. Dann gelangten 1879 zur Herausgabe ſeine Arbeiten über die Statiſtik der Wohnſtellen in Ehſtland und über die Eheſchließungen daſelbſt im Verlauf der Jahre 1854 bis 1877. Die Ergebniſſe der Volkszählung in Ehſtland vom 29. Dec. 1881 bearbeitete er in einem großen Werke, das in 3 Bänden 1883 und 1884 die Preſſe verließ, wozu er noch 1886 die Reſultate dieſer Volkszählung in textlicher Beleuchtung edirte. Seine Beiträge zur Geographie und Statiſtik Ehſtlands nebſt einem Anhange über Bauerburgen erſchien 1889 im Druck. Abgeſehen von einigen kleineren Arbeiten gab Jordan ſeit dem Jahre 1880 noch „Beiträge zur Statiſtik des Handels in Reval und Baltiſchport“ heraus, die alljährlich das Revaler Börſencomité zum Druck beförderte.

Seiner außerordentlich werthvollen und fruchtbaren wiſſenſchaftlichen Thätigkeit wurde gelegentlich ſeines Rücktritts vom Poſten eines Secretairs

des ſtatiſtiſchen Comités im Juli vorigen Jahres durch eine auswärtige ſachkundige Feder gebührende Anerkennung gezollt. Es ſcheint angebracht zu ſein, dieſer kritiſchen Würdigung ſeiner Verdienſte um die Wiſſenſchaft die ihm ſchon zu Lebzeiten außerhalb ſeiner engeren Heimath zu Theil geworden, hier nochmals Raum zu geben.

„Alle, welche ein Verſtändniß dafür haben, wie überaus wichtig die exacte, objective Erforſchung der eigenartigen Verhältniſſe Liv-, Ehſt- und Kurlands iſt, werden durch dieſe Nachricht (vom Rücktritt Jordans) ſchmerzlich berührt werden. Dreißig Jahre lang, von der Gründung des ehſtländiſchen ſtatiſtiſchen Comités an hat Paul Jordan die Statiſtik in erſprießlichſter Weiſe gepflegt. Seine „Beiträge zur Statiſtik des Gouvernements Ehſtland" ſtellen eine überaus ſchätzenswerthe Fundgrube wiſſenſchaftlich durcharbeiteter Ausweiſe über das wirthſchaftliche und geiſtige Leben Ehſtlands dar. Die Summe der von ihm auf den verſchiedenartigſten Gebieten angeſtellten Unterſuchungen hat Jordan, namentlich in dem 1889 erſchienenen Werk „Beiträge zur Geographie und Statiſtik des Gouvernements Ehſtland" niedergelegt. Von hervorragendem Werth ſind ferner die beiden Publicationen, welche die Reſultate der in Ehſtland veranſtalteten Volkszählungen behandeln. Die Werke: „Reſultate der Volkszählung der Stadt Reval am 16. Nov. 1871" und „Die Reſultate der ehſtländiſchen Volkszählung vom 29. Dec. 1881" ſind in ihrer Art muſtergiltig. Sie zeichnen ſich durch eine überaus klare Darſtellung aus, ihnen iſt der große Vorzug eigen, durch textliche Beleuchtung den ſpröden Stoff gefällig überwunden zu haben. Jordan gebührt der Ruhm, die von Engel verbeſſerte Methode der Zählung nach der Individual-Zählkarte zuerſt in Europa angewandt zu haben. Die Zählkarte gelangte erſtmalig beim Cenſus von Italien 1866 zur Verwendung, darauf bei der Volkszählung der Städte Peſt und Ofen am 31. Oct. 1869. Von Engel weſentlich verbeſſert, ward jene Methode von Jordan zur Grundlage der von ihm 1871 veranſtalteten Zählung der Städte Ehſtlands gewählt. In Deutſchland war zuvor die Zählkarte für die Zählung des Jahres 1870 in Ausſicht genommen, doch verhinderte der franzöſiſche Krieg die Zählung in jenem Jahre überhaupt, ſo daß die Zählkarten-Methode dort erſt am 1. Dec. 1871, ſpäter als in Ehſtland, Verwendung fand. — Mit Jordan ſcheidet der Altmeiſter einheimiſcher Statiſtik aus ſtaatlichem Dienſt. Daß ſeine bewährte Kraft ehſtländiſcher Communal-Statiſtik erhalten bleibe, hoffen wir lebhaft. Seit dem Jahre 1880 iſt Jordan als Leiter des handels-

ſtatiſtiſchen Bureaus des Revaler Börſencomités thätig geweſen und hat Jahr für Jahr vorzügliche „Beiträge zur Statiſtik des Handels von Reval und Baltiſchport“ geliefert. Wir glauben deſſen ſicher ſein zu dürfen, daß wir dem bewährten Statiſtiker wenigſtens auf dieſem Gebiete noch ferner und recht lange begegnen werden. Dieſe wenigen Zeilen, welche nicht entfernt den Verdienſten des hochverehrten Mannes gerecht zu werden vermögen, ſollen klar bezeugen, wie ſchmerzlich es auch außerhalb Ehſtlands empfunden wird, daß die erſprießliche Thätigkeit Paul Jordans eine Einſchränkung erfahren hat.“ (A. Tobien.)

Das Sein und nicht der Schein, die Wahrheit und Treue, welche des Verſtorbenen Hauptcharakterzüge neben ſeiner Beſcheidenheit bildeten, ſpiegelten ſich in allen ſeinen Werken wieder und verliehen ihnen beſondern Werth. Jordan iſt zu Lebzeiten mancherlei Anerkennung auch von ſeiten wiſſenſchaftlicher Pflegeſtätten zu Theil geworden. So war er eins der wenigen ordentlichen Mitglieder des internationalen ſtatiſtiſchen Inſtituts in London, in welcher Eigenſchaft er ſich 1891 am internationalen ſtatiſtiſchen Congreß in Wien betheiligte, und innerhalb der einheimiſchen Geſellſchaften gehörte er der ehſtländiſchen literäriſchen Geſellſchaft in Reval und der gelehrten ehſtniſchen Geſellſchaft in Dorpat als Ehrenmitglied und der kurländiſchen Geſellſchaft für Literatur und Kunſt als correſpondirendes Mitglied an.

Was nun ſein Verhältniß zur ehſtländiſchen literäriſchen Geſellſchaft insbeſondere betrifft, ſo mußte ſein wiſſenſchaftliches Intereſſe ihn, den Patrioten und treuen Sohn ſeiner Vaterſtadt, ganz beſonders zu dieſer Geſellſchaft hinziehen, in welcher ſich das geiſtige Leben des ganzen Landes concentrirte. Vornehmlich Jordan, der im Verein mit Leopold Pezold ſich an die Spitze des Unternehmens ſtellte, iſt die Bildung eines Muſeumsvereins und die eigentliche Gründung des bei der Geſellſchaft beſtehenden Provinzial-Muſeums zu verdanken, das aus dem anfangs unbedeutenden, der Geſellſchaft gehörigen Muſeum ſich weiter entwickelte und bald einen ſtattlichen Schatz von Gegenſtänden aufwies. Auch durch Anregung und Veranſtaltung öffentlicher Vorträge zum Beſten des Muſeums ſuchte Jordan den Mitteln deſſelben aufzuhelfen. Er ſtand ihm als Conſervator ſeit dem Jahre 1856 bis zu ſeinem Lebensende vor und noch auf dem Schmerzenslager während ſeiner letzten Krankheit erfüllten ihn Gedanken der Fürſorge für dieſe ſeine Schöpfung, an welcher er mit ganzer Liebe hing.

Die Geſchichte der ehſtländiſchen literäriſchen Geſellſchaft, deren Geſchicke er in ſeinem Gemüthe mit durchlebte, hat Jordan gelegentlich der 50jährigen Jubelfeier ihres Beſtehens im Jahre 1892 in ſehr anſprechender und eingehender Weiſe behandelt. Es iſt dieſes ſeine letzte größere wiſſenſchaftliche Arbeit, mit der er gleichzeitig ſich und der Geſellſchaft ein ehrendes Denkmal geſtiftet hat. Eine Auszeichnung, die noch keinem Andern widerfahren, wurde ihm zur Feier ſeines 25jährigen Jubiläums als Conſervator in dem Beſchluſſe der literäriſchen Geſellſchaft zu Theil, ſein Bildniß ſchon zu Lebzeiten im Geſellſchaftslocal aufhängen zu laſſen, eine Auszeichnung, die Jordans beſcheidener Sinn jedoch ablehnte.

Sein Wunſch, das Thema über ehſtländiſche Bauerburgen auf dem bevorſtehenden archäologiſchen Congreß in Riga einer nähern Beleuchtung zu unterziehen, hat nicht in Erfüllung gehen können. Sein arbeitsvolles und fruchtreiches Leben iſt geſchloſſen, als Mann der Wiſſenſchaft aber wird er in den Annalen derſelben weiterleben, das Heimathland wird ſeinem treuen Sohn ein dankbares Andenken bewahren, und wie im Schooße ſeiner Familie, ſo wird ſein Tod auch im Kreiſe ſeiner Freunde, denen ſein reiches Wiſſen und ſein für alles Edle begeiſterter Sinn ſtets Anregung bot, eine unausfüllbare Lücke hinterlaſſen.

E. v. Nottbeck.

Ein Göttinger Stammbuch aus den Jahren 1774—1776.

Das vorliegende Stammbuch war Eigenthum des Kurländers Karl Gotthard Elverfeld, stud. theol oder, wie es damals hieß, der Gottesgelahrtheit Beflissenem zu Göttingen, nachherigem Pastor zu Appricken und Propst der Grobinschen Diöcese. Was aus seinem Lebenslaufe von allgemeinerem Interesse ist, soll weiter unten mitgetheilt werden.

Göttingen war damals eine jugendliche Universität. 1737 gegründet, zählte sie noch nicht vierzig Jahre. Dennoch war sie, durch ihre Lehrer und ihre Bibliothek, in ganz Europa schon hochberühmt. Söhne aus aller Herren Ländern strömten zur Georgia Augusta, größtentheils um dort Studien obzuliegen, theils auch aus Eitelkeit. Denn Göttingen und Leipzig waren damals die beiden einzigen deutschen Universitäten, wo ein sogenannter feiner Ton herrschte. (Von Leipzig wissen wir das aus Goethes Dichtung und Wahrheit). In Göttingen war nach außen hin der feine Ton zu Hause, weil erstens auf dieser Universität sich keine Erinnerungen an das frühere, in seinen Ausschreitungen so monströse Studentenleben knüpften, wenn es auch noch in diesem Jahrhundert, als Hinrich Wichern daselbst studirte, manchmal toll genug hergegangen ist, — und weil zweitens, da Hannover und England damals einherrig waren, die Universität Göttingen auch von Söhnen der englischen Gentry, ja selbst von der Aristokratie dieses Landes besucht wurde.

Studirt wurde damals in Göttingen vorherrschend die Rechtswissenschaft. Wenigstens sind 56 von den im vorliegenden Stammbuch verzeichneten 70 Studenten Juristen, und daraus läßt sich wohl ein Schluß auf die Studienfächer der übrigen damaligen Jünger der Göttinger Alma mater

ziehen. Die Theologie und die Medizin nahmen, trotz ihrer berühmten Göttinger Profeſſoren im Vergleich zur Jurisprudenz eine untergeordnete Stellung ein. — Nur wenige Studenten haben ſich in's Stammbuch mit Angabe ihres Studiums eingeſchrieben. Wo es geſchehen, haben ſie dazu, mit einigen Ausnahmen, die deutſche und nicht die lateiniſche Bezeichnung gewählt, wie: d. R. B., d. i. der Rechte Befliſſener; B. R. B. — beider Rechte Befliſſener u. ſ. w.

Eine hebräiſche, 7 franzöſiſche und 14 lateiniſche Inſchriften enthält das Stammbuch, meiſt bekannte Citate.

Das Gleiche gilt von den deutſchen Inſchriften, neben denen ſich mehr oder weniger humoriſtiſche Knittelverſe finden, von denen einige hier mitgetheilt ſeien.

1. Herr Käſtner lehrt mit ſtarken Gründen,
Es ſey kein leerer Raum zu finden,
Allein ich glaub es nicht.
Erfahrung wiederſpricht.
Der Burſchen Beutel lehrt es ja,
Quod saepe dentur vacua.

2. Sey glücklich, werde bald Paſtor,
Nimm Dir ein Weib, geh' Deinen Schafen
Mit thätigem Exempel vor
Und lehre ſie geſchäftig ſchlafen.
In Kurland iſt das Klima kalt,
Unthätig werden viele alt,
Und kennet man erſt Dein Talent,
So wirſt Du Superintendent.

3. Wo Mädchen ſchäkern, küſſen, lachen,
Sich mit dem Jüngling luſtig machen,
Da iſt es gut.
Doch wo ſie zu den Müttern eilen,
Bald läſtern, bald andächtig heulen;
Da ruf ich ohne zu verweilen,
Wo iſt mein Hut?

Die unter 2. genannten Verſe ſcheinen ein von K. G. Elverfeld ſelbſtgemachter poetiſcher Erguß zu ſein. Die unter 3. angeführten hat ein Herr aus Kleinrußland eingeſchrieben.

Die Rechtſchreibung und die Satzzeichen in der deutſchen Schrift laſſen recht viel zu wünſchen übrig. In beiden leiſteten übrigens die Balten noch das Beſte. Doch damit der Satz: „Die Ausnahme beſtätigt die Regel“ auch hier gelte, verewigt ſich einer von ihnen folgendermaßen.

Für einen Freund eine Welt Hingeben iſt gewin.
Erinnere Dich Zuweillen an Deinen u. ſ. w.

Bedeutend beſſer als im Deutſchen, iſt die Rechtſchreibung im Franzöſiſchen; doch kommen auch hier Schnitzer vor.

Blättert man das Stammbuch Seite für Seite durch, ſo erſieht man aus den Studenteninſchriften, daß ein recht leichtes Weſen in der damaligen Göttinger (und wohl auch der übrigen) Studentenwelt das vorherrſchende war. Die ernſten, oder auch bloß harmloſen Citate darin kommen ſelten vor. Einen ähnlichen Inhalt haben indeſſen alle Studentenſtammbücher aus dem vorigen Jahrhundert, namentlich aus der 2. Hälfte deſſelben.

Die Namen der Studenten, die ſich in's Stammbuch eingeſchrieben, ſind nachſtehende, wobei jedesmal auch das Datum der Inſchrift genannt iſt.*)

1. (Karl Ludwig) de Tscharner, Helv. Bern., (jur.) postr. Id. Aug. 1776.
2. (Peter) Baron Le Fort, aus Mecklenburg-Schwerin, (jur.), 24. Aug. 1776.
3. (Friedrich Ferdinand) F. F. Stoever, aus Riga, (jur.), 11. März 1775.
4. (Chriſtoph Caſimir) C. C. Lerche, Moscovia—Russus, (med.), 16. Aug. 1776.
5. (Johann Bernhard) J. B. Schwartz, R. Livonus [d. h. Riga—Liv.] (jur.), 10. März 1775.
6. (Andreas Immanuel) A. J. v. Eßen, aus Livland, (jur.), 29. Aug. 1776.
7. (Gotthard) G. v. Vegeſack, aus Riga, (jur.), 12. März 1775.

---

*) Was ſich in runden Klammern befindet, nämlich die übrigen oder alle Vornamen, ſowie das betreffende Studienfach der Einzelnen und oft der Ort, aus dem ſie ſtammen, verdanke ich der Güte des Herrn Dr. Pauer, damaligen, ich weiß nicht, ob noch jetzigen Univerſitäts-Secretärs, an den ich mich vor einigen Jahren um die betreffenden Auskünfte gewandt hatte.

Die mit lateiniſchen Buchſtaben gedruckten Namen ſtanden unter lateiniſchen oder franzöſiſchen Inſchriften.

8. (Ludwig) L. Bilfinger, aus Würtemberg (Stuttgart), (art. veterin.), 16. Aug. 1776.
9. (Peter Friedrich) Fr. Hoffmann jun., aus Rußland (St. Petersburg), (med.), 4. Novbr. 1774.
10. (Wilhelm Friedr.) W. F. v. Elerdt, aus Kurland, (jur.), 14. Juli 1775 [76?].
11. (Friedr. Auguſt) A. von Schleppegrell, (aus Celle), (mathem. et jur.), 3. Sept. 1776.
12. (Guſtav Johann) G. J. v. Buddenbrok, aus Livland, (jur.), 1. Sept. 1776.
13. G. Schwartz, Riga—Livon., jur., 1. Sept. 1776.
14. (Johann Chriſtoph) ab Haudring, Curonus, (jur.), 25. März 1775.
15. (Friedr. Chriſtoph) von Rummel, aus Kurland, (jur.), 4. Mai 1775.
16. J. C. von Rolde, aus Kurland, jur., 11. April. 1775.
17. (Johann Georg Chriſtoph) J. G. C. Koch, d'Hannovre, (Reitkunſt), 16. Aug. 1776.
18. (Auguſt Georg) Auguſt von Brandenſtein, (aus Wolfenbüttel), (jur.), 15. Aug. 1776.
19. (Georg Heinr. Wilh.) G. H. W. Strube, aus d. Hannöveriſchen, (jur.), 14. Aug. 1776.
20. F. E. v. Stoltzenberg, aus d. Hannöveriſchen, jur., 18. Aug. 1776.
21. (Adam Georg) A. G. von Klugen, aus Ehſtland, (jur.), 16. Aug. 1776.
22. (Karl Johann) C. J. de Numers, Livonien, (jur.), 22. März 1775.
23. (Gideon Ernſt) G. E. de Fock, Ehst., (jur.), 23. März 1775.
24. (Alexander Magnus) von Meiners, aus Ehſtland, (jur.), 12. März 1775.
25. (Jakob Johann) J. J. von Patkul, aus Ehſtland, (jur.), 12. März 1775.
26. (Karl Philipp) Charles de Hardenberg, d'Hannovre, (jur.), 22. Aug. 1776.
27. Joh. von Tumansky, aus Kleinrußland, (jur.), 8. Aug. 1776.
28. (Johann Wilh.) W. Schröder, aus Deſſau (Reitkunſt), 30. April 1776. (Nach Dr. Pauer heißt er Schroeter.)
29. (Johann Joachim) Joh. Joa. Rolsſenn, aus Riga, (theol.), 12. März 1775.

30. (Friedr. Wolfgang) F. W. Rüdt von Collenberg, aus dem Canton Ottenwald in Franken, (jur.), 30. Aug. 1776.
31. (Peter Johann) P. v. Friberici, aus Ehſtland, (jur.), 1. April 1775.
32. S. J. H. Nanne, Hannoveran., jur., 21. Aug. 1776.
33. (Johann Chriſtian Friedr.) J. F. Nanne, (aus Hannover), (jur.), 24. Aug. 1776.
34. J. F. Berner, Curonus, jur., 2. April 1775.
35. (Jeremias Ludwig) J. L. Hoffmann sen., aus St. Petersburg (theol.), 4. Novbr. 1774.
36. (Karl Ludwig [? d. Herausg.]) F. C. de Wakenitz, de la Pomeranie suedoise, (jur.), 4. Sept. 1776.
37. (Heinrich Karl Eckhard) H. C. E. von Campen, aus dem Braunſchweigiſchen, (jur.). 26. Aug. 1776.
38. Frid. Wilh. Huhn, aus Riga, jur., 13. Aug. 1776.
39. Johann Lorenz Pillich, aus Ungarn, theol., 9. Aug. 1776.
40. Justus Christianus Loder, Rigens., med. stud., 19. März 1775.
41. (Bernhard) B. von Qualen, aus dem Holſteiniſchen, (jur.), 19. Aug. 1776.
42. (Joachim Dietrich) J. D. a Wackerbarth, Megapolitanus, [d. h. aus Mecklenburg. D. Herausg.]. (jur.), 20. Aug. 1776.
43. (Johann) J. v. Kuläbker, aus Kleinrußland, (jur.), — 1776.
44. (Chriſtian Guſtav) Hoffmann, aus Riga, (theol.), im Aug. 1776.
45. (Friedrich Wilh.) F. W. Vierhuff, Courlandois, (theol.), 20. März 1775.
46. C. Cleve, aus dem Hannöveriſchen, jur., 20. Aug. 1776.
47. (Peter Wilh.) Pierre de Numers, Livonien, (jur.), 22. März 1775.
48. (Hans Kaſper) H. C. v. Bülow, aus dem Lauenburgiſchen, Domherr zu Lübeck, (jur.), 28. Aug. 1776.
49. d'Ascheberg, [ſo unterzeichnet, die Inſchrift jedoch deutſch] (war im Göttinger Studentenverzeichniß nicht zu finden), 3. Mai 1776.
50. C. G. Vierhuff, aus Kurland, 12. März 1775. [Karl Gotthard V., theol. Von Dr. Pauer im Verſehen für Johann Leopold ausgegeben; bemerkt hat er bei letzterem Namen, daß ſein Inhaber Medicin ſtudirte.]
51. (Friedrich Chriſtian) F. C. Lopau, aus Lüneburg, (jur.), 2. Octbr. 1776.

52. (Wilh. Diedrich Herm.) W. Flebbe, aus dem Hannöverischen, (jur.), 31. Aug. 1776.
53. (Johann Karl) C. J. v. Schlaff, (aus Wismar), (jur.), im Aug. 1776.
54. (Johann Michael) J. M. Poehlmann, aus Franken, (jur.), — 1776.
55. (Johann Daniel) J. D. Lindenberg, [aus Livland], med., 27. März 1775.
56. (Georg Gustav) von Beetz, aus Esthland, (jur.), 20. März 1775.
57. (Johann Christoph) Joh. Christ. Schwartz, aus Riga, (jur), —
58. (Friedrich Alexander) Friedrich von Wenckstern, (aus Hannover), (jur.), —
59. (Bernhard Woldemar) v. Rosenbach, aus Estland, (jur.), —
60. (Hans) de Muralt, Turricensis, [d. i. aus Zürich], (jur), 10. Aug. 1776.
61. (Adolf Erich) A. E. Vogt, aus Bremen, (jur.), 7. Aug. 1776.
62. (Friedr. Wilh. Basilius) F. W. B. de Ramdohr, (aus Hoya), (jur.), 6. Okt. 1776.
63. (Andreas) J. [Fr.?] A. Tamm, aus Hamburg, (jur), im Septbr. 1776.
64. (Lorenz Heinrich) L. H. Hessel, aus Livland, (jur.), 30. Aug. 1776.
65. (Johann Heinrich) J. H. Feuerhahn, aus Göttingen, (jur.), 1. Sept. 1776.
66. (Johann Jakob) Joa. Jac. Windhorst, Riga-Livonus, (jur.), —
67. G. H. C. Schlamm, aus dem Hannöverischen, jur., 30. Aug. 1776.
68. (Johann Leopold) J. L. Vierhuff, [aus Kurland], (jur.), 18. März 1775.
69. (Jakob) J. Mac Keprang, (aus Holstein), (jur.), 20. März 1775.
70. (Karl Fr. B.) C. a Rackniz, (aus Württemberg), (jur.), 11. Aug. 1776.

Außerdem kommen noch folgende Namen im Stammbuch vor:

1. F. W. Reck, Adsessor consistorii regii Piltensis,
   Pastor Zieraviensis et Virginalensis.
   Zieraviae in Paroecia, ipsis calendis
   Augusti MDCCLXXVIII.
2. Ernst Wilhelm v. Stein, — Appricken, den 12. Sept. 1778.

3. W. Franz, Cantor, — Mitau, den 9. Febr. 1781.
4. Hilarius Blumenthal, — Mitau, den 8. Febr. 1781.
5. J. Klare, Enseigne au Regiment de Walthausen Dragons, à Goettingue, à 3me Septembre 1776.
6. Andreas Halter, Seer Civ. Mitav., Mitau, den 8. Febr. 1781.
7. A. Behm, Lieutenant, Goettingue, le 23 d'Aout 1776.
8. Maletius, Canzeley-Secretaire, Mitau, den 9. Febr. 1781.

Wie wir ſehen, ſind unter den Commilitonen 32 Balten, und auf die einzelnen Provinzen vertheilt: 16 Livländer, darunter 10 Rigenſer; 7 Ehſtländer und 9 Kurländer. Unter den Landsleuten ſind manche, die entweder aus einer berühmten Familie ſtammen und auch ſelber ihren Namen in dem Ruhm ihrer Väter erhalten haben, oder ſolche die ihn erſt zu hohen Ehren brachten. Ich brauche hierbei nur folgende Namen zu nennen: Patkul, die Schwartz, Rotsſenn, Buddenbrok und als den größten unter ihnen, Loder.

Biographiſche Notizen über alle hier genannten Studiengenoſſen Elverfeld's, ja nur über die Mehrzahl derſelben zu erlangen, war einfach nicht möglich. Soviel ich ſie der mir zugänglichen in- und ausländiſchen Literatur ſo wie auch den, mir von maßgebender Seite gütigſt ertheilten Auskünften habe entnehmen können, folgen ſie hier.

1. Karl Ludwig von Tſcharner entſtammt einer bekannten ſchweizeriſchen Familie, die in Bern zu Hauſe iſt, wo Angehörige derſelben Glieder des großen Raths waren und ſind. Dieſer Familie gehört auch Beat von Tſcharner an, der bekannte Berner Profeſſor, der Wandervorleſungen über Experimentalphyſik in vielen großen Städten in der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts hielt.

3. Friedrich Ferdinand Stoever, Sohn des wortführenden Bürgermeiſters zu Riga, Andreas Stoever, geb. 25. März 1753, wurde 1807 Rathsherr, † 13. März 1837. Als dimittirter Obervogt feierte er am 4. Nov. 1826 ſein 50jähriges Amtsfeſt. Er war zweimal verheirathet, 1. mit Anna Margaretha Depkin, Tochter des Bürgermeiſters Liborius Depkin, und 2. mit Antonie Henriette Fraſer, des engliſchen Negocianten Joh. Georg F. Tochter. Mit ſeinem einzigen Sohn aus dieſer Ehe, Burchard Ferdinand St., Rechtsgelehrten und Beamten, † 18. Okt. 1862, erloſch das Geſchlecht der Stoever's in Riga.

5. Johann Bernhard Schwartz, geb. 28. October 1753, geſt. 2. Juni 1809. 1807 Rathsherr, verheirathet mit Chriſtine Amalie Gericke und Vater des wortführenden Bürgermeiſters Joh. Chriſtoph Schwartz († 1873). Die Vorfahren dieſer urſprünglich aus Niederſachſen ſtammenden, um ihre Vaterſtadt Riga ſo hoch verdienten Familie, aus der eine ganze Reihe von Rathsherren und Bürgermeiſtern hervorgegangen ſind, ſtanden mit Luther in nahen und vertrauten Beziehungen, betheiligten ſich auch auf's Lebhafteſte bei der Reformation. — Der Sohn des Narvaſchen Juſtizbürgermeiſters und Haradshöfding von Ingermannland Johann Chriſtoph Schwartz (geb. 1627 zu Reval, † 1699) und ſeiner Gattin Hedwig, geb. Nummers, Adam Heinrich Schwartz, war der erſte aus dieſer Familie, der im Jahre 1704 ſich in Riga niederließ und 1762 hochgeachtet als Bürgermeiſter ſtarb. Er war der Großvater unſeres Joh. Bernhard Schwartz. Innerhalb vier Generationen, von Adam Heinrich († 1762) an bis Joh. Chriſtoph († 1873), ſind nicht weniger als 5 Bürgermeiſter und 1 wortführender Bürgermeiſter aus dem Geſchlecht der Schwartz hervorgegangen. Keine einzige andere rigaſche Patrizierfamilie kommt hierin dieſer auch nur annähernd gleich.

6. Andreas Immanuel von Eßen, geb. zu Riga 1757, geſt. ebendaſelbſt 1815. War ein Sohn des aus Mecklenburg gebürtigen Oberpaſtors zu St. Peter in Riga, Immanuel Juſtus von Eßen, der um die rigaſchen Kirchenanſtalten ſich ſehr verdient gemacht hat.

(Andreas Immanuel, ſeit 1800 Rathsherr, überließ 1806 die 2000 Briefe und 12 Packen enthaltende Autographenſammlung ſeines Vaters der Dorpater Univerſitätsbibliothek).

7. Gotthard von Vegeſack, geb. 14. April 1757, † 4. October 1818, Sohn des gleichnamigen rigaſchen Rathsherrn und Großſohn des ebenfalls gleichnamigen wortführenden Bürgermeiſters von Riga.

(Im Hauſe ſeines Vaters, des Rathsherrn, wurde Johann Chriſtoph Brotze 1768 Hauslehrer, und da Gotthard damals erſt elf Jahre zählte, auch, nach den „Rigaſchen Biographien", keine öffentliche Anſtalt beſucht hat, ſo iſt mit Sicherheit anzunehmen, daß er Brotze's Schüler geweſen Hier, in dieſem Hauſe erhielt Brotze, durch die dem Vater Gotthard's gehörige Schievelbein-Andreäſche Sammlung (z. B. in der Rigaſchen Stadtbibliothek), die erſte Anregung zu ſeiner ſo fruchtbringenden Thätigkeit als baltiſcher Geſchichtsforſcher, Sammler und Abſchreiber von Urkunden, Wappen, vieler Grabinſchriften u. ſ. w.)

Gotthard von Vegeſack trat nicht in den Dienſt ſeiner Vaterſtadt, ſondern in den des Landes, wo er verſchiedene Aemter bekleidete. U. a.

war er Aſſeſſor des Rigaſchen Kreisgerichts, Aſſeſſor des Oberconſiſtoriums und Kaſſadeputirter der livländiſchen Ritterſchaft. Verheirathet war er zweimal, 1. mit Eva Maria v. Blankenhagen und 2. mit Catharina Antonie von Vegeſack. Er zeichnete ſich durch muſterhafte Ordnung und Pünktlichkeit in allen ſeinen Aemtern und Geſchäften aus.

8. Ludwig Bilfinger aus Württemberg. Wohl ein Verwandter des zu Stuttgart 1750 unverehelicht verſtorbenen berühmten Philoſophen und Staatsmannes Georg Bernhard Bilfinger. Auf Wolff's Empfehlung wurde dieſer berufen und ging auch nach St. Petersburg, wo er eine Zeit lang thätig war. Friedrich der Große, der ihn hochachtete, äußerte bei ſeiner Todesnachricht „Das war ein großer Mann, deſſen Andenken ich ſtets verehre."

10. Wilhelm Friedrich von Clerdt. Geb. 3. Januar 1746 (? der Herausgeber) und unverehelicht geſt. 13. Januar 1800. War, laut Watſon's kurländiſchem Adreßbuch von 1796, während der kurländiſchen Statthalterſchafts-Regierung Tribunalsaſſeſſor beim Gerichtshof der bürgerlichen Rechtsſachen, ſpäter, nach Wiederherſtellung des status quo ante, Doblenſcher Hauptmann. Sein Vater, Disponent der herzoglichen Ruhenthalſchen Güter, hieß Carl Chriſtoph und ſeine Mutter Gottliebe, war eine geb. von Korff aus dem Hauſe Ewahden.

12. Guſtav Johann von Buddenbrok, Erbherr auf Meſelau. Verfaſſer livländiſch-provinzialrechtlicher Schriften, erhielt 1816 von der Univerſität Dorpat das Ehrendiplom eines Doctors der Rechte. Zu Schujenpahlen am 5. September 1758 geb., bekleidete er nach abſolvirtem Univerſitätsſtudium verſchiedene Landesposten, wurde 1798 Landmarſchall und 1800 Landrath. Zu der im Jahre 1804 angeordneten Commiſſion für Regulirung der Bauerangelegenheiten ging er als Deputirter des Adels mit nach der Reſidenz und verblieb, auch nach Aufhebung dieſes Comités, beim Miniſterium des Innern in denſelben Angelegelenheiten. Vom Kaiſer Alexander I. erhielt er 1819 auf Lebenszeit eine Penſion von 2500 Rbl. Banko-Aſſign. Während der letzten dreißig Jahre ſeines Lebens, 1790—1821, wurde in livländiſchen Landesangelegenheiten nichts von Wichtigkeit verhandelt, woran er, unmittelbar oder mittelbar nicht Antheil nahm. Insbeſondere war er, ſeit dem erſten Beginne der im Adel ſelber zu Gunſten des Bauernſtandes 1795 entſtandenen Bewegung, einer der lebhafteſten und wirkſamſten Beförderer derſelben, † zu Riga am 14. December 1821.

14. Johann Christoph von Haudring, geb. 15. April 1755. Ein Sohn von Otto Ernſt von Haudring, Erbherr auf Meldſern, und deſſen 2. Gemahlin Anna Maria Sophia, geb. von Maydell, aus dem Hauſe Puhnien.

15. Friedrich Chriſtoph von Rummel, geb. 1753, Sohn des Wilh. Chriſtoph von R., Erbherr auf Vormſahten, und der Katharina Charlotte von Nolde aus Kalleten, † 19. November 1819 in Mitau. War von 1797—99 piltenſcher Land-Notarius, ſeit 1799 piltenſcher Landrath. Als 1818 der piltenſche Diſtrict und deſſen Verfaſſung zu exiſtiren aufhörten, wurde er kurländiſcher Oberhofgerichtsrath. Vermählt war er mit Louiſe Julie Sievers, geb. 1784, † 1828 in Mitau. Von ſeinen fünf Söhnen ſtarben drei unverehelicht. Die beiden jüngſten ſind Ernſt, † 29. Januar 1881, weiland langjähriger Director der Kanzlei des kurländiſchen Gouverneurs, Carl, † 29. Dezember 1887, Profeſſor des Provinzialrechts zu Dorpat.

16. Johann Chriſtopher von Nolde, geb. 1755, † 5. Juli 1808. Erbherr auf Kalleten, Oſeln und Wirgen, zweimal verheirathet, 1. mit Charlotte von Nolde aus Gramsden, 2. mit Louiſe Marianne Hill. Aus der erſten Ehe ſtammen die jetzt lebenden Nolde's in Kurland, die Nachkommen der zweiten Ehe leben in Rußland.

21. Adam Georg von Klugen, geb. 14. Auguſt 1757, † 5. December 1810 in St. Petersburg als Collegienrath. War der Sohn von Hans Heinrich von Klugen, Erbherrn auf Lodenſee, Droger Mühle, Schwarzen und Lehhel in Ehſtland.

22. Karl Johann von Numers, Erbherr auf Idwen, geb. zu Magnushof bei Riga am 20. März 1757, † zu Idwen am 22. October 1822. Wurde Militär und als ſolcher zum Landkadettencorps nach St. Petersburg berufen, wo er bis 1797 blieb. Hier gab er auch eine kleine, auf das Kadettenweſen bezügliche Schrift heraus. Auf ſein Geſuch verabſchiedet, wurde er Rath der Oberdirecton des eben neu errichteten Creditſyſtems, 1806 zum Landmarſchall und 1808 zum Landrath erwählt. - Die Familie von Numers ſtammt ab vom Narvaſchen Bürgermeiſter Lorenz Nummers, welcher am 20. Auguſt mit Beibehaltung ſeines Namens von der Königin Chriſtine von Schweden geadelt wurde.

23. Gideon Ernſt von Fock, Erbherr auf Saggad, Kawwaſt, Karkus und Taps in Ehſtland, geb. 12. September 1755, † 10. Mai 1827, Sohn des Johann Ernſt von F. War Kreisgerichts-Aſſeſſor

1783—87, Kreishauptmann 1789—92, Oberlandgerichts-Aſſeſſor 1795—99, Mannrichter 1800—1803, Landrath 1809—10, in welchem Jahr er ſeinen Abſchied nahm.

24. Alexander Magnus von Meiners. Von 1777 an bis zu ſeinem Tode (1793?) war er Oekonomie-Secretär der ehſtländiſchen Ritterſchaft und wurde 1789 zum Oberlandgerichts-Aſſeſſor für das Civil-Departement gewählt.

25. Jacob Johann von Patkul, geb. 9. Februar 1757, † 3. Mai 1811, Sohn des Wilhelm Rudolf von Patkul, Erbherrn auf Habbinem und Reggafer in Ehſtland, auch ſeit 1787, auf Tois. War Kreisadelsmarſchall bis 1792, dann, von December 1792 bis dahin 1795 Gouvernements-Adelsmarſchall (ſo hieß der Ritterſchaftshauptmann während der Statthalterſchafts-Regierung), ſeit 1797 Landrath. Erbherr auf Tois, Porrick und Reggafer, welche Güter er verkaufte und Eſemeggi erſtand; nach dem Tode ſeines Bruders Berend Ewold erbte er das väterliche Gut Habbinem. Vater des um ſeine engere Heimath hochverdienten, in Ehſtland unvergeßlichen, mehrfach wiedererwählten Ritterſchaftshauptmannes Rudolf Thure von Patkul, † 1856. — Mit Johann Reinhold von Patkul ſoll Jacob Johann einen gemeinſchaftlichen Stammvater in der Perſon des Bartholomäus Patkul gehabt haben, der 1498 das Schloß Roſenbeck mit ſeinem Bruder Andreas erwarb.

29. Johann Joachim Roliſſenn. Geb. 1751, ſtudirte von 1774—80 erſt Theologie, dann Jurisprudenz und Staatswiſſenſchaften. War, von der Univerſität heimgekehrt, zuerſt Advocat bei den Stadt- und Landgemeinden und darauf, während der Statthalterſchafts-Regierung, Secretär des Rigaſchen Kreisgerichts. Nach Aufhebung der Statthalterſchafts-Verfaſſung war er einer der neu erwählten Rathsherren, die am 1. Mai 1797 ihr Amt feierlich antraten. Als ſolcher war er bis 1803 Landvogt, dann bis 1807 Präſes beim Amts- und Kammereigericht, wurde in letztgenanntem Jahr Oberwetthherr, 1810 Bürgermeiſter und Oberwaiſenherr, 1826 wortführender Bürgermeiſter und Präſes des Stadt-Conſiſtoriums. 1834 legte er ſeine Aemter nieder, † am 14. März 1840. Seine Inſchrift lautet:

„Froh zu ſeyn, bedarf man wenig;
Und wer froh iſt, iſt ein König.“

31. Peter Johann von Friderici, geb. 31. Auguſt 1756, † 1807, Sohn des Capitäns Hermann Johann von Friderici. War 1789 Major und nachmals General. Arrendator von Münkenhof

in Ehſtland. Vermählt 1798 mit Friederike Jacobine Margarethe von Berg, Tochter des Kammerherrn Carl Auguſt von Berg, Erbherrn auf Warrang und Engdes in Ehſtland.

34. Johann Friedrich Berner, geb. 1757, † 6. März 1824, Sohn des Mitauſchen Rathsherrn Johann Dietrich Berner und deſſen Gattin Anna Louiſe, geb. Katz. Er war Chef des damals alleinigen Bankhauſes in Mitau. Während der Statthalterſchafts-Regierung war er 1796 Commiſſionsrath, hernach Präſident der Criminalabtheilung des kurländiſchen Gouvernements-Magiſtrats. In Folge der ſogenannten bürgerlichen Union wurde er, nebſt einigen anderen Herren in den kaiſerlich-römiſchen Adelſtand erhoben und im März 1799 in die kurländiſche Adelsmatrikel aufgenommen. Bei ſeinen reichen Mitteln wurde er darauf Erbherr auf Dannenthal, Stalgen und Pommuſch. — Zweimal war er verheirathet. Das erſte Mal mit Katharina Luiſe Collins, Tochter des zu Königsberg lebenden engliſchen Negocianten Edward Collins und Schweſter des reformirten Predigers zu Riga Dr. Georg Collins. Seine zweite Frau, mit welcher er ſich 1782 vermählte, war Marianne Klatzo, † 1833, eine Tochter des rigaſchen Rathsherrn Johann Chriſtoph Klatzo. Berner's vier Söhne, Kinder beider Ehen, ſtarben unvermählt; von ſeinen zwei Töchtern heirathete die jüngere, Anna Louiſe, † im Jahre 1869, einen neapolitaniſchen Advocaten Catalano.

35. Jeremias Ludwig Hoffmann, aus St. Petersburg. War von 1801—1807 Paſtor zu St. Michaelis in ſeiner Vaterſtadt.

37. Heinrich Carl Eckhard von Campen, aus dem Braunſchweigiſchen. Er gehört einer, namentlich im Braunſchweigiſchen und dem ehemaligen Markgrafenthum Schwedt, bekannten Adelsfamilie an und war ein häufiger, vielleicht ſteter Jagdgefährte des einſtigen Beſitzers dieſes Stammbuches, welcher leidenſchaftlicher Jäger war. Campens Inſchrift beſteht aus einem Citat und folgenden Worten: „Mein liebſter Elverfeld, auch in der Entfernung vergiß nie deinen aufrichtig treuen Freund, Bruder und Jagd-Camerad H. C. E von Campen.

40. Juſtus Chriſtianus Loder. Das iſt der weltberühmte Anatom Loder, der zuerſt in Jena, darauf in Halle und zuletzt in Moskau Profeſſor war. Als Sohn von Johann Loder, Paſtor zu St. Jacob, Rector des Lyceums, zu Riga und Beiſitzer im Oberconſiſtorium, am 28. Februar 1753 geboren, ſtudirte er nur in Göttingen 1773—77 Medicin, wurde 1781 während ſeiner Jenaer Lehrthätigkeit, ſachſen-weimarſcher

Leibarzt, 1803 kgl. preußiſcher Geheimrath, 1808 kgl. preußiſcher Leibarzt und ſiedelte 1809 nach St. Petersburg und 1810 nach Moskau über Im ſelben Jahr wurde er Wirklicher Staatsrath und zugleich Kaiſerlicher Leibarzt. In Moskau wo er ſich durch öffentliche unentgeltliche Vorleſungen über Anatomie, durch ſeine ärztliche Fürſorge für die Kranken während der erſten Cholera-Epidemie und ſonſtige Wohlthaten den Dank der Bewohner Moskaus erworben hatte, ſtarb er, unterdeſſen Geheimrath geworden, am 4. April 1832. Zum Andenken an ihn wurde von ſeinem Schüler, dem Profeſſor Einbrodt, eine öffentliche Rede gehalten und ſeine Marmorbüſte in dem auf ſeinen Antrag und unter ſeiner Oberleitung errichteten Anatomicum der Moskauer Univerſität aufgeſtellt. Die hervorragendſten gelehrten Geſellſchaften und Vereine faſt aller Länder Europas rechneten es ſich zur Ehre an, daß Loder ihr Mitglied oder Ehrenmitglied war. Die Zahl ſeiner wiſſenſchaftlichen Werke und ſonſtigen Veröffentlichungen iſt überaus groß. — Seine Inſchrift im Stammbuche zeigt eine markante und zugleich ſchöne Handſchrift.

44. Chriſtian Guſtav Hoffmann. War von 1784—1800 Paſtor zu Holmhof und von 1800—1806 zu Kattakaln und Olai.

45. Friedrich Wilhelm Bierhuff, geb. 1753 als Sohn des Zelmeneekenſchen, nachherigen Gröſenſchen Paſtors Joh. Leopold B. Wurde, nach beendetem dreijährigem Studium, als Adjunkt ſeines Vaters nach Gröſen vocirt, mußte jedoch nach deſſen Tode, den damaligen Stiftungsbeſtimmungen gemäß, als Paſtor zu der Gr. Eſſernſchen Güter zweiten und dritten Kirche, Lihkuppen (oder Griwaiſhen) und Pampeln, deren Paſtorat den Namen Zelmeneeken führt, übergehen, wo er ſein Amt 1783 antrat, indem ſein Vorgänger Gröſen erhielt. Erſt nach deſſen Tode wurde er 1803 wieder nach Gröſen berufen, wo er nach langjähriger Krankheit am 16. Nov. 1813 ſtarb. Verheirathet war er mit Caroline Amalie Martini, Tochter des Paſtors zu Gr. Autz Dietrich Karl Martini.

49. Von Aſcheberg. Iſt im Göttinger Studentenverzeichniß nicht zu finden geweſen. Wahrſchemlich iſt es Röttger Gottlieb Wilhelm von Aſcheberg, geb. 25. Mai 1754, † 6. Januar 1814, Ritter des Ordens des hl. Johannes von Jeruſalem zu Malta ruſſiſcher Junge, geweſen. Dieſer, Erbherr auf Ringen, wurde durch die am 11. Nov. 1791 ſtattgefundene Vermählung mit Eleonore Anna Marie Thereſe Reichsgräfin von

Kettler aus Gr. Essern, † den 15. März 1852, der letzten Kettler in Kurland und ursprünglich von derselben Familie wie der Ordensmeister, nachherige Herzog Gotthard Kettler, auch Erbherr der Gr. Essernschen Güter und hieß fortan: „Ascheberg, genannt Kettler."

50. C. G. Vierhuff. Carl Gotthard V., stud. theol., ein Sohn des Pastors Johann Leopold V. und Bruder des vorhin angeführten Friedrich Wilhelm V., intim befreundet mit Karl Gotthard Elverfeld. Geb. 1756, wurde er im Jahre 1788, nach dem Abgange Bernhard Gottlieb Becker's, nachherigen Propstes der Kandauschen Diöcese, († 1821), Pastor zu Neu-Autz und Kerklingen, war mit Louise Gottliebe Jeschke verheirathet und starb daselbst am 11. September 1811.

55. Johann Daniel Lindenberg, aus Livland. Soll sich 1781 zu Gießen die medicinische Doktorwürde erworben haben.

56. Georg Gustav von Peetz. Geb. 9. Febr. 1755 als Sohn des Johann Georg von Peetz, Erbherrn auf Pirk und Ummern in Ehstland, starb im Alter von zweiunddreißig Jahren, am 24. Okt. 1787.

57. Johann Christoph Schwartz. Dieser, geb. 4. Jan. 1754, ist gleichfalls ein Großsohn des 1704 nach Riga gekommenen Adam Heinrich Schwartz, Vetter des obenerwähnten Johann Bernhard S., Sohn des durch seine literärischen Verdienste wohlbekannten Bürgermeisters Joh. Christoph Schwartz († 1804). — Studirte zuerst in Göttingen, dann in Leipzig und machte nach Beendigung seiner Studien eine Reise durch Deutschland, Holland und Frankreich. Im Jahre 1777 wurde er in der Kanzlei des Raths angestellt, 1781 Secretär beim Amts- und Kämmereigericht, sowie beim Archiv, 1784 Secretär des Wettgerichts. 1794 wurde er erster Magistrats-Secretär und zum Criminal-Departement versetzt und 1797, bei Herstellung der alten Verfassung, Oberfecretär des Raths. 1800 zum Rathsherrn erwählt, wurde er als solcher Assessor beim Waisengericht, ging 1801 zum Vogteigericht über, wurde 1811 Obervogt und 1822 Bürgermeister und Oberlandvogt. Gleichzeitig bekleidete er das Vice-Syndikat. † im August 1824.

59. Bernhard Woldemar von Rosenbach, geb. 27. Juli 1755, Sohn des Michael Ewald von Rosenberg, Erbherrn auf Woibifer in Ehstland. 1786 Assessor im Weissensteinschen Niedergericht.

60. Hans von Muralt, aus Zürich. Diese uralte, in der Geschichte seit 938 bekannte, hochangesehene Familie, zuerst in Lothringen

als Grafen von Clermont, dann, aus Frankreich geflohen, über ein halbes Jahrtausend im nördlichen Italien angeſeſſen, hieß, nach dem Mauern ihres bei Locarno belegenen Schloſſes, wo Otto der Große auf ſeiner Krönungsfahrt nach Rom einen Monat als Gaſt weilte, — mit italieniſchem Namen: de Muralto. Im Jahre 1555 ſchloß ſie ſich, als um ihres Glaubens willen 200 Proteſtanten, 120 Erwachſene und 80 Kinder aus dem katholiſchen, unterdeſſen eidgenöſſiſch gewordenen Locarno ausgewieſen wurden, den Vertriebenen an, und zog nach Zürich. Hier erwarben die Muralt's durch ihre der Stadt geleiſteten Dienſte für ſich und alle ihre Nachkommen das Bürgerrecht. Der Name Johann kehrt häufig unter ihnen wieder. Dieſer berühmten Familie gehört auch der in Zürich geborene, bekannte Paſtor an der reformirten Kirche zu St. Petersburg, Johannes von Muralt († 1850) an, deſſen Biographie Hermann Dalton geſchrieben.

66. Joachim Jacob Windhorſt. Wird, da er ſich ſelber als „Joa. Jac." eingeſchrieben, nicht Johann Jacob, wie Dr. Pauer angegeben, ſondern Joachim Jacob geheißen haben. Er ſtammt, laut ſeiner Inſchrift, aus Riga. Meine Nachforſchungen nach ihm waren vergeblich. Im Predigerverzeichniß fand ſich wohl ein Johann Luther Windhorſt, Paſtor-Adjunct zu Candau von 1701—1710, darauf Paſtor daſelbſt von 1710—1711, um das letztgenannte Jahr aber ſchon Paſtor in Seſſau. Ob dieſer nun ein Vorfahre von Joachim Jacob Windhorſt iſt, konnte ich auch nicht ermitteln. Ich wandte mich daher brieflich an den damaligen Abgeordneten Dr. Ludwig Windthorſt, mit der Bitte, er wolle, falls ihm von dieſem Träger ſeines Namens, den ich übrigens als Johann Jacob Windhorſt bezeichnete und der ſich als Riga-Livonus eingeſchrieben habe, etwas bekannt wäre, ſo wie davon, ob und wann ein Zweig ſeiner Familie nach den Oſtſeeprovinzen ausgewandert, mich benachrichtigen. Ich erhielt folgende Antwort: „Hannover, 2. April 88."

„Ew. Wohlgeboren

„beehre ich mich auf die gefällige Zuſchrift vom 15. Februar zu erwidern, „daß mir von einer Ueberſiedelung eines Theils der Familie „Windthorſt aus dem Fürſtenthum Osnabrück, in welchem dieſe „zu Hauſe iſt, nach Riga-Livonus (sic) oder ſonſt in die ruſ„ſiſchen Oſtprovinzen (sic) Nichts bekannt iſt. Auch habe ich keinerlei „Nachricht über den von Ihnen bezeichneten Johann Jacob Windhorſt.

Hochachtungsvoll und ergebenſt

L. Windthorſt, Dr."

(In dieſem Schreiben, ſoll von Windthorſt, laut Mittheilung der Redaction der „Germania", der ich im Jahre 1892 den Brief überſandt hatte, nur die Unterſchrift ſein; den Brief ſelbſt habe ſein Secretair geſchrieben).

Bei fünf Namen finden ſich, außer der Inſchrift, räthſelhafte Abkürzungen, wobei die einzelnen Worte nur mit je einem Buchſtaben angegeben ſind. Sie fangen mit einem V. an, mit Ausnahme einer, wo ſich dieſer Buchſtabe in der Mitte befindet. Man geht daher wohl nicht irre bei der Annahme, die V.'s bedeuten ein „Vivat", reſp. „Vivant". Die Abkürzungen ſind folgende:

1. V. G. v. H. (bei Baron Le Fort).
2. S. V. W. (bei Stoever).
3. V. V. A. × × V. A. F. H. (bei Bilfinger).
4. V. O. N. V. C. H. B. (bei Joh. Chr. Schwartz).
5. V. O. F. (bei von Nackniz).

Letzteres ſoll wohl: Vivant omnes feminae! bedeuten.

Auf meine Anfrage beim Fürſten Bismarck, der ja bekanntlich Göttinger Student geweſen, ob er die Zeichen deuten könne, erhielt ich folgende Antwort:

Friedrichsruh, den 11. Juli 1890.

„Ihr gefälliges Schreiben vom 5. dieſes Monats habe ich erhalten „und bedaure, über die betreffenden Jahre des Göttinger Studentenweſens keine Auskunft geben zu können. Meiner Zeit bedeuteten „Signa wie × × nicht Menſuren, ſondern die Chargen in den „Corps; mit × × war der Conſenior gemeint Die angegebenen „Buchſtaben iſt mir nicht möglich zu deuten. Zu meiner Zeit, „1832/33, hat die Landsmannſchaft Curonia nicht mehr beſtanden; „es ſtudirten damals nur drei Kurländer dort: Fircks-Samiten, von „der Hoven und Pantenius.

von Bismarck.

Noch acht Studirende, deren Namen oben genannt wurden, haben ſich, zwei in Göttingen, die anderen ſpäter in Kurland, in Elverfeld's Stammbuch eingeſchrieben. Ueber fünf derſelben mögen noch einige kurze Angaben folgen.

1. Der Paſtor zu Zierau, Friedrich Wilhelm Reck, wie er ſich ſelber ſchreibt (nicht alſo. Recke, wie bei Kallmeyer-Otto, die evangeliſchen Kirchen und Prediger Kurlands) wurde geboren am 12. Aug. 1699, war zuerſt Paſtor zu Wahnen in Kurland, von 1724—30, dann zu Kabillen, gleichfalls im Herzogthum Kurland, und zuletzt zu Zierau, im Stift oder Diſtrikt Pilten und Virginahlen, welche Filialkirche

jedoch im Herzogthum belegen war. Hier wurde er 1763 Aſſeſſor des Piltenſchen Conſiſtoriums und ſtarb am 28. April 1786. Verheirathet war er mit Anna Dorothea Hildebrand, Tochter der Paſtors Bertram Hildebrand zu Bauske, dann mit Anna Maria Kupffer, Tochter des Paſtors Johann Julius Kupffer zu Zabeln.

2. Ernſt Wilhelm von Stein, Schwager des einſtmaligen Eigenthümers dieſes Stammbuches, Arrendator der Domäne Schlampen.

4. Hilarius Blumenthal ebenfalls Schwager Karl Gotthard Elverfeld's und Bruder des berühmten Arztes Dr. Johann Heinrich Blumenthal († 1804 zu Haſenpoth), deren Schweſter Charlotte Concordia die erſte Gattin Karl E.'s war.

6. Andreas Halter, Stadtſecretär, vordem Notär zu Mitau, war ein intimer Freund Elverfeld's und ſtand in ſeiner Vaterſtadt in ſehr geachtetem Rufe.

8. Maletius, Canzleiſecretair in Mitau. War wohl ein naher Anverwändter von E.'s Stiefmutter, einer geb. Maletius.

Wenden wir uns nun zum ehemaligen Eigenthümer des Stammbuchs, Carl Gotthard Elverfeld, Paſtor zu Appricken und Sallenen (letztgenanntes Gut lag im Diſtrict Pilten), Aſſeſſor des kurländiſchen Conſiſtoriums und Propſt der Grobinſchen Diöceſe.*) Geboren am 25. September neuen Styls 1756 als dritter Sohn des Paſtors zu Appricken Johann Chriſtopher Elverfeld, aus deſſen Ehe mit einer Tochter des Doblenſchen Propſtes und Paſtors zu Groß-Autz, Michael Martini († 1772), verlor er ſchon frühe, im Alter von kaum zwei Jahren, ſeine Mutter. Den erſten Unterricht, vom 6. bis zum 9. Lebensjahre, genoß er bei einem Hauslehrer, der jedoch von ihm als Anfänger unerhörte Leiſtungen forderte und ihn tyranniſch behandelte. Nach Entlaſſung deſſelben übernahm der Vater den Unterricht des Sohnes, bis dieſer, eben 18 Jahre alt geworden, im Jahre 1774 die Univerſität Göttingen bezog. Hier, wo er rationaliſtiſche Lehren kennen lernte, Semler's Schriften ſtudirte und ein eifriger Leſer der vom Buchhändler Nicolai, zur weiteren und ſchnelleren Verbreitung

*) Er ſtammt aus einer altadeligen niederſächſiſchen Familie, die im 15. Jahrhundert in den Reichsfreiherrnſtand erhoben wurde, deren Glieder noch heute in Weſtfalen und der Rheinprovinz mehrfach begütert ſind. Im 16. Jahrhundert wanderte ein E. aus Deutſchland nach Polen (?) aus. Im 17. Jahrhundert, um 1650, tritt zuerſt ein E., Chriſtian Wilhelm, in Kurland als Paſtor in Barbern, auf. Dies iſt der älteſte Vorfahr unſeres Karl Gotthard E.

des Rationalismus herausgegebenen „Allgemeinen Deutschen Bibliothek“ wurde, blieb er nur zwei Jahre, bis zum Herbst 1776. Gleichwohl muß der Jüngling seine Theologischen Studien, trotzdem er nebenher mit den alten Sprachen, den mathematischen Wissenschaften, der Geschichte und vorzüglich, weil er dafür besonders begabt war, mit der Philosophie sich beschäftigte, mit großem Fleiß betrieben haben. Denn als er in Mitau sein Consistorialexamen bestand, erklärte der damalige Superintent Christian Huhn, er habe lange nicht einen so tüchtigen Candidaten examinirt. — Von 1776 78 war er Hauslehrer bei seinem Oheim, dem Pastor Dietrich Carl Martini († 1778) in Groß-Autz, einem hochgebildeten, durch tiefen Geist ausgezeichneten Mann, dann, von 1778—1780 bei Herrn von Derschau auf Bojen. Nach dem Tode seines Vaters († 1780) wurde er an dessen Stelle Pastor zu Appricken und übernahm 1783 auch die Kirche zu Sallenen. Hier hat er über neunundbreißig Jahre hindurch seinem Amt treu vorgestanden und sich das Wohl seiner lettischen Gemeindeglieder besonders angelegen sein lassen. Lebhaften Geistes, war er bis zu seinem Ende als Seelsorger, und als Schriftsteller unermüdlich thätig. „Mit Recht“, sagt Dr. Christian Friedrich Schmidt von der Launitz, Pastor zu Grobin, nachmals Propst der Grobinschen Diöceſe († 1832), in der Standrede über ihn, „konnte er eine Zierde des Staates, der Kirche, der Gesellschaft und des Vaterlandes genannt werden“.

Verheirathet war Elverfeld dreimal. Zuerst, seit Juli 1780, mit Charlotte Concordia Blumenthal, welche am 6. Mai 1801 starb. Darauf, vom Mai 1802 bis zum Januar 1815, mit Elisabeth Regina Hillner, Schwester des Pastors zu Angermünde und Popen, nachherigen Piltenschen stellvertretenden Superintenten (1827—1833), und dann Piltenschen Propstes (1833—35), Johann Samuel Hillner († 1835). Seine dritte Frau, die er im August 1816, fast sechzigjährig, heirathete, war Eleonore (Laura) Juliane Sophie Hesselberg, des Licent-Inspectors zu Windau Tochter, Großtochter des Pastors zu Grobin wie Grobinschen Propstes Joh. Fr. Hesselberg († 1759.) Hans Elverfeld.

Herausgeber: Arnold v. Tideböhl.
Redacteur: A. Carlberg

Vice-Kanzler Graf Nikita Petrowitsch Panin.[1])

Das nun ausgestorbene Geschlecht der Grafen Panin hat in der Geschichte Rußlands am Ende des vorigen und beim Beginn dieses Jahrhunderts eine nicht unbedeutende Rolle gespielt.

In den Annalen der russischen Geschichte wird eines Panin zuerst im Jahre 1530 erwähnt: im Feldzuge gegen das tatarische Zarthum Kasan wird ein Wassili Panin erschlagen. Aus der Regierungszeit Iwan des Schrecklichen wird um das Jahr 1572 unter den Dienstleuten dreier Panin erwähnt. Im Jahre 1626 unter dem Zaren Michael Fedorowitsch wird ein Nikita Fedorowitsch Panin erwähnt. Das Geschlecht war allmälig in die Reihen der höheren Dienstklassen aufgestiegen. Der Sohn dieses Panin gehört schon zu den Dumnyje Dworäne und ist als solcher Mitglied des Bojarenraths unter dem Zaren Alexei Michailowitsch. Unter dem Zaren Fedor ist ein Panin Stolnik — etwa Kammerherr. Seine Söhne Andrei und Iwan dienen unter Peters Regierung in der Armee. Beide erlangen den Generalsrang und der letztere ist unter Anna Senator. Dieser Iwan Wassiljewitsch Panin (1673—1736) ist der Vater der Gebrüder Panin, die unter der Kaiserin Katharina II. eine bedeutende Rolle gespielt haben. Der ältere, Nikita Iwanowitsch (1718—1783) als Staatsmann und Leiter der auswärtigen Angelegenheiten. Der jüngere Peter Iwanowitsch (1720—1789) als Militär: er hat im 7jährigen Kriege sich ausgezeichnet, Bender erstürmt, im Türkenkriege Lorbeeren errungen und

[1]) Vorstehende Darstellung basirt auf den von Herrn Professor Dr. A. Brückner herausgegebenen: Матеріалы для жизнеописанія графа Никиты Петровича Панина 1770—1837, т I—VII. СПб. 1888—1892.

ſchließlich dem Pugatſchewſchen Aufſtande ein Ende gemacht. Die angeſehene Stellung, der rechtliche Charakter des Aelteren, veranlaßten die Kaiſerin Eliſabeth ihn zum Erzieher des Großfürſten Paul zu ernennen. Als unter den höheren Staatsmännern ſich während der ſchwankenden Regierung Peters III. die Ueberzeugung verbreitete, es könne in dieſer halt- und tactloſen Weiſe nicht weiter gehen, ſprach N. J. Panin ſich für Einſetzung einer Regentſchaft bis zur Volljährigkeit ſeines Zöglings, des Thronfolgers Großfürſten Paul aus. Freilich, der vollendeten Thatſache der Thronbeſteigung der Kaiſerin Katharina mußte er ſich fügen. Wie erwähnt war er unter ihrer Regierung bis zu ſeinem Tode Leiter der auswärtigen Angelegenheiten. Er war fein gebildet und von vollendeten Formen. Im Jahre 1767 wurden die Brüder in den Grafenſtand erhoben. Peter Iwanowitſch Panin war eine rauhe kriegeriſche Natur, aber von tiefem Gefühl. Er heirathete in zweiter Ehe Marie Weydel, ein Hoffräulein der Kaiſerin Eliſabeth. Sie war eine energiſche, aber ſehr aufbrauſende Natur, die ſich in der Heftigkeit leicht zur Härte fortreißen ließ, was ſie dann ſpäter beklagte und beweinte[1]). Die erſten Kinder ſcheinen bald geſtorben zu ſein. Nikita wurde am 17. April 1770 in Charkow an demſelben Tage geboren, an dem die Armee, die ſein Vater commandirte, in den Türkenkrieg aufbrach. Soldat mit Leib und Seele, verſtand es ſich für Peter Panin von ſelbſt, daß ſein Sohn Soldat werde. So ſchrieb er der Kaiſerin, daß ihm ein Sohn und ihr ein Soldat geboren worden ſei, den er ihrer Obhut empfehle. Katharina antwortete in der ihr eigenen liebenswürdigen Weiſe:

„Aus ihrem Briefe vom 18. April habe ich erſehen, daß Gott ihnen einen Sohn beſcheert hat, zu dem ich ihnen Glück wünſche und da ſie ihn mir anvertrauen, ſo will ich gleich mit meiner Fürſorge beginnen und ihn ſo raſch als möglich auf den Weg zum Ruhme bringen, indem ich ihm Gelegenheit gebe, ohne Zeitverluſt das Kriegshandwerk zu erlernen. Ich befehle ihnen hierdurch, ihm zu eröffnen, daß er zum Cornet des Regiments Leibgarde zu Pferde ernannt iſt und hoffe, daß ſie nicht unterlaſſen werden, ihm dieſelben Gefühle gegen das Vaterland und gegen mich einzuflößen, die ſie ſtets durch ihre Thaten zu beweiſen beſtrebt geweſen ſind."

Im Alter von fünf Jahren verlor Nikita ſeine Mutter. Der Vater entſchloß ſich ſchweren Herzens, die Erziehung ſeines letzten Sohnes

[1]) In ihren Briefen zeigt ſich viel Natürlichkeit und ein gewiſſer derber Humor.

ſeinem Bruder zu übertragen, in deſſen Hauſe Nikita 8 Jahre bis zum Tode des Grafen im Jahre 1783 erzogen wurde. Dann kehrte er zum Vater zurück, der ihn in die Verwaltung ſeiner Güter einführte, obwohl er erſt 13 Jahre alt war. Man ſieht, er hatte früh Gelegenheit ſelbſtändig zu werden und ſich Menſchenkenntniß zu erwerben.

Sein Vater war beſtrebt ihn mit Leuten von Herz und Geiſt in Beziehung zu ſetzen, ſo mit ſeinem Vetter dem Fürſten A. B. Kurakin. Obwohl 18 Jahre älter, ward dieſer der Vertraute des jungen Panin. Eine ausführliche Correſpondenz wurde zwiſchen beiden geführt: Panins Briefe enthielten oft Abhandlungen über geleſene Bücher oder politiſche Fragen, eine Art zwangloſer Curſus in Briefen über Literatur und Politik.

In jeder Beziehung für die Ausbildung ſeines Sohnes ſorgend, verlor der Graf ſeinen urſprünglichen Plan, ihn die militäriſche Carriere einſchlagen zu laſſen, nicht aus den Augen. Als ein Conflict mit Schweden drohte und der Großfürſt, deſſen Vertrauen Graf Peter Panin genoß, am Feldzuge Theil nehmen ſollte, erbat er von der Kaiſerin die Erlaubniß für ſeinen Sohn, den Feldzug in Finnland mitzumachen. So brachte er ihn in die militäriſche Laufbahn und näherte ihn dem Großfürſten. Graf Peter Panin, 68 Jahr alt, lebte damals auf ſeinen Gütern. Auf der Reiſe zur Armee nach Wiborg wurde der junge Panin der Kaiſerin und der Großfürſtin vorgeſtellt, auch dafur hatte der Vater geſorgt. Die Aufnahme war eine ſehr gnädige. Die Briefe des greiſen Vaters ſind ein rührendes Zeugniß ſeiner innigen Liebe und ſeiner umſichtigen Fürſorge. Seiner Zeit hatte der alte Graf ſein Leben nicht geſchont, vielmehr wo es galt in die Schanze geſchlagen. Auch dem Sohn giebt er ſeinen Segen zum Kampf für's Vaterland, der Pflicht und der Ehre möge er ſtets folgen; ſeine Befürchtungen für deſſen Leben hüllt er in den Wunſch zum Winter ihn wieder bei ſich zu ſehen. Als der junge Panin die Armee erreichte, waren die erſten Treffen bereits vorüber und die in der ſchwediſchen Armee ausgebrochene Verſchwörung, der Bund von Anjala, zwang Schweden einen Waffenſtillſtand abzuſchließen, den Vorläufer des Friedens von Werelä (1790 14. Auguſt).

Die Briefe des jungen Panin an ſeinen Vater aus jener Zeit ſind nicht erhalten; aus den Antworten des Vaters geht jedoch hervor, daß er das Vertrauen des Großfürſten genoß, der ihn übrigens ſchon aus der Zeit kannte, wo Nikita im Hauſe ſeines Oheims erzogen wurde. Aus anderen Quellen wiſſen wir, daß der Großfürſt bei der Armee ſich in einer

ſehr peinlichen Lage befand: auf Befehl der Kaiſerin wurden ihm die wichtigſten Fragen verheimlicht. Als er das erfuhr, zog er ſich völlig von der Leitung zurück und verließ bald darauf das Heer.

Panins militäriſche Laufbahn hatte, wie wir ſahen und wie es damals bei vornehmen, der Kaiſerin naheſtehenden Familien üblich war, in der Wiege begonnen, mit 18 Jahren war er Brigadier — ein Rang der zwiſchen dem des Obriſten und des Generalmajors ſtand — ſein erſter Feldzug dauerte etwa 5 Wochen und verlief ſehr bequem. Die guten Beziehungen zum Großfürſten dauerten fort, als Kammerjunker hatte Panin ſeinen Dienſt auch am großfürſtlichen Hofe zu verrichten. Als er zu ſeinem Vater nach Moskau ging, begann der Großfürſt eine vertrauliche Correſpondenz mit ihm, von der ſich jedoch nur einige Briefe des Großfürſten erhalten haben.

Bei der Rückkehr zu ſeinem Vater nach Moskau hatte Panin die Abſicht ausgeſprochen den Türkenkrieg mitzumachen und ſollte auf des Vaters Rath Taktik und Strategie ſtudieren, allein er ſtudirte, wie das im Leben eben kommt, gar zu ſehr in den ſchönen Augen der jugendlichen Gräfin Sophie Orlow, der jüngſten Tochter des jüngſten der fünf Brüder Orlow, Wladimir, und verlobte ſich mit ihr. Er war 18 und ſeine Braut 15 Jahre alt. Da die Panin und ihre Verwandtſchaft zum jungen Hof hielten und als Parteigänger des Großfürſten galten, ſo erregte dieſe Verlobung großes Aufſehen. Sein Vetter Kurakin erklärte dem Großfürſten, er ſei außer ſich über dieſe Partie und ſuchte durch einen ausführlichen Brief die Großfürſtin milde zu ſtimmen, indem er darlegte wie Alles unverhofft und unerwartet gekommen ſei. Der junge Graf zeigte ſeine Verlobung ſelbſt dem großfürſtlichen Paare an und erhielt ſehr gnädige Handſchreiben. Auf das großfürſtliche Paar machte übrigens dieſe Verlobung keinen ungünſtigen Eindruck. Die Correſpondenz ging im früheren intimen Tone fort.

Der alte Panin war entzückt über die Verlobung, ebenſo ſehr die Orlow. Sehr zufrieden war auch die Kaiſerin, die auf die Bitte des Grafen Alexei Orlow ſofort ihre Einwilligung gab. Nach altruſſiſcher Etikette durften Perſonen, die Zutritt zum Hofe hatten nur mit Einwilligung des Monarchen heirathen.

Im März hatte die Verlobung ſtattgefunden, am 16. April ſtarb der alte Panin: ein Schlagfluß endete ſein Leben im 69. Jahre. Aus dem Nachlaß ſeines Vaters ſandte der junge Graf dem Großfürſten einen

Packen Papiere, offenbar die Correſpondenz des Großfürſten mit ſeinem Vater, was große Zufriedenheit hervorrief. Die Beileidsſchreiben des Großfürſten und der Großfürſtin waren ſehr gnädig abgefaßt und zeugten von großer Freundſchaft.

Der junge Graf liebte ſeine Braut innig, das bezeugen ſeine Briefe, einen etwas ſonderbaren Eindruck macht nur der erſte. Seine 15jährige Braut hatte die Correſpondenz mit einem rührend einfachen, natürlichen Brief eröffnet und erhält darauf ein feierliches Schreiben, mit vollem Titel und förmlicher Anrede und als Inhalt Stilregeln für Briefe, durch die man ſeine Kenntniſſe und ſein Urtheil, ſeine Grundſätze und ſeine Moral ausbildet und vervollkommnet. In den anderen Briefen giebt er ſich übrigens ganz natürlich. Wenn wir uns erinnern, daß er einen großen Theil ſeiner Ausbildung ſeiner eingehenden und ſorgfältigen Correſpondenz mit ſeinem Vetter Kurakin verdankte, ſo erſcheint dieſer Brief weniger ſonderbar. In allzugroßem Eifer wollte der jugendliche Weiſe ſeine Braut möglichſt raſch der Bildung und Urtheilsfähigkeit, die er ſich durch ſolche Correſpondenz erworben hatte, theilhaftig machen.

Die Hochzeit fand am 9. Jan. 1790 ſtatt, das junge Paar verlebte ein Jahr zum Theil in Moskau, zum Theil auf den Gütern. Während dieſer ganzen Zeit ging die Correſpondenz mit dem Großfürſten in der alten vertrauten Weiſe fort. Am 22. März 1791 wurde Panin ſein erſter Sohn geboren. Im ſelben Jahre ſiedelte er mit ſeiner jungen Frau nach Petersburg über.

So ſehr Graf Panin beſtrebt war ſich die Huld und Gewogenheit des Großfürſten zu erhalten, ſo kannte er doch keine Compromiſſe mit ſeinem Gewiſſen und war unbeugſam, in dem was Pflicht und Ehre geboten. So kam es zu einem Conflict mit dem Großfürſten, der die weitreichendſten Folgen hatte. Ueber Urſachen und Art des Zerwürfniſſes giebt folgender Brief Panins vom Jahre 1799 an den Grafen Sſemen Woronzow, Botſchafter in London, Auskunft.

„En 1791 je vins m'établir à Pétersbourg, pour y faire mon service de gentilhomme de la chambre. Je ne trouvai plus dans la famille impériale l'heureuse union et la concorde, dont j'avais eu le bonheur d'être le témoin à mon retour de l'armée. La Nélidoff régnait déjà; la grande-duchesse, aujourd'hui impératrice, était abandonnée, maltraitée, méprisée par tous ceux qui voulaient faire la cour. Je ne suivis point cet exemple. Ma conduite devait dé-

plaire. Le grand-duc employa d'abord les caresses, ensuite la froideur, puis les menaces pour me mettre dans le nombre des adorateurs de son idole. Les caresses ne me séduisirent pas, les menaces ne purent m'intimider. On se servit alors de discours insidieux et métaphoriques pour me faire comprendre que la bienveillance du prince serait le prix futur d'une obéissance aveugle à ce qu'on exigeait de moi, c'est-à-dire respect pour la Nélidoff, mépris pour la grande-duchesse. Je répondis que je ne comprenais rien au langage mystique, et la colère redoubla. Comme toutes les insinuations me venaient par une voie indirecte et par l'entremise de gens très-méprisables, je demandai une explication au gran-duc. Elle me fut accordée, et elle me perdit entièrement dans son esprit. Il m'est impossible de confier à la plume tout se qui s'est passé dans cette entrevue, qui eut lieu au mois d'août 1791; mais il me suffira de vous dire que ma résistance m'attira de la propre bouche de l'Empereur ces mots foudroyants: Le chemin que vous tenez, monsieur, ne peut vous conduire qu'à la fenêtre ou à la porte. Je répondis que je ne m'écarterais pas de celui de l'honneur, et je me retirai du cabinet sans attendre ce signe de tête des princes qui veut dire: allez vous-en".

„Feue l'imperatrice Cathérine II, informée des violences qu'on exerçait contre moi, me nomma alors maître des cérémonies pour me mettre hors de la portée de sembables incartades. Le grand-duc s'imagina que javais recherché cette place, et ce soupçon augmenta son animosité contre moi, je ne sais trop par quelle raison. N'ayant plus de prétexte de ma maltraiter, il fit retombé sur ma soeur tout le poids de sa colère, et à un grand bal à la cour il l'a fait sortir de ses appartements, sous prétexte qu'elle n'était pas sur la liste, tandis qu'elle avait été invitée en son nom."

Der Brief ſchließt: „Die Kaiſerin, die mich mit ihrem Wohlwollen beehrte, ernannte mich zum Oberceremonienmeiſter (1793) und nach einander zum Miniſter in Neapel und zum Geſandten im Haag. Jede dieſer Beförderungen reizte den Großfürſten, weil er nicht gefragt worden war. Der Fürſt Repnin der um dieſe Zeit nach Petersburg kam, ſuchte den Großfürſten gnädig gegen mich zu ſtimmen, wie es ſchien mit Erfolg, man bewilligte mir ſogar eine beſondere Audienz; aber bald darauf überwog wieder der alte Groll. Mit dem Beginn des Jahres 1795 wurde Holland (von den Franzoſen)

eingenommen, und da ich auf dieſe Miſſion nicht weiter rechnen konnte, erlangte ich von der Kaiſerin das Verſprechen, ich würde die erſte vacante Stelle (als Geſandter) erhalten, und den Befehl, daß ich von allen auswärtigen Angelegenheiten auf dem Laufenden gehalten würde und mir alle Depeſchen mitgetheilt werden ſollten. Ich verwandte alſo meine freie Zeit ſehr nützlich, als die Kaiſerin auf den Gedanken kam, mich zum Fürſten Repnin als deſſen Gehilfen zu ſenden. Ich that Alles was ich konnte um dieſe Sendung abzuwenden, aber vergebens. Nun bat ich in der Armee verwandt zu werden. Man ernannte mich zum Generalmajor und zum Gouverneur von Litauen. Ich habe dieſes Amt 18 Monate bekleidet, eine Brigade kommandirt und einen beſonderen Auftrag in der Grenzregulirungs-Commiſſion erfüllt."

Generalgouverneur des neuerworbenen Gebietes, war ein naher Verwandter und Freund ſeines Vaters, der Fürſt Repnin. Panin war plötzlich Brigade-General geworden und hatte ſich mit Verwaltungsſachen zu befaſſen. Freilich intereſſirte ihn weder das Militärweſen noch die innere Verwaltung, er ſtrebte mit ganzer Seele nach diplomatiſcher Thätigkeit. Glücklicher Weiſe gab es ſolche Beſchäftigung in der Grenzcommiſſion, wo er die Verhandlungen mit den preußiſchen Commiſſaren über die Feſtſtellung der Grenze zu führen hatte. In dieſen Verhandlungen zeigte er diplomatiſches Geſchick, es gelang ihm dieſelben in kurzer Zeit zu Ende zu führen, trotz ſeiner Jugend bewies er große Selbſtändigkeit, die dem Fürſten Repnin nicht ganz genehm war, doch hatte das keinen Einfluß auf ihre gegenſeitigen Beziehungen, wie aus ihrem vertrauten Briefwechſel hervorgeht. Unmittelbar nach Abſchluß der Grenzconvention begab ſich Panin auf Urlaub nach Petersburg, um eine Verwendung im diplomatiſchen Dienſte zu ſuchen. Er wurde in das Collegium des Auswärtigen als Glied berufen. Es war die Zeit wo Guſtav IV. als Graf von Haga in Petersburg war und die Verhandlungen über die Verlobung des Königs mit der Großfürſtin Alexandra geführt wurden.

Die Kaiſerin ließ Panin den Geſandtſchaftspoſten in Konſtantinopel anbieten, doch lehnte er ab. Ueber ſeine weiteren Schickſale ſchreibt er in jenem bereits erwähnten Briefe:

„Für den Dienſt in der Grenzcommiſſion erhielt ich den Annenſtern und da der Großfürſt dieſe Verleihung der Kaiſerin mit einem gnädigen Handſchreiben begleitete, glaubte ich Sein Wohlwollen wieder erlangt zu haben; allein dieſe Hoffnung war eine Illuſion, denn nach meiner Rückkehr nach Petersburg wurde ich mit derſelben Härte wie bisher behandelt,

vielleicht weil die Kaiserin äußerst gütig gegen mich war. Beim Tode dieser großen Herrscherin stand ich im Dienst als Generalmajor unter dem Oberbefehl des Fürsten Repnin, war aber seit einem halben Jahr am Hofe. Der neue Kaiser ließ auf alle Welt einen Gnadenregen fallen, nur nicht auf mich: ich wurde zum Chef eines Dragonerregiments ernannt. Da ich ja nur pro forma Militär war und das Commando eines Regiments, zumal nach dem neuen Reglement, unmöglich übernehmen konnte, wollte ich um meine Verabschiedung einkommen: aber die Kaiserin und der Fürst Repnin hielten mich zurück. Letzterer schlug von sich aus dem Kaiser vor, mich im diplomatischen Dienste zu verwenden. Das Gesuch wurde angenommen und ich zum Mitgliede des Collegiums des Auswärtigen ernannt. Es vergingen 8 Tage, dann erschien die Ernennung, sie enthielt eine Degradation, da ich zum wirklichen Staatsrath umbenannt wurde. Da mit diesem Range die Kammerherrenwürde nicht vereinbar war, wollte ich den K.-H.-Schlüssel in die Hände Sr. Majestät zurücklegen. Allein der Fürst Repnin kam mir zuvor und fragte den Kaiser, ob es nicht vergessen worden sei, daß ich bereits seit 4 Jahren den Kammerherrnschlüssel trage. Nun erschien ein neuer Befehl: dem wirklichen Kammerherrn Grafen Panin befehlen wir drittes Glied des Collegiums des Auswärtigen Amts zu sein — als ob ich nie Militär gewesen wäre. Das Kriegs-Collegium wurde gar nicht benachrichtigt, so daß ich einen Monat hindurch noch immer Befehle in Bezug auf mein Regiment erhielt. Noch eins: beim Tode meines Onkels hatte sich eine Schuld von 320,000 Rbl. angehäuft, in Folge der Ausgaben zu denen seine Stellung ihn zwang, sowie seiner Wohlthätigkeit. Der Großfürst wußte das, er wußte wie schwer es meinem Vater gefallen war, einen Theil dieser Schuld zu bezahlen. Er war entrüstet, daß die Kaiserin die Schuld nicht übernahm und versprach meinem Vater feierlich, bei seiner Thronbesteigung werde er die Schuld bezahlen. Mein Vater starb 1789 und hinterließ mir noch 180,000 Rbl. zu bezahlen. Diese Schuld nahm mir 15,000 Rbl. Einnahmen und zwang mich neue Schulden zu machen. Ich habe nichts gebeten und werde nichts bitten, aber die Zerrüttung meines Vermögens wird mich zwingen den Dienst zu verlassen."

Zu diesen Aufregungen kam ein schmerzlicher Verlust. Wir haben schon erwähnt, daß seine Ehe eine glückliche war; keine Wolke hat den Himmel derselben getrübt; sie war mit Kindern gesegnet, aber die Eltern hatten den Schmerz, innerhalb dreier Wochen drei Kinder, zwei Söhne und eine Tochter, an einer ansteckenden Krankheit zu verlieren.

Zur Krönung mußte Panin nach Moskau. Ohnehin Feſtlichkeiten abgeneigt, mußten ſie ihn in ſeiner peinlichen Lage und bei ſeinem ſchweren Kummer über den Verluſt der Kinder niederdrücken. Sein einziger Troſt waren die Briefe ſeiner Frau.

Er ſchreibt. „Ich habe viel zu arbeiten und das wird noch lange dauern. Hinderte mich das nicht am Briefſchreiben, ſo wäre es mir ganz recht als Grund mich einzuſchließen. Man belagert mich und ich bin am liebſten allein mit meinem Kummer. Die Thränen die meine Trauer mir erpreßt, erleichtern meine Seele. Die Küſſe die ich auf Dein geliebtes Bildniß drücke ſind mir Genuß. Ich ſage mir dann: murre nicht gegen die Schickungen des Ewigen, ſie haben dir das theuerſte Gut doch gelaſſen ... Ja meine angebetete Freundin, wenn ich Dich überzeugen kann, wie ſehr ich Dich liebe, ſo werde ich noch einmal glücklich werden. Dieſe Mauern ſind die Zeugen meiner Schwüre geweſen und der erſten Regungen meiner Liebe. Alles vergegenwärtigt mir unſern Verluſt. Oft erdulde ich Martern. Wenn ich das geahnt hätte, ich hätte eine andere Wohnung gewählt. Verzeihe mir, daß ich Deinen Schmerz wieder aufrege. Sprechen wir von etwas Anderem.“

Aus dieſer Zeit und Aeußerungen über ihn erhalten:

Die den Grafen perſönlich gekannt haben, erinnern ſich ſeiner hohen, feinen Figur und ſeines edlen Anſtandes. Dichte Brauen gaben ſeinen großen Augen einen beſonders hellen Glanz.

Dr. Rodgerſon, ein ſehr angeſehener Arzt, ſchrieb über ihn an den Grafen S. Woronzow: „Er iſt ein hervorragender junger Mann, von reinſten Sitten, von feſten Grundſätzen, kenntnißreich, arbeitſam; in Geſtalt, Manieren und der Art ſich zu geben, erinnert er weder an ſeinen Vater, noch an ſeine Mutter, noch an ſeinen Onkel. Seine Frau iſt eine ſehr gute Perſon, ſie leben exemplariſch mit einander.“

„Der junge Panin iſt ein Mann von Verdienſt, aber er ſteht ſehr ſchlecht beim Kaiſer. Als der Hof nach Moskau aufbrach, blieb er zurück, um die Sachen ſeines Collegiums zu expediren. Als er nach Moskau kam wurde er zwei Mal an einem Tage mit dem Wagen umgeworfen, es war der reine Zufall, daß er nicht getödtet wurde. Alles dies hat keinen Eindruck gemacht. Man verzeiht nie, daß er ſich widerſetzt hat, d. h. daß zur Zeit, wo man mit der Kaiſerin ſchlecht ſtand, der junge Mann damals 20 Jahre ſich weigerte zu kränken, was der Kaiſer die andere Partei nannte. Er hat viel Verſtand, feſte Grundſätze, ſchreibt franzöſiſch

wie ein Engel und ruſſiſch, beſitzt aber ein linkiſches Aeußere. Er wird eine Stellung in der Diplomatie nachſuchen, wenn Kotſchubei zurückkehrt. Er hat mir geſagt, daß er jede annehmen werde, mit Ausnahme der in Berlin, die er verabſcheut. Er iſt feſt in den guten Grundſätzen." (Soll heißen Gegner der Revolution.)

Ueber ſeine Thätigkeit in Moskau ſchreibt Panin (in einem Brief an Woronzow):

„Sechs Monate dauerte meine Thätigkeit hier in den äußeren Angelegenheiten. Ich hatte die auswärtige Correſpondenz zu führen und die des Kaiſers mit den gekrönten Häuptern. Fürſt Besborodko behandelte mich mit großer Nachſicht. Der Kaiſer ſagte ihm wiederholt, daß er von meinen Arbeiten befriedigt ſei und doch zeigt er ſein Uebelwollen ſo ſehr, daß er niemals ein Wort an mich richtete."

Hier in Moskau ſchien ſein Glück eine neue Wendung zu nehmen. Er ſchreibt darüber ſeiner Gemahlin am 23. April 1797

„Endlich kann ich mein Herz erleichtern, meine angebetete Freundin, und Alles was mich bewegt in Deines ausſchütten. Was hat es mich nicht gekoſtet, Dich von gleichgiltigen Dingen zu unterhalten, während ich doch Dir ein Ereigniß anzuvertrauen hatte, welches von ſo großem Intereſſe für uns war. Ich mußte die ſüßeſte Gewohnheit meiner Seele gewaltſam unterdrücken, die mit meiner Sophie Alles zu theilen was die Vorſehung mir ſchickt in Gutem und Böſem. Ich mußte etwas verheimlichen vor der, die ein ſo großes Recht darauf hat, auf dem Grunde meines Herzens meine geheimſten Gedanken zu leſen. Die Pflicht feſſelte meine Feder. Du wirſt mich beklagen, aber nicht verurtheilen, theuere Sophie. Höre mich und wiſſe vor Allem, daß das Reſultat unſere baldige Vereinigung ſein wird.

Am Tage nach meiner Ankunft dahier und einige Stunden nach meinem Sturz, von dem ich Dir ſchrieb, empfange ich ein Billet des Fürſten Repnin, mit der Einladung, ihn in wichtiger, mich betreffender Sache aufzuſuchen. Ich eile und erfahre, daß der Kaiſer beſchloſſen hat, zwei Vertrauensperſonen zu geheimen Verhandlungen nach Deutſchland zu ſenden und den Fürſten Repnin und mich in's Auge gefaßt habe; daß wir zuſammen abreiſen und uns in Berlin trennen ſollen, ich habe den Befehl dort zu bleiben, während der Marſchall ſich zum römiſchen Kaiſer begiebt. Indem er mir dieſe unerwartete Beſtimmung mittheilte, fügte er hinzu, daß er fühle, wie ſehr ſie mir bei meiner jetzigen trüben Stimmung läſtig

ſein müſſe, doch er hoffe, ich werde mich nicht den noch viel ſchlimmeren Folgen einer Weigerung ausſetzen. Ich wollte eben antworten, da fuhr er fort, es ſei die Kaiſerin, die mich vorgeſchlagen habe, damit der Herr mich kennen lerne und ich Gelegenheit habe, mich in ſeiner Gunſt wiederherzuſtellen, daß ſie nicht zweifle, daß ich ihre Erwartungen rechtfertigen werde und daß der geringſte Anſchein des Widerwillens von meiner Seite ihr Wohlwollen und ihre Protection wirkungslos machen würde. Wenn es möglich iſt, theuere Sophie, rege Dich nicht auf, ehe Du urtheileſt, höre meine Beichte und verurtheile mich dann. Mein erſter Gedanke war an Dich, meine angebetete Freundin, er zerriß mir das Herz. Der zweite: daß der Dienſt, den man von mir verlangte, zum Nutzen der Menſchheit beitragen könne. Ich unterwarf mich und nahm an in der Hoffnung, daß wir uns bald vereinigen könnten.

Die folgenden Tage gaben die Folgen meines Sturzes mit dem Wagen mir den Vorwand mein Zimmer zu hüten. Ich benutzte das um der Abreiſe in Begleitung des Fürſten Repnin zu entgehen. Meine Abſicht war, einige Tage nach ihm abzureiſen, einen Umweg zu machen, um das Vergnügen zu haben Dir ſelbſt meine Beſtimmung mitzutheilen, Deinen Entſchluß zu erfahren und wenn Deine Geſundheit das geſtattete, Dich mit mir zu nehmen. Das meinte ich, theuerſte Freundin, als ich ſchrieb, ich hoffe in 14 Tagen in Deinen Armen zu ſein. Ich ſah kein Hinderniß — aber ich täuſchte mich. Der Himmel hat es nicht gewollt, daß ich das Glück hätte, Dich vor meiner Abreiſe wiederzuſehen. Man hat es nicht geſtattet. Ich bin reiſefertig und breche in nächſter Woche auf. Ich war durch dieſen harten Befehl ſo beſtürzt, daß ich drei Tage wie benommen umher ging, ohne die Fähigkeit zu denken oder zu handeln. Ich war der Verzweiflung nahe, ich machte mir Vorwürfe angenommen zu haben, Gewiſſensbiſſe quälten mich. Die Erinnerung an Alles das, was Du für mich gethan, an Deine Tugenden, an Dein Engelherz entzog mich endlich dieſem elenden Zuſtande. Ich ſagte mir: Sophie kann mir das Glück wiedergeben; wenn ein Opfer gebracht werden muß, ſo wird ſie den Muth haben es zu bringen. Dieſer Hoffnungsſtrahl hat mir die Ruhe wiedergegeben. Ich lege mein Schickſal in die Hand des geliebteſten Weibes, der zärtlichſten Freundin, und ich zögere nicht, offen zu ſagen, was ich von ihrer Liebe zu erwarten wage. Wir müſſen uns vereinigen, theure Sophie, ich kann ohne Dich nicht leben, wie Du bei meiner Abweſenheit untröſtlich biſt. Berlin iſt zu weit, in Wilna oder Warſchau könnte

unſer Rendezvous ſein. In letzterer Stadt muß ich mich einige Tage aufhalten, weil ich den König von Preußen daſelbſt finde, am 21. Mai ſoll er dort eintreffen. Wilna wäre für mich kein Umweg, aber ich weiß nicht ob ich dahin kommen werde. Wie und mit wem dieſe Reiſe unternehmen? wirſt Du mich fragen. Es muß ausgeſprochen werden: ich glaube, daß die Kinder uns eine Laſt ſein würden, die Reiſe würde verlangſamt und wir könnten uns verfehlen. Meine Meinung iſt, Du bitteſt Mama die Kinder zu übernehmen, um ſo mehr da aller Wahrſcheinlichkeit nach, meine Abweſenheit nur 5—6 Monate dauern wird. Wenn noch andere Gründe nöthig wären, ſo würde ich ſagen, eine Entfernung vom Orte der Trauer kann nur wohlthätig auf Dich wirken. Das Beſtreben mich zu erreichen, die Bewegung, die Luftveränderung, Klima, Alles wird dazu beitragen Deinen Schmerz zu mildern und Dich zu erleichtern, endlich haben Reiſen immer einen Reiz für Dich gehabt. Die ſechs Wochen ſind ja abgelaufen (die Gräfin war kurz vor der Abreiſe ihres Mannes niedergekommen) und ich habe das Vertrauen auf die göttliche Barmherzigkeit, um zu glauben, daß ſie Deine Geſundheit erhalten wird, weil die geringſte Schädigung derſelben mich tödtlich treffen würde. Ich hoffe, daß die Anſichten Deiner theueren Eltern, in Einklang ſeien mit meinen heißen Wünſchen, meinen dringenden Anſuchen, mit meinen zärtlichen Bitten . . .

Wenn irgend etwas Dich hindern ſollte vor dem 25. in Warſchau zu ſein, müßteſt Du ſchon nach Berlin gehen . . . Es wäre unnütz in Berlin eigene Wirthſchaft zu führen, es muß ſo wenig wie möglich Bagage und Gefolge mitgenommen werden.

Mit Entzücken erfüllt mich der Gedanke Dich bald wiederzuſehen und dann nie, nie mehr mich von Dir zu trennen.

Vivllier unterbricht mich um mich zu malen — wird das Portrait vor der Abreiſe fertig, ſo ſende ich es, wo nicht, ſo erhälſt Du es aus meiner Hand.

Den 28. April.

Gute Nachrichten! Herrliche Nachrichten! Meine angebetete Freundin! Dank dem barmherzigen Himmel, umarme mich! Von der Reiſe nach Berlin iſt keine Rede mehr. In einigen Tagen eile ich in Deine Arme. Die Nachricht, daß die Präliminarien zwiſchen Oeſterreich und Frankreich unterzeichnet ſind, macht die Verhandlungen, die mir aufgetragen waren, unnütz.

Der Kaiſer fahrt den 3., die Kaiſerin den Tag darauf — ſobald als möglich folge ich.

Dieſer Brief zeigt den Charakter des Grafen deutlicher als Selbſtbekenntniſſe: ſchwarzſehend, überall wo es ſich um eigene Angelegenheiten handelte, während er die verwickeltſten politiſchen Fragen klar überſchaute. Die Sendung nach Deutſchland ſchien ihm ein Opfer, während er ſie als Befreiung aus peinlicher Lage hätte anſehen müſſen. Das Verlangen an ſeine Frau unmittelbar nach überſtandenen Wochen eine Reiſe zu unternehmen, nachdem ſie ſoeben drei Kinder verloren, das übrig gebliebene und das Neugeborene zu verlaſſen, zeigt daß er bei aller Liebe vorherrſchend an ſich dachte, die Hinderniſſe, die Andere fanden, kamen ihm gering vor. Auf Alles was ihn betraf, legte er großes Gewicht; z. B. verletzte es ihn daß er in Geſellſchaft der Aerzte Rogerſon und Beck, zum Geheimrath ernannt wurde, daß der dem Dienſt nach jüngere Kotſchubei, zum Glied des Collegiums des Aeußeren ernannt wurde. Er ſchreibt:

„Letzteres hat meine Geduld erſchöpft und ich erklärte offen dem Fürſten Besborodko, daß mir die Kraft verſage, im Collegium weiter zu arbeiten, jeden Poſten im Auslande würde ich vorziehen, mit Ausnahme von Berlin, wegen der Verderbtheit des Hofes.“ (Es war die Zeit der Haugwitz und Conſorten.)

Der Kanzler verſprach mir die Botſchaft in Schweden oder Oeſterreich. Von meiner Ernennung nach Schweden war ſchon die Rede, da verletzte ein Handſchreiben König Guſtavs den Kaiſer, es wurde beſchloſſen für Stockholm einen Chargé d'Affaires zu ernennen.

Bald darauf rief eine Depeſche unſeres Geſandten in Berlin Kolytſchew die Unzufriedenheit Sr. Majeſtät hervor. Die Abberufung dieſes Miniſters wurde beſchloſſen und ich ernannt, „ohne gefragt zu ſein“.

Das Wahrſcheinlichſte dürfte wohl ſein, daß die wiederholt und auch ſchriftlich abgegebene Erklärung Panins, er wolle auf keinen Fall an den Berliner Hof, dem Kaiſer wohl bekannt war, daß er aber deswegen ernannt wurde.

Panin ſchreibt weiter: „Ich erhielt dieſe Nachricht zu meinem größten Verdruß und mein Schmerz war um ſo größer, als man mir Mittheilung machte von der ſchimpflichen Verhandlung die ich mit Caillard führen ſollte. Alle meine Vorſtellungen waren fruchtlos, ich mußte gehorchen.“ Mit der Kaiſerin führte er unterdeß eine vertrauliche Correſpondenz fort; er verſorgte ſie mit politiſchen Nachrichten und ſie rieth ihm, da der Kaiſer ſich bei einer Krankheit, die Panin befallen hatte, mit Theilnahme nach ihm

erkundigt hatte, ihm zu ſchreiben, wie ſehr dieſes Zeichen der Theilnahme ihn glücklich mache. Ob er den Rath befolgt hat, wiſſen wir nicht.

Dagegen erfahren wir, daß er eigenſinnig ſeine Stellung als Glied des Collegiums feſthalten wollte, weil ſonſt die Sendung nach Berlin eine Degradation ſei. Daß ſolche Aeußerungen nicht günſtig auf den Kaiſer wirken mußten, wenn ſie ihm hinterbracht wurden, liegt auf der Hand. Außerdem lag es in Panins Intereſſe aus Petersburg fortzukommen, wo er immer dem Kaiſer vor Augen war und durch ſeine unbeugſame ſteife Figur an ſeinen kühnen Trotz erinnerte.

Im Publikum und ſeitens der Diplomatie wurde dieſe Ernennung, da man Panin's royaliſtiſche und antirevolutionäre Geſinnung kannte, als ein Zeichen beginnender Freundſchaft gegen Preußen und energiſcher Action gegen die Revolution aufgefaßt. Seinen Grundſätzen nach, die bei ihm, wie wir wiſſen, unerſchütterlich feſtſtanden, war er ein Gegner der Revolution und der franzöſiſchen Republik, deren Bekämpfung im Intereſſe des monarchiſchen Prinzips ihm Ehrenſache war. Sein Urtheil von der Verderbtheit des damaligen preußiſchen Hofes baſirt hauptſächlich darauf, daß er ihm Unzuverläſſigkeit Frankreich gegenüber vorwarf. Ebenſo nannte er die Verhandlungen mit dem Chargé d'Affaires der franzöſiſchen Republik in Berlin Caillard ſchimpflich, nicht etwa weil Rußland ſich ungünſtigen Bedingungen unterwerfen ſollte, ſondern weil er wie Pitt es für ſchmachvoll hielt mit einer Republik, die die rohe Gewalt proclamirte, überhaupt in Unterhandlungen einzutreten.

So unzufrieden Panin mit ſeiner Ernennung auch war, durch dieſe Ernennung wurde ihm Gelegenheit gegeben als Diplomat in der großen Politik thätig zu ſein, und ſeine Begabung für dieſelbe zu beweiſen.

Die 2 Jahre, die er dort verbrachte können als die für ihn befriedigendſten ſeines Lebens angeſehen werden. 27 Jahre alt, als Geſandter des Kaiſers von Rußland eine hervorragende und angeſehenen Stellung einnehmend, erhielt er Gelegenheit ſeine angeborene große, durch ſorgfältige Vorbereitung ausgebildete Begabung für diplomatiſche Verhandlungen glänzend zu bethätigen. Seine Charaktereigenthümlichkeiten, ſeine Leidenſchaftsloſigkeit, das Ueberwiegen der Verſtandesthätigkeit, ſein feſter Wille, ſeine verbindlichen Formen, ſein feiner Tact, ſeine unerſchütterliche Ruhe, ſeine packende Logik, ſeine ſchlagfertige Ausdrucksweiſe und gewandte Beherrſchung der Sprache waren die geeigneten Mittel dazu. Seine Depeſchen und oft umfangreichen Denkſchriften ſind meiſterhaft abgefaßt und beweiſen ſeine diplomatiſche

Begabung und sein treffendes Urtheil. Sie machten den allergünstigsten Eindruck auf den Kaiser, sie erinnerten in nichts an seine unbeugsame Festigkeit und verwischten so den ungünstigen Eindruck den seine Persönlichkeit auf ihn gemacht hatte.

Panin hatte den ihm widerwärtigen Auftrag erhalten, durch Verhandlungen mit Caillard eine Annäherung zwischen Rußland und der französischen Republik anzubahnen. Er hatte seine Zeit in Petersburg, als ihm auf Befehl Katharinen's alle auswärtigen Depeschen und das Archiv des Auswärtigen zugänglich gemacht worden waren, so gut benutzt, daß er die europäischen Angelegenheiten mit Sicherheit überschaute. Er hatte die Handlungsweise der Republik so genau studirt, daß es für ihn nicht zweifelhaft war, eine Annäherung an die gewaltsame, rücksichtslose, keine Tradition achtende Republik würde Rußland bald in eine seinen wahren Interessen wenig entsprechende Lage bringen, es allen anderen Mächten gegenüber compromittiren und seine Isolirung würde schließlich im französischen Interesse ausgebeutet werden. Daß er Recht hatte, haben die Thatsachen bald genug erwiesen. Er war von der Richtigkeit seiner Anschauungen so überzeugt, daß er fest entschlossen war, Alles zu thun die Annäherung zu vermeiden, vielmehr eine Coalition gegen Frankreich zu Stande zu bringen.

Er hatte den Auftrag eine Annäherung anzubahnen, aber seine Instruction war widerspruchsvoll: es sollte eine „Friedensurkunde" zur Wiederherstellung des früheren guten Einvernehmens errichtet werden, jedoch die früheren Handels- und politischen Beziehungen sollten nicht wieder aufgenommen, gegenseitige Gesandtschaften nicht errichtet werden, d. h. der Kaiser wollte wohl Frieden, aber keine Annäherung an die Republik. Graf Panin handelte also ganz im Sinne seiner Instruction und hatte dabei die wahren Interessen Rußlands im Auge, wenn er eine kühle Zurückhaltung beobachtete und die Sache an sich herankommen ließ. Auf Caillards Wunsch empfing er ihn, doch erwiderte er seinen Besuch nicht, die späteren Verhandlungen fanden auf vereinbarten Begegnungen im Thiergarten statt. Seine meisterhaft geschriebenen Berichte an den Kaiser waren so eingehend, daß die Regierung vollkommene Einsicht in sein Verfahren hatte und ihm weiteres Entgegenkommen vorschreiben konnte, aber sein Verhalten hatte eben die volle Zustimmung des Kaisers. Bald bestätigte sich auch Panins Befürchtung von der rücksichtslosen Gewaltthätigkeit des Directoriums: der russische Generalconsul auf Zante wurde ohne jeden gesetzlichen Grund verhaftet und gewaltsam nach Korfu gebracht. Jetzt

befahl der Kaiſer die Beziehungen zu Caillard abzubrechen. Man hat (in neueſter Zeit) mit Unrecht behauptet, Panin habe gegen ſeine Inſtruction, gegen die Abſichten ſeiner Regierung gehandelt, es mache einen ſonderbaren Eindruck, daß ein Geſandter ſeine Zufriedenheit darüber ausdrücke, daß der ihm gewordene Auftrag nicht erfüllt werde. Panin hat von vornherein klarer und richtiger geſehen als die, die ihm den Auftrag gaben, ſein Verfahren war ſeinem Auftraggeber von Phaſe zu Phaſe, bis in alle Einzelheiten genau bekannt, erhielt deſſen Billigung und die Thatſachen haben die Richtigkeit ſeiner Auffaſſung der Lage und der Unzuträglichkeit eines Bundes mit der Republik beſtätigt.

Nach einiger Zeit, nachdem er Verhandlungen mit Ludwig XVIII. geführt hatte, in Folge deren letzterer Subſidien von Rußland erhielt und ihm Schloß Jever zum Aufenthalt angeboten wurde, erhielt er den Auftrag, wieder mit Caillard anzuknüpfen Er machte auf den Widerſpruch aufmerkſam, in den die Regierung mit ſich ſelbſt treten würde, wenn ſie mit der Republik verhandeln und Ludwig XVIII. unterſtütze. Auch diesmal wurde ſeine Anſchauung, daß man mit Frankreich kein Bündniß ſchließen könne, durch Thatſachen beſtätigt Außerdem verſtand er es durch einen geheimen Kanal — d. h. durch Beſtechung — ſich Abſchrift von Caillards Correſpondenz und ſo dem Kaiſer Einblick in die eigentlichen Abſichten der franzöſiſchen Politik zu verſchaffen. Er bewies, daß die Republik, während ſie ein Bündniß mit Rußland ſuche, den Polen die Wiederherſtellung ihrer Selbſtändigkeit verſpreche; er wußte dem Kaiſer genaue Nachrichten über die Verhandlungen auf dem Congreß zu Raſtadt zu verſchaffen, wo der Uebermuth und die Unerſättlichkeit der franzöſiſchen Forderungen grell hervortraten. Dieſe geheimen Kanäle koſteten dem Grafen Panin viel Geld, es gelang aber, dem Kaiſer den Beweis von den wahren Abſichten der franzöſiſchen Republick zu führen und ihn über den Charakter der franzöſiſchen Staatsmänner aufzuklären. Aus Caillards Berichten an das Directorium konnte er den Ausſpruch mittheilen, daß Kaiſer Paul ſelbſt nicht wiſſe was er wolle und daß bei ihm ordre und contreordre häufig einander folgten, und andere ſpöttiſche Bemerkungen. Dazu kam, daß Bonaparte auf dem Zuge nach Aegypten, Malta einnahm. Die Erſetzung des gemäßigten Caillard durch den Abbé Sieyes, den „Königsmörder“ (Frühjahr 1798) und deſſen tactloſes Verhalten, gaben Panin noch mehr Gelegenheit, die Unvereinbarkeit des franzöſiſchen Verfahrens mit den ruſſiſchen Intereſſen in's Licht zu ſtellen.

Wir können hier nicht auf den reichen Inhalt der Depeſchen Panins aus Berlin weiter eingehen, ſie geben eine eingehende lebensvolle Schilderung der Verhältniſſe am Berliner Hof in den letzten Tagen Friedrich Wilhelm II. und in den erſten Friedrich Wilhelm III.

Mit ſeinen Berichten und ſeiner Thätigkeit war der Kaiſer ſehr zufrieden, aber bei den geringſten Anläſſen trat ſeine Abneigung ſofort ſchroff hervor; meiſt erwies es ſich, daß Panin an dieſen Anläſſen völlig unſchuldig war und correct gehandelt hatte.

Im Frühjahr 1798 erklärte Kaiſer Paul ſich bereit, energiſch gegen Frankreich und die Revolution vorzugehen, wenn Preußen der Coalition beiträte, doch gelang es Panin nicht, die preußiſche Regierung dazu zu beſtimmen. Preußen verlangte, zunächſt müſſe ſeine Stellung in Deutſchland ſicher geſtellt ſein. Kaiſer Paul ſollte die Vermittelung eines Ausgleiches zwiſchen Oeſterreich und Preußen übernehmen. In Preußen wünſchte man Panin mit dieſer Aufgabe betraut zu ſehen. Es wurde jedoch der Fürſt Repnin als außerordentlicher Botſchafter, mit dieſer Aufgabe betraut, was Panin tief verletzte. Der Verſuch mißglückte, ebenſo wie Panins eigene Bemühungen. Der Gegenſatz zwiſchen Oeſterreich und Preußen war zu tief gewurzelt und die Leiter des Staats zu wenig geeignet dieſe Lebensfrage zum Abſchluß zu bringen.

Bisher war Fürſt Kurakin Vicekanzler geweſen, von jeher ein vertrauter Freund Panins war es ihm gelungen zu verhindern, daß die Unzufriedenheit des Kaiſers mit Panin größere Dimenſionen und harte Formen annahm. Ende 1798 fiel Kurakin in Ungnade, wurde ſeiner Aemter enthoben und auf ſeine Güter verbannt. Auch Fürſt Repnin erbat und erhielt ſeinen Abſchied und zog ſich auf ſeine Güter zurück. Kotſchubei wurde zum Vicekanzler ernannt und Roſtoptſchins Einfluß wuchs, er war der kommende Mann. Panin war ſehr unzufrieden mit Kotſchubeis Ernennung, ihn quälte ſein Ehrgeiz da Kotſchubei jünger im Dienſte war als er. Graf S. Woronzow, der ruſſiſche Botſchafter in London, drang in Panin nicht ſeinen Abſchied zu nehmen: „Schätzen Sie ſich glücklich, daß Sie fern von unſerem Vaterlande ſind, dem Sie doch nicht helfen könnten. Was mich betrifft, ſo würde ich den beſcheidenen Poſten eines Conſuls in Lübeck, der Stellung des Großkanzlers in Petersburg vorziehen.“

Zunächſt ſetzte Panin ſeine Thätigkeit in Berlin fort. Einen warmen Freund und thätigen Unterſtützer auf politiſchem Gebiet, gewann er am

neuen engliſchen Geſandten, Thomas Granville, dem Bruder des engliſchen Premierminiſters.

Der zweite Coalitionskrieg gegen Frankreich war ausgebrochen.

Außer England nahmen Oeſterreich und Rußland an demſelben Theil. Die Oeſterreicher ſiegten bei Stockach und Suworows Siegeszug in Oberitalien begann. Jetzt wurde von Panin und Granville noch einmal der Verſuch gemacht, Preußen zum Beitritt zu bewegen, doch vergeblich. Panin der ſehr beſtimmt aufgetreten war brach die Verhandlung ab, verließ Berlin und ging nach Carlsbad. Sein Verfahren erhielt die volle Billigung des Kaiſers. Er erhielt Anfang 1798 den Alexander-Newski-Orden.

Feſt ſeine Hauptaufgabe den Kampf gegen die Revolution und das revolutionäre Frankreich verfolgend, hatte er doch ſeine Augen überall: er entlarvte Abenteurer, die ſich in ruſſiſche Dienſte drängten, überwachte das Treiben der franzöſiſchen Agenten, die die Revolution in anderen Ländern und ſpeciell in Rußland verbreiten wollten, entdeckte ein Complott gegen das Leben König Friedrich Wilhelm III. Seine umfaßende Thätigkeit, ſeine Kenntniſſe, ſeine Umſicht und ſein Tact erwarben ihm die Bewunderung aller Staatsmänner, die mit ihm in Berührung kamen. Graf S. Woronzow ſchreibt: „Ich bewundere immer mehr und mehr Ihre Umſicht. Lord Granville's Bruder preiſt ſich glücklich, daß er mit Ihnen gemeinſam handeln kann, Lord Granville ſelbſt hört nicht auf von der Achtung und Bewunderung zu ſprechen, die ihm Ihre Haltung einflöße". „Ihre Depeſchen ſind Ihrer würdig: Umſicht, richtiges Urtheil, Klarheit, Alles vorgeſehen, richtig beurtheilt, klar dargeſtellt, ſo ſchreiben Sie". In anderen Briefen: „Ich kann dieſen Brief nicht ſchließen ohne Ihnen zu danken, daß ſie ſich entſchloſſen haben im Dienſte zu bleiben. Ich freue mich für mein Vaterland, daß ihm ein Mann erhalten bleibt, in dem Ehrenhaftigkeit mit der größten Begabung vereinigt ſind."

Im Juli wurde Panin abberufen, der Geſandſchaftspoſten in Berlin ſollte eingehen. Panin hoffte einige Zeit ſich erholen zu können, erhielt jedoch plötzlich ein Reſcript des Kaiſers, das ihn als Nachfolger Kotſchubei's nach Petersburg berief.

Wie dieſe Ernennung zu Stande kam iſt ſchwer feſtzuſtellen: entweder hatten die Berichte des Grafen, aus denen die politiſche Geſammtlage ſtets klar und deutlich hervortrat, im Kaiſer ſelbſt den Wunſch rege gemacht einen ſolchen Mann und deſſen orientirende Darſtellungen ſtets bei der Hand zu haben, oder die Initiative ging vom Grafen Roſtoptſchin aus,

der jetzt das Vertrauen des Kaisers besaß und die Leitung der äußeren Politik in der Hand hatte, ohne die genügenden Kenntnisse zu besitzen und dem es daher erwünscht sein mußte, einen solchen Gehilfen zu erhalten. Das letztere ist nicht unwahrscheinlich, weil in der ersten Zeit die Aeußerungen Rostoptschins über den Grafen Panin sehr günstig lauten, ferner weil er selbst dem Grafen S. Woronzow, dem der Posten des Kanzlers angeboten worden war Panin als Gehilfen empfohlen hatte. „Man kann nicht gewandter sein als er," schrieb er. Woronzow lehnte aus Klugheit ab, ebenso empfahl er Panin, aus Gesundheitsrücksichten sich als Gesandten in ein milderes Klima versetzen zu lassen. Panin scheint diesen Rath befolgt zu haben, aber die Ungnade erreichte ihn früher, als er Gelegenheit fand den Plan auszuführen. Unter der Regierung des Kaisers Paul wechselten die hohen Staatsbeamten rasch. Mit dem Wechsel war oft Ungnade und Verbannung auf die Güter verbunden.

Kaiser Paul verlangte blinden und freudigen, überzeugten Gehorsam für jeden seiner wechselnden Befehle. Da war ein so selbstbewußter, eisern an seinen Grundsätzen festhaltender Character wie Panin nicht geeignet seine Gunst zu erlangen, schon seine äußere steife Haltung, in der sich sein Selbstbewußtsein und seine Würde aussprach, mußte abstoßen wie sie später den Fürsten Czartoryski abstießen, dem Panins Frau ihren Mann vergeblich zu nähern suchte.

Seine ganze äußere Art und Weise zu sein, mußte den Kaiser reizen, um so mehr die Entschlossenheit in nichts von seinen Grundsätzen abzuweichen, sie zu vertreten und geltend zu machen. Bei solch einem Character mußte er der Person des Kaisers fern bleiben, gelang es ihm nicht, so war eine Katastrophe unvermeidlich. Wie wir sehen werden, wurde sie noch durch Rostoptschin vorbereitet und verschärft. Zuerst, wie gesagt, zeigt Rostoptschin sich freundlich und entgegenkommend. Dagegen zeigte sich sofort die Antipathie des Kaisers. Trotz Rotschubeis und Rostoptschins Bemühungen verschob er die Ernennung Panins zum Vicekanzler 3 Monate hindurch, obwohl Panin bereits die Verhandlungen mit den Gesandten, sowohl den fremden in Petersburg als den russischen an fremden Höfen, leitete und seine in Berlin begonnenen Bemühungen die Coalition gegen das revolutionäre Frankreich zu Stande zu bringen energisch fortsetzte. Panin meinte dieses Verschieben ginge von Rostoptschin aus, der zuerst für sich durch Rutatissow die Kanzler-Würde oder doch die erste Stelle im Ministerium erlangen wollte. Ueber seine persönliche Stellung schreibt er seiner Frau: „ich bin in der

günstigen Lage Eines der nichts erbittet, den man berufen hat, ohne daß er intriguirt oder um Protection nachgesucht hätte und der kaltblütig erwartet, was man aus ihm machen werde". Er schildert ferner mit welcher Höflichkeit Rostoptschin ihm begegnete und wie er erröthete als im Gespräch über die politische Lage sich seine völlige Unkenntniß derselben herausstellte. In diesem Vorfall haben wir wohl den Beginn der Feindschaft Rostoptschin's gegen Panin. Rostoptschin war ferner aus Scheu seine Unkenntniß der Verhältnisse in mündlichen Verhandlungen zu enthüllen, für die Mitglieder des diplomatischen Corps nie zu sprechen, Panin dagegen war jederzeit zugänglich, offen und loyal in seinem Verhalten. Auf das was er sagte konnte man sich unbedingt verlassen. Selbstverständlich erwarb er sich die Sympathieen der fremden Gesandten, die es unverhohlen zeigten; mit mehreren gestalteten sich die Beziehungen zu engem Freundschaftsbunde. Rostoptschin konnte seiner ganzen Natur nach diese allgemeine Sympathie sich nur durch Panins Intriguen erklären. Seine Briefe an die Gebrüder Woronzow, mit denen ihn eine enge Freundschaft verband, sind voll Anschuldigungen gegen Panin, er ist entrüstet, daß S. Woronzow Panin als seinen Freund bezeichnet. Es ist schwer zu verstehen wie der sonst edle Graf Semen Woronzow sich schließlich durch Rostoptschins Anklagen beeinflussen lassen konnte, ein unversöhnlicher Gegner Panins zu werden, dessen loyales Verfahren, Energie, Klugheit und patriotischen Sinn er bisher pries und den er seiner unerschütterlichen Freundschaft versicherte als Panin ihm seine Freundschaft thatsächlich bewies, wo jenen Paul's Ungnade getroffen hatte.

Panin und S. Woronzow stimmten überein im Festhalten am englischen und österreichischen Bündniß und in der Nothwendigkeit des Kampfes gegen das revolutionäre Frankreich, sowie daß den Schlußstein der Coalition Preußen bilden müsse. In diesem System, das nicht nur diese bedeutendsten, sondern fast alle Staatsmänner Rußlands in Verein mit den englischen Staatsmännern zu erhalten bestrebt waren, trat nun eine Aenderung ein. Es ist bekannt, wie zugänglich Kaiser Paul augenblicklichen Einflüssen war. Das Verfahren Oesterreichs gab gewiß zur Unzufriedenheit Anlaß, doch war immerhin ein Ausgleich möglich. Man verfuhr jedoch in der schroffsten Weise. Suwarow wurde in Ungnaden entlassen, mit Oesterreich wurde fast gebrochen und gegen England wurde man sehr kühl. Panin, der alle diese Mißverständnisse hätte aufklären, die Reibungen beseitigen können, wurde gar nicht mehr gehört, alle seine Bemühungen wurden durch

Roſtoptſchin gehindert, der Panins Denkſchriften dem Kaiſer gar nicht vorlegte. Als Woronzow die Schwierigkeit der ſofortigen Erfüllung des kaiſerlichen Befehls, über die ſofortige Rückkehr der in England befindlichen ruſſiſchen Truppen darlegte ſchien der Kaiſer, beim Vortrage der Sache durch Roſtoptſchin, das einzuſehen Am anderen Tage jedoch befahl er dem Grafen Woronzow ſagen zu laſſen wenn es ihm ſo ſchwer ſei, die Befehle Sr. Majeſtät zu erfüllen, hänge es ja von ihm ab, ſeinen Abſchied einzureichen. Woronzows Briefwechſel mit Panin zeigt wie ſchwer dieſer Schlag ihn traf und mit wie warmer Freundſchaft Panin Alles that, um Jenes Lage zu verbeſſern. Ein Nachfolger Woronzows wurde nicht ernannt. Als ferner der engliſche Geſandte in Stockholm in Folge von Differenzen abberufen wurde, ohne Abſchiedsaudienz, machte er dem diplomatiſchen Brauche gemäß, auch keine officiellen Abſchiedsbeſuche. Der ruſſiſche Geſandte, Rudberg, meldete, der engliſche Geſandte ſei abgereiſt ohne ihm, dem Botſchafter Sr. Majeſtät, eine Abſchiedsviſite zu machen. Panin bekam den Befehl nicht nur den engliſchen Geſandten, ſondern auch die geſammte Kanzellei auszuweiſen. Er mußte gehorchen, da ſeine Vorſtellungen, in denen er die Grundloſigkeit der Urſache und die Unzuläſſigkeit der Form dieſes Verfahrens darlegte, gar nicht beachtet wurden, obwohl Roſtoptſchin ihn unterſtützte.

Panin war ſchließlich nicht in der Lage ſeine Pflichten als Vice-Kanzler zu erfüllen, ſeine Thätigkeit war auf die eines Secretairs reducirt. Die Depeſchen, die mit der Poſt anlangten, gingen an ihn, die durch Courire überbrachten, an den Grafen Roſtoptſchin, der ſie direct dem Kaiſer vorlegte und von ihm die Befehle über deren Beantwortung erhielt. Die Antworten wurden bald vom Grafen Roſtoptſchin ausgefertigt, bald dem Grafen Panin übertragen, ſo daß letzterem oft die wichtigſten Entſcheidungen unbekannt blieben, bis er ſie durch die fremden Geſandten erfuhr. Von den Anordnungen in militäriſchen Angelegenheiten wurde ihm nie etwas mitgetheilt. Da ihm ſo vieles unbekannt blieb, begannen auch die Geſandten ihm als einem Nichteingeweihten gegenüber, ſich ſehr reſervirt zu verhalten. Nur in Folge der hohen Achtung, die er bei ihnen genoß, machten einige eine Ausnahme davon. Gleicherweiſe erfuhr der Monarch von Panins Berichten nur was dem Grafen Roſtoptſchin gut dünkte.

Panins Beziehungen zu Roſtoptſchin werden ſcharf gezeichnet durch einige Briefe die beide wechſelten. Wir laſſen ſie ohne weiteren Commentar folgen.

Graf Roſtoptſchin an den Grafen Panin, vom 15. Juni 1800.

„Der Kaiſer hat Selbſt dem König von Schweden geantwortet, es iſt ein reizender Brief. Ich kann nicht mit gutem Gewiſſen Sie beauftragen, Herrn Blome zu ſagen, er werde ſpäter das Käſtchen erhalten: das hieße Ihnen eine Lüge anbefehlen; und wenn der Kaiſer dergleichen in den Akten fände, könnte Er finden, daß es ungehörig ſei. Ich bin ſehr zufrieden, das Whitworths Abreiſe uns keine Unannehmlichkeiten verurſacht hat, denn bei ſeiner Abreiſe war er ebenſo wie alle anderen Miniſter davon überzeugt, daß Sie den Befehl, Caſamajor[1]) ſeinen Paß zuzuſenden, zurückgehalten hatten und daß Sie es nur auf einen vom Kaiſer unterzeichneten Befehl gethan hätten. Ich bin überzeugt, wenn Sie Erſter (Miniſter) ſein werden, ſo werden die (fremden) Miniſter Sie bald von dem Wunſch, ihnen eine gute Meinung von ſich beizubringen, heilen; ein jeder hat ſeine Intereſſen zu wahren.

Der Kaiſer hat befohlen, der Ratification der Convention über die (Joniſchen) Inſeln vorzubereiten, ebenſo die Geſchenke. Ich bitte mir Tamara's Depeſche zu ſenden, wo ſich das Verzeichniß der Perſonen befindet, denen Geſchenke zu machen ſind. Senden Sie mir den Brief des König's von Frankreich, ich werde ihn morgen zum Kaiſer bringen; dies wird Gelegenheit geben, über die politiſche und phyſiſche Exiſtenz des Herrn von Caraman zu entſcheiden.

Wenn Sie Roſenkrantzs Antwort auf den Brief des Cabinets der Kaiſerin erhalten, ſo laſſen Sie mir ſie durch einen Boten zukommen. Adieu Herr Graf.“

Panin an Roſtoptſchin, den 15. Juni abends.

Es hat Ihnen, Herr Graf, gefallen ein Billet zu ſenden, das der Erläuterung bedarf und ich beeile mich ſie Ihnen zu geben.

Wer mir eine Lüge anbefehlen würde, kann meines Ungehorſams ſicher ſein, auch weiß ich zu gut was ich mir ſelbſt ſchulde, um Ihnen irgend einen Schritt vorzuſchlagen, gegen den ſich Ihr Gewiſſen erheben könnte. Wenn der Kaiſer Ihnen ſagte: „Falls Blome von mir decorirt ſein will, ſo ſagen ſie, daß ich krank ſei“, ſo war das ein Ausdruck um jenen zu ſchonen; gleichfalls um zu ſchonen, wollte ich einen achtungswerthen Mann in Unkenntniß einer erniedrigenden Zurückweiſung belaſſen. Der Wunſch die auswärtigen Höfe in Unkenntniß zu erhalten über eine Sache, die nur

[1]) Secretair der engliſchen Botſchaft, der, wie oben erwähnt, ausgewieſen wurde.

ungünstigen Eindruck hervorrufen kann, war mir Beweggrund. Ich werde es nie bereuen und die falschen Schlüsse, die man daraus auf mein Verhalten ziehen könnte, werden nichts an meinen Grundsätzen ändern.

Ich weiß nicht woraufhin Whitworth glauben könnte, ich hatte den Paß Casamajors zurückgehalten. Es ist das eine Verläumdung deren Urheber ich zu kennen wünschte, um ihn zu beschämen. Sie müssen mir schon gestatten, Herr Graf, daran zu zweifeln, daß das ganze diplomatische Corps diese Meinung getheilt habe, weil mehrere Minister mit mir über diese Sache in Ausdrücken gesprochen haben, die eine solche Meinung nicht zulassen.

Die Gunst des diplomatischen Corps kümmert mich nicht, aber das Vertrauen desselben, wird immer Gegenstand meines Ehrgeizes sein, weil ohne dem es unmöglich ist heikle Sachen mit Erfolg zu behandeln. Uebrigens gestehe ich, daß augenblicklich und unter den jetzigen Umständen dieses Gefühl nur wenig Werth für mich hat, besteht doch das, was man ein Cabinet nennt, in unserem Vaterlande nicht mehr.

Wenn ich das Unglück hätte Erster in Sachen der auswärtigen Angelegenheiten zu sein, was Gott verhüten möge, so würde ich doch keinen meiner Grundsätze ändern und eben dadurch nicht in der Lage sein, um die Gunst der auswärtigen Minister mich zu bewerben, ich würde wahrscheinlich keine acht Tage im Amte bleiben.

Ich glaube Alles beantwortet zu haben bis auf einen Punkt, der mir nicht klar ist, nämlich den Zusammenhang der Anecdote von Whitworth über den Paß, mit meinen Vorschlage Blome betreffend. Wenn es Ihnen gefallen würde mir dieses zu erklären, so wird es mir eine Ehre sein, Ihnen mit derselben Offenheit zu antworten.

Vor einiger Zeit hatte ich mir geschmeichelt, daß meine Art zu denken und zu handeln, Ihnen in Dienstangelenheiten nicht zuwider wäre. Seit einiger Zeit fange ich an zu glauben, daß ich im Irthum war. Wenn dieser Zwiefel begründet ist, bitte ich Sie, Herr Graf, meine Entlassung zu bewirken, denn in solchem Falle muß jeder Andere Ihnen mehr passen und ich hänge an meinem Amte nur, wenn ich hoffen kann meinem Lande nützlich zu sein, so weit meine schwachen Kräfte das möglich machen. Man wird viele Leute finden, die mehr Erfahrung haben, aber weit weniger, die mir den Preis des reinsten Eifers streitig machen könnten.

Rostoptschin an Panin den 16. Juni 1800. Erhalten den 16. Juni Abends.

Ich beeile mich Ihren Courier zurückzusenden, damit Sie noch vor dem Schlafengehen meine Antwort erhalten.

Der Zusammenhang der Abreise Whitworths und der Blomes besteht einzig in meiner Befürchtung, Sie durch irgend ein diplomatisches Vieh (animal diplomatique) compromittirt zu sehen. Das Gerücht das ich Ihnen mittheilte über Whitworths Geschichte Casamajor betreffend, ist gut beglaubigt und wenn Sie es denn wissen wollen, es ist Blome, der das erzählt hat, wobei er höchlichst Ihre Festigkeit bewunderte, mit der Sie einem Befehl des Kaisers nicht gehorchten, bis Sie ihn schriftlich von Seiner eigenen Hand erhielten. Sie besinnen sich der Depesche Whitworths, w sagte, daß Sie ihm angeboten hätten sich unseres Couriers zu bedienen. Der Kaiser hat das übersehen, aber er hätte sich sicher darüber geargert.

Ich habe keinen Grund über Sie zu klagen, oder Ihnen kein Vertrauen zu schenken. Ich wäre sonst ungerecht und sehr zu tadeln. Ueberdem haben wir gar keinen Gegenstand der Uneinigkeit unter uns. Gewöhnlich führen die Meinungen zum Streit: Sie werden zugeben, daß wir trotz der Titel von Ministern nichts weiters sind als zwei Secretaire, von denen der eine dem anderen die Befehle zur Ausführung übergiebt. Ich wiederhole nochmals, daß bei dieser Gelegenheit ich nur Ihre eigene Person im Auge gehabt habe; als der Kaiser sich des Vorwandes der Krankheit bediente, um Blome nicht zu empfangen, das kam von Ihm selbst, Sie aber wollten ihm sagen, er werde das Kästchen erhalten, obwohl Sie vom Gegentheil überzeugt waren.

Da, Herr Graf, ist meine Beichte. Ich hoffe, daß sie Ihnen genügt, um Ihre Zweifel zu zerstreuen. Was Ihre Entlassung betrifft, so wäre ich einer von denen, die das am meisten bedauren würden. Für den Fall, daß Sie ernstlich daran dächten, theile ich Ihnen im voraus mit, das ich es nie übernehmen werde davon zu sprechen.

Adieu Herr Graf, ich wünsche, daß Sie mir das Vertrauen schenkten an die volle Aufrichtigkeit Alles dessen zu glauben, was ich Ihnen soeben mitgetheilt habe."

Panin an Rostoptschin den 17. Juni 1800.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, wie ich es sein muß, Herr Graf, für die Bereitwilligkeit mit der Sie meinen Privatbrief sofort haben beantworten wollen.

Die Befürchtung mich durch irgend ein Vieh, wie Sie sich ausdrücken, compromittirt zu sehen, ist ein Beweis von Interesse, das ich zu schätzen weiß, und dessen nicht unwürdig zu sein, ich mich stets bemühen werde. Ich bin erstaunt daß Rome den Unsinn, um den es sich handelt, gesagt habe, denn ich besinne mich offen über den Skandal Casamajors mit dem Fürsten Gagarin und dem Grafen Pahlen gesprochen zu haben, bei meinen Antworten an die fremden Minister habe ich mich in den üblichen Grenzen gehalten. Uebrigens werde ich jede Gelegenheit wahrnehmen, den Irrthum Romes zu berichtigen.

Schon vor Ihrer schmeichelhaften Versicherung glaubte ich sicher zu sein, daß Sie keine Ursachen hätten über mich zu klagen. Was das Vertrauen betrifft, so ist das ein Gefühl, das sich nicht erzwingen läßt und mein Bestreben besteht allein darin, daß man in mir den treuen Diener des Staats anerkenne, der jeder Intrigue fern steht.

Unsere Meinungen könnten verschieden sein, ohne ein gutes Einvernehmen zu hindern und ich hoffe, daß ein solches besteht. Das Wort Lüge, das Sie vorgestern gebraucht haben, wäre beleidigend gewesen, wenn Sie nicht darauf den Sinn in dem Sie es gebraucht haben erläutert hätten. Da ich mich verletzt fühlte, mußte mein erster Schritt in meinem Abschiedsgesuch bestehen und ich stellte es in vollem Ernst. Von dem Augenblick an, wo Sie mir sagten, daß Sie nur in meinem Interesse gehandelt hätten, muß ich vollkommen beruhigt sein und ich ziehe mein Gesuch zurück bis meine Kräfte nicht weiter ausreichen, alle die Unannehmlichkeiten des Dienstes zu ertragen.

In der That tauge ich nicht für dieses Regiment und ich weiß nicht warum Sie mir mit einer steten Weigerung drohen, für den Fall daß ich meine Entlassung nachsuche.

Ich hoffe das Schicksal werde mir die Möglichkeit geben Sie zu überzeugen, daß ich kein schwerer Charakter bin, sondern nur sehr empfindlich gegenüber Allem was meine Ehre betrifft und eifersüchtig auf meinen guten Ruf."

Rostoptschin an Panin den 17. Juni 1800.

„Morgen bringe ich die Papiere, die Sie mir zugesandt haben, zur Kenntniß und zur Unterschrift Sr. Majestät.

Die Befehle Sr. Majestät in Bezug auf den Brief den Rosenkranz für die Kaiserin gebracht hat, haben Sie bereits erhalten. Lassen Sie diese

Sache fallen, ohne ihrer weiter zu erwähnen. Ich sende Ihnen die Copie des Papiers, das Sie nach Berlin gesandt haben, es ist besser die Sache hinzugehen, als den Eindruck hervorzurufen, man wolle sie nicht weiter verfolgen.

Da Herr Wassiljew bereit ist abzureisen, können Sie ihn abreisen lassen, so wie das Beglaubigungsschreiben und das Abberufungsschreiben für Maltitz unterzeichnet sein werden. Ich habe mit ihm über sein Verhalten in Lissabon gesprochen; lassen Sie es ausfertigen (offenbar die Instruction) und fügen Sie hinzu, was ich etwa vergessen habe. Ich bin sehr zufrieden, daß Sie meine Erklärung in dem gewünschten Sinne genommen haben.

Sie können es sich sehr gut denken, daß der Ausdruck Lüge nur in einem vertraulichen Billet vorkommen kann und dazu auch da nicht, wenn wir die Worte wägen wollen. Es kommt ja wol vor, daß man sich in den Worten vergreift, ich habe vielleicht all zu großen Eifer bewiesen, allein das ist ein Fehler, den ich beibehalten, ohne mich bessern zu wollen, ich werde mir nie vorwerfen oft mehr Rücksicht auf Andere als auf mich selbst zu nehmen. Man hat es mir bis jetzt nie gedankt, aber ich nehme das keinem übel. In Chiffern lasse ich mir sogar Grobheiten sagen, so viel man will.

Adieu Herr Graf, vergessen wir dies Mißverständniß und ohne umsichtiger und feiner werden zu wollen als wir sind, bleiben wir gute Russen und Minister, Secretaire oder anständige Verabschiedete, leben wir in gutem Einvernehmen."

Allein ein gutes Einvernehmen zwischen beiden war unmöglich, die Charaktere der beiden waren zu verschieden.

Rostoptschin gehorchte blind, selbst wenn der Kaiser in Folge eines augenblicklichen Eindrucks eine Maßregel befahl, die Rußland schaden mußte, ohne auch nur den Versuch zu machen den Kaiser aufzuklären, Panin machte stets diesen Versuch, so unangenehme Folgen das auch für seine Person haben konnte. Freilich sind seine Darlegungen oft dem Kaiser gar nicht vorgelegt, sondern einfach dem Archiv des Ministeriums übergeben worden. Ein Beispiel möge Rostoptschins Verfahren illustriren. Als Bonaparte durch Rücksendung russischer Kriegsgefangener aus Achtung vor der Person des Kaisers, einen wohlberechneten günstigen Eindruck hervorgerufen hatte, suchte Rostoptschin seinen Einfluß zu stärken, indem er die europäische Lage in einer den Wünschen des Kaisers entsprechenden Weise darstellte. Er schreibt: „Nachdem im September 1800 des Embargo auf die englischen

Schiffe gelegt worden war, beauftragte Se. Majestät mich meine Gedanken über die europäische Lage niederzuschreiben. Indem ich seinen Willen in der folgenden Nacht ausführte, brachte ich am Morgen mein Memorial, ohne zu ahnen, daß es eine so wichtige Aenderung in der Politik hervorbringen und die Grundlage eines neuen Systems und der Theilung der Türkei sein werde. Nach 2 Tagen sandte mir Kaiser Paul das Papier bestätigt und mit eigenhändigen Anmerkungen versehen wieder zu" Selbstgefällig setzt der Graf Rostoptschin hinzu Es ist das ein neuer Beweis, daß ein günstiger Augenblick in großen, ja den wichtigsten Angelegenheiten das möglich machen kann, was vorher und nachher in Jahrhunderten unmöglich ist".

Er schreibt so als wäre das was er niedergeschrieben bereits vollendete Thatsache. In diesem Memoire[1]) schildert Rostoptschin die damalige Lage. Da der Kaiser mit England und Oesterreich unzufrieden war, wird deren Politik heftig getadelt, dagegen Napoleon, der, wie erwähnt, des Kaisers Gunst zu erwerben gewußt hatte, wird gelobt. Schließlich wird eine Theilung der Türkei vorgeschlagen: Rußland bekomme Romanien (gemeint ist Rumelien), Bulgarien und die Moldau (zu der damals noch Bessarabien gehörte), mit der Zeit würden die Griechen selbst sich unter das russische Scepter begeben, wozu der Kaiser an den Rand schrieb „man kann sie auch dazu veranlassen". „Oesterreich erhalte Bosnien, Serbien und die Walachai", wozu die Bemerkung Kaiser Pauls: Sollte das nicht zu viel sein? Rostoptschin schließt: „Der Erfolg hängt einzig von der Bewahrung des Geheimnisses und von der Raschheit ab. Rußland und das XIX. Jahrhundert werden stolz darauf sein, daß Ew. Majestät die Throne Peters und Konstantins vereinigt haben, zweier großer Kaiser, der Begründer der vornehmsten Reiche der Welt."

Man weiß nicht, soll man sich mehr über seine Naivität oder seine Frivolität wundern

Für Panin häuften sich die Unannehmlichkeiten. Schon im Februar 1800 hatte der Kaiser ihm sagen lassen: „er solle weniger mit den Gesandten sprechen, er sei nichts weiter als ein Instrument". Panin antwortet mit Würde und rechtfertigt sich. Gleich darauf sendet Graf Kutaissow, der Günstling des Kaisers, der den Grafen schützt, ihm ein Billet und wiederholt ihm auf allerhöchsten Befehl dasselbe.

[1]) Abgedruckt bei Кашпиревъ, Памятники новой русской исторіи. С.-Пб. 1871. I. S. 102—111.

Ueber die damalige Lage ſchreibt Dr Robgerſon: Tout l'entourage se trouve au bout de leur latin .... Même le favori (d. h. Rutaiſſow) devient très inquiet, et je vois (entre nous), que tous veulent se repatrier vers le grand duc .... il seul (Graf Panin) est inaltérable dans ses principes ...

(Fortſetzung folgt.)

Für Wenige.[1])

Erinnerungen an Editha Rahden.

Autoriſirte Ueberſetzung aus dem Ruſſiſchen von E. M.

Die Menſchenwelt – wie das Universum – hält ſich nur durch die Kraft der Anziehung. Es giebt keine menſchliche Seele, welche nicht in irgend einem Grade dieſe Kraft ausübte und zugleich auch derſelben unterworfen wäre. Wenn jeder von uns das in ſein Erkennen aufnähme, wie viel unnütz vergeudete Kraft könnte er ſammeln und ſeiner Umgebung zu Gute kommen laſſen, wie viele Menſchenſeelen mit denen er täglich in Berührung kommt, könnte er unterſtützen, halten und beſſern. Und umgekehrt: wie viel giebt's in der Nähe jedes Einzelnen von uns verwaiſte, ſchwache, ohnmächtige Seelen, die nach einer Stütze, einem Schutz, einem Vorbild ſchmachten, — wir gehen vorüber, und nicht wenige von ihnen ſinken und gehen unter.

Doch giebt es auserwählte Seelen, erfüllt von Kräften, die einen Ausgang ſuchen; wenn ein tiefes Wohlwollen und Mitleiden ſich in ihnen verbindet mit der Sehnſucht nach Wahrheit und Gerechtigkeit im Leben, ſo werden ſolche in Wirklichkeit zu Leuchten, durch deren Kraft eine ganze Welt kleiner Lichter ſich hält, bewegt und wandelt. Wie viel Gutes, wie

[1]) Obgleich wir bereits vor einiger Zeit (Jahrg. 1893, S. 368 ff.) eine vorzüglich geſchriebene Studie über Edith Rahden aus baltiſcher Feder publicirt haben, die Jedem, der ein richtiges Bild von dem Charakter dieſer hervorragenden Frau gewinnen will, zur Lectüre empfohlen ſei, glaubten wir doch auch den nachſtehenden Beitrag aufnehmen zu ſollen, da ein Urtheil über Edith Rahden gerade aus dem Kreiſe ihrer ruſſiſchen Freunde auf Intereſſe rechnen darf.

D. Red.

viel Licht ſolche Seelen um ſich verbreiten, — es läßt ſich nicht wägen noch meſſen, iſt doch die Wirkung der einen Seele auf die andere grenzenlos und unendlich.

Zu der Zahl dieſer auserwählten Seelen gehörte die verſtorbene Editha Rahden; ihr Andenken lebt in der großen Zahl derer, die ſie gekannt und ihre Anziehungskraft empfunden haben. O weh! — ſchon lange iſt ſie nicht mehr, — ihr Platz ſteht leer und verlaſſen! — Sie wurde in einer kurländiſchen Adelsfamilie geboren, welche erfüllt war von den Ueberlieferungen ritterlicher Ehre und baltiſcher Vergangenheit. Jedoch trug ſie aus dieſer Umgebung — die Auswuchſe hiſtoriſcher Vorurtheile abwerfend — die der Wurzel guter Ueberlieferungen entſtammenden Anfänge alles Guten mit ins Leben die Gewohnheit der Arbeit, die Liebe zur Ordnung, den Trieb zur Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, den Geiſt der Fürſorge für die Untergebenen und endlich den Glauben, — einen feſten und ſtrengen Glauben. So ausgerüſtet trat ſie in's Leben, ſich unter dem Einfluß ihres älteſten Bruders, eines Mannes von hoher Bildung, weiter entwickelnd.

Sich durch ihre geiſtigen Fähigkeiten weit über die Sphäre erhebend, in der es ihr beſchieden war die erſten Jahre zu verbringen, gelang es ihr, bei großem Wiſſensdurſt und der Gabe ſich ſchnell und tief der Wahrheit zu bemächtigen, für ihre weitere Entwickelung ſich den größten Schatz der menſchlichen Seele zu bewahren, — ein feinfühlig jedes Leid, jede Noth mitempfindendes Herz, welches nach aufgeklärtem Wohlthun dürſtete.

Ihre eigene Familie war für ſie die erſte Schule der Herzensbildung: kaum der Kindheit entwachſen, wurde ſie ſchon eine Art Vorſehung für die Ihrigen, indem ſie ſich gewöhnte jeder Noth abzuhelfen, jede Schwäche zu verhüllen und alles Schwere auf die eigenen Schultern zu nehmen, — ſich zu freuen mit den Fröhlichen und zu weinen mit den Weinenden. Indeſſen lehrte ſie der Adel ihrer Natur und die Vornehmheit ihres Geſchmacks jede Handlung zu beſeelen und jede Beſchäftigung zu einer ſinnvollen zu geſtalten, — inmitten der Einfachheit des häuslichen Lebens.

Ihre hohen Herzens- und Verſtandes Eigenſchaften, bei bemerkenswerther Bildung und weitem Blick, machten ſie bekannt in dem engen Kreiſe der höchſten Petersburger Geſellſchaft zur Zeit des Kaiſers Nicolai. Die Großfürſtin Helene Pawlowna, die feinfühlige Kennerin von Menſchen und Talenten, lernte ſie kennen und zog ſie zu ſich heran, — und von

der Zeit an öffnete ſich ein weites Feld für Editha Rahden und zugleich eine neue Schule der Thätigkeit, welche allmählich die hohe Bedeutung einer öffentlichen Thätigkeit gewann.

Der Name der Großfürſtin wird für immer in der Geſchichte der ruſſiſchen Geſellſchaft glänzen. Ganz die Bedeutung und die Pflichten ihrer hohen Stellung begreifend, widmete ſie ſich der Erfüllung dieſer Pflichten. Lebhaft, eindrucksfähig, erfüllt von einem Durſt nach allem Guten, nach Aufklärung und Wiſſen, beherbergte ſie in ſich eine Kraft des Mitgefühls, welche ihr auf der aller Noth unzugänglichen Höhe dazu verhalf, lebhaft zu verſtehen und mit zu empfinden was immer der bedürftigen Menſchheit fehlte, — und jene ſchöpferiſche Kraft des Geiſtes, welche mit ihrem Hauche auch in anderen Leuten — ihnen ſelbſt vielleicht unbekannte lebendige Kräfte weckt. Ueberall wo ſie hinkam ſuchte ſie nach Talenten, zog ſie zu ſich heran, trat in Verkehr mit ihnen, und indem ſie ſie mit ihrem Geiſt, ihrer Kunſt, ihrem Wiſſen nährte, regte ſie ſie an und belebte ſie. mußte einer gehoben werden, brauchte ein anderer materielle Hilfe: ſie war immer bereit großmüthig und weiſe zu helfen. In dem Verkehr mit ihr fühlte ſich jeder, — indem er in den Kreis ihrer Gedanken, ihres Geſchmacks, ihrer Liebhabereien trat, — näher allem Edlen und Hohen, ferner von allem Niedrigen und Nichtigen, - und das ſowohl im Leben, als im Wort und in der Kunſt.

Mit ſolch einer Prinzeſſin verband das Geſchick Editha Rahden — und bald, ſich ihr in einer durch die Gleichheit der Anſchauungen und Beſtrebungen bedingten Geiſtesgemeinſchaft nähernd, gewann ſie ihr volles Vertrauen und wurde ihre nächſte Gehilfin. Die auf die einſamen Hohen dieſer Erde Geſtellten brauchen Vermittler um ſich den Leuten nähern zu können, die die Niederungen bewohnen, und um eine gemeinnützige Thätigkeit zu entfalten. Wohl denen, welchen nicht Sclaven und ſchmeichleriſche Höflinge als Vermittler dienen, ſondern Leute, die ſich Würde, Ehre und Wahrhaftigkeit bewahrt haben. Solch eine war im vollſten Sinne Editha Rahden. Durch ihre Geburt einem alten baltiſchen Adelsgeſchlecht angehörend, hatte ſie aus ſeinen Familientraditionen ſchon die Ergebenheit gegen das Kaiſerhaus geſchöpft, aber zugleich auch ein tiefes Gefühl jener Würde, welche von wahrer Treue unzertrennlich iſt. Unduldſam gegen jede Schmeichelei, war ſie ſelbſt ebenſo unfähig zu ſchmeicheln, wie die Wahrheit zu verhüllen oder zu verſchweigen, wenn die Pflicht ihr zu reden gebot. Sie war auch unfähig ihre Entrüſtung über jede Lüge zu verbergen und

ihre Verachtung jeder Gemeinheit. Wo sie nur einen Mangel ahnte, war sie bereit zu Hilfe zu eilen; wo sich ein edles Gefühl, ein hohes Streben, eine Bewegung zum Guten, eine schöpferische Kunst zeigte, entzündete sich ihr Mitgefühl und sie eilte dem entgegen zu kommen. Aus der Grenzprovinz stammend, und einigen ihrer Vorurtheile nicht fremd, — fühlte sie sich doch ganz als zu dem großen Vaterland — Rußland — gehörig; sie liebte alle die besten Eigenschaften der russischen Volksseele und verstand sie, — ihr Herz schlug warm in russischem Patriotismus.

Dank der vereinten Thätigkeit dieser zwei Frauen, wurde das Michael-Palais zum Mittelpunkt der cultivirten Petersburger Gesellschaft, zum Centrum ihrer intellectuellen Entwickelung, zur Schule des feinsten Geschmacks und zur Pflanzstätte junger Talente. Alles, was sich in Wissenschaft oder Kunst im weiten Reiche auszeichnete, strömte in diesem Centrum zusammen, und alle fanden hier geistige Anregung, Belebung ihres Denkens und Fühlens. Die Großfürstin hatte die unschätzbare Eigenschaft, jeden zu dem sie in Beziehung trat, in ein freies und aufrichtiges Verhältniß zu bringen: — jedem ward es leicht auf ihre lebhafte und beseelte Rede zu antworten, und gleichzeitig fühlte sich jeder in ihrer Nähe erhoben in eine reine Atmosphäre, die alles Niedrige ausschloß. Auf den Abenden der Großfürstin begegneten sich Staatsmänner mit Gelehrten, Schriftstellern und Künstlern. Weiblicher Geist, fein und gebildet, gab bei ihrem Verkehr den Ton an und belebte ihn. Die Feste im Michael Palais, die Concerte, Theatervorstellungen, lebenden Bilder, zeichneten sich durch unnachahmlichen Zauber der Form und Vollkommenheit des Gebotenen aus. Hier, unter dem Schutz der hohen Frau des Hauses, versuchten und entwickelten sich künstlerische Talente, die in der Folge berühmt wurden. Sie schonte ihre Mittel nicht, wo es galt ein Talent zu unterstützen, das sie entdeckt hatte, und ihm die Möglichkeit zu künstlerischer Ausbildung zu gewahren. — So war der Kreis des Michael-Palais beschaffen in dem Editha Rahden als belebendes Element erschien. In ihren bescheidenen Zimmern knüpfte sich Manches an, was in den Salons der Großfürstin weiter gesponnen wurde. Hier machte sie die Bekanntschaft aufstrebender Talente, mancher Gelehrten und Staatsmänner, welche die Noth zwang Ermuthigung und Unterstützung zu suchen, hieher kamen auch arme Schlucker, von Mangel und Elend getrieben, — und durch sie hörte die Großfürstin von Allen. Häufige Reisen in's Ausland mit der hohen Frau brachten Editha Rahden Annäherungen an fremde Höfe, an Staatsmänner und alle Berühmtheiten in Wissenschaft, Litteratur und

Kunſt der europäiſchen Hauptſtädte Ihr Verſtand wurde überall nach Gebühr anerkannt, und der geiſtige Austauſch mit ihr ließ ſo tiefe Spuren zurück, daß viele von ihren ausländiſchen Freunden einen Briefwechſel mit ihr anknüpften, der bis zu ihrem Ende dauerte. Alles was ſie in Europa geſehen, Alles was ſie in lebendigem Austauſch der Gedanken gewonnen hatte, alles woran ihr Geiſt gearbeitet hatte, inmitten neuer Menſchen und uralter Inſtitutionen, wurde ihr zu einem geiſtigen Beſitz, ihren Blick erweiternd und ihre Seelenſtärke ſteigernd zu neuer Thätigkeit, — daheim in Petersburg.

Während der Regierung Kaiſer Nicolais war das Arbeitsfeld für öffentliche Thätigkeit kein weites, aber der Natur des Monarchen war alles Edle, Hohe, Reine und Verfeinerte wahlverwandt und fand einen Widerhall in ſeiner Seele. Der verewigte Kaiſer liebte und verehrte die Großfürſtin Helena Pawlowna, berieth ſich gern mit ihr und hielt ihre Meinung hoch; er kannte auch und achtete Editha Rahden und hatte ihre kluge Rede gern. Alles das gab, bei dem Vertrauen des Monarchen, die Möglichkeit vom Michael-Palais aus Vieles in's Leben zu rufen und zu unterſtützen, was eine große öffentliche Bedeutung gewann, und die Aufmerkſamkeit des Kaiſers auf ihm unbekannt gebliebene Talente zu lenken. Mit dem Namen der Großfürſtin ſind viele Bildungs- und Heilanſtalten verknüpft, deren Gründung in jene Epoche reicht. Auch das Conſervatorium für Muſik iſt ihr für ſeinen Anfang und ſeine Entwickelung verpflichtet.

Indeſſen zog das Gewitter herauf, welches die letzten Jahre der großen Regierung verdunkelte, und entfachte den Geiſt gemeinnütziger Thätigkeit in ganz Rußland. Der blutige Kampf vor Sewaſtopol förderte Nöthe zu Tage, welchen die Krone zu genügen außer Stande war, — und zu allererſt das Bedürfniß nach Hülfe für die vielen Verwundeten auf dem Schlachtfelde. Dieſe Hülfe mußte organiſirt, es mußten Einrichtungen geſchaffen, führende Perſönlichkeiten gefunden werden, zugleich mit den Mitteln und mit der Menge der einzeln verſtreuten Menſchen, die ſich darnach ſehnten ihre Kräfte der heiligen Sache der Fürſorge für die Verwundeten zu weihen, — einer bei uns noch ganz unbekannten, im übrigen Europa kaum bekannten Arbeit. Es iſt klar, daß ein ſolches Organiſiren den Fähigkeiten irgend eines Miniſteriums, irgend einer Canzellei nicht entſprach. Die Großfürſtin übernahm dieſe Arbeit mit dem ganzen Feuer ihrer edlen Seele. Von den erſten Anfängen des Krieges an, gab ihr der Gedanke an all' das Elend, an die Leiden der Verwundeten keine Ruhe:

ſie beſchloß barmherzige Schweſtern zu ſammeln und ſie auf den Kriegsſchauplatz und in die Lazarethe zu entſenden. Unter Pirogows Beiſtand wurde der Plan des Unternehmens ausgearbeitet. Kaiſer Nicolai zweifelte an dem Gelingen deſſelben, doch es gelang der Großfürſtin, ihn zu überreden, daß er den erſten Verſuch erlaubte, — und bald gab es überall Leben. Hiebei erwies ſich als vornehmſtes Werkzeug Editha Rahden, welche die Fähigkeit hatte, die praktiſchen Seiten einer Sache zu überſehen und die rechten Leute für dieſelbe zu finden und zu begeiſtern. So wurde der Grund gelegt zu der Gemeinſchaft der barmherzigen Schweſtern von der Kreuzeserhöhung, und die erſten Gruppen derſelben, mit Hülfe Pirogows organiſirt und nach Sewaſtopol abgefertigt. Wer kennt nicht die Mühen dieſer Dienerinnen chriſtlicher Barmherzigkeit und Selbſtverleugnung? — Die Erinnerung an ſie iſt unzertrennlich von der Erinnerung an die Thaten unſerer Helden, die ihr Leben ließen in den Baſtionen von Sewaſtopol.

Es kam eine neue Regierung. Eine neue Epoche allgemeiner Umwälzungen begann. In ihrer Reihe gehörte die erſte Stelle der Verwirklichung jener Idee, die ein Vermächtniß der oberſten Staatsgewalt wie aller Patrioten war, der Befreiung der leibeigenen Bauern. Auch in dieſer großen Sache wurde das Michael-Palais das Centrum, in welchem privatim der Plan zu der gewünſchten Reform ausgearbeitet wurde, in welchem ſich Leute von Verſtand und Willenskraft zuſammenfanden, welche ſie ſeit lange überdacht hatten, und ſie nun mit dem Wiſſen und der Zuſtimmung der Regierung zu verwirklichen trachteten. Die Ueberlieferungen dieſer denkwürdigen Zeit ſind unzertrennlich verbunden mit dem Namen der Großfürſtin und der Baroneſſe Rahden. Hier brachten Leute wie Tſchertaſſki, Samarin, Miljutin Uebereinſtimmung in ihre Gedanken und machten ſich bereit zu ihrer gemeinnützigen Thätigkeit.

Die Krankheit der Großfürſtin und dann ihr Ende, waren ein ſchwerer Schlag für Editha Rahden ihr Leben war wie zerriſſen, jedoch ihre Energie erlahmte nicht. Ihre Seele war unlöslich verbunden mit den Schöpfungen, die unter dem Schutz der Entſchlafenen entſtanden waren, und all ihre Thätigkeit war von der Zeit an in den Dienſt der öffentlichen Wohlthätigkeit geſtellt. Das kliniſche Inſtitut, gegründet zur Erinnerung an die Großfürſtin, das Eliſabeth-Krankenhaus für Kinder, Schulen und Bewahranſtalten, billige Mittagstiſche für Arme verſchlangen ihre Thätigkeit, ohne Ermüden vom Morgen bis zum Abend. Doch auch das genügte ihrer Seele nicht, die ſo feinfühlig war für alles Menſchenleid und Elend, für

das Talent, dem Rath und Stütze fehlte, für die Fähigkeiten hungernder Wiſſenſchaft oder Arbeitskraft. Jeden Morgen kamen kleine und unbekannte Leute zu ihr nach Rath und Hulfe, nach Unterſtützung jeglicher Art, und wie viele gedenken noch dankbar ihres guten ermunternden Wortes, welches ſie auf den rechten Weg führte, ſie ſtützte und ermuthigte; oder deſſen, wie ſie mit rechtzeitigem Beiſtand ihnen Arbeit gab und ſie aus größter Noth befreite.

Sie brauchte bloß zu ſehen, zu fühlen was noth that, um ſofort den gluhenden Wunſch zu empfinden Helferin, Stütze, Wegweiſer für die Bedürftigen zu ſein. Ihr ganzes Leben, beſonders in den letzten Jahren, war erfüllt von dieſer Thatigkeit, — und es iſt nicht auszurechnen wie viel Segen von ihr ausgegangen iſt, wie viele Verzagende ſie getröſtet und geſtärkt hat.

Jedoch es kam noch einmal ein bitterſchweres Jahr für Rußland, wo ſie alle ihre Energie zuſammen raffen und der großen Sache weihen mußte. Der Krieg begann mit allen ſeinen Schrecken, und es wurde in ungeahntem Maßſtabe Hülfe für die Verwundeten nöthig. Da war es wieder Editha Rahden, welche in der Geſellſchaft des rothen Kreuzes, in der ſich die Organiſation concentrirte, mit ihrer unermüdlichen Energie, ihrem adminiſtrativen Talent, ihrer warmen Hingabe an die Sache es verſtand, die Oeconomie des ganzen Unternehmens in allen Einzelnheiten zu überſehen und zu letten. Sie half Abtheilungen von barmherzigen Schweſtern formiren, fand und begeiſterte Leute für den Sanitätsdienſt, zog Perſonen der großſtädtiſchen Geſellſchaft an ſich und ſtellte ſie an die Arbeit: in den Nähvereinen und Niederlagen des St. Petersburger Rothen Kreuzes war ſie in Wahrheit die Seele, die Haupttriebkraft des Rieſenwerks der Verarbeitung und Verſendung allen Materials, aller Vorräthe für die Verwundeten. Niemand verſtand es beſſer als ſie, zu dieſem Werke Frauen, junge Mädchen und junge Männer der Geſellſchaft heranzuziehen. Jeder, in dem nur ein Fünkchen Gutes und Hinneigung zum Wohlthun lebte, hörte auf ihren Ruf, ihre ſtrenge und dennoch ſanfte Aufforderung, aufzuſtehen vom Schlaf der Unthätigkeit, zur Arbeit und Pflichterfullung. Das Pflichtgefuhl war in ihr unzertrennlich verbunden mit einem tief religiöſen Gefühl, und ihr Glaube äußerte ſich im Thun.

Ihre Kräfte begannen ſchon zu ſinken; der Keim der verhängnißvollen Krankheit fing — noch unbemerkt von ihren Freunden — an, ſich ihr anzukündigen; doch ſie wog nie ihre Kräfte ab, wenn es galt eine Arbeit

thun. Dieſes Mal wurde ſie von dem Allerhöchſten Vertrauen dazu berufen, die Sache der höheren weiblichen Bildung zu überwachen. Nach dem Tode des edlen Prinzen Peter von Oldenburg eröffneten ſich neue Anforderungen, denen genügt werden, alte Mängel denen abgeholfen werden mußte. Leider war es ihr nicht beſchieden, lange auf dieſem Felde zu wirken, doch auch hier zeigte ſie ihre Geiſteskraft, und verſtand es, die Leute zu erkennen und anzuregen. Bei der Erziehung, wie auch bei jeder anderen Thätigkeit, war ſie eine Gegnerin der Routine und des Formalismus: „Dans l'éducation surtout," — ſchrieb ſie — „il ne s'agit pas „seulement de plier les enfants à un certain ordre, dans de certaines „limites: — il faut que la vie grandisse et se développe, sans être „déformée par un cadre inflexible, ni stérilisée par une routine „immuable, — ce moyen facile de gouverner, si commode aux „natures inertes et aux administrations formalistes" . . .

In Allem ſuchte ſie die Wahrheit, und durch dieſen Zug unterſchied ſich ihr Bild inmitten des allgemeinen Schwankens der Geiſter in unſerer Geſellſchaft, ihr Seelenadel wie ihre ſittliche Feinfühligkeit halfen ihr die Wahrheit erkennen, durch Vorurtheile und Niedrigkeit hindurch. Das gab Editha Rahden den Stempel jener Würde, die ihr ſowohl im Verkehr mit den einfachſten Leuten, als mit den höchſtgeſtellten Perſonen eigen blieb. Im Gedankenaustauſch, in Streitfragen und beim Disputiren hatte ſie nicht die ſo verbreitete Gewohnheit, die Farben und Schattirungen der Gedanken und Meinungen ſoweit abzuſchwächen, daß Uebereinſtimmung herauskam, — oder aber die Wahrheit mit Unwahrheit zu miſchen und Schwarz mit Weiß. Im Umgang mit den Perſonen ihres ſowie des höchſten Kreiſes beherrſchte ſie meiſterhaft die Form und die höfliche Rede, welche die Menſchen einander näher bringt, indem ſie ſie für einander einnimmt; — aber ſie war jener bei uns ſo verbreiteten Gefälligkeit völlig fremd, welche dem Wunſche ſich den Leuten angenehm zu machen, entſtammend, dazu verleitet, ihnen liebedieneriſch bei all' ihren Neigungen und Eigenthümlichkeiten zu ſchmeicheln. Jede Schmeichelei war ihr auf's Aeußerſte zuwider, und wer ſich ihr ſelbſt mit ſchmeichleriſchen Worten näherte, der weckte in ihr ein unangenehmes, ſchweres Gefühl; ſelbſt wenn ihre nächſten Freunde, hingeriſſen von ihrem Talent und Geſchick in dieſer oder jener Sache, der Anerkennung Ausdruck gaben, war ſie bereit ſie der Schmeichelei zu zeihen.

Niedrige Geſinnung, welche — ach leider! — ſo verbreitet iſt in allen Schichten unſerer Geſellſchaft, konnte ſie nicht ertragen und die Menſchen

die ſich ihr näherten fühlten das gleich aus dem Ton ihrer Rede, aus einer jener höflichen doch inhaltreichen Phraſen, in welche ſie ihre entgegenkommenden Gedanken zu kleiden verſtand. In dem Kreiſe der in der Geſellſchaft Bemerkten, gab es kaum einen, der ſie nicht kannte, und ihre langjährige Thätigkeit in der Reſidenz hatte ihr viele Freunde erworben, denn Editha genau kennen, hieß ſie lieben, und nicht nur ſie lieben, ſondern auch mit Verehrung auf ſie ſehen, wie wir auf die ſehen, von denen wir wünſchen, daß ihr Weſen ſich in uns wiederſpiegeln möchte, wie das unſere in ihnen. —

Bis zu ihrem letzten Lebenstage bewohnte die Baroneſſe Rahden dieſelben Zimmer im Michael-Palais. Wenigen Perſonen aus der Petersburger Geſellſchaft nur waren dieſe beſcheidenen Räume unbekannt, Vielen war das kleine Cabinet vertraut und lieb, in dem ſich Abends ihre Freunde zuſammen fanden. Hier ſaß ſie ſtets an dem kleinen, mit Büchern bedeckten Tiſche, bereit Alt und Jung in jeder Herzens- und Gewiſſensnoth, jeder ſchwierigen Lage mit Rath und That zu dienen. In treuer Freundſchaft ihren alten Freunden durch die Erinnerungen eines ganzen Lebens verbunden, zog ſie doch auch die Jungen an, da ihre Seele voll lebhaften Widerhalles für jede reine Freude, jede gute Regung, jedes ungeduldige Fordern der Jugend geblieben war. Sie verſtand es, jedem zur rechten Zeit ein gutes und kluges Wort zu ſagen, oder auch mit dem ſprechenden Blick — ohne Worte — Theilnahme und Ermuthigung oder Entrüſtung und Tadel auszudrücken. Niemand hinterließ die Begegnung mit ihr eine blaſſe, welke Erinnerung. Es iſt wahr, Einige fürchteten ſie, — aber es fürchtete ſie vor allem die menſchliche Niedertracht, welche in ihrem Blick Vorwürfe und Verachtung las. Jedoch auch viele ihrer nächſten Freunde ſammelten ſich, wenn ſie zu ihr gingen, und ſcheuten ſich, das thörichte und leere Geſchwatz weltlicher Geſelligkeit zu ihr zu tragen, denn bei ihr wollten auch ſie klug ſein, und in ihrem Spiegel ſich mit ihren beſten Zügen zeigen. In dieſem Sinn verlor die Petersburger *Geſellſchaft* mit ihrem Tode etwas **Unerſetzliches**: ſie war und ſie allein konnte es ſein, für viele ein lebendiges Gewiſſen, eine vernünftige Beratherin und Führerin, ein lebendiges Beiſpiel von Wahrhaftigkeit und Würde in Worten und Thaten. Sie konnte dieſes alles ſein, weil ſie ſich dazu entwickelt hatte, nicht nur durch ihren Verſtand und ihre ſittliche Energie, ſondern auch durch eine in unſerer Geſellſchaft ſeltene Verfeinerung des Gedankens und des Geſchmacks, und jenes Gefühl des Maßes, welches dem Menſchen die Fähigkeit verleiht, jeden zu verſtehen und jedem zu einer freien Aeußerung ſeiner Gedanken und Gefühle zu verhelfen.

Seit ihrer frühen Jugend beseelte sie ein tiefes, religiöses Gefühl. Es war in ihrer Seele verbunden mit den edelsten Eigenschaften, mit dem heißen Streben nach dem Ideal, mit einem festen Pflichtgefühl, großer Aufopferungsfähigkeit, einem feinem Gefühl für die Schönheit in Natur und Kunst, in der menschlichen Seele. Erzogen in dem strengen Geiste des evangelischen Protestantismus, hatte sie aus ihm jene Energie des Glaubens geschöpft, welche das Lutherthum bemüht ist seinen Jüngern einzuflößen, durch eine Lehre, welche den Menschen Gott und dem Worte Gottes unmittelbar gegenüberstellt, in festem, wenn auch stolzem Bewußtsein der Pflicht und Verantwortung. Diese Energie hatte sie fast in das Extrem eines strengen Puritanismus getrieben, wofür es Hinweise giebt in ihrer Correspondenz mit dem Generalsuperintendenten Walter.

Mit Walter war sie noch als ganz junges Mädchen im Elternhause bekannt geworden, im Jahre 1846, der Zeit seiner glänzenden Wirksamkeit als Prediger in Livland, und seine Predigten hatten großen Einfluß auf ihre seelische Entwickelung; später pflegte sie zu äußern, daß Walter nächst ihrem ältesten Bruder ihre Hauptstütze gewesen sei, und ihr moralischer Führer. Noch 6 Jahre später correspondirte sie mit ihm von Petersburg aus, und einige ihrer Briefe aus dem Jahr 1853, die in seiner Biographie gedruckt sind, zeichnen uns lebhaft ihren damaligen Seelenzustand, ihre inneren Kämpfe in der neuen großstädtischen und höfischen Umgebung, in welche sie eingetreten war. Die hohen Ideale, welche sie in diese Sphäre mitbrachte, stachen schmerzlich ab von den Leuten, und die neuen Regungen, welche in ihr geweckt wurden durch das Lob und die Ehre, die ihr überall gezollt wurden, beunruhigten ihr strenges Gewissen. „In meinem neuen Leben" so schrieb sie, „hat sich viel in mir verändert: neue Versuchungen, „von denen ich keine Ahnung hatte, bestürmen mich von allen Seiten, „und — was besonders bitter ist — Versuchungen so nichtiger Art, daß „es leicht scheint sie zu bewältigen, indem man einfach ruhig vorwärts geht; „doch nein, sie bedecken den Weg wie schlangenähnliche Lianen, und zu„weilen verwickeln sich die Füße in das allerverächtlichste Gras. Zuweilen „drückt mich das Lob der Leute wie ein Berg von Steinen, — sie wissen „selbst nicht was sie loben, und das was ihnen gefällt, wie armselig und „nichtig ist es in Wirklichkeit." Die Welt mit all' ihrem Glanz mit allen Verlockungen der Ehre und des Erfolges hatte nichts Anziehendes für sie, — sie suchte in ihr den inneren Frieden und fand ihn nicht. Doch zur selben Zeit redet sie zu sich selbst. „Welch' sonderbare Widersprüche in mir, was

bin ich denn, daß mir alles Schlechte und Kleinliche in dieſer Welt ſo ſehr zuwider iſt.“ — Die hohe Sphäre, in der ſie lebte, verführte ſie nicht, doch von der Höhe ihres ſittlichen Ideals wollte ſie um Niemandes willen herunterſteigen, und als Walter auf ihren Ruf nach innerem Frieden von dem Frieden einer glücklichen Häuslichkeit, des ehelichen Bundes zu reden anfing, antwortete ſie ihm. „Vielleicht haben Sie recht in gewiſſem Sinne; geliebt ſein, wie ich mir die Liebe vorſtelle, iſt ein großes Glück, — und nach dieſem Glück ſehnt ſich jede Seele, kann auch die meine verlangen. Aber ich habe noch nie von irgend einem Menſchen die Erfüllung dieſer Sehnſucht erwartet, — ja ſogar in Gedanken habe ich noch nie an die Möglichkeit einer Eheſchließung für mich geglaubt. Es iſt mir ſchon ſo ſchwer die eigenen Fehler und Schwächen zu tragen, und in dem geliebten Weſen, dem Manne, dem ich mich in dem freudigen Gefühl der Liebe unterordnen würde, könnte ich nicht die kleinen niedrigen Schwächen der menſchlichen Natur ertragen“ . . .

Zum Glück führten die Verhältniſſe Editha Rahden bald aus dem engen Kreiſe, gaben ihr eine Arbeit in der ſie Befriedigung finden konnte, ſtellten ſie auf ein weites Feld, in dem alle koſtbaren Eigenſchaften ihrer Seele ſich harmoniſch entfalten konnten. Mit der Großfürſtin Helene kam Editha in den Kreis der höchſten Cultur und konnte Beziehungen anknüpfen mit ihren Vertretern in ganz Europa. Häufige und langdauernde Reiſen mit der Großfürſtin brachten Editha in Berührung mit allen Größen der Wiſſenſchaft, Kunſt und Politik, öffneten ihr die Schätze aller Denkmäler der Geſchichte, erweiterten ihren Horizont, beſonders in Bezug auf die hiſtoriſche Kirche des Abendlandes. Rom vor allem wirkte auf ihre Einbildungskraft, und ihrem religiöſen Gefühl eröffneten ſich, angeſichts des großartigen Baues der römiſch-katholiſchen Kirche neue feſſelnde Ausblicke. Mit ſolchen Eindrücken kehrte ſie nach Rußland zurück. Im Zuſammenhang mit dieſen Empfindungen machte ſie am Ende der 50. und Anfang der 60. Jahre eine ſchwere innere Kriſis durch, wie das bei hohen und feurigen Seelen zu geſchehen pflegt.

Viele hielten ſie für ſtolz, den Stolz in dem gewöhnlichen vulgären Sinne verſtehend Leute, die ſich nicht die Mühe nehmen, ſich in Andere hinein zu denken, bezeichnen gern mit einem Wort den Character des Menſchen, nicht ſo ſehr ihn damit charakteriſirend, als ihr eigenes Verhältniß zu demſelben. Wie oft hört man nicht Aeußerungen wie: er iſt zu ſtolz, er iſt zu klug, er hält ſich für klüger als Alle u. ſ. w. Jedoch

nicht immer entſpricht, was die Leute ſo nennen, der Bedeutung dieſes Wortes. Es giebt einen Stolz des Selbſtvertrauens, der Selbſtvergötterung, den Stolz ſelbſt der nackten Herrſchſucht, dieſer Stolz grenzt in ſeiner äußeren Erſcheinung an niedrige Geſinnung und ſtießt nicht ſelten mit ihr zuſammen. Nicht ſo war Edithas Stolz beſchaffen, wenn man das überhaupt Stolz nennen kann, was Selbſtachtung iſt, die den Menſchen unbeugſam macht, da ihr Grund nicht in ihm ſelbſt, ſondern in der ewigen Wahrheit liegt, in dem hochgehaltenen Lebensideal. Dieſe Richtung einer hohen, tief rechtlichen und wahrhaften Natur ſetzt immer einen Kampf voraus und dazu einen zwiefachen: den inneren Kampf mit dem eigenen Ich, welches nach der menſchlichen Schwachheit unfähig iſt, das Ideal zu erreichen, und den äußeren Kampf mit der Welt und dem Leben, in welchen dieſes Ideal geſtempelt wird zu Lüge und Niedrigkeit. Die Seele, erſchöpft durch dieſen Kampf, ſehnt ſich nach Frieden und findet ihn nicht im wirklichen Leben. Aus dieſem leidenſchaftlichen Sehnen nach Frieden und Wahrheit entſteht nicht ſelten das Suchen nach einer geiſtlichen Autorität, der man ſich völlig unterwerfen und dadurch das Ziel des Lebens finden könnte. Auf dieſem Wege ſind viele hochſtrebende Seelen der römiſchen Kirche zugeführt worden, — und werden ihr auch jetzt noch zugeführt, da dieſelbe durch jahrhundertelange Erfahrung und die Arbeit vieler Geſchlechter eine künſtleriſch ausgearbeitete Disciplin beſitzt zur Beruhigung mühſeliger und beladener Seelen.

Ihr Streben nach erhöhtem Leben ſuchte Befriedigung in der Religion, der Natur und den Menſchen. „L'admiration," ſo ſchrieb ſie, „c'est mon soleil, ma joie, le plus doux sentiment que je connaisse" — Aber, empfänglich für alles Große und Edle in der Menſchennatur, für jede Aeußerung von Liebe, Wahrheit, Seelenſtärke, war ſie unerbittlich ſtreng gegen ſich ſelbſt nicht nur, ſondern krankhaft empfindlich gegen alle Erſcheinungen der Lüge, des Eigennutzes, der Gemeinheit, — alle kleinen und niedrigen Regungen. Wie oft geſchah es ihr, daß ſie ſich irrte, enttäuſcht wurde durch diejenigen, denen ſie vertraute, ihre Ideale von ehemals ſelbſt zerſchlug, oder mit dem Mantel mitleidiger Liebe die Fehler zudeckte, welche ſie für Tugenden gehalten hatte. Es iſt wahr, aus ferner Vergangenheit, aus den Denkmälern der Geſchichte und der Kunſt, mit denen ihre Reiſen durch Europa ſie genau bekannt gemacht hatten, — ſah ſie die Helden des Gedankens und der Kunſt, die Vollbringer großer Thaten auf ihren Piedeſtalen vor ſich ſtehen; aber in der Gegenwart, inmitten des wirklichen Lebens und in jener Sphäre, in der ſie lebte und verkehrte,

erwartete ſie eine Reihe ſchmerzlichſter Enttäuſchungen: — wir brauchen uns nur zu erinnern, wie viele ihrer überhaupt die Geſellſchaft jener Zeit der Gährung in den 50-er und 60-er Jahren durchzumachen hatte. Sie ſuchte damals einen Ausgang aus der Wirrſal, ähnlich wie in einer früheren Epoche ihres Lebens, ehe ſie in die Hofkreiſe kam. Damals meinte ſie inneren Frieden zu finden in der Unterordnung unter den Willen eines Menſchen, dem ſie vertraute. „Was ich Ihnen verſprechen kann," ſchrieb ſie 1854 an Walter, „iſt unbedingter Gehorſam, wenn Sie mir etwas vorſchreiben wollten, und den wärmſten Dank für jedes Wort des Troſtes." Jetzt war die Zeit des unbedingten Glaubens an einen Menſchen ſchon vorüber, jedoch die geängſtete Seele ſuchte mit neuer Kraft nach einem Ausweg aus den endloſen Widerſprüchen des Lebens. So ſchrieb ſie im Jahre 1861 „J'aime le passé, — je sens que les fibres les plus tenaces „et les plus sensibles de mon âme y ont pris racine et vont y „puiser sans cesse des éléments de force et de patience. Et le „passé au fond, avec ses teintes un peu vagues, ses contours adoucis, „la lucidité de sa signification pour nous, n'est-il pas le seul moment „de l'existence sur lequel notre esprit peut s'arrêter sans trouble." — „Le présent et l'avenir — quelle dérision! — Le dégoût pour les „choses qui m'entourent, une absence complète d'enthousiasme pour „un avenir qui correspond a aucune de mes sympathies, — voilà ce „qui m'accable et m'attend dans le monde social. L'âme ne saurait „répondre de sa puissance de résistance en de pareilles conjonctures' — „j'ai quelquefois l'impression d'un abaissement moral inévitable — „déjà commencé peut-être, et qui croît à mesure que le stoïcisme „extérieur prend le dessus. Dans le monde on arrive si facilement „à cette manière sauvage de faire face à la douleur et à la tentation, „montrer un visage serein à ceux qu'on méprise, enfermer ses „dégoûts dans une triple cuirasse, et traverser le défi au front et „la mort dans le coeur les fanges qu'on amasse sous vos pas, „voilà une tentation a laquelle un esprit fier résiste difficilement, „mais qui renferme — je l'éprouve — des éléments destructeurs. „Vous avez dans l'âme des tendresses et par conséquent des sou„missions infinies, le contrepoid est donc tout trouvé pour vous. „Quant à moi, qui ai beaucoup de réflexion et par conséquent „beaucoup de révoltes dans l'esprit, je sens que la balance s'enlève „dans les airs . . . Alors instinctivement mes regards vont chercher

„l'asile divin d'une autorite sainte, et le majestueux édifice de l'église „catholique m'ouvre ses portes!“

Jedoch dieſe Stimmung war, Gott ſei Dank, eine vorübergehende. Die lebhafte praktiſche Thätigkeit, in welche Editha vermöge ihrer beſonderen Stellung hineingezogen wurde, half ihr aus ſich herausotreten, und nicht Frieden ſchließend mit dem Schlechten und der Lüge — die Leute zur Arbeit rufen im Namen des Guten und der Wahrheit.

Die orthodoxe ruſſiſche Kirche war ihr noch verſchloſſen: — damals, — um wahr zu ſein, muß es geſagt werden, — gab es auch in der höchſten Petersburger Geſellſchaft, in welcher ſie verkehrte, wenige welche, zu dieſer Kirche gehörend, mit ihrem Leben gelebt hätten, oder fähig geweſen wären, Editha Rahden in daſſelbe einzuführen, die wißbegierigen Fragen ihres Geiſtes und Herzens zu beantworten, in deren Begriffen von der griechiſchen Kirche ſich viele Vorurtheile baltiſch-deutſcher Anſchauungen widerſpiegelten. Aber mit der Zeit wuchs ihre Seele auch nach dieſer Seite hin. Die feinfühlige Seele, gebildet an der heiligen Poeſie des Bibelworts, erkannte bald den tiefen Sinn und die hohe Poeſie des orthodoxen Gottesdienſtes, und übte ſich darin — nicht an Formen und Symbolen haftend — durchzudringen bis zu ihrem tiefſinnigen Gehalt. In Moskau, wohin ſie mit der Großfürſtin kam, enthüllte ſich ihr die ganze hiſtoriſche Großheit der griechiſchen Kirche und ſie verſtand, wie lebendig ſie ſich in der Volksſeele widerſpiegelte, wie umgekehrt die Seele des Volkes in ihr. In Moskau auch näherte ſie ſich Leuten, die ihr zum erſten Mal Aufſchluß geben konnten über die Kirche und den Glauben des Volkes, in allen den Fragen die ſie intereſſirten: die Samarin, Tſcherkaſſky, die Tjutſchews konnten ihr Dinge ſagen, die ihr vollſtändig neu waren, die ſie früher nie gehört. Hier fand ſie neue Menſchen, welche in ihr die edle Seele fühlten, und gewann Freunde für's Leben.

Nach ihrer inneren Ueberzeugung, ihrer Art zu denken, den Ueberlieferungen ihrer Familie und Heimath, des ganzen Kreiſes, aus dem ſie die erſten Jugendeindrücke gewonnen hatte, blieb ſie Proteſtantin. Aber ihr Herz war fähig die Wahrheit und Schönheit zu empfinden, wo es auch ſei, und das mannigfache Wehen des Geiſtes in allen ſeinen Erſcheinungen zu verſtehen. Gleich vorzüglich das Ruſſiſche wie das Deutſche beherrſchend, überſetzte ſie in's Deutſche — und überſetzte meiſterhaft — das bekannte Vorwort Samarins zu den Schriften Chomjakows, und den Aufſatz Chomjakows über die einige Kirche. Bei dieſer Gelegenheit ſchrieb ſie 1871:

„Je vénère l'Eglise du pays auquel j'appartiens parce que j'ai appris à la connaître et j'en apprécie la force a raison de sa douceur. On la méconnait, on la juge à faux par l'ignorance, comment ne saisirais je pas avec empressement chaque occasion de la montrer sous son vrai jour! Comment ne me serait-il pas doux d'apporter mon grain de sable à une oeuvre de vérité, qui en éclairant les esprits, doit nécessairement allumer la charité fraternelle dans les coeurs! Que m'importe la divergence des dogmes qui ne font pas le salut. Mais“ – fügte sie hinzu, „tout ceci n'implique aucune solidarité de doctrine, aucune acceptation tacite de quelque enseignement que ce soit, contraire au protestantisme: ce que je pense, ce que je dis, ce que je fais est strictement protestant.“ . . . Und nicht nur die Kraft der Ueberlieferungen band sie an die Religion ihrer Väter, wenn sie auch mit Trauer der Zersetzung des religiösen Gefühls und der alten protestantischen Ueberlieferungen in dem neuen Deutschland folgte. Was sie zu dem Protestantismus hinzog, war jenes Ideal, welches sie seit ihrer Kindheit in der Seele trug und mit der Idee der lutherischen Lehre verband, — das Ideal der Verwirklichung der göttlichen Wahrheit im christlichen Leben. 1875 schrieb sie, angeregt durch das bekannte Buch Vinets über das Familienleben: „Mon coeur retrouve dans ce tableau „le type parfait que peut réaliser l'Eglise protestante. Elle y arrive „malgré ses erreurs, l'abîme ouvert sous ses pas par l'incrédulité, „l'aride austerité de son culte, seulement en vertu de son ardent „amour de la vérité, cette appellation de Dieu, qui est la plus „chère à l'esprit germanique. Etablir une vraie filiation entre ce que „l'on fait, ce que l'on pense et ce que l'on sent, et alimenter ses „sentiments à la source vive de la vérité éternelle, qui est l'amour „éternel — quelle existence idéale!“

Familienangelegenheiten veranlaßten sie zu einer Fahrt nach Kostroma, wo sie ziemlich lange blieb, umgeben von echt russischem Geist, und das Volk aus der Nähe sah, und inmitten seiner großartigen kirchlichen Vergangenheit tiefer eindrang in den Geist des Volkes und in seine Geschichte. Hier näherte sie sich einer anderen bedeutenden Frau, die — voll Verstand und Energie — ihr Leben einer wohlthätigen Wirksamkeit im Banne der Kirche geweiht hatte. Es war die Mutter Maria, Aebtissin des Klosters in Kostroma. Hier sah Editha ein russisches Kloster in der idealen Verfassung, zu der die Mutter Maria es gebracht hatte.

Eine besondere Bedeutung in ihrer Entwickelung gewann die Freundschaft mit Juri Samarin. Diese beiden gleich vornehmen und hochstrebenden Seelen konnten einander verstehen und würdigen. Beider Geist war genährt durch die Tiefe des Gedankens, eine vielseitige Bildung, nahen Verkehr mit den Berühmtheiten der russischen wie der europäischen Gesellschaft, in beider Seelen glühte das Gefühl für Recht und Wahrheit und der Wunsch dieselben im Geist und im Leben Gestalt gewinnen zu sehen. Beide — obgleich von verschiedenen Punkten ausgehend — waren erfüllt von heißer Liebe zum russischen Vaterlande und von Entrüstung gegen jede Lüge und Ungerechtigkeit. Doch bei E. Rahden theilte sich dieses Gefühl, indem es verbunden war mit der Liebe zu ihrer engeren, baltischen Heimath, aus der sie ihre frühesten Gefühle, die Anfänge ihrer Geistescultur und die Ueberlieferung einer langen Reihe von Vorfahren mit in's Leben gebracht hatte. Auf diesem Boden war ein Zusammenstoß mit Samarin unausweichlich, dem Autor der „Rigaischen Briefe" dem Herausgeber der „Grenzmarken Rußlands." Jedoch die auf beiderseitiger Hochachtung ruhende, von völliger Aufrichtigkeit in Gedanken und Wort getragene Freundschaft, überwand auch diese Prüfung. Editha hatte den bitteren Verlust dieses Freundes zu beweinen, aber bis zu seinem Tode blieben ihre Beziehungen unverändert, und der später (1893 in Moskau) veröffentlichte Briefwechsel wird für immer ein Denkmal bleiben des freundschaftlichen Kampfes eines starken, von seinem Recht durchdrungenen Männergeistes mit einer tiefen weiblichen Seele, die ausgerüstet war mit der ganzen Gluth eines die Wahrheit in allen menschlichen Beziehungen suchenden Gefühls.

In den letzten Jahren ihres Lebens wurde Editha unsere Kirche vertraut, und brachte ihr manchen Trost. — doch sie zerriß nie das Band, welches sie an die Confession knüpfte, in der sie geboren war und mit der sie unauflöslich ihre Jugenderinnerungen sowohl als die häuslichen Traditionen und die herzlichen Beziehungen zu ihren Verwandten verbanden. In ihr war nichts von jenem lutherischen Fanatismus, welcher von oben herab und verächtlich auf Andersgläubige sieht, sich selbst als Centrum der einzig culturgemäßen und vernünftigen Art des Glaubens betrachtend. Tief den — der Masse der Lutheraner so unverständlichen Sinn der Dogmen nicht nur, sondern auch der Gebräuche der orthodoxen Kirche verstehend, vom künstlerischen Standpunkt aus die Schönheit unserer Gottesdienste schätzend und liebend, war sie fähig in unserer Kirche mit uns zu beten und war uns dem Geiste nach nicht fremd, obgleich sie formell nicht zu

unſerer Kirche gehörte. Ihre ſchwere Krankheit trug ſie mit bewunderungswürdiger Geduld, ihre Leiden auch vor ihren nächſten Freunden verbergend. Aber ihre nächſten, ſie tief und zärtlich liebenden Freunde waren orthodoxe Leute — und ihre religiöſe Richtung ſpiegelte ſich in der Kranken wieder, welche in den letzten Tage vor dem Tode unbeweglich dalag. Ihr erlöſchender Blick ſchien um Fürbitte zu flehen und blieb mit Liebe an dem Bilde des Erlöſers und der Mutter Gottes haften, welches zu der Sterbenden von der ſie innigliebenden Mutter Maria gebracht war, der Aebtiſſin von Koſtroma. Wie verdächtig erſchien dieſes Bild dem Paſtor, der die Leidende beſuchte. Er fürchtete natürlich die Orthodoxen könnten ihm im Stillen dieſes Schäflein aus der Heerde locken. Unnütze Befürchtungen: keiner der orthodoxen Freunde Edithas hätte ſich dazu entſchloſſen, ihrem Gewiſſen Gewalt anzuthun, — doch fühlten alle, daß in ihr eine Flamme erloſch, die von unſerem Feuer genährt war, und als ſich an ihr das Myſterium des Todes vollzog, that es freilich allen weh, daß nicht die Schönheit unſerer kirchlichen Leichenfeier ihrem letzten Wege die Weihe geben ſollte.

So ging ſie dahin. An ihrer Leiche weinten viele verwaiſte Seelen, welche ſie mit ihrer ſittlichen Kraft hielt, Seelen, welche einen ſtarken Willen, klugen Rath, freundliche Liebe, thätigen Antheil nöthig hatten. Es weinten Freunde, denen ſie treu in Freundſchaft und in der Kraft lebendigen Austauſches erleuchteter Gedanken geweſen war. Nicht nur die Schwachen, es weinten auch die Starken, welche in ihr verloren die Stimme eines ehrlichen Gewiſſens und ſtarken Geiſtes, und eine ſtets zu thätiger Verwirklichung lebendiger und wahrer Gedanken bereite Hand.

Am 12. October 1885 ſenkten wir ſie in's Grab auf dem Kirchhof von Peterhof. Dort liegt ſie einſam zwiſchen einer Menge überwucherter Gräber . . . Aber ihr Gedächtniß iſt lebendig und wird hochgehalten unter den — ach! ſchon nicht vielen ihrer übriggebliebenen Freunde. Für ſie ſind dieſe Blätter geſchrieben — zur Erinnerung an unſere entſchlafene theure und liebe Editha.

St. Petersburg, 21. November 1893.

Unſer Wald.

Ich hab' durchzogen die weite Welt,
Ich hab am Südmeer geſtanden —
Und dort wo eiſige Wache hält
Die „Jungfrau“ ob freien Landen;

Ich hab' Orangen vom Baum gepflückt
Und geruht unter blühenden Myrthen,
Ich habe gelauſcht, berückt und entzückt,
Dem Lied des italiſchen Hirten.

Doch wo ich im Wandern auch machte Halt,
Stets hört ich dein Brauſen und Rauſchen,
Du hoher, du herrlicher nordiſcher Wald,
Dem mußt' ich ſehnſuchtsvoll lauſchen.

O rauſche und brauſe gewaltig du
Auch einſt über meinem Grabe,
Wenn ich die letzte, die tiefſte Ruh'
Allendlich gefunden habe!

Und ſtreu' alljährlich über mich aus
Den duftigen Blüthenregen,
Poch' mit den Zweigen an's ſtille Haus,
Wünſch' „ewigen Schlummers“ Segen!

Das Baltiſche Dichterbuch.

Herausgegeben von Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß
Reval 1894

I

Wie oft iſt nicht die Behauptung ausgeſprochen worden, die baltiſchen Provinzen hätten keine Dichter hervorgebracht, ja es ſei unmöglich, daß ein Poet aus ihnen hervorgehen könne! Dieſe Anſicht war und iſt noch immer ſo verbreitet und herrſchend, daß man jedem unter uns aufſtehenden poetiſchen Talente mit Mißtrauen begegnet, und von vorneherein geneigt iſt ſeinen Beruf und ſeine Bedeutung in Zweifel zu ziehen. Daher erklärt es ſich, daß die zahlreichen in älterer und neuerer Zeit bei uns an's Licht getretenen dichteriſchen Verſuche, faſt immer nur in dem engeren Kreiſe der Verwandten und Freunde ihrer Verfaſſer und Verfaſſerinnen, allenfalls noch bei deren engeren Landsleuten, Anklang und Theilnahme gefunden haben, während die Maſſe der gebildeten baltiſchen Geſellſchaft ſich höchſt gleichgültig gegen ſie verhält und meiſt mit kühler Ablehnung an ihnen vorübergeht. Man ſchätzt durchweg nur das aus der Ferne zu uns Kommende, das was im Mutterlande Anerkennung findet, dort den Stempel des Bedeutenden oder Beachtenswerthen erhalten hat, und iſt oft von Producten entzückt und begeiſtert, die, wenn ſie in der Heimath erſchienen wären, gewiß keine Beachtung gefunden hätten. Als Beiſpiel dafür können die epiſch-lyriſchen Werke von Julius Wolff dienen, die bei uns ſo zahlreiche Verehrer und noch mehr Verehrerinnen haben. Wie ſchwer iſt es dagegen ſelbſt einem ſo hervorragenden und urſprünglichen Talente wie Pantenius geworden, ſich die Anerkennung ſeiner Landsleute zu erringen und es fehlt noch immer viel daran, daß ſie eine allgemeine wäre. Nicht

zum Wenigſten hat die unter uns herrſchende geringe Neigung, das dichteriſche Talent eines unſerer Landesgenoſſen anzuerkennen und zu ſchätzen in dem eigenthümlichen Charakter des baltiſchen Lebens ihre Wurzeln. Wir Balten bilden im Grunde eine große Familie, deren Glieder mit einander in Verbindung ſtehen oder wenigſtens von einander wiſſen; wo Jeder den Andern genau zu kennen glaubt, da wird man nicht eben geneigt ſein, zuzugeſtehen, daß Jemand vor Anderen ſich durch eine beſonders hervorragende Eigenſchaft auszeichne, ein eigenartiges Talent vor Anderen voraus habe. In neueſter Zeit ſcheint die Gleichgültigkeit gegen die einheimiſche poetiſche Production ſich freilich geändert zu haben, die öffentliche Kritik behandelt die neu an's Licht tretenden dichteriſchen Erſcheinungen baltiſcher Autoren durchweg mit Wohlwollen und Anerkennung, aber die Aenderung iſt doch nur eine ſcheinbare, denn unſer gebildetes Publicum bringt den einzelnen neu auftretenden Poeten auch gegenwärtig kaum mehr Sympathie entgegen als früher und die Meinung, daß wir Balten wirkliche Dichter haben, begegnet noch immer ſtarken Zweifeln und bedenklichem Kopfſchütteln.

Das Baltiſche Dichterbuch von J. E. von Grotthuß ſetzt es ſich zur Aufgabe, den augenfälligen Beweis zu liefern, daß es auch in baltiſchen Landen Dichter gegeben hat und noch giebt, daß ihre Zahl eine anſehnliche iſt, endlich daß der Geiſt der Dichtung ſeit der Begründung des deutſchen Lebens an den Oſtſeeküſten im XIII. Jahrhundert bis zur Gegenwart dem baltiſchen Lande nie ganz fremd geweſen iſt. Das Baltiſche Dichterbuch bietet in einem ſtattlichen, elegant ausgeſtatteten Bande eine umfaſſende Auswahl alles deſſen, was in poetiſcher Form im Laufe von ſechs Jahrhunderten bei uns geſchrieben und veröffentlicht worden iſt, der Herausgeber hat der Sammlung eine literargeſchichtliche Einleitung vorausgeſchickt und biographiſche Nachrichten und Charakteriſtiken der einzelnen Dichter hinzugefügt. Das Ganze iſt nicht nur ein Beweis warmer Liebe zur Heimath, ſondern auch das Reſultat mehrjähriger Arbeit und emſigen unermüdeten Fleißes. Das Buch iſt für viele unter uns eine Ueberraſchung geweſen und iſt mit berechtigter Anerkennung und verdientem Danke in weiten Kreiſen aufgenommen worden. Man kann ſich deſſen nur freuen und wünſchen, daß die Sammlung in recht viele Hände gelangen möge. Ob und wie weit das Buch in der That den alten Zweifel an der dichteriſchen Schöpferkraft unſerer Landsleuten widerlegt, das wollen wir ſpäter erörtern. Gleich hier müſſen wir bemerken, daß wir die Holzſchnitt-Portraits der Dichter lieber weggewünſcht hätten; viele geben nur eine ſehr

ungenügende Vorſtellung von den dargeſtellten Perſonen, einige ſind ganz mißlungen, nur wenige befriedigen wirklich. Nachdem das Baltiſche Dichterbuch nun ſchon einige Monate unter uns verbreitet iſt, und eine, wir wiederholen es, verdiente freundliche Aufnahme erfahren hat, ſcheint es uns im Intereſſe der Sache am Platze zu ſein, das Werk auf die Richtigkeit ſeiner Anlage und auf ſeine Vollſtändigkeit hin zu prüfen, auf die äſthetiſche Beurtheilung der einzelnen Poeten von ſeiten des Verfaſſers einzugehen und ſchließlich zu erwägen, ob es das erſtrebte Ziel erreicht hat.

Bei der Ausführung der Abſicht, eine Ueberſicht über die dichteriſche Production eines Landes, eines Volkes oder einer Provinz in charakteriſtiſcher Auswahl zu geben, kann man auf verſchiedene Weiſe verfahren. Man kann die ausgewählten Gedichte nach den poetiſchen Gattungen gruppieren, man kann die Dichter in alphabetiſcher Reihenfolge vorführen, man kann eine reine Blüthenleſe, d. h. nicht eine Auswahl des für die einzelnen Poeten Charakteriſtiſchen, ſondern des am meiſten Gelungenen und Anſprechenden veranſtalten, man kann endlich literärhiſtoriſch verfahren, d. h. die einzelnen Dichter nach ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge ordnen. Der erſte Weg wird ſich nur bei den Literaturen großer Völker mit Nutzen beſchreiten laſſen, das zweite Verfahren wird als ein rein äußerliches am wenigſten zweckmäßig und empfehlenswerth ſein, da es den geſchichtlichen Zuſammenhang völlig zerreißt; die reine Anthologie kann ſich bei reichen Literaturen neben andern Methoden für den äſthetiſchen Genuß wohl empfehlen, wird aber auf einem noch wenig bekannten Gebiete, das außerdem an hervorragenden Talenten wenig reich iſt, nicht zweckentſprechend ſein. So bleibt denn die literärhiſtoriſche Anordnung als die nach unſerer Ueberzeugung allein geeignete übrig; die geſchichtliche Betrachtung erſcheint uns für die provinzielle Literatur, die ſich unter der Einwirkung der großen geiſtigen Bewegungen auswärts entfaltet und von ihnen Anregung und Richtung empfängt, als die einzig richtige. Der Herausgeber des Baltiſchen Dichterbuches hat das auch erkannt, aber das richtige Prinzip nicht ſtreng durchgeführt, ſondern verſchiedene Anordnungsweiſen zu vereinigen geſucht, und wie das gewöhnlich zu geſchehen pflegt, einen unbefriedigenden Mittelweg eingeſchlagen. Während er bis zum Schluß des vorigen Jahrhunderts die Eintheilung nach der Zeitfolge ganz richtig feſthält, läßt er ſie mit dem XIX. Jahrhundert unbegreiflicherweiſe vollſtändig fallen und führt nun die rein alphabetiſche Anordnung durch. In Folge deſſen iſt es dem Leſer völlig unmöglich gemacht die Einwirkung der verſchiedenen aufeinander folgenden Richtungen

der deutſchen Literatur und ihrer Hauptvertreter auf die baltiſchen Poeten zu verfolgen und ſich zu vergegenwärtigen, ein Geſichtspunkt von großer Wichtigkeit ſowohl in literärhiſtoriſcher als in kulturgeſchichtlicher Beziehung. Der Einfluß Schiller's und Wieland's, dann der romantiſchen Schule, hierauf in ganz beſonderem Maße Heine's, ferner Geibel's, endlich modernſter Richtungen ließe ſich an den Productionen baltiſcher Dichter unſeres Jahrhunderts deutlich nachweiſen, und es iſt daher in hohem Grade zu bedauern, daß J. E. v. Grotthuß nicht die für dieſen Zweck allein richtige chronologiſche Gruppirung gewählt hat. In einer neuen Auflage ſollte der Herausgeber, da ſich eine völlige Umwandlung der von ihm beliebten Anordnung ſchwerlich wird ausführen laſſen, wenigſtens eine ſtreng chronologiſch geordnete Ueberſicht der Poeten des XIX. Jahrhunderts hinzufügen.

Die literärhiſtoriſche Einleitung des Herausgebers iſt eine verdienſtliche Arbeit, wenn ſie auch auf den Forſchungen Th. von Rieckhoffs und Anderer beruht, ſo gibt ſie doch dem gebildeten Leſerpublikum eine erwünſchte Ueberſicht über ein den Meiſten bisher wohl recht unbekanntes Gebiet, und auch wer mit der Sache vertraut iſt, wird doch gern der mit Liebe geſchriebenen Darſtellung folgen. Gegen Einzelnes wird man freilich Bedenken haben, ſo glauben wir z. B. nicht, daß es eine wirkliche deutſche Volksdichtung in altlivländiſcher Zeit bei uns gegeben hat und ob alles, was Johann von Wenden niedergeſchrieben, wirklich in Livland entſtanden iſt, erſcheint uns ſehr zweifelhaft. Jedenfalls iſt die hier gebotene reichliche Auswahl aus den altlivländiſchen Dichtungen, die bisher nur wenigen bekannt und zugänglich waren, ſehr dankenswerth. Was die ſpätere Zeit betrifft, ſo hat der Herausgeber unſeres Erachtens einerſeits zu viel und andererſeits wieder zu wenig geboten; er hat Dichter aufgenommen, die durchaus nicht in ein Baltiſches Dichterbuch gehören, und hat dagegen andere übergangen, die ein volles Recht auf Berückſichtigung in einem ſolchen Werke haben, er hat endlich einzelne Gedichte von Autoren aufgenommen, die wohl ſelbſt nie darauf Anſpruch machen werden, Dichter zu ſein. Wir wollen im Nachfolgenden die Belege für unſer Urtheil geben. Gar nicht in das Baltiſche Dichterbuch gehören Andreas Beck, Alexander Fiſcher, Eliſabeth Kulmann, Mettlerkamp und Wilhelm Smets, der zwar zufällig in Reval geboren iſt, aber ſein ganzes Leben hindurch in gar keiner Beziehung zu den baltiſchen Provinzen geſtanden hat; ebenſo hätten mehrere dichteriſche Verſuche einiger kaum flügge gewordener Poeten der Gegenwart ohne Schaden fortbleiben können oder wenigſtens in ſtark

reducirter Auswahl vorgeführt werden ſollen. Daß von Paul Fleming mehrere der auf ſeinen Aufenthalt in Ehſtland ſich beziehenden Gedichte in das Dichterbuch aufgenommen ſind, damit ſind wir ganz einverſtanden und hätten gewünſcht, daß noch einige mehr mitgetheilt wären. Aber warum fehlt Herder in dem Dichterbuche? Wenigſtens ſein „Landlied auf Grafenheide" hätte unbedingt hineingehört. Warum iſt Kotzebue unbeachtet geblieben? Sein „Es kann ja nicht immer ſo bleiben", war Jahrzehnte lang eines der am Meiſten verbreiteten Geſellſchaftslieder. Als Typus der Gelegenheitsdichter in unſerem Lande hätte der in Hochzeits-, Geburts- und Todes-Carmina unerſchöpfliche Chriſtian Bornmann † 1714, nicht unberückſichtigt bleiben ſollen. Aus dem XVIII. Jahrhundert wären des Majors Pierre von Campenhauſen Gedichte als Beiſpiel des in der höheren Geſellſchaft damals herrſchenden franzöſiſch-ſächſiſchen Geſchmacks zu erwähnen geweſen. Auf jeden Fall hätte M. H. Arvelius, dieſer eifrige Nachahmer und Verehrer Wielands, im Dichterbuche berückſichtigt werden müſſen; ſeine „liefländiſche Iris" von 1784 hat damals zu einem heftigen Federkriege zwiſchen Kotzebue und J. H. Jannau geführt. Von Dichtern, deren Geburt noch ins XVIII. Jahrhundert fällt, hätten ferner Chriſtian Langhanſen † 1816, H. D. Kolb † 1822 und Karl Morgenſtern wohl Berückſichtigung verdient; des Letzteren „Töne vom Lebenspfade" enthalten einzelne recht anſprechende Gedichte. Auch von B. G. Becker, dem Bruder der Sophie Schwarz hätte wohl ein Gedicht aufgenommen werden können, und die Gedichte des reformirten Predigers in Riga, D. Collins † 1814, hätten ebenfalls einige Ausbeute gewährt. Ferner hätten die plattdeutſchen Gedichte von Martin Asmuß, Dorpat 1853, ihrer Merkwürdigkeit wegen nicht unbeachtet bleiben dürfen. Der Verfaſſer war zwar im Auslande geboren, hat aber den größten Theil ſeines Lebens in Riga und in Dorpat verbracht und iſt an dem letztgenannten Orte 1844 geſtorben. Von Dichtern des XIX. Jahrhunderts vermiſſen wir beſonders zwei: Ludolf Schley, einer der erſten Ueberſetzer von Tegnérs Frithjofs-Sage und nicht unglücklich als Balladen-Dichter, und Theodor von Sacken, von deſſen 1868 erſchienenen Gedichten einige ins Italieniſche überſetzt worden ſind. Weiter hätte neben Roman von Budberg auch der Kurländer Otto von Budberg, einer der erſten Ueberſetzer von Hebels allemaniſchen Gedichten in's Hochdeutſche, mit ſeinen „Tönen des Herzens" nicht vergeſſen werden ſollen. Auch Ernſt von Brunnow hätte erwähnt werden können. Neben Franzius hätte dem in der Jugend dahingeſchiedenen Alexander Rydenius

ein Plätzchen eingeräumt werden können. Auch des früh verſtorbenen Landmarſchalls Chriſtian von Stein Gedichte 1839 wären ebenfalls der Berückſichtigung werth geweſen und warum iſt der wackere, als Geſchichtsforſcher ſo hochverdiente Eduard Pabſt ganz vergeſſen worden? Er hat theils unter ſeinem eigenen Namen, theils pſeudonym als Heinrich Blindner im Inlande wie in revaliſchen Almanachen viele Gedichte, namentlich Balladen, veröffentlicht, von denen einzelne nicht übel ſind. Zu bedauern iſt es endlich, daß J. E. v. Grotthuß zwei Sammlungen unbekannt geblieben ſind, die ihm manche Ausbeute für ſein Buch geboten hätten, wir meinen „die Gedichte aus Dorpat", 1848 und die Gedichte aus Riga, von denen zwei Bände erſchienen ſind. In der erſten Sammlung finden ſich, was nur Wenigen bekannt iſt, Jugendgedichte eines Mannes, der ſich nachher einen glänzenden Namen auf dem Felde der Wiſſenſchaft gemacht hat; die zweite enthält neben vielen andern poetiſchen Verſuchen Gedichte von A. Krannhals und F. Kolberg, die mehr als manche mitgetheilte, im Dichterbuche hätten Aufnahme finden können.

Daß J. E. von Grotthuß auch dem geiſtlichen Liede in ſeinem Buche einen Raum gewährt hat, iſt dankenswerth. Doch auch dieſe Abtheilung zeigt manche Lücken und bedarf der Nachträge. Wir freuen uns, daß Fürſtenbergs ſchönes Lied Aufnahme gefunden hat, ebenſo über die Mittheilung von zwei Liedern Andreas Knöpkens; von dieſem würden wir gern noch einige mehr abgedruckt ſehen Sehr vermißt haben wir dagegen im Dichterbuch das herrliche, zuerſt 1577 plattdeutſch gedruckte, dann in allen Ausgaben des alten rigiſchen Geſangbuches ſich findende Lied: „Zu dir allein in dieſer Noth wir, deine Kinder, rufen." Auch einige Proben von F. J. Simons † 1733 wären erwünſcht geweſen. Sehr zu bedauern iſt die Nichtaufnahme der beiden geiſtlichen Lieder von J. N. Patkul, die in einer künftigen Neuausgabe durchaus nachgetragen werden müßten. Ferner hätten die geiſtlichen Gedichte der Herzogin Gottliebe Benigna Biron nicht unbeachtet bleiben dürfen, endlich die formgewandten religiöſen Poeſien der Frau M. v. Malſch wohl berückſichtigt werden können.

Eine Erklärung, ja Entſchuldigung für die mannigfachen von uns nachgewieſenen Lücken der Sammlung liegt darin, daß der Herausgeber ſie außerhalb unſeres Landes veranſtaltet hat und daher natürlich vielfach ganz auf die Unterſtützung aus der Heimath angewieſen war, da in Deutſchland gewiß nur wenige der nothwendigen Bücher und Schriften aufzutreiben waren. Mit der Ausſicht auf Vollſtändigkeit kann eine ſolche Sammlung

eigentlich nur im Lande ſelbſt unternommen werden, und auch da nicht ohne Mühe, weil nur an wenigen Orten die poetiſchen Producte unſerer Provinzen planmäßig geſammelt und aufbewahrt werden, meiſt läßt man ſie mit Geringſchätzung beiſeite liegen. Und doch ſind dieſe Bücher und Büchlein für die Kenntniß des geiſtigen Lebens, des Geſchmackes und der Lebensanſchauung bei uns in den letzten zwei Jahrhunderten nicht weniger wichtig als Urkundenſammlungen und Briefladen für die politiſche Geſchichte und die Entwickelung der Standes- und Beſitzverhältniſſe früherer Zeit. Daß es J. E. v. Grotthuß' Bemühungen trotz ſeiner Entfernung von der Heimath gelungen iſt doch noch ſo viel Material zuſammen zu bringen, wie ſein Buch enthält, iſt aller Achtung werth; unſere Ausſtellungen und Nachweiſungen mögen ihm als Fingerzeige für ſpätere erweiterte Auflagen dienen.

Was die aufgenommenen Gedichte ſelbſt betrifft, ſo ſind wir darin von dem Herausgeber principiell verſchiedener Meinung, daß wir von älteren Dichtern mehr, von Neueren und Neueſten weniger aufgenommen hätten; während jetzt die Poeten der Gegenwart reichlich, oft überreichlich zu Worte kommen, ſind die Aelteren mit wenigen Ausnahmen recht karg vertreten und wir vermiſſen da manches Gedicht, welches der Aufnahme durchaus würdig geweſen wäre. Von Jacob Lenz, dem größten dichteriſchen Genius unſerer Heimath waren unbedingt mehr Gedichte aufzunehmen, es fehlt ſogar ſein wundervolles Gedicht: „An das Herz.“ Ebenſo iſt Karl Peterſenn, der livländiſche Dichter, nur mit zwei Dichtungen vertreten; wenigſtens ein paar ſeiner Gelegenheitsgedichte, wie das von V. Hehn ſo geprieſene an Julius Lohman in Woiſeck, hätten jedenfalls noch mitgetheilt werden ſollen. Von Trinius vermiſſen wir „den Bergmann zu Falun“, auch von Karl Graß hätte mehr geboten werden können, und von A. H. v. Weyrauch hat der Herausgeber gerade die beſten und gelungenſten Gedichte, welche in Raupachs inländiſchem Muſeum abgedruckt ſind, unberückſichtigt gelaſſen. Wir ſind genöthigt hier abzubrechen; in einem zweiten Theile werden wir des Herausgebers äſthetiſche Beurtheilung der baltiſchen Poeten und ihrer Erzeugniſſe beſprechen und den eigenthümlichen Charakter der baltiſchen Dichtung zu kennzeichnen verſuchen. H. D

Ueber die älteſte Verfaſſung Rigas[1]).

Im Verlage von Dunker und Humblot in Leipzig iſt kürzlich (1894) eine Broſchüre erſchienen, die zu den intereſſanteſten hiſtoriſchen Unterſuchungen des letzten Jahrzehnts gerechnet werden darf. Es iſt das das von Auguſt von Bulmerincq verfaßte Werk über den Urſprung der Stadtverfaſſung Rigas, in der verſchiedene neue Geſichtspunkte eröffnet und viele hergebrachte Anſchauungen umgeſtoßen werden. Die ganze Entwickelung der Darſtellung geſtaltet ſich in ſo anſprechender, lichtvoller Weiſe, wie wir das in wiſſenſchaftlichen Arbeiten ſelten zu bemerken Gelegenheit finden, weshalb auch der erſte Eindruck des Buches blendend wirken mußte. Die nähere Betrachtung der Bulmerincqſchen Darlegungen rief ſchon im Kreiſe der livländiſchen Hiſtoriker einige Meinungsverſchiedenheiten hervor, denen dann mehr oder weniger heftige Angriffe folgten, die ſich ſchließlich von einer Seite faſt zur vollſtändigen Verurtheilung des Buches ſteigerten.[2])

Sowohl das Zuſammenſtoßen der entgegengeſetzten Anſichten wie auch die verſchiedenartige Beleuchtung der Verfaſſungsverhältniſſe zur Zeit der Anfänge der deutſchen Colonie laſſen die Wiederholung der Betrachtung der angeregten Fragen zur Förderung der Kenntniß baltiſcher Geſchichte gerechtfertigt erſcheinen.

[1]) Folgender Aufſatz iſt in ſeinen Haupttheilen am 9. Febr. 1894 in der 582. Sitzung der Geſellſchaft für Geſchichte und Alterthumskunde in Riga vorgetragen worden. „Düna-Zeitung" Nr. 20, 21 von E. S. ibid. Nr. 43.

[2]) Sitzungsberichte der Geſellſchaft für Geſchichte und Alterthumskunde in Riga. Rigaſch Stadtblätter Nr. 9 von A. P., ibid. Nr. 11 von B. Hollander. „Zeitung für Stadt und Land" Nr. 34 von J. Girgenſohn, ibid. Nr. 46, von A. v. Bulmerincq. „Düna-Zeitung" Nr. 93. 583. Sitzung der Geſellſchaft für Geſchichte und Alterthumskunde in Riga, von J. Girgenſohn.

Bulmerincq führt uns mit großer Sicherheit in die Zeit der Anfänge des deutſchen Lebens an der Düna und läßt vor unſerm geiſtigen Auge das Bild der Gründung Rigas und des daſelbſt ſich entwickelnden Gemeinweſens in deutlichen Conturen aus dem Nebel der Vergangenheit entgegentreten. Ueber viele Dinge, die für uns bisher ganz in Dunkel gehüllt waren oder die ſich nur in verſchwommenen Grenzen uns zeigten, ſucht Bulmerincq helleres Licht zu verbreiten. Durchaus überzeugend iſt die Darlegung, daß keineswegs der Zufall, ſondern ein ganz zielbewußtes Streben den Schwerpunkt des Handelsverkehrs zwiſchen Deutſchland und Rußland von Wisby und Nowgorod an die Ufer der Düna verlegte. Nachdem der Verfaſſer gezeigt, wie der Streit der Nowgoroder mit den Deutſchen innerhalb eines Decenniums von 1189—1199 letztere veranlaßte eine neue Waſſerſtraße nach Rußland aufzuſuchen und einen dauernden Halteplatz an der Düna in Ausſicht zu nehmen, führt er uns zur Gründung Rigas. Die Miſſion, die den Spuren der deutſchen Kaufleute folgte, fixirte den Punkt, wo der deutſche Kaufmann einen Anker- und Ruheplatz fand, und von wo aus mit dem Handel Miſſion und Kirchenherrſchaft ſich ausbreiten ſollte. Biſchof Albert legt einen Markt an, wo ſich Kaufleute anſiedelten, die von Albert ein beſonderes Marktrecht erhielten. Die rigiſchen Bürger waren von Anfang an keine Ackerbauer, ſondern Leute, die im Betriebe eines Handwerks oder des Handels ihren Unterhalt fanden. „Unter dem mercator", ſagt Bulmerincq, „verſtehe ich den Mann, der auf dem Markte ſeine Waaren feil bietet, alſo auch den für den Markt arbeitenden Handwerker und den Hauſirer". Zum Schutze der jungen, im heidniſchen Lande gegründeten Colonie, genügte nicht das Zuſammenſchließen der hier am Markt anſäßig gewordenen deutſchen Kaufleute und Gewerbetreibenden. Sollte dieſe neue Pflanzung Wurzel faſſen, ſo bedürfte es einer ſtehenden, waffengeübten Macht. Von dieſem Bedürfniß geleitet rief Albert, in richtiger Verwerthung der vorwaltenden Tendenzen der Zeit, den Schwertbrüderorden in's Leben. Was Bulmerincq über das Verhältniß des Schwertbrüderordens zum Biſchof Albert ſagt, hat mich mit nicht geringer Genugthuung erfüllt; tritt er doch mit einer Anſicht hervor, die ich ſchon vor 15 Jahren in meiner Programmſchrift des Stadt-Gymnaſiums zu Riga· (1879, 4°, Seite 3, 9 und 10, Anm. 8) „Ueber ein Zeugniß der revalſchen Domcapitels zu Gunſten des Ordens in Livland vom 22. December 1387", vertrat. Bulmerincq ſpricht ſich über das Verhältniß des Biſchofs zu den Schwertbrüdern folgendermaßen aus: „Ein Lehns-

verhältniß zwiſchen Biſchof Albert und dem Orden wurde nicht begründet. Biſchof Albert iſt nie Lehnsherr des Ordens geweſen, der Orden war Biſchof Albert nicht zu Lehnsdienſten verpflichtet. Biſchof Albert war nur der dominus spiritualis der Ordensglieder. Der Orden war ſeiner Beſtimmung gemäß zum Kampfe gegen die Heiden wie überhaupt gegen alle Wiederſacher der chriſtlicher Niederlaſſung in Livland verpflichtet und erhielt gleichſam als Unternehmergewinn den dritten Theil des eroberten Landes."

Meine, wie ſchon geſagt, vor 15 Jahren ausgeſprochene Anſicht über das Verhältniß des Ordens zu den Biſchöfen, die damals keinen Anklang fand, wird jetzt von Bulmerincq, dem meine Auseinanderſetzungen unbekannt geblieben ſind, verfochten. Daher iſt es wohl hier am Platz, zumal Bulmerincq für ſeine Behauptung keine Beweiſe anführt, meine Anſichten über die angeregte Frage, wenn auch nur in parenthesi, zu wiederholen. Nachdem ich auf S. 3 meiner oben genannten Unterſuchung mich gegen die Annahme, daß der Orden Lehnsträger des Erzbiſchofs, resp. der Biſchöfe, von Livland geweſen, ausgeſprochen, führe ich zur Begründung meiner Anſicht ſ. S. 9 u. 10 Anm. 8 Folgendes an. „Obwohl weder in den drei Vertragsurkunden zwiſchen der Geiſtlichkeit und dem Orden (livländ. Urkb. Nr. 16, 62, 99") der weltliche Lehnseid gefordert wird, noch aus der Ueberlieferung der Quellen irgend eine Andeutung über dieſe Verpflichtung des Ordens hervorgeht, ſo behauptet doch v. Bunge (der Orden der Schwertbrüder p. 51 ſqq.) in der Ueberzeugung, daß der Lehnseid als ein weſentlicher Beſtandtheil der Belehnung ſich bei jeder Inveſtitur von ſelbſt verſtehe, der Orden habe das juramentum fidelitatis oder das homagium geleiſtet. Dieſe Anſchauung theile ich nicht und glaube vielmehr, da man die Abhängigkeit des Ordens in beſondere Formen gekleidet hat, die von denen, die ein Lehnsverhältniß bezeichnen, doch weſentlich abweichen, daß man auch beſondere Verhältniſſe zwiſchen den beiden geiſtlichen Machthabern habe ſchaffen wollen. Es hat den Anſchein, als ob die Prälaten Livlands, noch getragen von der reinen Begeiſterung für die Idee der Herrſchaft der Kirche im fernſten Oſten, es für unangemeſſen erachtet hätten, ſich über den Orden, dieſem in gewiſſem Sinne ihnen ebenbürtigen geiſtlichen Inſtitute, als weltliche Lehnsherren zu ſtellen, und beſtrebt geweſen ſeien, ihn in Rückſicht auf ſeinen geiſtlichen Charakter nur durch das Band des canoniſchen Gehorſams an ſich zu feſſeln. Darum vermied man in den Vertragsurkunden die Bezeichnung feudum (feudum in der Urkunde vom Jahre 1235 iſt die erſte Benennung des Ordensgebietes in weltlichem

Sinne, ohne daß man irgend welche Folgerungen daraus zu ziehen beabſichtigte), darum berichtet uns Heinrich von Lettland, der als Zeuge jener Rechtsvorgänge zu betrachten iſt, über die Lehnsherrlichkeit des Biſchofs über den Orden nichts Dieſe Gründe beſtimmen mich, mich mehr der von Rathlef (p. 15, 69 70, 95—109 e. e. l.) vertretenen Anſchauungen zuzuwenden daß die Biſchöfe nicht berechtigt geweſen,[1]) den Lehnseid vom Orden zu verlangen, an welche Forderung während eines Jahrhunderts, obgleich der Streit zwiſchen den beiden geiſtlichen Gebietern keineswegs ruhte nicht gedacht wird. Erſt als Riga verloren zu gehen ſcheint, und mit dem Verluſt dieſer Stadt die weltliche Macht der Geiſtlichkeit zuſammenzuſtürzen droht, greift man zu dieſer Interpretation der Vertragsurkunden, und das iſt ganz natürlich; in einer Zeit, in welcher die Gegner des Ordens alle Mittel zur Behauptung ihrer Oberhoheit in Anwendung brachten, wäre es auffallend, wenn ſie es außer Acht gelaſſen hätten, ſich die zweideutige Faſſung der Vertragsurkunden, zumal ja der Orden ſeinen Nimbus der Geiſtlichkeit bereits längſt eingebüßt hatte, zu Nutze zu machen. Es iſt ferner beachtenswerth, daß der Erzbiſchof Frommhold in der Schlußverhandlung zu Danzig 1366, obwohl er bei ſeinem erſten Auftreten daſelbſt neben der Obedientia auch das homagium und das juramentum fidelitatis gefordert hatte, nur die Obedientia verlangt (cf. Hermani de Wartberge, Chronicon Livoniae, Separatabdruck aus dem II. Bd. d. Script. rer. Prussi. p. 78. 79. Hermani de Wartberge, Relatio etc. ibid. p. 146. Nr. 14). Was anders konnte ihn zu dieſem Verzichte veranlaßt haben, als die Ueberzeugung von der mangelhaften Beweiskraft ſeiner Anſprüche, die hier den Unwillen des Ordens erregt hatten, wie das die ironiſche Bemerkung: „Ecce, qui scribit se velle amicabiliter placitare!“ die Hermann von Wartberge bei der Wiedergabe derſelben hinzufügt, beſagt.“

Manche der intereſſanten Darlegungen im Bulmerincqſchen Werke ſind in ähnlicher apodiktiſcher Weiſe zum Ausdruck gebracht worden, wie die Frage hinſichtlich des Verhältniſſes zwiſchen dem Biſchof und dem Schwertbruderorden. Die Auseinanderſetzungen über die Kaufmannsgilde, auf die ich beſonders ſpäter meine Aufmerkſamkeit richten werde, die An-

[1]) Obwohl Rathlef zugiebt, daß die an den Orden gerichtete Forderung eines Lehnseides von Seiten der Biſchöfe ein unberechtigtes Verlangen geweſen ſei, ſo kann er doch nicht umhin die Lehnspflicht des Ordens den Biſchöfen gegenüber anzuerkennen, welche Schlußfolgerung v. Bulmerincq mit Recht in Zweifel zieht.

sichten über die Beziehungen Bischof Alberts zu König Waldemar von Dänemark, über die Verschwörung der Rigenser gegen Albert, die Erklärung des von Heinrich von Lettland gebrauchten Ausdruckes „Rigenses“ und a. m. treten uns in ganz neuer Auffassung entgegen, indeß entbehren diese flott vorgeführten und daher überraschenden Hypothesen vielfach der genügenden Stützen und lassen den Mangel einer Widerlegung bereits geäußerter Ansichten empfinden.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst die Hauptmomente der Entwickelung des städtischen Lebens nach Bulmerincq. Die rigischen Bürger bildeten weder eine Landgemeinde noch eine Markgenossenschaft. Der Herr des Marktplatzes war der Bischof, der durch den von ihm ernannten Advocatus das Gericht hegen ließ; also auf dem Marktplatze übte die Polizei der Advocatus, der Vogt des Bischofs, aus; ihm zur Seite standen gewiß schon recht früh zwei seniores de Riga, die aus der Mitte der Bürgerschaft gewählt wurden und darauf zu achten hatten, daß das den Bürgern verliehene Recht nicht verletzt werde. Die hier angesiedelten Kaufleute und Gewerbtreibenden bildeten eine Kaufmannsgilde, die sich auch burgenses in Riga manentium nennen und an den zahlreichen Kämpfen zum Schutze der Colonie theilnahmen. Da tritt ein verhängnißvoller Wechsel ein, als König Waldemar auch die von den Deutschen im fernen Osten gewonnenen Gebiete an der Düna und im Estenlande in den Kreis seiner ehrgeizigen Pläne zieht. In dem Ringen der Dänen und Deutschen um die Vorherrschaft am baltischen Meer gewinnt dem Anschein nach König Waldemar die Oberhand. Durch das Verschließen des Hafens von Lübeck, des Ausgangspunktes der Pilgerfahrten aus Deutschland nach Livland, war Alberts Existenz als Landesherr und Bischof aufs Aeußerste bedroht; er verzichtet auf die Rechte des ersteren, um in der Stellung des letzteren sich zu behaupten. Die deutsche Sache in Estland und Livland gab er Preis. Dem gegenüber berührt sympathisch die Haltung der Rigenser. Als der dänische Ritter Godeschalcus, als Abgesandter des Königs Waldemar, nach Riga kommt, um die Vogtei, also die Herrenrechte, die Albert seinem Könige überlassen, an sich zu nehmen, da erheben sich dagegen die Deutschen in Riga. „In Rigas stolzem Bürgersinn fand König Waldemar den ersten nachhaltigen Widerstand“. Die Rigaer zwangen den Ritter Godeschalcus unverrichteter Sache zur Rückkehr. Eine dänische Herrschaft über Riga kam auch nicht einmal zeitweilig zu Stande. Mochte Waldemar auch Rachegedanken hegen, sie kamen nicht zur Ausführung, sein jäher Sturz zerstörte alle seine ehrsüchtigen Pläne.

In der Zeit nach Abtretung der Herrenrechte über Riga von Seiten Alberts tritt Riga für die deutſche Sache, die vom Biſchof und dem Orden ſchlecht vertreten wird, ein. Die rigiſchen Bürger ſchließen einen Bund mit den Liven, Letten und deutſchen Kaufleuten gegen fremde Uebergriffe zur Behauptung ihres Rechtes und ihres Weſens. Sie, die ſie keinen Herrn mehr über ſich haben, wählen ſich den Vogt ſelbſt; ihre seniores bilden jetzt den Rath der Stadt. 1221/22 erweitert ſich die Kaufmannsgilde zur Bürgerſchaft oder aber ihre Rechte gehen auf die geſammte Bürgerſchaft über, die auch das alte Siegel mit der Umſchrift S. burgensium in Riga manentium annehmen. Die Zuſtände die ſich nach 1221, alſo nach dem Aufſtande der Rigenſer, ausgebildet hatten, werden von dem Vertreter des Papſtes Biſchof Wilhelm v. Modena, der 1225 in's Land kam, ſanktionirt. Wir haben in großen Zügen die Ausbildung der älteſten Verfaſſung Rigas nach der intereſſanten Unterſuchung Bulmerincqs ſkizzirt.

Als werthvolle Reſultate der Bulmerincqſchen Unterſuchung, die auch zu den Hauptmomenten ſeiner Arbeit gehören, bezeichne ich folgende:

1) Die präciſe Darlegung des zielbewußten Strebens der Deutſchen zur Begründung einer Colonie an der Düna.

2) Die Aeußerungen bezüglich alles deſſen, was ſich auf die Begründung des Marktes und Verleihung des Marktrechts als Vorbedingung zur Ausbildung des ſtädtiſchen Lebens bezieht.

3) Die Aeußerungen über das Verhältniß des Schwertbrüderordens zum Biſchof.

4) Die Durchführung der Idee von dem Hervorgehen der ſtändiſchen Verfaſſnug aus einer Gilde.

5) Der Nachweis einer früheren Begründung des Rathes vor 1225.

Für die Erklärung der Ausbildung unſeres ſtädtiſchen Ständeweſens iſt die Gildenfrage ein hochwichtiger Gegenſtand, und Bulmerincq hat ſich derſelben nicht ohne Geſchick bemächtigt, wenngleich ich in manchen Stücken von ihm abweiche.

Die Idee, daß aus einer Gilde die Faktoren der Verfaſſung Rigas hervorgegangen ſeien, halte ich für durchaus richtig, und ich habe dieſelbe auch wiederholt ausgeſprochen.[1]) — Auch dieſe meine Anſicht iſt Bulmerincq nicht bekannt geworden, und ebenſo läßt er unberückſichtigt, was Hegel über

[1]) C. Mettig, Zur Geſchichte des Rigaſchen Gewerbe im 13 und 14. Jahrhundert. S. 9. Derſ., Ueber den älteſten Schragen der Kleinen Gilde zu Riga. Rigaſches Stadtblatt 1893, Nr. 24.

die älteſte Gilde in Riga ſagt. Das Urtheil, das Bulmerincq über Hegel fällt, iſt in ſeiner Allgemeinheit nicht zutreffend. Hegels Anſichten, beruhend auf den Forſchungen von Haſſe und Pappenheim, über die Beeinfluſſung der älteſten revaliſchen und rigiſchen Gilden durch däniſche Verhältniſſe ſind keineswegs eine Wiederholung irriger Urtheile baltiſcher Forſcher, ſondern ſo gut wie neu und durchaus beachtenswerth, beſonders wenn es gilt, ſich eine Vorſtellung von den älteſten Gildenverbänden bei Beginn des ſtädtiſchen Lebens zu machen.

Die älteſte Gilde Rigas, die Brüderſchaft des heiligen Kreuzes und der heiligen Dreifaltigkeit, iſt nach dem Muſter der däniſchen Schutzgilden gebildet, deren älteſte Statuten auf die Satzungen zu Skanör vom Jahre 1256 zurückgeführt werden. Die deutſche Abfaſſung des Schragens der Gilde des heiligen Kreuzes und der heiligen Dreifaltigkeit geſchah am 18. November 1252, alſo liegt uns hier in der deutſchen Uebertragung ein älteres Dokument vor als die älteſte Aufzeichnung der däniſchen Schutzgilden. In der Einleitung zum Schragen der Gilde des heiligen Kreuzes und der heiligen Dreifaltigkeit heißt es aber nun, daß nachfolgende am 18. November 1252 verfaßten Statuten die Ueberſetzung einer lateiniſchen Vorlage bildeten, woraus hervorgeht, daß die nach Riga gebrachten Statuten der Gilde des heiligen Kreuzes und der heiligen Dreifaltigkeit ein noch weit höheres Alter beſeſſen haben.

Schon der Umſtand, daß die Vorlage des Schragens von 1252 in lateiniſcher Sprache verfaßt geweſen iſt, rechtfertigt die Annahme, daß die Anſiedler an der Düna gar bald nach der Gründung die Vorſchriften für eine Gilde, ich möchte ſagen, aus den Händen der Geiſtlichkeit erhalten haben. Inmitten einer feindlichen, fremdländiſchen, heidniſchen Bevölkerung war die Bildung einer Schutzgilde mehr eine Nothwendigkeit als eine Nachahmung weſtländiſcher Verhältniſſe. Zur Gilde des heiligen Kreuzes und der heiligen Dreifaltgkeit gehörten, wie aus den Statuten hervorgeht, Kaufleute und Gewerbetreibende (vergleiche meine Arbeit über die Rigaſchen Gewerbe im 13. und 14. Jahrhundert), alſo alle, die hier am Markt ſich niedergelaſſen hatten. Die Motive zur Bildung der Gilde und zwar einer Schutzgilde liegen offen dar. Sowohl die Nothwendigkeit der Abwehr gemeinſamer Gefahr, der Linderung der Noth des Einzelnen, als auch die Befriedigung kirchlicher Bedürfniſſe, mußten die Menſchen jener Zeit zu einem Verbande führen, der ihnen die erſten Bedingungen ihrer Exiſtenz gewährte. — Die prävalirenden Elemente in ſolch einem Verbande, den wir

eine Schutzgilde nennen, waren der Natur der Sachlage entſprechend, hier Kaufleute. Dennoch ſcheint es uns nicht erlaubt die Gilde der erſten Anſiedler eine Gilde der Kaufleute, geſtiftet zur Förderung des Handels und des Verkehrs, zu nennen. Gewiß lagen dieſe Dinge allen Anſiedlern auch am Herzen; ihre Förderung war aber zunächſt Sache des Herrn des Marktplatzes.

In erſter Linie kam für das kleine Häuflein der deutſchen Anſiedler, die ſich hier zu einer Gilde zuſammenthaten, wenn auch die Ausſicht auf Erwerb und Gewinn ſie hierher geführt hatte, die Pflege ihrer Interna in Betracht, das waren, wie ſchon oben bemerkt: Seelenheil, Schutz der Perſon, brüderliches Zuſammenhalten und Geſelligkeit.

Die Kaufleute verdankten ihre dominirende Stellung der größeren Wohlhabenheit und der durch Reiſen erworbenen Geſchäftskenntniß. Aus ihrer Mitte mußten ſomit die Leiter der Gilde, des Gemeinweſens, die Senores und ſpäter die Rathsherren hervorgehen.

Aus der Gilde des heiligen Kreuzes bildeten ſich dann im 14. Jahrhundert die beiden Hauptfactoren des ſtädtiſchen Lebens in Riga: die große und die kleine Gilde. Im Jahre 1352 erhielt der Verband der Handwerker, der ſich aus der Gilde des heiligen Kreuzes und der heiligen Dreifaltigkeit, wie ich vermuthe,[1]) abtrennte, einen eigenen Schragen. 1354 ſchieden die Kaufleute aus. Der Schragen der Kaufleute von 1354 läßt deutliche Spuren der Abhängigkeit von den Statuten der Gilde des heiligen Kreuzes und der heiligen Dreifaltigkeit erkennen.[2]) Das Vorhandenſein anderer Gilden, über deren frühe Exiſtenz wir Kunde haben, ſtört durchaus nicht meine Annahme. Es war keineswegs gegen den Geiſt der Zeit, wenn Mitglieder der einen Gilde zugleich auch anderen Gilden angehörten.

Meine Hypotheſe, daß in einer Schutzgilde die erſten Anſiedler an der Düna, Kaufleute und Handwerker, vereinigt geweſen ſeien und daß dieſe Gilde als Grundlage des ſtändiſchen Weſens gedient habe, weicht nicht weſentlich von der Annahme Bulmerincqs ab. Für meine Anſicht indeß ſpricht der Umſtand, daß ſie beſtimmte Anhaltspunkte beſitzt, während Bulmerincqs Hypotheſe einer feſten Baſis entbehrt.

---

[1]) Rigaſche Stadtblätter 1893. Nr 24.

[2]) C. Mettig. Zur Geſchichte der Rigaſchen Gewerbe im 13. und 14 Jahrhundert S. 9.

Trotz der gemachten Ausſtellungen ſtehe ich nicht an zu wiederholen, daß Bulmerincq mit ſeiner Arbeit einen werthvollen Beitrag zur livländiſchen Geſchichtsliteratur geliefert hat und ſehe mit Spannnng der in Ausſicht geſtellten Fortſetzung ſeiner Studien über die Stellung des rigiſchen Rathes im 13. Jahrhundert entgegen. C. Mettig.

Von der Redaction.

Das ſoeben in St. Petersburg herausgegebene „Lebensbild von Gerhardt von Reutern“ (als Manuſcript gedruckt zur 100jährigen Gedächtnißfeier ſeines Geburtstages) wird mit freundlichſt ertheilter Genehmigung des Herrn Verfaſſers, des Geheimraths Baſil von Reutern, im nächſten Heft der „Baltiſchen Monatsſchrift“ zu erſcheinen beginnen.

Herausgeber: Arnold v. Tideböhl.
Redacteur: R. Carlberg.

Vice-Kanzler Graf Nikita Petrowitsch Panin.[1])

Ueber die Entlaſſung und darauffolgende Verbannung des Grafen Panin berichtet ein zeitgenöſſiſcher, bekannter Schriftſteller J. M. Murawiew Apoſtol dem Grafen S. Woronzow vom 16. Februar 1801.

„Graf Panin, auf ſeine Güter verbannt, hat mich im Augenblick ſeiner Abreiſe beauftragt Ew. Excellenz die Umſtände mitzutheilen, die ſeine Verbannung vorbereitet und herbeigeführt haben. Indem ich eine ſichere Gelegenheit benutze, erfülle ich dieſe ſchmerzliche und doch ſchmeichelhafte Pflicht denn mein intimſter Freund legt ſie mir auf, gegenüber dem, den ich am höchſten achte.

Ew. Excellenz wiſſen ebenſo gut und beſſer als ich, daß Graf Panin, getreu den Grundſätzen der Ehre und einer geſunden Politik, von ſeinem Eintritt in das Miniſterium an beſtrebt war, in einem Cabinet ein feſtes Syſtem befolgen zu laſſen, das keines hatte und ſeit zwei Jahren ſich nur durch Wankelmuth und Unbeſtändigkeit ausgezeichnet hatte.

Seine erſten Schritte zeigten ihn, wie er iſt, unfähig ſich zu beugen und nachzugeben, um ſich auf ſeinem Poſten zu erhalten. Mit dem Beginn des letzten Jahres ergab er ſich in ſein Schickſal und ſuchte nur nach ſeinen guten Ruf zu erhalten. Die Widerwärtigkeiten, denen er in den letzten zehn Monaten ſeiner Geſchäftsführung ausgeſetzt war, ſind unzählig. Bei Hofe ſtets ſchlecht angeſehen, oft in harter Weiſe getadelt, arbeitete er ununterbrochen, um jede Gelegenheit zu benutzen, etwas Nützliches durchzuſetzen, meiſt nur um das Schlimme zu mildern. Derart war ſeine

[1]) Vgl. S. 199 ff. dieſes Jahrganges der „Baltiſchen Monatsſchrift".

peinliche Lage bis zum Oktober, der Epoche, wo die Politik, nachdem ſie plötzlich ihre Fronte geändert, die Kriſe in der Stellung des Grafen Panin herbeiführte. Er erwartete es, und ſelbſt weniger Einſichtige konnten dergleichen vorherſehen, aber was nicht vorhergeſehen werden konnte, das ſind die harten und grauſamen Formen, welche ſeine Ungnade begleiteten. Man wollte ihn, ſo zu ſagen, den Leidenskelch bis auf die Hefe leeren laſſen.

Ich greife etwas zurück. Ew. Excellenz iſt die erſte Note bekannt, welche unſer Miniſterium dem diplomatiſchen Corps hier überſandte, bei Gelegenheit des letzten Embargo. Sie werden ſich erinnern, daß ſie nur vom Grafen Roſtoptſchin unterzeichnet war. Das kam aber ſo: Acht Tage bevor der Sturm losbrach, wurde über dieſe Note verhandelt, in der von der mala fides der Engländer und der Verletzung einer im Jahre 1798 abgeſchloſſenen feierlichen Convention die Rede ſein ſollte. Graf Panin proteſtirte dagegen, indem er erklärte: er werde nie zulaſſen, daß der Name ſeines Herrn dadurch bloßgeſtellt werde, daß man ihn eine Lüge ſagen laſſe; die Convention, auf die man ſich berufe, habe gar nicht exiſtirt. Man berückſichtigte das nicht, und die Note, wie ſie in allen Zeitungen erſchienen iſt, wurde aus Gatſchina, vom Grafen Roſtoptſchin unterzeichnet, dem Grafen Panin mit dem Befehl überſandt, ſie allen auswärtigen Miniſtern zu überſenden. Zufrieden, ſeinen Namen nicht auf einer ſo ſehr im Widerſpruche mit allem Herkommen des Völkerrechts ſtehenden Urkunde zu ſehen, überſandte er ſie ohne zu unterzeichnen. Man verlangte am anderen Tage den Grund zu wiſſen. Er wich der directen Antwort durch eine Spitzfindigkeit aus: „Es iſt Gebrauch," antwortete er, „daß der jüngere Beamte vor dem älteren unterzeichne, da ich die Note bereits vom Kanzler unterſchrieben erhielt, glaubte ich, mein Name ſei nunmehr überflüſſig." Dieſe Ausflucht brachte Ruhe für einige Tage; aber es war nur die Ruhe vor dem Sturm. Einige Tage darauf wurde ihm eine zweite vollkommen gleichlautende Note aus Gatſchina überſandt, mit dem ausdrücklichen Befehl von Seiten des Kaiſers, ſie zu unterzeichnen und dem diplomatiſchen Corps zuzuſtellen. Jetzt war an kein Ausweichen zu denken, er mußte gehorchen; er that es, aber mit einer Einſchränkung: er erbat und erhielt die Genehmigung den Eingang der unglückſeligen Note abzuändern durch den Zuſatz „auf ausdrücklichen Befehl Sr. Majeſtät." Ich habe gethan was ich konnte, um ihn von dieſem Schritte abzubringen, aber meine Bemühungen waren vergebens und ich habe vorhergeſehen und vorhergeſagt was eingetreten iſt.

Bei Rückkehr des Hofes in die Reſidenz am 1. November ſuchte Graf Panin vergeblich eine Ausſprache mit ſeinem Collegen, dieſer vermied ihn zu empfangen. Endlich, am Tage ſeiner Entlaſſung, gelang es ihm den Grafen Roſtoptſchin zu treffen. Nach zweiſtündiger Conferenz über die dringendſten Staatsangelegenheiten kam das Geſpräch auf die Ausweiſung des Chevalier de Balbo, ſardiniſchem Geſandten; der Graf fragte, was die Urſachen der Unzufriedenheit des Kaiſers gegen jenen ſein könnten. Graf Roſtoptſchin beantwortete die Frage und ſagte dann, als ob er ſich deſſen eben erſt entſinne: „Aber wiſſen Sie, Herr Graf, daß der Kaiſer auch mit Ihnen ſehr unzufrieden iſt?“ „„Ich weiß nicht,““ erwiderte Graf Panin, „„wodurch ich mir die Ungnade meines Herrn habe zuziehen können, aber wenn Sie meinen, daß mein Abſchied ihm angenehm ſein könnte, ſo bin ich bereit ihn einzureichen.““ „Das iſt nicht nöthig,“ erwiderte Roſtoptſchin, „da iſt er bereits“ und zog aus der Taſche den Ukas den der Kaiſer um 7 Uhr Morgens unterſchrieben hatte, durch den Graf Panin aus dem Miniſterium entlaſſen und dem Senat zugezählt wurde.

Es war 2 Uhr Nachmittags und Donnerſtag, der Tag der diplomatiſchen Diners beim Vicekanzler. Graf Panin bemerkte ſeinem Collegen, da die auswärtigen Miniſter geſtern von ihm zum Diner eingeladen worden ſeien, ſo würde er ſie um ihr Mittag bringen, wenn er ihnen jetzt ſein Haus verſchließe, er bäte alſo zur Kenntniß des Kaiſers zu bringen, daß er ſich gezwungen ſähe, das Diner zu geben, als ob nichts vorgefallen ſei und die Note, durch welche er ſeine Entlaſſung anzeige, erſt nach dem Mahle zu übergeben. Graf Roſtoptſchin erklärte, dies Verfahren ſei ganz plauſibel. Ew. Excellenz werden ſehen, daß man ihm daraus ein Verbrechen gemacht hat.

Graf Panin hat unter dieſen Umſtänden mit einer Würde und einer Mäßigung gehandelt, welche ihm die Zuſtimmung und Bewunderung der ganzen Stadt erworben hat. Ohne Leichenbittermiene, aber auch ohne jede Erregung hat er die letzten Förmlichkeiten ſeines Amtes erfüllt, und während ſein Scheiden von aller Welt bedauert wurde, ſchien er nur zu bedauern, daß er ſeinem Vaterlande nicht mehr auf dem Felde dienen könne, für welches er ſich von Jugend auf vorbereitet hatte. In den Senat eingetreten erfüllte er ſeine Pflicht, als ob er nie ein anderes Ziel im Leben gehabt hätte, als Senator zu ſein.

Dieſe Feſtigkeit hat anſtatt Anerkennung ſeines Werthes nur größere Verbitterung im Gemüthe des Kaiſers hervorgerufen. Als General Graf

Pahlen, deſſen enge Beziehungen zum Grafen Panin Sr. Majeſtät nicht unbekannt waren, eines Morgens in das Cabinet des Kaiſers trat, wurde er mit der Frage empfangen: ob er Panin geſehen habe und ob dieſer froh wäre. „Ich habe Panin geſehen," antwortete der Militärgouverneur, „aber ich habe ihn nicht froh gefunden. Ew. Majeſtät können überzeugt ſein, daß wer das Unglück gehabt hat, ſich Ihre Ungnade zuzuziehen, nicht in der Stimmung iſt ſich zu freuen." „„Oh! ich kenne ihn, das iſt ein Römer,"" ſagte der Kaiſer, „„meine Gunſt und Ungunſt machen keinen großen Eindruck auf ihn, hat er doch nicht einmal es vermeiden an dem Tage ſeiner Entlaſſung ein Diner zu geben!"" Nach einer Pauſe: „„Es fehlt ihm nicht an Gaben, aber er hat drei große Fehler: er iſt Pedant, Syſtematiker und Methodiker."" Graf Pahlen erwiderte, er verſtehe nichts von der Politik, er ſei Soldat und wiſſe ſich zu ſchlagen, aber er habe doch gehört, daß Methode und Syſtem in Geſchäften nicht ganz überflüſſig ſeien. Der Kaiſer unterbrach ihn, um ihn zu fragen ob Graf Panin immer noch beabſichtige ſeinen Ball zu geben? Es handelte ſich um einen Ball, den nach der Etiquette der Vicekanzler im Auftrage des Hofes geben mußte. „Ich weiß es nicht," erwiderte Pahlen, „ich weiß nur, daß ihm nicht ſo zu Muthe iſt, um zu tanzen oder Andere tanzen zu ſehen." „„Ihm iſt das gleich,"" rief der Kaiſer, „„er iſt ein Römer!""

Einige Tage ſpäter wurden Pahlen dieſelben Fragen wiederholt, und hinzugefügt, Graf Panin thäte gut ſich in den Moskauer Senat überführen zu laſſen. Pahlen, der für dieſen Fall von Panin bevollmächtigt war, erwiderte, daß dieſer ſich noch glücklicher ſchätzen würde, wenn er ſeine Entlaſſung erhalten könnte. „Sofort!" erwiderte der Kaiſer. „Aber," fuhr Pahlen fort, „wird es ihm geſtattet werden noch drei bis vier Monate hier zu verweilen, um die bevorſtehende Niederkunft ſeiner Frau abzuwarten?" „„Darüber iſt kein Wort zu verlieren,"" erwiderte der Kaiſer, „„kein Wort zu verlieren."" Sofort wurde ein Ukas erlaſſen: „Senator Graf Panin iſt des Dienſtes entlaſſen."

Doch vergingen kaum drei Tage, als ſchon dem Grafen Panin durch die Polizei der Befehl zuging, ſofort Petersburg zu verlaſſen und ſich nach Dugino zu begeben, das Gut welches die verſtorbene Kaiſerin ſeinem Onkel für die Erziehung des jetzigen Kaiſers geſchenkt hatte.

Dieſer Mann ſo ſtolz und muthig, der, ſo lange das Unglück ihn allein betraf, nur immer ſtandhafter wurde und den Verfolgungen nicht dazu bringen konnten ſich zu beugen, brach faſt zuſammen unter dem

Kummer, als er sah, daß seine geliebten Kinder und seine vergötterte Frau die ganze Härte des Exils mit ihm tragen sollten, in einem verfallenen Schlosse und ohne jede Hilfe im Falle der Krankheit und anderer Unglücksfälle. Diese Probe bestand er nicht und trotz seines Widerwillens gegen ein Gesuch um Gnade, wo er Anspruch auf Belohnung hatte, schrieb er im Augenblick seiner Abreise einen Brief an die Fürstin Gagarin, in dem er sie anflehte, Sr. Majestät die schreckliche Lage vorzustellen, in der er sich befände, da er gezwungen sei mit kranken Kindern und seiner Frau im 7. Monate der Schwangerschaft, sich auf ein Gut zu begeben, wo er kaum genügende Unterkunft finde und dadurch vielleicht Ursache des Todes seiner Lieben werde; daß er seine Majestät anflehe ihm zu gestatten, sich nach Moskau oder in dessen Nähe zu begeben.

Dieser Brief war anfangs ohne Erfolg. Der Kaiser wollte überhaupt vom Grafen Panin nicht reden hören. Schließlich entrissen die Beharrlichkeit, die Bitten und die Thränen der Fürstin die Erlaubniß für den Grafen in der Nähe Moskaus leben zu dürfen. In Petrowskoje Rasumowskoje haben sie sich niedergelassen in der Hoffnung daselbst ruhig leben zu können. Doch dem sollte nicht so sein.

Bei der Abreise des Grafen Panin wurde befohlen, alle Briefe des Grafen aufzufangen. Natürlich unterblieb jede Correspondenz, nur an seine Schwester glaubte Panin schreiben zu können und dieser Brief hat neue Verfolgungen hervorgerufen.

Ich habe diesen unglückseligen Brief gelesen; er erwähnt darin seiner Tante, der verwittweten Gräfin Czernyschow und der Wohlthaten, die sie ihm erwiesen. Diesen Ausdruck hat man interpretirt, aber wie? Sie werden vergeblich rathen Herr Graf! Die Tante bedeutet im neuen Lexicon — den Kaiser, die Wohlthaten — Verfolgungen. Kaum war diese Interpretation erfolgt, so erging der Befehl an den Marschall Soltykow, den Grafen Panin und seine Familie aus Petrowskoje zu entfernen und ihn im Gouvernement Moskau unter strenger Aufsicht zu behalten.

So ist er proscribirt, umherirrend, ohne zu wissen wie und wo er bleibt, ob er zwei Nächte in demselben Hause zubringen darf. Ein solcher Zustand könnte einen Einzelnen niederdrücken, aber nun mit Kindern und seiner Frau, die ihrer Niederkunft entgegensieht. Ich weiß nicht wie er das Alles ertragen wird. Seit jenem Unwetter habe ich keine Nachrichten von ihm.

Zum Schluß meiner peinlichen Schilderung, kann ich Ew. Excellenz nur bitten die Unebenheiten meines Stiles und die wirre Darſtellung zu entſchuldigen. Niedergedruckt durch den Verluſt des einzigen Mannes, der mich an den Dienſt feſſellte, habe ich die Fähigkeit zu denken noch nicht wiedererlangt.

Mögen Sie, Herr Graf, im Schooße Ihrer liebenswürdigen Familie jenes Glück genießen, das ſolchen Gemüthern wie dem Ihren beſtimmt iſt. Mögen Sie noch lange ſich deſſen erfreuen, vor Allem aber ſtets ferne von unſerem ſtürmiſchen Klima."

Bald nach ſeiner Ankunft wurde Graf Panin in Petrowskoje von einem Beamten des Auswärtigen Collegiums Priklonski beſucht, der einen ganzen Tag bei ihm verbrachte und einen Brief an Murawiew Apoſtol ſchrieb, in dem er von ſeinem Beſuch bei „unſerem Cincinnatus" berichtete. Der Brief war P. unterzeichnet. Dieſer Brief wurde dem erwähnten Befehl zu Folge aufgefangen; da das P. von Panins Hand ſchien, ſo benutzte Roſtoptſchin dieſen Brief um Panin völlig zu verderben. Obwohl im Briefe vom „Grafen" und von der in Umſtänden ſich befindenden „Gräfin" die Rede war, behauptete er, der Brief ſei von Panin geſchrieben, unter Cincinnatus ſei der Fürſt Repnin zu verſtehen, Panin ſei alſo trotz des Verbotes in Moskau geweſen.

So plump die Intrigue war, ſie fand doch Glauben. Der Kaiſer erzürnt, daß Panin trotz des Verbotes nach Moskau gegangen ſei und ſein Befehl ſo ſchlecht erfüllt werde, befahl Panin noch weiter von Moskau zu entfernen und unter ſtrenger Aufſicht zu halten.

Der Befehl Petrowskoje zu verlaſſen traf Panin wie ein Donnerſchlag. Er ſiedelte auf ein Gut des Grafen W. Orlow über, hier wurde Alles zum Empfange ſeiner Frau und Kinder eingerichtet, als er durch einen Feldjäger nach Moskau gerufen wurde, um ſich zu rechtfertigen: er mußte jene unſchuldigen Briefe aus denen man ihm ein Verbrechen gemacht hatte eingehend erläutern und den Widerſinn der Anklage im Einzelnen nachweiſen. Dann kehrte er auf das Gut zurück.

Unterdeß war aber in Petersburg noch ein Anderer thätig geweſen. Als jener Priklonski erfuhr was ſein Brief angerichtet habe, gerieth er außer ſich; es gelang ihm zum Kaiſer Zutritt zu erlangen, er warf ſich ihm zu Füßen, bekannte ſich als Verfaſſer jenes Briefes, erklärte den Inhalt und wies auf die Unmöglichkeit hin, den Brief ſo auszulegen, wie das geſchehen ſei.

Der Kaiſer, wird berichtet, war gerührt durch den ritterlichen Muth Perklonskis und empört über die offenbare Täuſchung von Seiten Roſtoptſchins, auch Kutaiſſow mit dem ſich dieſer überworfen, habe zum Sturz Roſtoptſchins mitgewirkt. Letzterer freilich ſtellt die Sache anders dar, er ſchrieb an S. Woronzow am 17. Febr. 1801: „Ich habe mich entſchloſſen, Se. Majeſtät um meine Entlaſſung zu bitten. Ich bin nicht länger im Stande gegen die Ränke und Verläumdungen anzukämpfen und in der Geſellſchaft von Schelmen zu bleiben, denen ich nicht genehm bin, und die, weil ich unbeſtechlich bin, mit Recht mich im Verdacht haben, daß ich ihren Zwecken entgegenarbeite. Man geſtatte mir mit meinem Weibe in Woronowo zu leben – darauf beſchränkt ſich jetzt mein Streben. Ihre Bemerkung über die Verbannung des Grafen Panin iſt ganz gerecht. Das iſt ein wahrer Dämon der Intrigue und ein echter Sohn Machiavells. Sogar verbannt ſetzt er ſeine Thätigkeit fort und wird zweifellos Erfolg haben. Es hat ſich eine Geſellſchaft der großen Intriguanten gebildet:[1]) Lopuchin, Kurakin, Graf Andrei (Raſumowski) und an der Spitze des Ganzen Pahlen, die vor Allem meine Aemter unter ſich vertheilen wollen, wie Chriſti Rock, und großen Vortheil erwerben, indem ſie die engliſche Sache in Schick bringen. Sie ſehen in mir das Hinderniß, während ich nur den Willen meines Herrn ausführte, der keine Ausnahme duldet, und ich verhehle nicht, wenn wir wie bisher fortführen, ſo würden wir die Freiheit des Handels ſicher ſtellen und großen Vortheil erreichen. Freilich darf man dabei nicht an eigenen Vortheil denken, wie unſere Herren das thun, ſowohl die verabſchiedeten als auch im Amte befindlichen, und nicht das jetzige Frankreich vom Standpunkt eines Emigranten betrachten.“

Wie ſehr Roſtoptſchin beſtrebt war Panin in der Meinung Woronzows herunter zu ſetzen, ſieht man aus folgendem Briefe vom 30. Juni 1801, der für aufmerkſame Leſer keines Commentars bedarf.

„Der Graf Panin ließ mich einen Brief von Ihnen leſen, in dem Sie ihn ſeinen theuren Freund nennen. Von dieſem Tage an, habe ich, ohne Sie weiter mit meinen Briefen beläſtigen zu wollen, mich darauf beſchränkt, Ihnen in meinem Herzen ergeben zu ſein und hier das Gefühl der Verehrung für Sie, das meine Seele erfüllt, zu nähren. Ich faſſe

[1]) Die Details dieſer Sache bei Kotzebue, Refutation des Memoires secrets sur la Russie. Paris 1802. p. 25—26 und bei Brückner, Матеріалы и т. д. V. S. 625, bieten viel Intereſſantes, ebenda ſind die incriminirten Briefe abgedruckt.

es nicht, wie der Graf Woronzow, ein ſo achtbares Weſen, den ſchmeichelhaften Titel ſeines Freundes, ſo verworfenen Perſönlichkeiten wie dem Grafen Panin geben kann. Wodurch hat er Ihre Achtung verdienen können! Durch ſeine Gaben? Er hat ſie nur zu niedriger Intrigue und zur Erreichung perſönlicher Zwecke verwandt. um die Verhandlungen in Berlin ſcheitern zu machen, blos weil ſein Onkel, der Strohkopf Fürſt Repnin, damit betraut war, die mit Frankreich zum Abbrechen zu treiben, während man ſie in die Länge ziehen konnte, Alles weil er (trotz ſeines Geiſtes) die franzöſiſche Revolution wie ein franzöſiſcher Emigrant beurtheilte, Vicekanzler geworden hat er ſich damit beſchäftigt, eine neue Coalition zu Stande zu bringen, deren Reſultat für Rußland nur der fruchtloſe Verluſt tauſender tapferer Männer ſein konnte: dem unerſättlichen Hauſe von Oeſterreich vielleicht eine Vergrößerung, dem Despotismus des hochmüthigen England eine unangreifbare Stellung verſchafft hätte. Ich will gar nicht reden von dem Verhalten des Grafen Panin ſeit dem Verluſt ſeiner Stellung: es iſt derart, daß er nach Gerechtigkeit das Schaffott verdient, die Verachtung der ehrlichen Leute und die Bewunderung der Lumpen. Er und Seinesgleichen haben mir die Ehre erwieſen mich für den Einen zu halten, der entfernt werden müſſe. Sie haben es erreicht, indem ſie ſich des dummen Grafen Rulaiſſow und deſſen Maitreſſe bedienten . . . Die Verläumdung hat mich nicht geſchont, ich ſoll mich den Franzoſen verkauft, von Bonaparte eine goldene Schaale erhalten, und Briefe zum Schaden Panins geſchmiedet haben. Die Zeit wird mir Gerechtigkeit widerfahren laſſen."

Am 20. Febr. 1801 wurde Roſtoptſchin ſeiner Aemter entlaſſen.

Am 22. Febr. 1801 ſchrieb Dr. Rodgerſon an den Grafen Woronzow:

„Man hat vom Grafen Roſtoptſchin mehr erwartet als er leiſten konnte; man hat ihm ſogar zum Theil die Aenderung des politiſchen Syſtems zugeſchrieben. Das iſt unbegründet, er hatte weder Plan noch Syſtem, ſondern führte einfach die Befehle ſeines Herrn aus. Hierin war er vielleicht Egoiſt und weniger Patriot als Sie und ich. Aber das iſt Thatſache und ich habe ihn wiederholt es beſtätigen hören. Sie ſehen alſo, daß er nicht wegen ſeines politiſchen Syſtems entlaſſen worden iſt. Die Wahrheit iſt, daß es von einem einzigen Mann abhing und dieſer einzige hat ſich ihm gegenüber verändert: er hatte ſich einige Sarcasmen gegen deſſen Geliebte erlaubt, die ihr berichtet wurden. Ich brauche wohl nichts

mehr hinzuzufügen. Ich habe Ihnen den wahren Grund der Entlaſſung des Grafen Roſtoptſchin geſchrieben, der Vorwand war, er habe gewiſſe Briefe fabricirt, daß iſt nicht richtig: die Briefe waren unverfänglich, aber zwei derſelben waren von Herrn Priklonski ohne Unterſchrift und wurden von der Moskauer Poſt, wo man ſie copirte, dem Grafen Panin zugeſchrieben."

Alſo: die dienſtfertige Moskauer Poſt berichtete und Roſtoptſchin unterlegte den Bericht, offenbar ſehr erfreut, ein ſolches Mittel gefunden zu haben um Panin zu ſchaden, ohne zu unterſuchen, ob der Bericht begründet und die Anklage haltbar ſei. So bot er ſelbſt den äußeren Anlaß zu ſeinem Sturz, es wirkten aber noch andere Umſtände mit, wie aus Rodgerſons Brief erſichtlich iſt.[1])

Am 16. Febr. ergieng der Allerhöchſte Befehl, daß es dem Grafen Panin geſtattet ſei, zu wohnen wo er wolle, auch in beiden Reſidenzen. Zunächſt konnte er in Folge des Zuſtandes ſeiner Frau nur ſo weit von der Erlaubniß Gebrauch machen, daß er nach Moskau zurückkehrte.

Sehr bald ſchien ſein Schickſal eine andere Wendung zu nehmen doch war es nur auf kurze Zeit.

Am 12. März war Kaiſer Paul nicht mehr unter den Lebenden.

Graf Panin war als Vicekanzler dem damaligen Thronerben näher getreten und hatte durch ſeine großen Fähigkeiten deſſen Vertrauen erworben, beſondern Eindruck hatte ein ernſtes Geſpräch über die Pflichten des Thronfolgers im Intereſſe des Staates gemacht.

Dieſes Geſpräch hatte im Herbſt 1800 ſtattgefunden, in Folge von Verhandlungen zwiſchen den Grafen Pahlen und Panin über die Nothwendigkeit und die Bedingungen einer Regentſchaft, worüber es in Rußland an einem Geſetze völlig mangelte.

Gleich nach ſeiner Thronbeſteigung, noch am 13. März ließ Kaiſer Alexander dem Grafen Panin ſchreiben, er möge ſofort nach Petersburg kommen.

In der Nacht auf den 21. März traf Panin in Petersburg ein; über die Erlebniſſe der nächſten Tage liegt ein ausführlicher Bericht in einem Briefe an ſeine Frau vor, den wir folgen laſſen.

St. Petersburg, den 22. März 1801.

„Der Schein iſt gegen mich, als ob ich Dich, meine zärtliche Freundin, vernachläſſige und doch habe ich mir nichts vorzuwerfen, aber ſelbſt wenn

[1]) Das Detail bietet manches Intereſſante, vgl Brückners Materialien V S. 625 ff

Dein Herz nicht zu meinen Gunsten spräche, würde die einfache Darlegung meiner Erlebnisse meine Unschuld darthun, und Dir beweisen, daß ich unmöglich früher schreiben konnte.

In der Nacht von Mittwoch (20.) auf Donnerstag (21.) angelangt, fand ich meine Schwester (Dutolmin) schon schlafend; nach langer Berathung mit Prklonski, wurde beschlossen, sie wecken zu lassen. Ich schreibe nichts von der Freude des Wiedersehens, noch von der Begier, mit der ich so viel erregende Einzelheiten des Tagesereignisses verschlang. Unsere Unterhaltung zog sich bis 5 Uhr Morgens hin, dann ging ich auf mein Zimmer in der Beletage, die meine Schwester mir eingeräumt hat, um mich einen Augenblick aufs Bett zu werfen, jedoch trotz meiner Ermüdung ohne schlafen zu wollen, denn ich mußte zum Lever des Kaisers erscheinen. Um 7 Uhr war ich schon in Seinem Vorzimmer. Se. Majestät war schon lange angekleidet, aber da Sie mit Ihren Secretairen arbeitete, mußte ich fast eine Stunde warten. Beim Eintritt in sein Cabinet warf ich mich zu Seinen Füßen, um ihm die Hand zu küssen, aber der Kaiser hob mich auf und umarmte mich mit einer Güte, für die ich keinen Ausdruck finde. Er begann sofort eine intime Unterredung über Seine eigene Stellung. Ich kann sie hier nicht wiedergeben und muß mich begnügen Dir zu sagen, daß sie lange dauerte, immer in demselben Ton vollsten Vertrauens; darauf ging S. K. M. auf die Politik über und ich hatte das Glück aus Allem, was Sie mir sagten, das unbegrenzteste Vertrauen zu mir zu erkennen; so sehr, daß Sie geruht hatten jede Entscheidung bis zu meiner Ankunft auszusetzen, indem Sie Ihren Ministern erklärten, Sie wollten nichts thun, bevor Sie mich gehört hätten. Zum Schluß der Unterredung, sagte der Kaiser mir, Er habe mich kommen lassen, um mir die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten wieder zu übergeben, Er ging in Seiner Herablassung und Güte so weit, sich zu entschuldigen, daß er den Fürsten Kurakin und den Grafen Pahlen auf ihren Plätzen belasse und mich fragte, ob ich mit ihnen zusammen dienen wolle, mit der allerformellsten Versicherung, daß ich allein die Angelegenheiten leiten werde und bot mir den Titel eines Vicekanzlers an; da jedoch aus Rücksicht auf den Fürsten Kurakin dieser Titel ihm verbleiben sollte, so schien diese Concurrenz Se. Majestät in Verlegenheit zu setzen. Konnte ich auf eine so großherzige Zartheit anders als durch ein Opfer antworten, das ein Pfand meiner Uneigennützigkeit wäre? Ich erklärte dem Kaiser sofort, daß ich auf den Titel des Vicekanzlers verzichte,

indem ich hinzufügte: Seine Achtung und Sein Vertrauen ſeien die einzigen Gegenſtände meines Ehrgeizes, daß ich in Seinem Dienſte keine Rivalität kenne, daß mir jeder Titel recht ſein werde und Se. Majeſtät meines Gehorſams und meiner grenzenloſen Ergebenheit verſichert ſein könne. Die Art, wie der Kaiſer ſich hierauf äußerte, gab mir die Befriedigung, daß mein Verhalten Seinen erhabenen Beifall habe; dazu finde ich mich belohnt durch die Wirkung, die es auf den Fürſten Kurakin geübt hat. Die ausſchließliche Führung ſeines Titels ſchmeichelt ihm unendlich und läßt keinen Raum dem Bedauern, daß er ſich auf eine vollſtändige Nichtigkeit beſchränkt ſieht. Doch ich fahre in meiner Erzählung fort. Vom Hofe ging ich zu ihm, er empfing mich wie einen Bruder, obwohl er noch nichts von meiner Rückſichtnahme gegen ihn wußte. Denke Dir mein Erſtaunen, theuere Freundin, als er mir ein Teſtament des verſtorbenen Kaiſers zu leſen gab, errichtet im Jahre 1788,[1]) durch welches unter Anderem, dem Chef meines Hauſes (alſo mir) eine Diamantfeder am Hute zu tragen und Sein Portrait vermacht und zugleich Seinem Erben die Verpflichtung auferlegt iſt, durch ſeine Wohlthaten gegen mich Seine Verpflichtung, die Schulden meines Onkels zu bezahlen, einzulöſen. Der junge Kaiſer hat heute Abend von dieſem Teſtament Kenntniß genommen und erklärt, daß er die Abſichten Seines Vaters mit der gewiſſenhafteſten Genauigkeit ausführen werde.

Nach meinem Beſuche bei Kurakin ging ich nach Hauſe, wo ich faſt alle meine Verwandten und Freunde vorfand. Baron Armfelt war darunter und ſchien ſehr zufrieden mich wiederzuſehen; Fürſt Kurakin kam bald darauf und ſpeiſte bei mir. Nach Mittag erwiederte ich den Beſuch des Grafen Bahlen, der mir zuvor gekommen war. Wir ſollten zuſammen zum Kaiſer gehen, allein eine unerwartete Conferenz mit dem ſchwediſchen Botſchafter änderte unſeren Entſchluß. Ich ging dann zu Hofe, wohin die Kaiſerin Mutter mich hatte rufen laſſen und mich ein paar Stunden zurückhielt in Gegenwart des Fürſten Kurakin. Wenn ich Alles berichten könnte, was ſie mir geſagt hat, ſo würde dieſes Papier von Deinen Freudenthränen benetzt werden. Es iſt unmöglich ſie zu hören, ohne bis auf den Grund der Seele gerührt zu werden. Als ich ſie verließ, ging ich zum großen Hof und begegnete zufällig Ihren Kaiſerlichen Majeſtäten, die ſich zum Gebet begaben, ſo wurde ich der jungen Kaiſerin vorgeſtellt

[1]) Damals lebte Panins Vater noch.

in einem Augenblick, wo ich es am wenigsten erwartete. Sie ist schöner geworden und ihr Verhalten hat sich ganz und gar geändert. Ein Ton der Unbefangenheit mit Würde gepaart hat jene außergewöhnliche Verlegenheit ersetzt, welche sie früher daran hinderte, die Fähigkeiten zur Repräsentation, die sie besitzt, zur Geltung zu bringen. Sie hat sich in der liebenswürdigsten Weise nach Dir erkundigt. Ich blieb noch einige Zeit am Hofe und kehrte zum Abendessen nach Hause zurück. Du wirst begreifen, mein theueres Herz, daß ich der Ruhe bedurfte und unmöglich schreiben konnte. Seit unserer Trennung bis zur letzten Nacht, habe ich im Ganzen 3½ Stunden geschlafen. Es war in Simogorje, wo ein entsetzlicher Orkan mich zwang, zur Fortsetzung der Reise den Anbruch des Tages zu erwarten. Ich nehme meinen Bericht wieder auf. Diesen Morgen mußte ich vor 7 Uhr aufstehen, weil ich bald darauf mich zum Kaiser begeben sollte. Die Arbeit der Minister, die vor mir im Cabinet waren, dauerte so lange, daß ich erst um 9 Uhr eingeführt wurde. Der Kaiser behandelte mich mit derselben Güte wie gestern und geruhte mir völlig die Leitung des Collegiums der auswärtigen Angelegenheiten zu übertragen. Ich habe den Vortrag mit der Befugniß, jedes Mal, wo ich meine Anwesenheit für überflüssig halte, Engel zu senden. Ich ausschließlich habe die Verhandlungen mit dem diplomatischen Corps. Endlich die Ausfertigung alles dessen was schriftlich gegeben wird, ist auch mein Theil Für den Anfang übertrugen S. K. M. mir eine Arbeit, die so viel Fleiß erfordert, daß ich schon am Werk sein sollte und man mir einen Vorwurf daraus machen könnte, einen so langen Brief zu dictiren Nimm mir also, herzige Freundin, den Laconismus der folgenden Briefe nicht übel, ich würde schlecht Deine Wünsche erfüllen, wenn ich meine Gesundheit durch Nachtwachen schädigte, um Dir einige Zeilen mehr von meiner Hand zu senden. In der ersten Zeit werde ich kaum eine halbe Stunde am Tage für mich haben. Aber die Arbeitslast wird sich vermindern, wenn wir nur erst dazu gekommen sind, einige Ordnung geschaffen zu haben.

Morgen findet die feierliche Ueberführung der Leiche des Verstorbenen in die Festungs-Kirche statt. Ich sollte dem Conduct zu Fuß vorausgehen und auf einem Kissen die große Kaiserliche Krone tragen. Der Weg ist 8 Werst lang, weil man zwei Brücken passiren muß und einen großen Umweg machen. Du kannst Dir denken, was ich bei dieser Kälte im einfachen Hofkleide gelitten hätte. Glücklicher Weise hat Se. Majestät mich davon befreit, so daß ich im warmen Zimmer sitzen werde mit der

Feder in der Hand, während mein Stellvertreter glücklich ſein wird, die Krone tragen zu können.

Der Reſt dieſes Tages iſt für mich nicht weniger ermüdend geweſen, ich übergehe die Einzelheiten, da ich bereits am dritten Bogen bin.

Fürſt Dolgoruki und Tutolmin ſind dieſen Morgen angelangt und haben mir Deine Briefe gebracht. Ich habe mit Ueberraſchung, aber zugleich mit Befriedigung erſehen, daß Du noch nicht entbunden biſt, denn wenn das Ende Deiner Schwangerſchaft gleich auf meine Abreiſe gefolgt wäre, ſo hätte ich mich nicht der Befürchtung entſchlagen können, daß der Kummer es beſchleunigt hätte. Jetzt erwarte ich Brentſchinow ohne Unruhe, nur mit Ungeduld.

Was wir für Deinen Onkel erwünſchten,[1]) iſt erreicht, wie Du aus beiliegendem Brief an Papa erſehen wirſt. Du wirſt das Vergnügen haben Deinen Onkel früher als mich zu ſehen.

Bisher ſind alle Bemühungen meiner Freunde, für mich eine Wohnung zu finden, vergebens geweſen, in der erſten freien Stunde will ich das Haus Naryſchkin an der Moika beſehen, man empfiehlt es. Wirſt Du nicht durch die Entfernung erſchreckt ſein?

Ich habe vielleicht manches Wichtige vergeſſen, verzeihe es mir: mein Kopf iſt ein Chaos.

Ich umarme Dich und drücke Dich an mein Herz, auch Sophie, Adele, Alexander und den Neugeborenen.[2]) Adieu mein ſchöner Engel. Verzeihe mir die Verſpätung dieſes Briefes, ich verſichere Dich noch einmal, daß es nicht meine Schuld iſt. Tauſend Grüße an alle die Deinen."

Einige Tage ſpäter:

„Der Kaiſer hat ſich eingehend nach Dir erkundigt. Die Kaiſerin iſt unwohl, ich werde heute oder morgen meine Aufwartung machen. Ich arbeite alle Tage mit dem Kaiſer in ſeinem Cabinet, bald morgens früh, bald abends, oft mehrmals am Tage .... Wenn ich Dir von den Tugenden unſeres neuen Herren erzählen ſollte und von den Gefühlen die er jedem einflößt, der in ſeine Nähe kommt, ſo hätte das kein Ende. Er hat das Herz und die Seele Katharina II. und in jeder Stunde des Tages erfüllt er das Verſprechen ſeines Manifeſtes.

Ich drücke Dich an mein Herz theuere Sophie, ebenſo wie die Kinder. Gott wacht über die Tugend und Unſchuld, denn er hat unſer Vaterland

[1]) Die Erlaubniß zur Rückkehr des Grafen Alexei Orlow.

[2]) Graf Viktor wurde übrigens erſt am 28. März geboren

gerettet. Ich rechne auf ſeine Güte für Dich und erwarte Deine Niederkunft ohne Unruhe. Tauſend Grüße für alle die Deinen."

Ueber die in dem erſten Briefe erwähnte Audienz Panins bei der Kaiſerin Mutter und ſeine Beziehungen zu ihr, beſitzen wir folgenden Bericht eines Zeitgenoſſen

„L'empereur Alexandre, en montant sur le trône, fit appeler Panin à St.-Pétersbourg et le nomma vice-chancelier (21 mars 1801). Le jour même il fut question de cette nomination devant l'Impératrice-Mère, elle se récria contre un pareil choix et demanda à l'empereur, s'il y avait suffisamment réfléchi, Alexandre répondit qu'il venait déjà de signer l'oukase de sa nomination. Lorsque Panin se présenta en sa nouvelle qualité à l'Impératrice-Mère, elle ne voulut pas lui donner sa main à baiser avant qu'il ne lui eût dit sur son honneur, s'il avait, oui ou non, pris part à la fatale catastrophe. Panin répondit. „..Madame, je ne puis dire qu'une chose à V. M., c'est qu'en ce moment je ne me trouvais même pas à Pétersbourg.""

In dieſem Geſpräch haben wir offenbar den Grund der ſpäteren unverſöhnlichen Feindſchaft der Kaiſerin Mutter zu ſuchen. Panins Antwort war ſehr gewandt und ſehr diplomatiſch, aber ſie war nicht ganz offen.

Zunächſt waren Panins Beziehungen zur Kaiſerin Mutter die denkbar günſtigſten, ſie beehrte ihn mit ihrem vollem Vertrauen und wandte ſich mit Vorliebe an ihn. Es liegt eine Reihe Handſchreiben an ihn vor, vom 13. April bis zum 10. Sept. 1801, ſämmtlich in ſehr vertraulichem Tone gehalten.

Panins Thätigkeit als Miniſter des Auswärtigen dauerte 6 Monate, bis zum 30. Sept. Mit welcher Energie er arbeitete, wie umfaſſend ſeine Thätigkeit, davon legen ſeine Depeſchen und Denkſchriften ein beredtes Zeugniß ab. Es war die angeſtrengteſte Arbeitszeit ſeines Lebens.

Obwohl an der Spitze des Miniſteriums ein Collegium ſtand, ſo arbeitete er doch allein mit dem Kaiſer oft ſtundenlang. Anfangs in voller Uebereinſtimmung, denn der Kaiſer billigte was er vorſchlug; ſehr bald änderte ſich das, er merkte wie das Vertrauen des Kaiſers ſich verminderte, ſein Einfluß ſchwand und durch den anderer Perſonen aus der Umgebung des Kaiſers erſetzt wurde. Der Kaiſer verhandelte wohl auch direct mit Geſandten, z. B. Düroc, ohne daß Panin etwas davon erfuhr. Panin handelte ſtets conſequent nach einem feſten Plan: ſein Ziel war Niederwerfung der Revolution. Kaiſer Alexander ſchwankte oft und ließ ſich

gern ſcheinbar beeinflußen, um das zu thun, was er im Stillen eigentlich ſelbſt wollte. Sowie Panin ſolche Differenzen merkte, wandte er ſich offen an den Kaiſer. Dann erhielt er eine beruhigende Antwort, es ſchien Alles ausgeglichen — aber es ſchien nur ſo, im Geheimen arbeitete das Mißtrauen weiter. Im Sommer 1801 wurde Graf Pahlen, auf das entſchiedene Verlangen der verwittweten Kaiſerin, vom Hofe entfernt.

Als verſteckter Gegner Panins zeigte ſich Graf S. Woronzow. Die beiden Staatsmänner, die ſich nie geſehen haben, führten eine ausgedehnte und ſehr intime Correſpondenz, auch mit der Gräfin Panin hat Woronzow correſpondirt. Sein Sohn, der zum erſten Mal nach Rußland kam, wurde im Paninſchen Hauſe auf's Herzlichſte empfangen. Die erſten Meinungsverſchiedenheiten in politiſchen Fragen zwiſchen beiden Staatsmännern traten um dieſe Zeit hervor. Woronzow, unzufrieden mit verſchiedenen Maßregeln der neuen Regierung, machte Panin darüber Vorwürfe in den ſchärfſten Ausdrücken, indem er ihm die Schuld an den gemachten Fehlern zuſchob.

Panin antwortete völlig offen, er ſchilderte in geheimen, mit ſympathetiſcher Tinte geſchriebenen Briefen ſeine ſchwierige Lage, charakteriſirte die Schwächen und Eigenheiten des Kaiſers. Woronzow ſchickte Copien dieſer Briefe nach Petersburg und ſchrieb in den heftigſten Ausdrücken gegen Panin an Andere, während er fortfuhr ſcheinbar offen und vertraulich mit Panin zu correſpondiren, um ihm weitere Ausdrücke der Unzufriedenheit zu entlocken. Panin hatte lange Zeit keine Ahnung von dieſem Verfahren und daß Woronzow voll Haß gegen ihn arbeite. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß jene intimen Aeußerungen über den Kaiſer dieſem mitgetheilt wurden und natürlich tief verletzen mußten. Selbſt Woronzows Freunde tadelten ſein Verfahren. Die Thatſachen haben bewieſen, daß Woronzow in ſeinen Vorwürfen Unrecht hatte. Er warf Panin vor, in Preußens Intereſſe zu handeln und in Berlin freute man ſich über Panins Rücktritt, — England gegenüber feindlich zu ſein und die engliſchen Staatsmänner bedauerten Panins Rücktritt; — ein Freund Frankreichs zu ſein und ohne Wiſſen des Kaiſers einen Frankreich günſtigen Artikel in die Convention eingeſchoben zu haben und die ganze Convention war gegen Panins Anſicht vom Kaiſer befohlen.

Selbſt Woronzows Bruder, der kein Freund Panins war, warf jenem vor, er übertreibe, ebenſo Kotſchubei, Tſchitſchagow. S.

Woronzow hörte auf nichts, auch nach Panins Sturz fuhr er fort ihn zu ſchmähen.

Wie würdig war dagegen Panins Verhalten. Als er erfuhr, wie ſeine Offenheit mißbraucht worden war und ſich überzeugte, daß keine Erklärung angenommen worden, brach er einfach die Correſpondenz ab, nie hat er ſich hergegeben, auf Schmähungen zu antworten. Er ſchwieg und überließ das Urtheil der Geſchichte.

Panin fuhr fort gegen die Annäherung an Frankreich zu arbeiten, während Kaiſer Alexander eine Annäherung wünſchte; ſo ward die Entfremdung zwiſchen beiden immer größer.

Panin ſprach ſich energiſch dagegen aus, daß der Kaiſer Laharpe zu ſich einlade, auch das verletzte den Kaiſer.

Ende Auguſt oder Anfang September erhielt Panin einen Brief von ſeinem Freunde Murawiew, der ihn warnte.

Wien, den 23. Auguſt 1801.

Privatim und ſehr geheim.

Nehmen Sie ſich in Acht, theuerer Graf, man ſchmiedet Ränke gegen Sie, man intriguirt, ich bin deſſen ſicher. Die Fäden der Intrigue ſind mir freilich unbekannt, aber ich weiß es ſicher, daß Sie Feinde haben, die darauf brennen Ihnen zu ſchaden, die nicht die geringſte Gelegenheit vorüber gehen laſſen werden, Ihr Anſehen bei dem Herrn zu untergraben.

Wie können Sie das in Wien wiſſen? werden Sie ſagen. Ich antworte, man beobachtet oft beſſer aus der Ferne als in der Nähe.

Vor Allem die Erbprinzeſſin von Baden[1]) gehört nicht zu Ihren Freunden, ich weiß freilich nicht warum. Als ſie von Karlsruhe abreiſte, war ſie ſehr gegen Sie eingenommen und ganz vernarrt in Raſumowski, deſſen Schweſter, die Gräfin Apraxin, längere Zeit vor deren Abreiſe nach Rußland bei ihr war und ſich viel von dieſer Reiſe, durch den Einfluß, den die Schwiegermutter auf den Schwiegerſohn haben werde, verſpricht. Folgendermaßen bin ich zur Kenntniß dieſer Umſtände gelangt.

Nach dem Tode Paul I. meinte die Königin von Neapel, es werde ihr Nutzen bringen, wenn die Erbprinzeſſin von Baden, um deren Reiſe nach Rußland ſie wußte, ſich für ſie und ihre Angelegenheiten intereſſire,

[1]) Die Mutter der regierenden Kaiſerin Eliſabeth.

da ſie vorausſetzte, ſie könne nicht ganz ohne Einfluß ſein. Sie ſandte am 25. Mai den Grafen Erbach, deſſen Einfluß auf die Erbprinzeſſin ſie kannte, nach Karlsruhe. Der Graf, der durch frühere Wohlthaten der Königin verbunden iſt, erhielt Befehl, ſeine Briefe an d'Antraigues zu richten. In Karlsruhe angelangt, fand er ſie in beſter Stimmung für Rußland und ſehr befreundet mit der Gräfin Apraxin. Bei ihrer Abreiſe nach Rußland kehrte er nach München zurück und ſchrieb am 7. Auguſt mit ſicherer Gelegenheit an d'Antraigues einen langen Brief, den dieſer nur zeigte, bevor er ihn der Königin überſandte. Erbach ſchrieb: „Die Prinzeſſin iſt ganz eingenommen für Rasumowski, d. h. ſie gehört zur Partei, welche ihn zu fordern ſucht, ebenſo geſchickt wie klug geht ſie jetzt nach Petersburg, entſchloſſen, das Unmögliche zu thun, um Panin, den Preußen, gegen den ſie verſchnupft iſt, aber den ſie fürchtet, zu beſeitigen. Sie verabſcheut Preußen und iſt ganz öſterreichiſch. Gewandt, zu allen Mitteln bereit, wird ſie ſich nichts vergeben und Alles thun um durchzudringen. Das Weſentliche iſt, daß die Königin es wiſſe und das Reſultat vorausſehe, um ſich danach zu richten. Ich kann ihr nicht ſchreiben ſo lange ſie in Rußland iſt, das iſt ein Verſprechen, das ſie ihren Freunden abgenommen hat. Sie ſehen was für Vorſichtsmaßregeln ſie ergreift."

Da ſie Sie nicht mit einem Schlage vernichten kann, wird ſie Ihnen Unannehmlichkeiten bereiten, intriguiren, ſich mit denen verbinden, die ſie Ihnen mit einiger Ausſicht auf Erfolg entgegenſtellen kann. Hieraus läßt ſich ſchließen, daß die Perſonen, vor denen Sie ſich am meiſten hüten müſſen, ſind: Kotſchubey, der ihre Stelle haben will und Rasumowski, der glaubt, daß er ſeiner um ſo ſicherer ſein werde, wenn es ihm gelänge, Sie die Ihre verlieren zu laſſen. Verlaſſen Sie ſich darauf, was ich Ihnen ſage. Ich kann freilich von hier aus weder den Umfang dieſer Intrigue, noch die Macht, den Einfluß und die Mittel Ihrer Gegner beurtheilen; es iſt endlich möglich, daß bei dem Engels-Charakter unſeres Herrn ſie machtlos iſt. Wenn ich aber daran denke, daß Sie am Hofe leben, ſo erwacht meine Unruhe immer von Neuem. Ich weiß, daß Sie der Mann ſind dem Sturme zu trotzen und einem Gewitter Stand zu halten; aber ſind Sie der Mann, niedrigen Intriguen zu begegnen und in das dunkle Labyrinth der Hofkabale einzudringen? Ich glaube es nicht. Stark durch ein reines Gewiſſen, ganz Ihrer Pflicht ergeben, treuer Unterthan, eifrig beſorgt um das Wohl des Vaterlandes, werden Sie ſtets

erhobenen Hauptes direct auf das Ziel losgehen und die kleinen Mittel, ohne welche man nicht lange auf dem glatten Parquet des Hofes gehen kann, vernachläſſigen oder vielmehr verachten.

Wären meine Befurchtungen und Beunruhigungen doch unbegründet! Hätten Sie doch vollen Grund ſich über meine trübe Vorausſicht aufzuhalten. In jedem Fall werden Sie es mir nicht übel nehmen, denn Sie kennen die Gefühle, die mich beſeelen werden, ſo lange ein Lebenshauch in mir bleibt.

Halten Sie mich nicht für einen Schwarzſeher, wenn Sie meine eigenhändige Depeſche an den Kaiſer leſen. Ich ſehe ſchwarz, aber ich ſehe ſo, weil die Sachen ſo ſind. Von dieſem Hofe iſt nichts zu erwarten. Wenn Sie mich noch lange hier laſſen, wird man mir den Hals brechen. Ich ſtehe hier als Zielſcheibe für die Eiferſucht und den Haſs der Partei Raſumowski. Seine Frau jammert über die Verzögerung ſeiner Ankunft, ſie beklagt ſich offen über Sie und über mich, indem ſie ſagt, Sie ſeien ein Feind ihres Mannes und ich ſei Ihre „verfluchte Seele". Ich ärgere mich nicht über dieſe Bezeichnung, aber ſie fügt hinzu, ich ſei Ihr Geſchöpf und das empört mich, denn ich bin Niemandes Geſchöpf mit Ausnahme des Schöpfers. Alles dieſes macht meine Lage unangenehm und traurig.

Um des Himmels willen belohnen Sie mich für meine Leiden, indem Sie mir eine Reiſe nach Italien geſtatten. Ich rechne zu ſehr auf Ihre Freundſchaft, um mir nicht zu ſchmeicheln, daß Sie mir dieſe Bitte nicht abſchlagen werden. Wenn ich unterdeß den Befehl bekomme, zurückzukehren, ſo werde ich trotzdem Ihre Antwort auf dieſe dringende Bitte hier abwarten.

Ich werde Ihnen Priklonski als Courier zurückſchicken, zunächſt weil er hier an Heimweh vergeht und dann weil ich meine Mittel zu Rathe halten muß, um beſſer zu ſehen und zu hören. Theuerer, verehrungswürdiger Cincinnatus! verweigern Sie mir die Gnade nicht, die ich von Ihnen erbitte. Es iſt die einzige dieſer Art, um die ich Sie angehen werde. Sie ſollen es wiſſen, wenn Sie ſie mir nicht gewähren, werden Sie mir den brennendſten Kummer verurſachen.

Adieu geliebter und verehrter Herr, vergeſſen Sie mich nicht und gewähren Sie nur einen kleinen Urlaub um Italien zu ſehen. Sie werden dadurch mich auf den Gipfel der Freude erheben, der Ihnen mit Leib und Seele ergeben iſt und nicht eher aufhören wird Sie zu lieben, als wenn er aufhört zu athmen.

Der Marcheſe di Formica, genannt Muramiew.

Ueber die gesellschaftliche Stellung des Grafen Panin schreibt Dr. Rodgerson dem Grafen S. Woronzow im Sommer 1801: „Graf Panin steht allein und isolirt, ich sehe ihn selten seit seiner Rückkehr, er ist stets in seinem Cabinet wo er arbeitet; er lebt auf der Datsche. Ich kannte den Grafen Panin seit meinem Aufenthalt in Berlin, habe ihn oft gesehn und mich bestrebt ihm nützlich zu sein. Nach seiner Rückkehr habe ich ihn selten gesehen. Ich suche ihn nicht auf und er ist so steif, so zurückhaltend und so beschäftigt mit seinen Gedanken in seinem Cabinet, daß er nicht hinausblickt um zu sehen was draußen vorgeht. Er ist mit Niemandem lürt und sein Benehmen ist nicht anziehend. Da er nirgends hingeht und da man zu ihm selten geht, mit Ausnahme der Erholungsstunden, in denen man ihn sehen kann, so kommt es, daß die, die keine unumgänglichen Geschäfte mit ihm haben, aufhören ihn zu besuchen. Trotzdem kann man ihm Talente und in seinem Vaterlande seltene Kenntniße nicht absprechen. Ich wünschte anfangs Ihr Bruder und er wären mehr befreundet; aber ich glaube, daß die sehr natürliche Vorliebe Ihres Bruders für den Grafen Kotschubey dem Anderen Mißtrauen und Eifersucht eingeflößt hat. Ich glaube, er gilt sehr viel bei dem Herrn, aber nicht ausschließlich. Ihr Bruder wird in allen wichtigen Sachen befragt."

Aus dieser Schilderung geht hervor, daß sich um den Grafen Panin, nicht ohne seine Schuld, eine gewisse verhängnißvolle Leere gebildet hatte, ein Zeichen daß es ihm an Unterstützung bei Hofe fehlte.

Wir sahen oben, daß gegen den Grafen Panin beim Kaiser eine tiefe Verstimmung eingetreten war. Alexander I. suchte einen gewandten Vollstrecker seines Willens, der dem Form und feste Gestalt gebe, was er wolle, der wo nöthig errathe wie er es meine; besonders für sein Gefühl mußte freier Raum bleiben. Ein Rathgeber der streng ein festes System befolgte, aus jedem Wort mit strenger Logik gleich alle Consequenzen zog, der sich seinem Willen nicht geschmeidig fügen wollte, sondern bei seiner eigenen Meinung starr verblieb und sie immer von Neuem zur Geltung zu bringen suchte, war ihm unbequem. Er selbst aber hatte Panin die ausschließliche Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übertragen. Da gab denn Fürst Kurakin den nöthigen äußeren Anstoß, wohl kaum ohne Wissen des Kaisers. Die Leitung der Auswärtigen Angelegenheiten hatte dem Gesetze nach, ein Collegium — allein das Collegialprincip war nur der Form nicht dem Wesen nach in Rußland eingeführt worden — zu allen

Zeiten hatte entweder das älteste Glied des Collegiums oder ein außerhalb desselben stehender Staatsmann die Angelegenheiten geleitet. Nun hatte Panin es versäumt dem Fürsten Kurakin nicht gar zu sehr seine Nichtigkeit empfinden zu lassen. Kurakin war also, als er die veränderte Stellung Panins zum Kaiser merkte, sehr bereit von Panin zu verlangen (24. Sept.) daß er seine Stellung als Vicekanzler mehr berücksichtige. Wie offenbar vorausgesehen, ging Panin nicht darauf ein. Nun benachrichtigte ihn Kurakin als Vicekanzler am 28. Sept., daß Se. Majestät geruht haben, auf seinen Antrag, zu genehmigen, daß er als Vicekanzler bei Panins Vorträgen zugegen sein, die Gesandten empfangen und mit ihnen verhandeln solle, zugleich bestimmte er den Tag des Empfanges und lud Panin zur Theilnahme ein. Dadurch war Panin fast auf die Rolle eines vortragenden Rathes reducirt.

Panin, der sich zu sehr auf die Festigkeit seiner vom Kaiser einst selbst bestimmten Stellung verlassen hatte, obwohl sie im Gesetze keinen Grund hatte, war entrüstet über das Verfahren und brach mit Kurakin für immer. Zugleich reichte er ein Gesuch um Beurlaubung auf 3 Jahre ein (30. Sept.). Sein Gesuch wurde sofort angenommen und der Urlaub am selben Tage bewilligt, durch folgendes eingenhändig geschriebene Rescript des Kaisers, Moskau, den 30. Sept. 1801.

„Ich habe, Herr Graf, ihren Brief erhalten. Ich werde nicht von dem Erstaunen reden, das er mir verursacht hat. Ich muß und will glauben, daß, da sie diesen Schritt gethan haben, sie ihn nach ihrem Gewissen thun mußten. Es bleibt mir nichts übrig als ihnen für die Mühe, die sie sich gegeben haben, zu danken und zu wünschen, daß ihre Gesundheit bald ihnen die Möglichkeit gebe, ihrem Vaterlande von neuem mit demselben Nutzen wie bisher zu dienen. Empfangen sie, ich bitte, die Versicherung meiner Achtung." Alexander.

Der Graf machte wohl sich oder Anderen eine Illusion vor, wenn er aus diesem Schreiben beweisen wollte, der Kaiser habe sein Ausscheiden aus dem Amte bedauert.

Als die verwittwete Kaiserin die Entlassung Panins erfuhr, machte sie ihrem Sohne die ernstesten Vorwürfe: bei solchem beständigen Wechsel werde er niemand an sich fesseln; Panin verdiene unter seinen Ministern ohne Widerrede das meiste Vertrauen, wegen seiner Fähigkeiten, wegen seiner Zuverlässigkeit, der Reinheit seines Charakters,

Der Kaiser erwiderte nichts, schrieb jedoch noch denselben Abend seiner Mutter ein Billet, in dem er mittheilte, daß Panin ihm zuerst von einer Regentschaft gesprochen habe und sandte ihr eine Copie jenes vertrauten Briefes von Panin an Woronzow mit den ungünstigen Urtheilen über ihn, den Kaiser. Von nun an war Panin in den Augen der verwittweten Kaiserin ein verlorener Mann, sie glaubte von ihm getäuscht zu sein, dazu kam die Verletzung ihres Stolzes auf ihren Sohn.

Panin, der keine Ahnung davon hatte, hoffte nach Ablauf seines Urlaubs einen Botschafterposten zu erlangen und meinte auf die Gunst des Kaisers rechnen zu können. Die hatte er vollständig eingebüßt, so sehr, daß als der Kaiser zufällig erfuhr, daß er gelegentlich seinen Kammerdiener als Courier mit Depeschen an den Grafen Markow nach Paris gesandt hatte, dieses fast als Hochverrath betrachtet wurde.

Obwohl er sich eingehend rechtfertigte, half ihm das nichts. Seine Gegner sprachen von ihm nur als von einem Staatsverbrecher und meinten, da Panin den Winter in Petersburg verbringen wollte, er wolle wohl wieder in's Amt kommen, ihm sei Alles zuzutrauen. Die Stimmung des Kaisers gegen ihn zeigt sich in dem Wort an den Grafen Rotschubey, der nur ungern die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernommen hatte und den Kaiser um Verwendung in einer anderen Branche bat, „Werden sie mir nicht noch den Grafen Panin vorschlagen?“[1])

Im Jahre 1802 unternahm Graf Panin zunächst eine Reise nach Finnland, wurde jedoch auf Befehl Gustav IV. ausgewiesen. Er kehrte zurück und beschwerte sich beim Kaiser über dieses Verfahren. Der Kaiser, der ihn zur Tafel einlud, sagte ihm: „Jedenfalls hat ihre Ausweisung mir das Vergnügen bereitet, sie bei mir zu sehen.“ Es war das letzte Mal, daß er den Kaiser sah. Seiner Beschwerde wurde keine Folge gegeben

Als Panin bemerkte, daß er von Aufpassern umgeben war, verließ Petersburg und unternahm eine Reise in's Ausland. Bei seiner Rückkehr wurde ihm verboten an den Orten sich aufzuhalten, wo sich der Kaiser

[1]) Für das höchst interessante Detail, das hier nur gestreift werden konnte, verweisen wir auf Prof Brückners Materialien in denen die Depeschen und Briefe im französischen Original veröffentlicht sind, besonders auf Cap. VIII, IX, X und XI des VI Bandes.

befinde. Er bat um gerichtliche Unterſuchung ſeines Verhaltens, die Bitte blieb unbeantwortet. Hierauf reichte er ſein Geſuch um Entlaſſung aus dem Dienſte ein, es wurde ſofort bewilligt. Ueber 30 Jahre hat er als Verbannter unter polizeilicher Aufſicht auf ſeinen Gütern gelebt. Zwei Mal wurde ihm eine Reiſe in's Ausland aus Geſundheitsrückſichten geſtattet. Im Jahre 1837 iſt er geſtorben.

J. Engelmann.

Recht und Moral.

Ein Vortrag.

Hochverehrte Anwesende!

In seinem „Laokoon“ hat Lessing die Grenzen zwischen Dichtkunst und Plastik dahin bestimmt, daß die erstere es mit der Bewegung, die letztere mit der ruhigen Schönheit als Gegenstand zu thun hat. Der Maler und Bildhauer kann keine Veränderung, keine sich fortsetzende Bewegung schildern, sonst geräth sein Kunstwerk, welches ja durch Jahrhunderte unverändert bleibt, mit seinem Object in beständigen Widerspruch. Der Dichter und mit ihm der Redner soll nicht das Starre, das Unveränderliche darstellen, sonst verliert er künstlerische Kraft und Wirkung, sonst wird er das Schrecklichste, was man ihm nachsagen kann — wenn es mit Recht geschieht — er wird langweilig.

Je lebhafter, je wärmer die Bewegung ist, welche der darzustellende Gegenstand darbietet, desto mehr steigt das Interesse des Hörers und Lesers an der Darstellung. Ist der vorgetragene Stoff nur überhaupt der Zuneigung werth, so wird die letztere sich immer mehr vergrößern, je wechselnder die Schicksale und die Entwicklung desselben werden. Die größte Bewegung, die spannendste Entwicklung wird aber da geboten, wo ein Kampf dargestellt wird, ein Kampf zwischen zwei Personen oder Mächten, von denen jede für sich liebenswerth oder verehrungswürdig durch den Reichthum ihrer Eigenschaften und Kräfte die Entscheidung und den dauernden Sieg zu Etwas Zweifelhaftem und Unberechenbaren macht. In einen solchen Kampf, in ein solches weltgeschichtliches Ringen zweier Mächte möchte ich Sie heute führen, ja ich kann sagen, in einen Krieg, welcher die ganze Weltgeschichte von einer neuen Seite beleuchtet und wohl erst mit seiner Bühne zusammen enden wird. Ich meine den Kampf zwischen dem Recht und der Moral.

Von allen Kriegen ſind die Verwandtenkriege immer die blutigſten, die erſchütterndſten, die dichteriſchſten geweſen. Es iſt dies leicht erklärlich. Um Verwandte zum Kampf gegen einander zu treiben, bedarf es einer großen Leidenſchaft, eines gewaltigen Antriebes, deren Fortdauer dann auch die Heftigkeit des Streits verbürgt. Andererſeits vermag Niemand ſo häufigen, ſo intenſiven Anlaß zum Streit zu bieten, als gerade Verwandte unter einander — ſie wohnen bei einander, ſie haben keine ſcharf gezogenen Grenzen, ſie kennen einander und ihre Schwächen — alſo iſt bei ihnen reicherer Anlaß zum Kampf und ſchärfere Mittel zu deſſen Führung. Was für phyſiſche Perſonen gilt, gilt hier auch für abſtracte Mächte. Gerade weil das Recht und die Moral dieſelben Gegenſtände behandeln, weil ihre Vorſchriften oft die *gleichen*, öfter aber nur *ähnliche* und nicht gleiche ſind, muß in der Handlungsweiſe der Menſchheit, wie in der Bruſt des Einzelnen alle Augenblicke ein Conflict entſtehen, über das, was Pflicht und Gebot von ihm erheiſchen. Was iſt hier das Rechte?

Ich erinnere mich aus meiner Kindheit der erſchütternden inneren Aufregung, die in mir ſtattfand, als ich meinen Rechtsſinn auf's Aeußerſte ſteigerte, auf alle Verhältniſſe mit Geſchwiſtern und Kameraden anwandte, mit der größten Gerechtigkeit ſtets zu verfahren glaubte und dann auf einmal in mir das Bewußtſein davon aufdämmern fühlte, daß es noch andere Gebote gab, welche von mir verlangten, auf mein Recht zu verzichten, meinem unberechtigten Gegner zu weichen, die Feinde zu lieben und die Verfolger zu ſegnen. Es iſt, als ob die Grundlage des ganzen bisherigen Denkens, die Sicherheit des Pflichtgefühls in's Wanken geräth, wenn man die Wahrheit des alten Spruches in ſich fühlt: **summum jus est summa injuria**, d. h. das äußerſte Recht iſt das äußerſte Unrecht.

Andererſeits führt es zu der bedenklichſten Verweichlichung des Charakters, wenn man nur die ſubjective Empfindung der Menſchenliebe und Aufopferung, nicht aber auch den Rechtsſinn und die Gerechtigkeit zu Leitern der Weltmaſchine machen will. Wohl kann und ſoll der Einzelne für ſich und ſeine Stellung im Leben gern auf ſein Recht verzichten, aber nur wenn er das wahre Wohl Anderer dadurch fördert. Und andern Perſonen darf er das Geſetz der Moral und der Menſchenliebe nicht aufdrängen, ſonſt hört es auf ein wahres Geſetz der Moral und der Menſchenliebe zu ſein, da es nicht freigewollt, ſondern äußerlich erzwungen wird.

Iſt ſo der Kampf über das, was im gegebenen Fall Pflicht des Einzelnen iſt, ſchon in der ſtillen Menſchenbruſt ein mächtiger und erregender,

wie viel mehr ſteigert ſich dieſer Conflict im Leben ganzer Völker. Es giebt Völker, deren ganze Anlage ſie mehr auf die Seite des Rechts drängt, deren Gerechtigkeitstrieb ſo intenſiv iſt, daß ſie alle Einrichtungen des äußeren Lebens mit ſcharfer Logik aus den erſten Grundſätzen des Rechts ableiten und auch praktiſch durchführen, häufig aber dabei die liebenswerthere Schweſter, die Moral, vernachläſſigen, ſo daß ihre Inſtitutionen zwar für den Kampf um das Daſein vortrefflich geeignet ſind, auf die Dauer aber erſtarren und in ihren Trägern jene innere Liebe zur Sache vermiſſen laſſen, ohne die auch der beſte Staatsorganismus verknöchert. Ich brauche hier wohl nur an das erſte Rechtsvolk der Erde, die Römer und ihr Schickſal zu erinnern. Auf der andern Seite hat es Völker gegeben, welche ihren Moralcodex für das allein Giltige auch für den äußeren Aufbau ihres Staatslebens anſahen, ihn allen Menſchen aufdrängten und dadurch — bei anfänglich gewaltiger, Alles niederwerfender Kraft — zuletzt eine Geſetzesheuchelei und innere Unfreiheit erzeugten, welche die Urſachen ihres Unterganges wurden. Es ſind namentlich ſemitiſche Völker, die Araber und zum Theil auch die Juden geweſen, deren Moralfanatismus ſo weltbezwingend und ſo formaliſtiſch in die Weltgeſchichte eingegriffen hat.

Die Waage zwiſchen dieſen beiden Mächten ſchwankt noch heute hin und her, wenngleich die Pendelſchwingungen derſelben nicht mehr ſo ausſchweifende ſind, wie im Alterthum und ſich dem Punkte zu nähern anfangen, in dem der Gegenſatz aufgehoben erſcheint, wo Friede zwiſchen Recht und Moral zu herrſchen beginnt.

Das Gefühl der meiſten unter Ihnen, verehrte Anweſende, wird Sie wohl auf die Seite der Moral treiben. Wie das Gemüth ſich ſchließlich immer über den Verſtand, wie das Innerliche über das Aeußerliche ſich zu erheben pflegt, ſo muß auch die innerlich veredelnde Vorſchrift der Moral über die bloß äußerlich regelnde Hand des Geſetzes erhaben erſcheinen. Aber vergeſſen Sie nicht, es handelt ſich nicht immer um das, was für den Einzelnen und ſein Einzelleben förderander, ſondern um das, was erſprießlicher für die Wohlfahrt des Ganzen iſt. Wohl mag es häufig edler ſein, dem Verbrecher ſeine Schuld zu vergeben, als ihn zu ſtrafen — aber ein Staatsweſen wird auf dieſer Grundlage ſelbſt da nicht erblühen, wo die Mehrzahl ſeiner Mitglieder zu den Edlen der Menſchheit gehört, geſchweige denn da, wo „wir allzumal Sünder ſind.“

Eine gerechte Abwägung der Anſprüche und Schwachen beider Gebiete wird daher zuerſt auf eine genauere Betrachtung derſelben, auf

ihre Definition und Charakteriſirung einzugehen haben. Was iſt dem Rechte und der Moral gemeinſam und was ſcheidet ſie von einander?

Gemeinſam iſt ihnen das, daß ſie beide Vorſchriften für unſer Leben geben, beide unſere Pflichten zu umfaſſen ſuchen.

Das *Recht* will ſeinem Inhalt nach die Ordnung *unſerer Handlungen*, der freien Willensbethätigung nach Außen übernehmen. Nicht unſere Geſinnungen, wenigſtens nicht in erſter Linie, zieht es in den Kreis ſeiner Vorſchriften. „Gedanken ſind zollfrei" ſagt das alte Rechtsſprichwort. Damit ſoll allerdings keineswegs geſagt ſein, daß die Motive der Handlungen für das Recht gleichgiltig ſind. Im Gegentheil auch für das Recht giebt nur die *Abſicht* des Handelnden ſeiner Handlung den wahren Werth. Nur wer wirklich auch tödten *wollte* gilt als Mörder, nur wer wirklich kaufen oder ſchenken *will*, kann dieſe Rechtsgeſchäfte vollziehen. Aber ſo lange der Gedanke, ſo lange die Abſicht noch nicht ſich herausgewagt haben in das Reich der äußeren Handlungen, ſo lange verzichtet alles wahre Recht auf deren Beurtheilung. Denn da es ſeine Vorſchriften zu allgemeinen, Alle bindenden macht, ſo kann es das Reich der Innerlichkeit, der Freiheit, des guten und böſen Willens nicht berühren, weil es daſſelbe nicht controlliren und weil es ſeine Vorſchriften dort nicht *erzwingen* kann.

Und hier berühren wir das zweite charakteriſtiſche Kennzeichen des Rechts, ſein *äußerliches* Merkmal, die *Erzwingbarkeit*. Das Recht will ſeinen Bürgern eine Garantie ſeiner Geltung, eine Rechtsſicherheit ſchaffen, daher zwingt es zu ſeiner Befolgung. Es weiß wohl, daß es dadurch nur äußeren Gehorſam ſchafft, aber für ſeine Zwecke, für die Ordnung des Staatslebens, für äußere Ruhe und Wohlfahrt, genügt derſelbe.

Alſo *Ordnung der freien Handlungen* und *Erzwingbarkeit* dieſer Ordnung, das ſind die weſentlichen Merkmale des Rechts. Willensfreiheit und Erzwingbarkeit, ſie müſſen beide in einem geſunden Rechtsleben vorhanden ſein. Wo die Erſtere fehlt, wo das Recht nur befiehlt und verbietet und nicht auch erlaubt und beſtätigt, da ſind es nicht mehr wahre Handlungen der Menſchen, nicht Expreſſionen des Willens derſelben, ſondern aufgezwungene mechaniſche Acte, bei denen der Menſch nicht als Menſch, nur als Maſchine figurirt. Wer ſein Teſtament, ſeinen „letzten Willen" nur nach den Befehlen des Geſetzes macht, hat überhaupt keinen „letzten Willen" und ein Recht, welches alles für den Menſchen ordnet, handelt in Wirklichkeit nicht *für* den Menſchen, ſondern *ſtatt* des Menſchen. Auch die ſchlimmſten Despotien des Orients ſind nicht ſo weit gegangen, denn

auch ſie empfanden bald, daß ſie mit der Freiheit auch die Energie, mit der Willensbethätigung auch die Arbeitsluſt und ſchließlich die Arbeitskraft ihrer Unterthanen vernichteten. Wo andererſeits das zweite Moment, die Erzwingbarkeit der Ordnung fehlt, wo alſo dem Menſchen wohl geſagt wird, wie weit ſein freier Wille nur gehen darf, aber keine Strafe angedroht wird, wenn er trotzdem die geſteckte Grenze überſchreitet, da beraubt ſich das Geſetz ſelbſt des Gehorſams und der Achtung ſeiner Unterthanen. Das Recht darf nicht darauf zählen, daß ſeine Bürger ſchon aus Gründen der Tugend und Sittlichkeit ihm folgen werden, es darf nicht für gute Menſchen allein eingerichtet ſein — es ſoll vielmehr den Guten vor dem Schlechten, den Schwachen vor den Uebergriffen des Starken ſchützen. Wären alle Menſchen immer gut, wahrlich dann bedürfte es keines Rechts. So lange das Unrecht in der Welt möglich iſt, muß das Recht das Schwert ſchwingen, um es zu vertreiben.

Selbſt unſere neueſten Geſetzgebungen beſitzen noch eine Menge ſolcher halber oder unvollendeter Geſetze, wie ſie der Römer nannte, in denen zwar eine Vorſchrift gegeben, aber keine Nachtheile ihrem Uebertreter angedroht werden. Hier greift das Recht direct in das Gebiet der Moral über, ohne zugleich die ſittliche Kraft beanſpruchen zu können, welche Gewiſſen und Religion der Moral gewähren. Wenn z. B. mehrere neuere Rechte, auch das baltiſche, den Vormündern eine Reihe von Vorſchriften über Regelung der Geſchäfte der Mündel ertheilen, ohne auch nur entfernt anzudeuten, welche Nachtheile den anders handelnden Vormund treffen, ja ohne das Andershandeln als pflichtwidrig, als der Rechenſchaft unterworfen zu bezeichnen, ſo können dieſelben ſich nicht wundern, wenn derartige Vorſchriften bald alle Kraft einbüßen. Geſetze ohne Zwangsſchutz untergraben bald nicht bloß ihre eigene Autorität, ſondern auch die anderer Normen — denn ſie gewöhnen den Menſchen an deren Nichtbefolgung.

Sahen wir ſo in dem Gebiet des *Rechts* ein Reich, welches innerlich die Freiheit ſeiner Bürger nicht antaſtet und nur die äußeren Grenzen beſtimmt, über welche dieſe Freiheit nicht hinausgehen ſoll, ſo tritt uns umgekehrt in dem Reich der *Moral* ein Gebiet entgegen, welches innerlich gebunden, aber äußerlich frei daſtehen ſoll. Die Moral hat nicht die Ordnung unſerer Handlungen, ſondern unſerer *Geſinnung* zu übernehmen, aber mit gebundener Richtung. Sie kann nicht in beliebiger Weiſe dieſe Geſinnung regeln, ſondern nur mit dem Zwecke ſie zu *veredeln*. Sie ſetzt alſo den Begriff des Guten, des *Edlen* voraus und zieht aus ihm ihre nothwendigen Folgerungen.

Da nun aber die Veredlung des inneren Menſchen demſelben niemals aufgezwungen werden kann, ſonſt wäre es eben nicht der innere Menſch, der beſſer wird — da es ſich um das Denken, Fühlen, vor Allem das *Wollen* handelt, das anders werden ſoll, ſo darf ſie nur den freien Willen *beeinfluſſen, leiten*, niemals aber tödten und durch äußeren Zwang erſetzen. Die Geſinnung iſt nie knechtbar und überall wo man im Laufe der Geſchichte verſucht hat, Moral mit dem Schwerte einzuführen, da iſt *Demoraliſation*, Heuchelei und Vernichtung alles Guten im Menſchen die natürliche Folge. Wo der Staat, wo die Maſſen beginnen die Moral ihrer Genoſſen zu erzwingen, wo ſie anfangen, durch Gewaltausbrüche, durch Lynchſyſtem und Moralmorde die innere Sittlichkeit zu vergewaltigen, ja wo man anfängt, das Heiligſte in der Menſchenbruſt, ſeinen religiöſen Glauben, durch Scheiterhaufen und andere Zwangsmittel zu controlliren, da antwortet bald die furchtbarſte Leere der Gewiſſen und die abſolute Gleichgiltigkeit gegen Pflichten überhaupt auf dieſen traurigſten aller Uebergriffe. Die Freiheit der *Gedanken* zu tödten, iſt wahrlich ein zugleich ſchwieriges und unlogiſches Unternehmen, aber es rächt ſich, wo es überhaupt realiſirt wird, nur in der Herunterſetzung des geiſtigen Niveaus der Menſchen, in der Beförderung der *Gedankenloſigkeit*. Die Freiheit der *Gewiſſen* zu vernichten, untergräbt aber die ſittlichen Grundlagen nicht bloß der bürgerlichen Geſellſchaft, ſondern der Einzelnen, der Familien, es ſchafft *Gewiſſenloſigkeit*. Das Mittelalter, die Zeit welche an derartigen Attentaten gegen die Geſinnung am reichſten war und noch von dem Irrthum ausging, es könne Glaube und Religion auch durch äußeren Zwang erhalten werden, es hat dadurch allein den ſonſt ſo vielfach warmen und energiſchen Charakterzügen ſeiner Zeitperiode den Stempel der Verfolgung des innern Lebens aufgedrückt und damit nicht bloß an dem letzteren ſich verſündigt, ſondern der auf ſie folgenden Periode eine Antipathie gegen die Berührung innerer und Moralfragen aufgedrückt und ſie bis auf den heutigen Tag gegen Religion und Sittlichkeit vielfach erkältet. Noch jetzt ſtehen wir unter dieſen Folgen des Moralzwanges alter Zeit.

Wie aber auf der einen Seite das *Erzwingbarmachen* der Moral ein Hinübergreifen des *Rechts* und ſeiner Eigenſchaften in *Moralfragen* enthält, ſo kann andererſeits auch nicht genug vor dem Ausdehnen des Moralreichs und ſeiner Freiheit der Form auf Rechtsfragen gewarnt werden, wenn auch hier die Folgen nicht ſo ſchreckliche ſind wie dort. Wo alle Vorſchriften des äußeren Lebens nur als Moralgebote gelten, wo es Jedem

freiſteht, ſie zu befolgen oder nicht und nur ſittlicher Tadel ſein Zuwiderhandeln trifft, da kann ein Gemeinweſen nur ſo lange beſtehen, als die ſittliche Kraft in allen Einzelnen ungeſchwächt herrſcht. In Zeiten ſchwärmeriſcher Anhänglichkeit an ein neues, Alles beherrſchendes Princip, da läßt ſich wohl zeitweilig eine Gemeinſchaft ohne Strafen, ohne Zwang denken. Aber ſelbſt die erſte apoſtoliſche Gemeinde mit ihrem Reich werkthätiger Liebe hat nicht lange zu beſtehen vermocht und mit dem erſten Ananias und der erſten Sapphira trat auch die erſte äußere Strafe in Kraft — und zwar als Strafe Gottes ſelbſt.

Durch die Jahrhunderte wogt nun ein Kampf der gegenſeitigen Uebergriffe von Recht und Moral. Schon in der älteſten Zeit der Patriarchen finden wir den chaotiſchen Zuſtand eines unermüdlichen Ringens dieſer Gegenſätze. Noch hat ſich nicht von einander getrennt, was innerlich bleiben und was äußerlich gelten ſollte, was für das Gemeinweſen als Ganzes und was für das Wohl des Einzelnen erforderlich ſchien. Es war die Macht der Sitte, die beides ſchützte, aus dem Inſtinct, aus der halb unbewußten Ueberzeugung ihrer Nothwendigkeit geboren. Aber bald empfand der Menſch die Nothwendigkeit des Geſetzes. Er bat ſelbſt um daſſelbe. Es iſt das erſte Bekenntniß eigener Sündhaftigkeit und Schwäche, welches nach einer Regelung von außen verlangt. Sittengebot und Rechtsgebot wogen dann anfangs durcheinander, bis erſt das göttliche Geſetz der zehn Gebote zugleich den einzigen logiſchen Ausweg zeigt, indem es die großen Moralprincipien als die Ausgangspunkte aller Vorſchriften, ſeien ſie Rechtsvorſchriften oder Moralvorſchriften, hinſtellte. Aus ihnen fließt dann für das Volk des alten Bundes einerſeits das weltliche, andererſeits das Moralgeſetz.

Die anderen orientaliſchen Völker dagegen, welche der unmittelbaren göttlichen Führung ſich entzogen hatten, blieben in der unklaren Vermiſchung innerlicher und äußerlicher Satzungen ſtehen und noch weit in ſpäteren Perioden hinein ragen Moralvorſchriften mit Rechtszwang und Rechtsvorſchriften in Moralform. Selbſt die Griechen ziehen zwar ſchon philoſophiſch und logiſch die Grenze zwiſchen den Reichen des Innern und des Aeußern aber im öffentlichen Leben vermiſchen ſie noch mehrfach ſittliche mit äſthetiſchen Gebieten, wie das Eheleben, die Kunſt, mit Staatseinrichtungen. Ihnen ſteht der Staat höher als das Recht, das Ganze verzehrt noch zu ſehr das Wohl des Einzelnen.

Es war den Römern vorbehalten, wenigſtens für das eine unſerer Gebiete, für das Recht, logiſch und klar die Grenzen ſeiner Herrſchaft und die Ausgangspunkte ſeiner Sätze zu fixiren. Sie gingen von der menſchlichen Willensfreiheit aus, ſuchten dieſelbe auch in ihrer äußeren Geſtaltung, in den Handlungen, möglichſt zu ſteigern, gründeten überall das Wohl des ganzen Staates nur auf das möglichſte Wohl der Einzelnen, und erſt nachdem ſie die Freiheit, den Erwerb, das Gut der Einzelnen nach Kräften gefördert und ihm ſo das Staatsweſen lieb gemacht hatten, dem er angehörte, umgaben ſie es auch mit den nothwendigen Schutzmitteln des Zwanges. Sie reinigten das Recht von allem nicht Hingehörigen und insbeſondere von allen Moralfragen, die ſie als uncontrollirbar gern bei Seite ließen. Es lag in ihrer ganzen Natur eine Gleichgiltigkeit gegen das Moraliſche — ſie beſaßen eben keine wahre innere Macht, welche ſie auf die Bahn des Gewiſſens trieb. Auch ihre Religion war ein rechtlicher Organismus.

Jetzt aber war die Zeit gekommen, wo Gott ſelbſt in die Weltgeſchichte eintrat und mit der Löſung des ganzen Weltelends auch die Löſung des ſcheinbar unlöslichen Conflicts zwiſchen Recht und Moral unternahm. Für das Chriſtenthum iſt die Moral der Ausgangspunkt, das Recht eine nothwendige Fortbildung der Moral. Kein Rechtsſatz darf der Moral widerſprechen, aber er ſoll dabei ein wahres Rechtsgebot, keine bloß innerlich bindende Moralvorſchrift enthalten. Vor allem aber ward die Moral ſelbſt von der Gefahr, den willkürlichen und veränderlichen Gedanken der Menſchen entnommen zu werden, gerettet und auf eine ewige objective Grundlage geſtellt, auf das Wort Gottes. Daher ſetzte die volle Stärke der Moral auch die volle und reine Geltung und Verbreitung des Wortes Gottes im geſammten Volke voraus. Mit der Abſchwächung deſſelben, mit der Verdrängung deſſelben durch Tradition und päpſtliche Satzung mußte ſich allmählig auch eine bloß menſchliche Moral vor der göttlichen vordrängen und begannen menſchliche Moralnormen auch das Recht zu beeinflußen. Die gewaltige weltliche Macht der Kirche unterwarf das geſammte Recht und die Waffen des Staats den augenblicklichen kirchlichen Strömungen und Zwecken. Aus Gründen der angeblichen Kirchenmoral ward der innere Glaube der Menſchen auch vom Recht verfolgt und überall loderten die Scheiterhaufen der Ketzer. Ja, dieſe Kirchenmoral drang auch in das Privatrecht ein, wollte Handel und Verkehr gewaltſam zwingen, moraliſch zu werden und ſchuf das Gegentheil von dem, was ſie wollte. So verbot ſie z. B. das Zinſennehmen dem Darleiher, weil man unentgeltlich gefällig ſein müſſe. Da nun der Durchſchnitt der

Menſchen wohl zu kleinen, aber nicht zu größeren Opfern gegenüber ihm nicht direct naheſtehenden Nebenmenſchen bereit zu ſein pflegt, ſo hörte das Leihen von Geld an Fremde, dieſe nothwendige Grundlage und Lebensader alles geſchäftlichen Verkehrs und damit des Wohlſtandes der Völker entweder ganz auf oder wurde nur in Umgehung des Geſetzes, heimlich und dazu (um für die Gefahr des Entdeckens zu entſchädigen) mit weit höheren Zinſen gepflegt als früher. Den höchſten Zinsfuß, den ſchwerſten Wucher kennt gerade das Mittelalter, das eigentlich aus moraliſchen Gründen die Zinſen ganz aufheben wollte. So rächt ſich ein Eingriff in das Recht des freien Verkehrs, das Privatrecht, das nur exiſtiren kann, wenn es den Privatperſonen überlaſſen iſt, ſtets durch Erzeugung des Gegentheils von dem, was der Geſetzgeber wünſcht. Schutzmauern und Privilegien, die aus Gründen der Moral oder anderen ähnlichen privatrechtlich begünſtigen ſollen benachtheiligen auf die Länge ſtets den Privilegirten. Denn ſie machen den Verkehr mit ihm ſchwer, ſie bewegen Jedermann, lieber mit Anderen als mit ihm Rechtsgeſchäfte zu ſchließen, ſie machen ihn ſchließlich ſo gut wie verkehrsunfähig. Noch heute hütet ſich Jeder, mit Unmündigen Contracte zu ſchließen, weil das Recht hier ſchützend für dieſelben eintritt und alle Willensäußerungen derſelben mit beſonderen Controllmaßregeln verſieht. Der Verkehr verträgt eben keine Feſſeln, auch nicht die der Moral.

Ein neues Moment brachten in den ganzen Kampf von Recht und Moral die *Germanen*. Es war die *Sitte* als Macht, der ſie huldigten, welche ihre Grundſätze zwar auch der Moral entnahm, aber häufig unbewußt, und welche auf ihre Entſtehung nicht weiter controllirt werden ſollte, wenn ſie einmal da war. Sie war dann in dem Bewußtſein des Volkes ein unveräußerliches Gut geworden, welches von der Moral die *Innerlichkeit*, von dem Recht die *Kraft* entlieh. Aus ihr entſprang z. B. das ſchroffe Einſchreiten der *Geſellſchaft*, nicht des Staates, gegen Handlungen und Zuſtände, welche den herrſchenden Sitten widerſprachen, gegen gewiſſe unwürdig ſcheinende Berufsklaſſen, gegen Unritterlichkeit und Muthloſigkeit. Aus ihr bildete ſich jener gewaltige *Ehrencodex* aus, welcher urſprünglich ein Kind der Moral, bis auf den heutigen Tag ein Nebenbuhler derſelben geworden iſt und bisweilen die Mutter verläugnet, der er entſtammt. Unleugbar hat dieſer germaniſche Trieb Großes geſchaffen und oft dazu beigetragen, Moralſätze im Volke zur Geltung zu bringen, die ſonſt nur das Eigenthum Weniger geblieben wären. Aber weil er eben nur der Sitte und nicht tieferen Grundlagen ſeine Geltungskraft

entnahm, ſo verfiel und verfällt er der Gefahr der Veräußerlichung und Erſtarrung. Er hat kein Gedankenſyſtem, aus dem er ſich neu beleben, keine Quelle, aus der er neue Friſche ſaugen kann.

In dieſem Stadium trat der große Gegenſatz zwiſchen Recht und Moral in die Neuzeit ein. Dieſelbe hat wenig zur Weiterbildung derſelben gethan, nur hier und da die Grenzen ſchärfer gezogen, das Recht von Moralſätzen, die Moral von Rechtsformen befreit.

Wo liegt denn die Wahrheit? Beim ſtarren Rechtsſtaat mit ſeiner bloßen Erzwingbarkeit der äußeren Lebensſatzungen oder beim reinen Moralleben mit ſeiner Auflöſung aller Forderungen in bloße freie Acte des Einzelnen? Das Gefühl wird wohl bei näherer Betrachtung beide Alternativen verneinen.

Geſchichtliche Erfahrung und innere Logik müſſen uns allerdings zu dem Schluſſe führen, daß der innere Grund nicht bloß für die Moralvorſchriften, ſondern auch für die weſentlichen Satzungen des Rechts in Principien und Forderungen der Moral, in Grundſätzen liegen muß, welche der Menſch zuerſt innerlich, dann auch äußerlich anerkennen ſoll. Aber die Moral iſt hier nur ein *Durchgang*. Nur wenn der *Glaube*, wenn die *objective* Religion ſie als Conſequenz nach ſich gezogen hat, nur dann kann ſie Anſpruch auf objective Geltung, auf nothwendige Ausgeſtaltung im Leben erheben. Man wende nicht den ſo oft gehörten Satz ein, daß auch außerhalb der Religion ſtehende, daß auch unchriſtlich denkende Menſchen häufig im Ganzen moraliſch lebten. Das iſt an ſich wahr und bisweilen beſchämt ein tugendhafter Ungläubiger den weniger tugendhaften Chriſten. Aber wo hat der erſtere denn die Grundſätze her, nach denen er halb unbewußt ſein Leben einrichtet? Was iſt es denn anders, als unbewußtes Chriſtenthum, als inſtinctive Conſequenz der Religion der Nächſtenliebe und Selbſthingabe, die er übt? Er ſelbſt lebt eben noch von dem Nährboden, auf dem ſeine Eltern oder Lehrer ihn erzogen, auf dem ſeine Heimath ſteht. Seine Kinder, wenn ſie nicht neue Kraft ebendaher ſaugen, wo er ſie erhalten, werden ihn darüber belehren, daß das bloß erborgte Licht bald ſeine Kraft verliert und nicht mit dem ſtets ſelbſt ſich erneuenden der eigenen inneren Leuchtkraft im Vergleich geſtellt werden darf. Es ſind unbewußte Schmarotzer des Chriſtenthums, die mit deſſen Federn geſchmückt ſind, ohne es ſelbſt zu wiſſen.

Und hiernach entſcheidet ſich auch der moderne Streit über die Veränderlichkeit oder Unveränderlichkeit der Moral. Wohl hat die Moral der

einzelnen Völker, die nur Menſchengedanken und Zeitanſchauungen ihre Ausgangspunkte entnahm, mit dieſer erſteren häufig gewechſelt. Was dem Gotteswort, dem wahren Chriſtenthum entſtammt, ſteht außer dieſem Geſetz der Entwicklung alles Menſchlichen — denn es iſt ewig und göttlich und es iſt der verhängnißvollſte und gefährlichſte Irrthum eines Theils auch der theologiſchen Wiſſenſchaft der Neuzeit, auch jenes bis auf die Jetztzeit fortdauernde Eingreifen Gottes in die Geſchichte der Völker und in Leben und Auffaſſung des gläubigen Chriſten in die Geſetze zwingen zu wollen, welche nur den Irrthum beherrſchen, nicht aber die Wahrheit.

Wohl verändern ſich und veralten auch heutzutage Moralanſchauungen jeder Art, auch von Chriſten gehegte, nicht aber die ewigen Normen der Gerechtigkeit und der Nächſtenliebe, des Kampfes gegen den Egoismus und vor allem der Liebe zu Gott und unſerem Heilande. Was unverfälſcht derſelben entſtammt, iſt ewig, ſei es, daß es ſich in der Bruſt des Einzelnen erhält oder als Moral- und Rechtsgebot an den Gehorſam der Maſſen wendet. Es iſt nicht ein Kampf zwiſchen chriſtlicher und neuerer Moral, wenn falſche Auffaſſungen früherer Zeit und angeblich freiere Ideen der Neuzeit in Gegenſatz gebracht werden wie dies gern neuere Dichter, meiſt in parteiiſcher Weiſe thun, ſondern ein Kampf zwiſchen menſchlichen Irrthümern und vor allem zwiſchen menſchlichen Sünden unter einander. Wie Schlacken fallen dieſelben von dem wahren Chriſtenthum und von der wahren chriſtlichen Moral ab und verletzt wendet man ſich von ſolchen Scheingegenſätzen, bei denen der Dichter ſich nicht ſcheut, durch kunſtvoll verhüllte Pſeudorepräſentanten des Chriſtenthums den Blick von dem abzulenken, worauf der Chriſt in dieſen Fällen zu blicken hat, von der Sünde und von der Erlöſung durch den Weltheiland.

Ewig thront über aller Moral und allem Recht Eines: die Liebe. Alles andere, auch die Sitte und der Ehrencodex, die Bedürfniſſe des Körpers, wie des Geiſtes, ſie veralten und verändern ſich, nur das Geſetz der Liebe bleibt als Geſetz der ewigen Moral. Aus ihr fließt die Gerechtigkeit gegen den Nächſten, aus ihr fließt die Pflicht der Moral und des moraliſchen Menſchen, das Recht zu achten und ſeine Träger, die wahre Obrigkeit zu ehren, denn „ſie trägt das Schwert nicht umſonſt.“ Aus ihr fließt die Pflicht, die innere Geſinnung, den inneren Glauben, die wahre Moral unverkürzt ſich zu erhalten, ſelbſt den Angriffen des Rechts gegenüber. Denn ſtets ſoll man „Gott mehr gehorchen, als den Menſchen!“

C. Erdmann.

Nachdruck verboten.

Gerhardt von Reutern.[1])

1.

Jugend. Militärische Laufbahn

Gerhardt Wilhelm, der jüngste von vier Söhnen des zur livländischen und ehstländischen Ritterschaft gehörigen sächsischen Kammerherrn Christoph Hermann von Reutern, Erbherrn der in Livland belegenen Güter Soor, Loddiger, Murrikas, Rösthof, Ayasch, sowie Kasinorm, und dessen Gemahlin Charlotte Wilhelmine, geborenen von Fischbach, hatte am 6. Juli a. St. des Jahres 1794 zu Rösthof das Licht der Welt erblickt und war Tags darauf vom Pastor Johann Sebastian Nelkert zu Theal Fölks, welchem letzteres Gut eingepfarrt ist, getauft worden. Eine alte, der Familie ergebene Bonne, Mademoiselle Durosois, die schon seine drei älteren Schwestern erzogen hatte, pflegte ihn von den ersten Tagen seines Lebens an. Von ihr lernte er lesen, schreiben und die französische Sprache. Christel, der Sohn seiner um viele Jahre älteren Schwester Charlotte von Reutz, war sein frühester Gespiele. Außerdem verkehrte er viel mit den Kindern einer ihm verwandten, in der Nähe des livländischen Städtchens Walk lebenden, Familie von Sivers, deren Besuche in Rösthof sich manchmal auf mehrere Wochen erstreckten. Mit diesen seinen Spielgenossen liebte er es, ganze Regimenter Kavallerie und

[1]) Gerhardt von Reutern. Ein Lebensbild, dargestellt von seinen Kindern und als Manuscript gedruckt zur hundertjährigen Gedächtnißfeier seines Geburtstages. St. Petersburg. Druckerei der Academie der Wissenschaften 1894. gr 8° 176 S. Diesem Buche ist die vorliegende Biographie (wegen des beschränkten Raumes der „Balt. Mon." um Vieles gekürzt) mit gütigst ertheilter Autorisation entnommen.

Infanterie aus Papier auszuſchneiden und ſie mit Farben anzumalen. Dem kriegeriſchen Zuge der damaligen Zeit angemeſſen, wurden dann mit den auf dieſe Weiſe hergeſtellten Truppen große Schlachten geliefert, in denen er gewöhnlich den Anführer abgab und ſeinen Kameraden militäriſche Befehle zu ertheilen pflegte.

Zur Unterſtützung des erſten Unterrichtes und zu ſeiner ferneren Erziehung wurde er darauf für einige Zeit dem Thealſchen Paſtor übergeben, welcher mancherlei übermüthige Streiche an ihm zu rügen fand. So z. B. behauptete der junge Reutern für Paſtors Malchen Kälber zureiten zu müſſen, auf welche Unthat ſich dann als Strafe die Vorſchrift in ſeinem Schreibhefte bezog: Wenn wilde Knaben Kälber todt reiten ꝛc. ꝛc. Wie früh ſchon bei ihm die Neigung, ſich mit Zeichnen und Malen zu beſchäftigen, ausgeprägt war, beweiſen folgende Worte, die er einem Briefe ſeines Vaters an die in einer Penſion zu Eiſenach befindlichen älteren Brüder Hermann und Karl vom Jahre 1802 hinzufügte. „Ich will Meine Brüder lieben und ſchicket Mich eine Stn Farben.“ Bis dahin nämlich waren ihm nur in Muſcheln aufgeriebene Farben zugänglich geweſen.

Am 5. October a. St. deſſelben Jahres verlor er, kaum 8 Jahre alt, ſeinen vielgeliebten Vater. Die nun kommenden Jahre ſahen in Folge der damaligen nach allen Seiten hin ungünſtigen Zeitumſtände, durch welche nicht wenige anſcheinend feſtgegründete Vermögensverhältniſſe nachhaltig erſchüttert wurden, den bisher blühenden Wohlſtand der Familie zurückgehen. Des Vaters Tod brachte unter Anderem auch in dem Fortgange der Erziehung des Knaben die Veränderung mit ſich, daß an Stelle des Unterrichtes bei dem von ihm ſehr verehrten Hauslehrer ſeiner älteren Geſchwiſter, Herrn Apelius, er im zwölften Lebensjahre von ſeiner Mutter nach St. Petersburg gebracht wurde, um am 1. October a. St. 1806 in die deutſche St. Petri-Hauptſchule einzutreten. Während der dreijährigen Schulzeit bis zu ſeinem Austritte aus Selecta im Jahre 1809, wohnte er in der Anſtalt bei dem Lehrer der franzöſiſchen Sprache daſelbſt, David Frédéric Dubois. Unter ſeinen Kameraden aber hatte er ſich vorzugsweiſe an Fedor von Berg aus Kortenhof in Livland, den ſpäteren Statthalter von Polen, geſchloſſen.

Mit fünfzehn Jahren bezog er 1810 die Univerſität Dorpat, um als Vorbereitung zu künftigem Kriegsdienſte, welchem er ſich mit Vielen ſeiner Zeitgenoſſen widmen wollte, Militärwiſſenſchaften zu ſtudiren. Dabei ging er aber auch ſeiner Liebhaberei für die Beſchäftigung mit Gegenſtänden der

Kunſt eifrig nach und arbeitete fleißig bei ſeinem Lehrer, dem Profeſſor der Zeichenkunſt Senff. Aus dieſer Zeit haben ſich von Reuterns Hand angefertigte Contouren nach Flachsmanns Geſtalten zu Homers Werken erhalten, die, bei aller Treue in der Wiedergabe des Originales, zugleich von der Genialität zeugen, mit welcher er den geiſtigen Gehalt ſeiner Vorbilder aufzufaſſen pflegte. In Dorpat wohnte er im Hauſe ſeiner Tante Sivers, wo er in Gemeinſchaft mit deren Sohne Ferdinand, ſowie ſeinem Vetter Peter Fiſchbach, ſich bisweilen ſeinem jugendlichen Uebermuthe hinzugeben liebte. Ein Blasrohr ſpielte in ſolchen Fällen die Hauptrolle und einmal wurde daſſelbe ſogar als corpus delicti vor das Univerſitätsgericht gebracht, ſeinem Beſitzer einige Tage Carcerſtrafe zuziehend.

Nicht lange indeſſen währte Reuterns Studienzeit; denn ſchon im Sommer 1811 verließ er die Univerſität und reiſte mit ſeinem älteſten Bruder Chriſtoph, der als Obriſtlieutenant das Commando einer Escadron im Alexandriſchen Huſarenregimente übernehmen ſollte, nach Podolien, um gleichfalls in daſſelbe Regiment als Junker einzutreten.

Kaum in das Alexandriſche Huſarenregiment eingetreten, wurde er alsbald mit fünf anderen Junkern deſſelben für die mittlerweile in St. Petersburg errichtete ſogenannte adelige Escadron (die nachmalige Gardekavallerie-Junkerſchule) deſignirt und ihm die Führung der jungen Leute, auf die Rückreiſe in die Hauptſtadt, anvertraut, obſchon er unter ihnen an Jahren der jüngſte war. Die ungewohnte ſtrenge Disciplin in dieſer Militäranſtalt, ſowie die mancherlei Entbehrungen, welche die abgeſchloſſene Lebensweiſe daſelbſt mit ſich brachte, ließen ihn die nun in ſeiner Exiſtenz eingetretene Veränderung recht empfindlich fühlen. Dazu kam, daß er ein ſehr heftiges Nervenfieber zu überſtehen hatte. Die Anweſenheit ſeiner Schweſter Charlotte in St. Petersburg, ſowie ihre liebevolle Pflege während dieſer Krankheit, boten ihm jedoch einigen Erſatz für die trüben Erfahrungen der letzten Zeit.

Zudem hatte er die Freude, ebenfalls in die adelige Escadron ſeinen Vetter Frommhold von Sivers, ſpäteren General der Kavallerie und Corpscommandeur, als Junker eintreten zu ſehen

Durch Vermittelung der Fürſtin Barklay de Tolly, einer Schweſter ſeines Schwagers, des Landraths von Smitten, gelang es Reutern in das Leibgardehuſarenregiment als Kornet avancirt zu werden (März 1813). Die Folge davon war, daß er zunächſt den Reſerveescadrons dieſes Regiments, welche die damals in Schleſien ſtationirten Garden complettiren

ſollten, beigezählt wurde. Vor ſeinem Ausmarſche aus St. Petersburg ereignete ſich ein Vorfall, welchem er anfänglich kein beſonderes Gewicht beilegte, der aber, mit ſpäteren Erlebniſſen in Zuſammenhang gebracht, ſich als nicht ganz bedeutungslos für die nächſte Zukunft ergab. Auf einem Balle im Saal der adeligen Verſammlung fühlte er nämlich auf ſeiner rechten Schulter plötzlich einen leiſen Druck, als wenn von der oberen Gallerie etwas darauf gefallen wäre, entdeckte aber Nichts, was eine ſolche Vermuthung hätte beſtätigen können. Er trat vor einen Spiegel und ward auf der Epaulette des rechten Armes einen dunklen Fleck gewahr, als er denſelben hierauf mit ſeinem weißen Handſchuh abwiſchte, fand er den letzteren von Blut geröthet. Auf der Durchreiſe durch Livland, wo er, vordem er zu ſeinem Regimente ſtieß, von Mutter und Geſchwiſtern Abſchied nehmen wollte, erzählte er nun von jenem Erlebniſſe. Es erregte natürlich die lebhafteſte Theilnahme, namentlich bei ſeiner Schweſter Charlotte, welche in dem Blutstropfen das Anzeichen einer ihm bevorſtehenden Verwundung im Kriege zu erkennen glaubte, weshalb ſie ihn überredete, ſich auf alle Fälle mit Charpie und dem nöthigen Verbandzeuge verſehen zu laſſen.

Ungeachtet dieſer Warnung reiſte Reutern leichten Herzens im April 1813 mit einem Kameraden der Armee zu durch Landſtriche, welche noch die Spuren der Verwüſtung des vorigjährigen Krieges trugen, nach Plotzk, wo er ſeine Escadron einholte, um mit derſelben an den Ort ihrer Beſtimmung, die Grenze Schleſiens, weiterzumarſchiren. Ueberall wurde den Truppen die gaſtfreundlichſte Aufnahme zu Theil; jeder Tag brachte neue Eindrücke der mannigfachſten Art; in einem Tagebuchabriß aus jener Zeit findet ſich die Schilderung einiger auf dieſem Marſche empfangener Eindrücke, welche hier ihren Platz finden mögen. „In Ramslau langten wir um die Mittagsſtunde an und erhielten den Befehl, um 6 Uhr Nachmittags ſchon wieder zu Pferde zu ſein, da der Feind den Tag vorher in Breslau geweſen war und wir heute Abend vermuthen mußten, auf ihn zu ſtoßen. Wir ritten lange, hatten die Richtung nicht mehr nach Ohlau, ſondern nach Brieg, welches links liegt. Der Abend war drückend heiß, die Sonne ging mit einer erſtaunlichen Gluth unter Dieſer Abend hatte Etwas ſonderbares, feierliches an ſich. Der Gedanke an Gott brachte mich in eine ſo ſanfte und ernſte Stimmung und erhob den Gedanken an eine baldige Schlacht zu Etwas ſo erhabenem und doch ſchrecklichem, daß meine Aufmerkſamkeit durch Alles auf's Höchſte geſpannt wurde und ich

eine ſolche Lebenskraft und Stärke, ungeachtet der damalige Ritt doch ſehr angreifend war, fühlte, wie ſie mir noch nie zum Bewußtſein gekommen. Die Seele ſchien ſich aus dem Körper zu erheben, ich fühlte nicht mehr das Irdiſche. Unſere Huſaren ritten ernſt und feierlich in einer Todtenſtille vor ſich hin; die Sonne war geſunken; es war ſchon Dämmerung; die Pferde ſchnoben und trieben einen dicken Staub auf. Einige alte Soldaten brummten ein Liedchen und ein Jeder von ihnen ſchien ſchon einige Feinde überwunden zu haben. Ich ſprengte manchmal zu meinem Zuge rief ihnen: „Kinder, ſingt; wir wollen uns Alle erfreuen!“ Doch bald verſtummte das Lied, und ein Jeder ſaß nachdenkend zu Pferde. Mein alter Unteroffizier erzählte von ſeinem früheren Feldzuge und jeder junge Soldat zog aus der Geſchichte etwas für ſich heraus. Nach Mitternacht blieben wir in einer Ebene ſtehen, fütterten unſere Pferde, machten Feuer an und ſetzten um 3 Uhr Morgens unſern Weg weiter fort. Gegen 10 Uhr waren wir in Brieg und vor allen Ueberfällen ſicher.“

In Reichenbach, dem derzeitigen Hauptquartier der ruſſiſchen Truppen, traf er während des Waffenſtillſtandes zu Poiſchwitz ein. An erſterem Orte war das ganze Gardecorps vereinigt. Hier verlebte er über vierzehn Tage mit ſeinem Penſionskameraden aus der Petriſchule, von Berg, und beſuchte von da aus ſeinen Bruder, der mit dem Alexandriſchen Huſarenregiment, welches er, zum Obriſten avancirt, ſeit dem Juni commandirte, in dem benachbarten Wohlau ſtand. An ſeine Mutter ſchreibt er vom 25. Juli n. St.: „Ich war ſehr oft an dem intereſſanten Ort der Herrenhuterei Gnadenfrei, und habe daſelbſt wirklich ſeelige Stunden zugebracht. Jetzt habe ich alle möglichen guten Ausſichten in die Zukunft. Meine zweite Mutter — ſo kann ich die Fürſtin Barklay wohl mit allem Recht nennen — hofft, daß, wenn wir wieder in Bewegung gerathen, es ſich vielleicht machen läßt, daß ich zu der Suite des Oberbefehlshabers zucommandirt werde und dann alle Vortheile eines Adjutanten genießen kann. Ich laſſe Alles ſo hingehen, wie das Schickſal es will, und habe mir vorgenommen, Nichts mehr darin ändern zu wollen. Nun beſte Mutter, ich bitte Dich, meinetwegen nicht unruhig zu ſein; denn nun kommt es bald dazu, was ich ſo lange und ſehnlich erwartet hatte.“ Und in einem folgenden Briefe vom 1. Auguſt n. St. ſagt er: „Noch ſtehen wir auf dem nämlichen Platz in einem Dorfe Frohnau bei Grottkau in Schleſien, welches ſo langweilig liegt und ſo wenig Abwechſelung bietet; ich mochte lieber, Gott weiß, wo ſein, als hier noch lange ſtehen! Ich wünſche weiter

nichts, als daß wir bald entweder vor den Feind rückten, oder auch in unſere friedliche Heimath zurückkehrten. Gott ſei gedankt! Den 10. Auguſt ſoll der Waffenſtillſtand zu Ende ſein; dann kommt es alſo zur Entſcheidung. Man ſpricht viel vom Frieden. Den 6., ſagt man, brechen wir auf; noch weiß ich nicht, wohin? Gott ſei Dank! Mein Wunſch iſt erfüllt; wir treten vielleicht bald in die Ehrenbahn, wo der letzte Kampf hoffentlich für unſer Vaterland entſchieden wird."

Auf letzterem Briefe hat ſich folgende Aufſchrift von der Hand ſeiner Mutter erhalten: „Dieſen Brief erhielt ich den 10. September a. St. 1813; nachher habe ich von ſeiner rechten Hand keinen bekommen, und ſeit den Siegestagen bei Leipzig ſah ich nie dieſe lieblichen Schriftzüge wieder! Seinen rechten Arm gab mein Liebling für's Wohl der Menſchheit mit hin! Er hat ihn bei Kulm, Wartberg und anderen Schlachten tapfer und glücklich gebraucht, und noch wollte Gott ihm auch in der Völkerſchlacht bei Leipzig, ſeiner muthvollen Laufbahn bis am entſcheidenden Siegestage, den tapfern Arm laſſen, bis es in Seinem weiſen Rathſchluße entſchieden war, dieſem lieblichen Jüngling von neunzehn Jahren und drei Monaten den Arm des Muthes zu nehmen, den des Friedens zu laſſen, ihn dadurch der Heldenlaufbahn zu entreißen und der friedlichen zuzuführen! Herr, Dein Wille geſchehe! Amen!"

Unterdeſſen zogen die Leibhuſaren über Frankenſtein, Silberberg, Neurode, Pollitz, Skalitz nach der Feſtung Joſephsſtadt an der Elbe und nahmen Theil an der Schlacht bei Dresden, ſowie zwei Tage ſpäter an der Kulmer Affaire. Ueber dieſe Schlachten berichtet Reutern aus dem Lager bei Töplitz vom 8. September n. St.: „Den 27. und 28. Auguſt war ich unter Dresden auf einem Piquet mit einer halben Escadron geweſen; dann gerieth ich zu Wittgenſtein in den Convoi und endlich retirirten wir hierher, wo ich die Schlacht mitmachte. Den 29. Auguſt ſtanden wir unter ſehr heftigem Kugelregen, verloren viele Leute; doch hatten wir das Glück, ein Corps von fünfundvierzigtauſend Mann mit unſeren Garden allein, welche gegen zwanzigtauſend ausmachten, aufzuhalten, und den 30. Nachmittags ſchlugen wir den Feind völlig in die Flucht. Unſer Regiment nahm einundzwanzig Kanonen, unſere Escadron allein — neun, den ganzen Train, Pulverwagen, Weinvorräthe, Bücher und Karten wurden unſere Beute. Der General Vandamme wurde gefangen und man fand bei ihm ein Papier, worin Napoleon ihn zum Feldmarſchall zu ernennen verſprach, falls er Töplitz einnähme. Gegen 8 Uhr Abends

zogen wir, ermüdet von der schweren, ritterlichen Arbeit, in's Lager und labten uns am eroberten Wein. Ich bin für diese beiden Tage vorgestellt; doch weiß ich nicht, was ich bekomme, ich glaube den Annensäbel. Es ist sonderbar, daß man das Gräßliche dieser Thaten im Gefecht kaum bemerkt, doch nachher, wenn man sich jeder einzelnen Gräuelscene erinnert, glaubt man kaum, daß unter Menschen so etwas geschehen kann. Ich mußte den andern Tag Blessirte vom Schlachtfelde in die Hände der Aerzte bringen und da litt ich wirklich erschrecklich." Für seine Betheiligung an obigen Schlachten erhielt er den Annenorden vierter Klasse (den Annensäbel für Tapferkeit), sowie das Ehrenzeichen des preußischen eisernen Kreuzes.

Auf dem Weitermarsche nach Sachsen zog Reuterns Regiment in Chemnitz ein, was er folgendermaßen beschreibt: „Unser Einzug war prachtvoll; langsam gingen wir durch die von jubelnden Menschen gefüllten Straßen. Reihen von jungen blühenden Mädchen drängten sich mit fröhlichen Gesichtern an die Linien unserer stampfenden Pferde, streuten Blumen auf das widertönende Pflaster und gaben unser Händereichen und Zurufen mit niedlichem Kopfnicken und Kußhändchen zurück. Mein Schalloch bäumte sich muthig, begrüßte die lieblichen Mädchen durch majestätische Bewegungen und biß brausend in das schäumende Gebiß. Er trug seinen Herrn wie zum Siege, und heftig schlug mein Herz unter dem reichen Mentik voll Hoffnung auf Kampf und Wunden und Sieg! Schöne Damen in den Fenstern schwenkten freudig weiße Tücher bei der salutirenden Bewegung unserer Säbel, deren helles Blinken sie gerne sahen und noch lieber in die Reihen feindlicher Krieger hineinblitzen wünschten. Wir verließen die Stadt und ich hatte einen Augenblick in den Ritterzeiten gelebt."

Inzwischen war die Vereinigung der schlesischen mit der Nordarmee erfolgt und am 12. October n. St. zog sich Napoleon auf Leipzig zurück. Ueber die nun folgenden Schlachttage und Reuterns Verwundung gegen Abend des ersten derselben (16. October n. St.) in der Nähe von Wachau, führen wir eine spätere Aufzeichnung von seiner Hand, welche das Datum des 8. März n. St. 1814 trägt, an. „Großer Gott, wenn ich den Blick in's Vergangene zurücksende und die Reihe von Kummer, Freude, Schmerz, Elend, Absterben und Wiederaufleben, Verzweiflung und stillem Dulden durchdenke, so spricht doch aus Allem so offenbar die Güte und Allmacht unseres himmlischen Vaters, der mich aus allem Diesem in Gesundheit und Zufriedenheit zurückgeführt, daß der ärgste Zweifler doch

endlich glauben muß! O wie viel Beruhigendes liegt nicht in der Ueberzeugung, Gott habe in der größten Noth uns beigeſtanden! Wir marſchirten in den letzten Tagen Septembers durch Altenburg und zogen auf zwei Tage in der umliegenden Gegend auf Quartiere. Durch kleine Märſche, Recognosciren und dergleichen merkten wir bald, daß der Feind nicht mehr weit ſein konnte, und endlich am 15. October n. St. Abends ſpät ſtellten wir bei Borna uns auf Bivouak, wo denn ſchon eine ungeheure Macht der Verbündeten ſtand. Man ſprach von einer Hauptſchlacht, die den 16. früh anfangen ſollte. Das Wetter war kalt und unangenehm; es wurden Wachtfeuer gemacht und ſo brachten wir einen Theil der Nacht im traulichen Geſpräche mit Freunden zu, jeder beſorgt in dem Gedanken, daß vielleicht ſchon morgen ſo Mancher uns fehlen könnte. Ein Stück Brod wurde getheilt und ruhig legte man ſich nieder. Schon um 4 Uhr Morgens weckte die Trompete das Lager. In einem Augenblick ſaß Alles zu Pferde; meine Packpferde hatten ſich losgeriſſen, was ſie ſonſt nie gethan, liefen wild unter den einſamen, noch brennenden Wachtfeuern umher; mein Diener Bertin, ein Lette, Berthel mit Namen, war den Pferden nachgelaufen und auch verſchwunden. Dies erzählte mir ein Huſar, der ihn geſucht hatte. Nach einigen Stunden jedoch hatte Bertin ſich mit den Pferden wieder eingefunden. Ich kann mir eigentlich keine Rechenſchaft von meinem damaligen Gemüthszuſtande geben. Bakaew (der Escadronscommandeur) und Laſarew (Lieutenant), neben denen ich ritt, waren ernſt und blaſſer, als gewöhnlich; die Eile, mit der die Truppen auf der Straße und rechts und links über Felder und Wieſen zogen, waren Vorboten eines heißen Kampfes. Es wurde hell und wir ſtanden vor Nötha. Gegen 9 Uhr hörte man ſchon den Kanonendonner auf mehreren entfernten Punkten, von Minute zu Minute lauter und heftiger. Ein Jeder mit geſpannter Aufmerkſamkeit das Signal abwartend, ſaßen wir zu Pferde; die Trompete rief, und in vollem Trab und Galopp gings in die Schlacht. Eine Kavallerieattacke war uns zugedacht, Alles rief: Hurrah, und, den Säbel in der Fauſt, von Mordluſt ergriffen, brachen wir in die feindlichen Reihen. Sie ſtanden, doch auch wir; mein Pferd wurde von einer Flintenkugel in den Hals bleſſirt und überſchlug ſich, Huſaren hielten es und ich, nachdem ich mich überzeugt, daß die Wunde unbedeutend, ſetzte mich wieder auf. Wir wurden zurückgerufen, um fünf feindliche Kavallerieregimenter, die auf einer anderen Seite unſere Linie durchbrochen hatten, zurückzuſchlagen. Die Gardeulanen, Gardedragoner und wir attackirten in

voller Carrière, warfen den Feind und verfolgten ihn vielleicht zu lange; denn auf einmal richtete eine, von uns nicht bemerkte, Batterie ihre ganze Wuth auf uns. Aus fünfzig Kanonen spie sie Tod und Verderben in die zerrissenen Glieder unserer Regimenter. Wir mußten diesen Platz besetzt halten, und still und in uns gekehrt sahen wir jeden Augenblick diesen oder jenen der Freunde sterbend hinsinken. Doch wir standen mit unverwandtem Blick in die Mündung der Kanonen und mußten zusehen, wie Kartätschenkugeln, Bomben und Granaten umherpfiffen und krachten und uns Steine und Erde in's Gesicht warfen. Mich schickte man, zwei Kanonen, die bei der Attacke verlassen worden, in Sicherheit zu bringen. Ich that Alles mögliche; doch vermochte ich nicht diesen Befehl auszuführen, denn weder Ketten noch Stricke, noch Trainpferde waren aufzubringen, also kehrten wir unverrichteter Sache zurück. Lasarew ritt unruhig umher; in dem Augenblick trifft ihn eine Kanonenkugel in die Hüfte, zerreißt ihn gewaltsam und todt sinkt er vom Pferde, das sich hoch aufbäumt und wüthend davonrennt. Ich komme zu Bakaew, der einige Schritte weiter steht; wir trauern um den todten Freund; ich schließe mich inniger an den andern und da zerschmettert ihm eine Kugel das linke Bein. Besinnungslos tragen ihn Husaren zu dem nicht weit stehenden Chirurgen. Ich hatte an diesem Tage so viel verloren, und stand nun allein da, aber ruhig in dem Gedanken, Gott bestimme über uns und immer zu unserem Besten. Es waren mehrere Offiziere zu mir geritten; wir sprachen von dem Verlust des heutigen Tages, während ununterbrochen Blessirte und Todte auf die Seite geschafft wurden; denn rechts und links, vor und hinter uns stöhnte und wimmerte es von Sterbenden und schäumend und rochelnd wälzten sich in ihrem Blute die Pferde und scharrten vor Schmerz weit um sich her die Erde auf. Es platzen Granaten, Kartätschen sausen wieder heftiger, ich sehe den Blitz des Pulvers, der Rauch wälzt sich mächtig mir entgegen und — getroffen sinke ich vom Pferde Aus einer tiefen Ohnmacht erwachend, sehe ich mich in meinem Mantel von Husaren getragen; mir ist in meinem Blute liegend warm und wohl sogar; doch bin ich sehr matt. Ich frage die Soldaten, wo ich blessirt bin, und sie sagen: in der Schulter; ich wende den Kopf dahin und heftig werden die Schmerzen. Es fängt an dunkler zu werden, endlich legt man mich sanft zur Erde. Ich hörte Bakaews Stimme noch mich beim Namen rufen, und froh antwortete ich ihm. Wir sprechen uns gegenseitig Muth zu; mit unbeschreiblicher Ergebung und Frömmigkeit lobte er die Wohlthaten Gottes, erwähnte des

Todes mit ſeliger Ruhe und redete vom künftigen Leben mit ſolcher Gewißheit und einem Feuer, daß wir Alle weinten und ich mit meinem Schickſal ſo völlig zufrieden war. Man nahm ihm das Bein ab und während der Operation unterhielt er ſich mit mir, ohne nur im Geringſten ſeine Schmerzen zu äußern. Bertin kam geritten, ſtieg weinend und klagend vom Pferde, küßte meine Hand und rief immerfort: „Werden Sie ja bald ſterbt!“ Ich beruhigte ihn nur auf Augenblicke; denn bald fing ſein Wehklagen an, ſtärker zu werden, wenn aus Mattigkeit und Erſchöpfung mir die Augen zuſanken. Wir ließen uns zur Nacht in eine Mühle tragen und im Gehen erzählten uns die Huſaren, daß die Unſerigen avancirten und bereits die feindliche Poſition eingenommen hätten. Mein ſterbender Freund, neben den ich mich tragen ließ, freute ſich innig mit mir über den Muth und das Glück unſerer Armee. In ſpäter Nacht erreichten wir die Mühle; mich fror; daher ließ ich mich, von Bertin begleitet, in ein kleines Zimmer bringen. Wir nahmen Abſchied von einander und, durch den großen Blutverluſt erſchöpft, ſank ich auf einige Zeit in einen Todtenſchlaf. Das Wundfieber wurde furchterlich, immerwährendes Trinken konnte doch den Durſt nicht ſtillen, noch die Glut in meinen Adern kühlen. Bertin und Huſaren wachten bei mir während dieſer gräßlichen Nacht. Gegen Morgen ſtürzt ein Soldat in's Zimmer und ruft: „Der Feind wird gleich bei der Mühle ſein! Wir retiriren.“ Gott, in welchem Elend war ich da! Die Angſt gefangen zu werden, gab mir noch ſo viel Beſinnung, den Müller, der flüchten wollte, endlich zu bewegen, mich auf's Schnellſte fortzubringen. Er holte einen Schiebkarren; man legte mich darauf; ich frage wo Bakaew bleibt? „Er iſt ſchon todt,“ ſagt man und trägt mich eben an dem theueren Leichnam vorüber. Auf meine Bitte legte man mich über ihn hin, und ſo ſtarrte ich lange in das ruhige blaſſe Geſicht des Freundes. Er hatte ſich verblutet, obgleich er von Aerzten verbunden worden war. O Himmel, dachte ich, warum habe ich nicht auch in der Nacht ſterben können! Jetzt wäre ich glückſelig, hätte keine Schmerzen, kein Elend mehr zu dulden! — Das Georgenkreuz lag ihm auf der Bruſt und war noch im Tode ein Zeichen ſeiner vorigen Tüchtigkeit. Ich befahl, ihn zur Erde zu beſtatten, und gerührt trugen ihn die Huſaren in den Garten, wo ſchon Andere das Grab gegraben. Ich ſah mich ſchon von dem Müller fortgeführt und rief dem Todten noch ein Lebewohl zu. Bertin mußte zurückbleiben und der einfachen Ceremonie beiwohnen, nach deren Beendigung er mir nach dem

Städtchen Rötha folgte. Man fuhr mich durch Wieſen, um die Erſchütterung auf dem ſteinigen Wege zu vermeiden; doch war es kaum zu ändern, daß nicht das Rad manchmal auf Wurzeln ſtieß oder über ungleiche Stellen ging und meine zerſchmetterten Knochen ſich an einander rieben. Während ich ſo halb beſinnungslos transportirt wurde, kamen Bauerweiber gegangen, hielten den Schiebkarren an und ſtreichelten dem Verwundeten das Geſicht mit dem Ausruf: „Das arme junge Blut, auch todt!“ Dadurch aus meiner Ohnmacht erweckt, ſchlug ich die Augen auf und ſchrie mit Anſtrengung meiner letzten Kräfte: „Nein, er lebt!“ Die Weiber aber, voll Schreck, ſprangen mit Geſchrei zur Seite. Von der Mühle waren es zwei Stunden nach Rötha. Der Soldat hatte falſch berichtet, daß der Feind uns zurückdränge; denn wir kamen auf Stellen, wo man in der Entfernung das Schlachtfeld ſehen konnte, und fanden eher unſere, als die feindlichen Linien vorgerückt. Indeſſen freute es mich, daß wir die Mühle ſo bald verlaſſen, da es doch wahrſcheinlicher war, daß ich in Rötha ärztliche Hilfe finden würde. Ich ließ mich im erſten beſten Hauſe niederlegen; doch auch hier kein Arzt! Zweimal vierundzwanzig Stunden lag ich in dem erbärmlichſten Zuſtande der Welt unverbunden da, hatte mir den Tod gewünſcht und konnte nicht ſterben! Endlich öffnet ſich die Thüre; ich verſuche hinzuſehen und erkenne Martini, unſeren Regimentsarzt. Er hatte mich lange vergebens geſucht und endlich fand er mich, aber in einem Zuſtande, daß er bald die Hoffnung verlor, mich zu retten. Der brave Mann verſuchte es doch, ſtillte das fließende Blut, gab mir allerhand ſtärkende Mittel, um mein beinah erloſchenes Leben noch einige Stunden lang zu erhalten. Es gelang ihm, und unter namenloſen Schmerzen und Höllenqualen erreichte ich den ſechſten Tag. Martini ſchien unruhiger, als jemals, und kündigte mir endlich an, daß heute noch der Arm abgenommen werden müßte. Nachher erfuhr ich erſt, daß der Brand ſchon in die Wunde geſchlagen und ich in vierundzwanzig Stunden todt geweſen wäre, hätte man nicht auf's Schleunigſte die Amputation gemacht. Ich hielt Alles für unnütz und kam endlich auf den Gedanken, mich nicht länger zu quälen und auf eine gewaltſame Art meinem Leben ein Ende zu machen. Meine Phantaſie malte ſich dieſen Plan mit unnennbarer Freude aus; ich fühlte mich ſogar wohler. Doch ſelbſt konnte ich meinen Vorſatz nicht ausführen; daher bat ich den Arzt mit dringendem Verlangen, mir Gift zu geben. Er machte mir über meine Muthloſigkeit die bitterſten Vorwürfe. Ich ſuchte ihm zu erklären, daß ich durch meinen Tod ſogar eine liebende

Mutter ſchonen würde, die unvergleichlich mehr bei dem Anblick eines elenden verſtümmelten Sohnes leiden müßte, als wenn ſie die Ueberzeugung beſäße, er ſei auf dem Felde der Ehre nach kurzem Leiden geſtorben. Doch überzeugte ich den braven Mann nicht, und er machte Anſtalten zur Operation. Ich entſchloß mich, Alles ſtandhaft zu ertragen und mit gleichgiltigem Geſicht mich endlich doch zu Tode martern zu laſſen. Man trug mich von meinem Strohlager weg und ſetzte mich auf einen Stuhl. Martini ſuchte in ſeinen Inſtrumenten, während einige öſterreichiſche Aerzte mich hielten. Ich ſah ihn das Eiſen anſetzen, ſchneiden, das Blut der Pulsader ſtrömen, und vom Schmerz überwältigt verließen mich die Sinne. Durch allerhand Stärkungsmittel dem Tode wiederum entriſſen, ſah ich, erwacht, den Arm bereits vor mir liegen und fand mich ſelbſt verbunden. Ich faßte wieder Hoffnung und dankte herzlich dem guten Martini. In den erſten Tagen nach der Operation hatten ſich die Schmerzen vermehrt. Doch das Schrecklichſte war überſtanden, und die Ueberzeugung, ich könnte noch leben, meiner geliebten Mutter mich wiedergeben, manches Glück noch in dieſer Welt genießen, Alles dies brachte mich in eine ſanfte wehmüthige Stimmung, beruhigte mein Gemüth und ließ mich ſtill dulden. Ja, ſogar das Bewußtſein, dem Vaterlande ein Opfer gebracht zu haben, miſchte in meine Leiden ſo manchen frohen Augenblick. Acht Tage hatte ich in Rötha gelegen und wurde dann auf Martinis Verlangen nach Leipzig getragen, welches ungefähr fünf Stunden entfernt liegt. Hier befiel ich dreimal am Nervenfieber. Martini behandelte mich mit großem Glück und ſeltener Geſchicklichkeit. Indeſſen noch immer behaupteten die Aerzte, ich ſollte und müßte ſchon an der Eiterung allein ſterben. Mit jedem Tage jedoch nahmen die Kräfte zu und mit ihnen zugleich wuchs die Sehnſucht nach Geſellſchaft und Mittheilung. Martinis Freude darüber war unausſprechlich. Nach zehn Wochen konnte ich endlich wieder an die Luft gehen; doch griff mich jede ſolche Bewegung noch ſehr an. Frohſinn ſtellte ſich allmählig wieder ein und, als ich ein anderes Quartier in der Grimmaſchen Gaſſe, der belebteſten Straße von Leipzig, bezogen, wuchs meine Geſundheit ſichtlich. Nach und nach wurde ich der Freude wieder zugänglich und verſuchte durch Erziehung der linken Hand den Verluſt der rechten zu vergeſſen. Ich konnte wieder ſchreiben und ſchrieb nun ſelbſt der beſorgten guten Mutter, die ich durch Martini hatte von meinem Unglück benachrichtigen laſſen."

Noch in Leipzig während des Märzmonats 1814 hatte er die erſten Verſuche im Zeichnen mit der linken Hand gemacht, Bleiſtiftportraits nach

der Natur, während wir nur einige wenige Zeichnungen in Blei und Aquarell von ſeiner rechten Hand aus der Zeit des Marſches im Vorjahre beſitzen.

Mit den übrigen verwundeten Offizieren der ruſſiſchen Armee wurde Reutern der um dieſe Zeit durch Leipzig nach Baden-Baden reiſenden Kaiſerin Eliſabeth, der Gemahlin Alexanders I., vorgeſtellt. Und dies hatte zunächſt für Reutern die Folge, daß er bald darauf bei ſeiner Durchreiſe durch Weimar, begünſtigt durch die gütige Protection der Kaiſerin, auch von der Frau Großfürſtin Maria Pawlowna, der Gemahlin des Erbgroßherzogs von Sachſen-Weimar empfangen wurde. Von ſeinem Aufenthalte an letzterem Orte iſt vor Allem zu bemerken, daß er an der großherzoglichen Tafel Gelegenheit fand, Goethe, wenn auch nur flüchtig und vorübergehend, kennen zu lernen, ſowie daß er von deſſen Liebenswürdigkeit und männlicher Würde ſich ungemein angezogen fühlte.

Als nach dem mittlerweile am 30. Mai n. St. des genannten Jahres geſchloſſenen Frieden zu Paris Kaiſer Alexander mit dem Könige Friedrich Wilhelm III. von Preußen ſeinen Beſuch in England abgeſtattet hatte und das Hauptquartier der in die Heimath zurückmarſchirenden ruſſiſchen Truppen ſich in Bruchſal befand, wünſchte die Kaiſerin, daß Reutern ſich ebenfalls dort einfinden ſollte, um durch den Feldmarſchall Seiner Majeſtät vorgeſtellt zu werden. Ueber die in der Folge ſtattgehabte Audienz bei ſeinem Kaiſer ſchreibt er der Mutter: „Ich ſehe ihn noch, wie er auf mich zukam, theilnehmend nach meiner Wunde fragte, ſeine Hand auf meiner Schulter ruhte, und in ſeinen Blicken ſegensreiche Milde glänzte; wie er die Aeußerungen eines treuen, für ihn und ſeine große Sache begeiſterten, Soldaten gütig erwiderte; wie er mich aufforderte, eine Bitte für mich zu thun, und ich, glückſelig in ſeinem Dienſt und ſtolz auf ſeinen Ruhm, nur bitten konnte, daß er mir noch mit einem Arme fortzudienen erlauben möchte! Ich ſehe ihn noch, wie er mir damals freundlich zuwinkte und, im Weitergehen ſich wieder zurückwendend, ſein Blick noch auf mir ruhte.“

Bei dieſer Gelegenheit erhielt Reutern einen Urlaub auf unbeſtimmte Zeit bis zu ſeiner völligen Geneſung, welche er zunächſt mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln betreiben wollte. Im Auguſt deſſelben Jahres machte er dann, um einem früheren Verſprechen nachzukommen, einen kurzen Beſuch bei der Schwertzellſchen Familie auf deren Schloſſe zu Willingshauſen und ſah da zum erſten Male die jüngſte Tochter derſelben,

Charlotte, welche ſechs Jahre ſpäter ſeine Frau werden ſollte. Nicht lange aber durfte er in dieſem, ihm mit jedem Tage lieber werdenden Verwandtenkreiſe zubringen; denn er mußte zu der nach Rußland ziehenden Armee ſtoßen und konnte dabei gleichzeitig ſein Verlangen nach einem Wiederſehen mit ſeiner Mutter endlich in Erfüllung gehen ſehen. In Livland blieb Reutern bis zum Februar 1815, worauf er, körperlich einigermaßen gekräftigt, ſeinem militäriſchen Berufe getreu, ſich wiederum zum Dienſte im Hauptquartier zu Warſchau meldete. Da aber der Frontdienſt, ſeiner Verwundung wegen, für ihn unmöglich geworden war, gelang es ihm, als Adjutant bei dem Fürſten Barklay einzutreten.

Als Napoleon am 26. Februar n. St. 1815 ſeinen Verbannungsort, die Inſel Elba, verlaſſen und am 1. März bei Cannes gelandet war, brach auch der Feldmarſchall mit ſeinem Stabe aus Warſchau auf und Reutern folgte dem Hauptquartier zu Pferde bis nach Melun in Frankreich, wo daſſelbe ſeinen derzeitigen Standort nahm. Von hier aus beſuchte er Paris, deſſen Kunſtſchätze ihn gewaltig intereſſirten und unter welchen er die ihm bisher nur vom Hörenſagen bekannten Meiſterwerke eines Raphael, Rubens, Albrecht Dürer, Kranach ꝛc. zu Geſicht bekam. Als hierauf nach der zweiten Einnahme von Paris am 1. Juli n. St. des erwähnten Jahres, ſich im Herbſte die ruſſiſche Armee zur Heimkehr in's Vaterland anſchickte, erhielt Reutern wiederum einen Urlaub zu einer Reiſe nach Deutſchland. Er eilte nach Baden-Baden, um ſich von der Kaiſerin Eliſabeth zu verabſchieden. Bei der Durchreiſe durch Heidelberg begegnete er auf den Arkaden im Schloßgarten ganz unerwarteter Weiſe Goethe, einen Knaben an der Hand haltend. Ueber dieſes Zuſammentreffen ſchreibt er: „Man denke ſich meine freudige Ueberraſchung! Nach freundlichen Umarmungen und theilnehmenden Fragen, die er mit wahrhaft väterlicher Herzlichkeit an mich that, waren wir mit einander an das Geländer der Arkaden getreten. Dort nun ſich anlehnend, ſprach in gemüthlicher Stimmung der liebe große Mann zu mir mit der liebenswürdigſten Vertraulichkeit. Ach, ich hatte ihn nie ſo geſehen und war außer mir vor Entzücken! Der herrliche Morgen ſchien auf ihn kräftig zu wirken, daß ſein weit umfaſſender Geiſt mächtig in ihm herrſchte. Aus ſeinen Augen glänzte ſein innerer Reichthum, während mild und einfach die größten Wahrheiten über ſeine Lippen ſtrömten. Ich wagte es, ihn um Mittheilung ſeiner Gedanken und Gefühle über die uns umgebende Natur zu bitten; er gewährte freundlich und nahm behaglich und ruhig das

Wort. Was er da ſagte, ich weiß es nicht mehr wörtlich, aber mir gingen erſt jetzt Herz und Augen auf über Das, was ich ſah! Wie Alles, was ich früher nur dunkel geträumt von Schönheit, Kraft, Maaß mir nun ſo deutlich wurde! Eine göttliche Regel, ein Geſetz, erkannte ich in der ganzen Schöpfung und ich ſah, wie mit neuen Augen in die himmliſche Natur, in der mir nun Alles erklärt war. Unglücklicherweiſe für mich, näherte ſich uns jetzt eine Familie, welche Goethe aus ſeinen Betrachtungen herausriß, und als er ſie erkannte, mich derſelben vorſtellte. Ich hielt es für beſſer mich zu entfernen, und beim Abſchied nahm mir Goethe das Verſprechen ab, bei meiner Durchreiſe nach Rußland, ihn in Weimar zu beſuchen, was ich denn von ganzem Herzen verſprach."

Nach einem längeren Aufenthalte bei ſeinen Verwandten in Willingshauſen und einer Rheinreiſe, die den nachhaltigſten Eindruck auf ihn machte, wovon 24 Bleiſtiftzeichnungen Zeugniß ablegen, begab ſich Reutern nach Dresden, nicht ohne zuvor in Weimar der Einladung Goethes Folge zu leiſten. Ueber dieſe Begegnung bemerkt er in ſeinen Tagebuchnotizen nur ganz kurz: „Er war wohl recht gemüthlich, doch nicht ſo, wie an jenem Morgen in ſchöner Gegend unter Gottes freiem Himmel".

Die in der Dresdener Gemäldegallerie gewonnenen Eindrücke ſchildert Reutern folgendermaßen: „Es iſt doch Etwas gar Erquickliches für Geiſt und Herz, die Producte reiner und edler Kunſt zu ſchauen, und da liebe ich ganz beſonders die italieniſchen Arbeiten. Es liegt in ihnen die große Natur, aber eine hohe, erhabene, göttliche Natur, die das Mangelhafte unſerer Erde vergißt und im göttlichen Ideal dieſelbe uns dennoch treu zeigt. Die niederländiſchen Gemälde ſind für eine einfache und genügſame Seele das Schönſte, das Vortrefflichſte, indem ſie uns die gemeine, die einfache Natur vor Augen führen und Das, was täglich ſich zuträgt und geſehen wird, auf das Treuſte nachbilden. Aber ſchade bleibt es doch immer, daß ihr Ideengang nicht höher ſteigt und nur das Schmutzigſte, Gemeinſte und Gewöhnlichſte aus ihrem vortrefflichen Pinſel hervorgeht! Das Wirken des Menſchen iſt größtentheils elend und nichtig, warum alſo Dieſes auch noch in der Kunſt, die ſo edel iſt, daß ſie bis in's Göttliche ſteigen kann, uns zeigen? Unſere Seele trägt in ſich Etwas Göttliches. Sie ſieht eine freundliche Gegend, gute Menſchen u. ſ. w. durch ihren inneren Adel in dem ſchönſten Lichte; ſie lebt weniger mit dem Weltkörper, als mit dem Weltgeiſte, und freut ſich an dem Weltkörper, als an einem Werk des großen Geiſtes, durch den Alles geworden. In dem Wunſche,

Alles zu verherrlichen, dem inneren Ideal näher zu führen, sieht der Mensch oft mehr im Andern, als da ist. Der Abglanz seines Inneren zeigt ihm jeden Gegenstand in vollkommener Schönheit. Da nun die Kunst unseren gestaltlosen Träumen Formen geben kann, die unser Ideal erreichen, so müßte sie auch nur zu diesem edlen Zwecke sich hergeben und solche Bilder schaffen, wie sie in der italienischen Schule mehr gefunden werden. Die göttliche Madonna weckt in jedes Menschen Brust ein Gefühl von Andacht, Gedanken an Gott und die Erkenntniß der Glückseligkeit, über Erden schwächen erhaben zu sein. Ihre Gestalt ist die des schönsten Weibes, aber so edel, so hehr, daß man in ihr ein höheres Sein erkennen muß. Das Christuskind auf dem Arme ist ganz wunderbar; aus den Augen strahlt eine solche Göttlichkeit, daß die Hülle zu vergehen scheint, denn kaum könnte sie den Geist ertragen, umschließen. Die anderen zwei knieenden Gestalten sind in größter Andacht hingesunken, und die Gesichter der Engel im Vordergrund, die zur Himmelskönigin aufschauen, verbinden Kindlichkeit mit dem Ernste, die Nähe der Gottheit fühlend. Die ganze Luft besteht aus kaum bemerkbaren Engelsköpfchen. Der Hauptton dieses wunderherrlichen Bildes ist so kalt, so rauh, so wenig unserem irdischen Luft- und Lichtton ähnlich, daß man in neue unbekannte Luftraume zu sehen glaubt, in denen ruhig die Madonna heranschwebt. Der reine kalte Aether weht das Gewand weg und hebt das Haupthaar des Kindes ein wenig, auch erkennt man an den Gesichtern das Wehen der reinen Himmelsluft. Ach, man kann nicht von dem Bilde weg, wenn der Geist endlich das Ganze wieder gefaßt hat!“

Nach einigen genußreichen Tagen in Dresden reiste Reutern über Kalisch nach Riga und traf nach einer mehr als fünfwöchentlichen Reise in Loddiger zu längerem Aufenthalt ein.

Bei der Theilung des väterlichen Erbes in den Besitz des Gutes Ayasch gelangt, lag es nun gleichwohl nicht in seiner Absicht, sich fortan ausschließlich der Beschäftigung mit der Landwirthschaft hinzugeben; vielmehr glaubte er in der weiteren Ausbildung seiner künstlerischen Anlagen die Aufgabe seines Lebens zu erkennen, war sich aber zugleich dessen wohl bewußt, daß hierzu ernste Studien während eines verlängerten Aufenthaltes im Auslande unerläßlich sein würden. Um in der angedeuteten Absicht einen ferneren Urlaub für eine Reise nach Deutschland zu erlangen, begab er sich zu Ostern 1817 nach St. Petersburg, wo er alsbald durch die gnädige Vermittelung der Kaiserin alle seine Wünsche in dieser Beziehung

erfüllt ſah. Auch in anderer Weiſe wirkte der damalige Beſuch in der Hauptſtadt belebend auf Reuterns Geiſt, indem er unter Anderem die Bekanntſchaft des Grafen Tolſtoi und deſſen Basreliefs, Scenen aus der Odyſſee darſtellend, machte, deren hauptſachlichſte er, auf Bitte des Grafen, bei der Durchreiſe durch Weimar Goethe zu überbringen hatte. Sonach verließ er im October Livland, entledigte ſich ſeines Auftrages bei Goethe in Jena und bekam von demſelben bei dieſer Gelegenheit höchſt belehrende, auf ſeinen Entſchluß, ſich ganz der Kunſt zu weihen, entſcheidend einwirkende Aeußerungen über Malerei und Gegenſtände der Aeſthetik zu hören, welche ſeinen künſtleriſchen Beſtrebungen einen immer feſteren Boden verliehen. In Folge obiger Geſpräche mit Goethe glaubte Reutern nun fürs erſte ausſchließlich an ſeine künſtleriſche Ausbildung denken zu müſſen. Darum gab er vorläufig ſeine Abſicht, nach Italien zu gehen, bis auf Weiteres auf, weil er ſich für noch nicht genügend vorbereitet dafür hielt; vielmehr widmete er ſich in Berlin bis zum Mai 1815 ernſtlichen wiſſenſchaftlichen Studien auf den Gebieten der Kunſt und der Geſchichte.

Gelegentlich eines, von Berlin aus unternommenen längeren Beſuchs in Wellingshauſen machte er die Bekanntſchaft des der Schwerzellſchen Familie nahe befreundeten damaligen Capitäns und Lehrers der Mathematik an der Kaſſeler Kriegsſchule, Joſephs von Radowitz. Durch den Umgang mit dieſem, ihn im höchſten Grade anziehenden Manne und deſſen Urtheil über den Gang ſeiner ferneren Studien wurde er unter Anderem auf die Naturwiſſenſchaften hingewieſen und ſein Intereſſe dafür derart geweckt, daß er, ſtatt in Berlin weiter zu ſtudiren, zur Förderung der ihm angeborenen Vorliebe für die Natur und ihre Erkenntniß, die Univerſität Heidelberg bezog. In jener Zeit entſpann ſich zwiſchen Radowitz und Reutern, zwei anſcheinend ſehr verſchiedenen, ja einander in mancher Hinſicht widerſprechenden, aber durch gleichartige Geſinnung dennoch über einſtimmenden Charakteren, ein Freundſchaftsbund für's ganze Leben.

In Heidelberg hörte Reutern bei den Profeſſoren Leonhardt, Gmelin und Tiedemann Mineralogie, Anatomie und allgemeine Naturgeſchichte, ſowie bei dem Profeſſor Kreutzer Vorleſungen über Symbolik und Archäologie der Kunſt. Gleichzeitig lebte er in engem geſelligem Verkehr mit daſelbſt ſtudirenden Landsleuten, unter denen er in ſeinen Briefen namentlich hervorhebt Otto von Taube, Rudolph von Patkul, Graf Reinhold Stackelberg, Staden, Gulewsky und Rembert von Schoultz. Reutern wohnte in Heidelbergs Hauptſtraße beim Bäcker Ritzhaupt,

wo die Zuſammenkünfte der Livländer ſtattfanden und regelmäßig Abends Shakeſpeares Dramen gemeinſam geleſen wurden. Auch zeichnete er hier mehrere Ausſichten aus ſeinem Hauſe und malte in Aquarell ein Panorama, von der Neckarbrücke aus geſehen, ferner Anſichten bei Gelegenheit von Ausflügen in die Umgegend und nach dem Odenwald. Die Weihnachtsferien brachten ihn dann wieder nach Willingshauſen und, da ihm mittlerweile Beſtimmteres über die Ertragsfähigkeit des Gutes Apaſch mitgetheilt worden war, was, verbunden mit einer für ſeine dem Vaterlande geleiſteten Dienſte in Ausſicht ſtehenden Penſion aus dem Reichsſchatze, ihm eine geſichertere Zukunft verſprach, ſo konnte er ſich dem Gedanken hingeben, daß die Zeit nun auch nicht mehr ferne ſei, wo er die ſchon lange gehegte Abſicht, ſich mit dem Fräulein Charlotte von Schwertzell zu verloben, ausführen dürfe. Vorher aber ſollte noch, nach dem Schluß des Sommerſemeſters 1819, die langſt geplante Reiſe nach Italien, auf die er ſich bis hierzu vorbereitet hatte, gemacht werden, doch ſtellten ſich derſelben jetzt wiederum unüberſteigliche pecuniäre Hinderniſſe entgegen. Statt ihrer unternahm er in Begleitung zweier heſſiſchen Freunde eine Fußreiſe durch die Schweiz und hoffte dabei, bis nach Mailand vordringen zu können. In den erſten Tagen des Septembers begaben ſich die Reiſenden nach Stuttgart, wo ſie unter Anderem Danneckers berühmten Chriſtus bewunderten. In einem Briefe an ſeinen Freund Taube beſchreibt Reutern den empfangenen Eindruck folgendermaßen: „Danneckers Chriſtus iſt ganz wunderbar und, ich mochte ſagen, ein Repräſentant unſeres frommen und ſeelenvollen Jahrhunderts. Er ſteht als verkörperte Lehre Chriſti da, in der ſchönen Milde, Würde und dem rührenden Ernſte des Mittlers, der Nichts ſein will, als der Weg zum Ewigen. So hat ſich Dannecker ihn gedacht und dieſen großen und natürlichen Gedanken ſpricht die Geſtalt, Stellung und die ganze Linie aus, in welcher ſich dieſe herrliche Bildſäule zu bewegen ſcheint. Die rechte Hand nähert ſich ſanft der Bruſt, die linke deutet nach oben; der Kopf iſt ſanft geneigt und ſieht wehmüthig ernſt herab. Auf den linken Fuß geſtützt (doch nicht feſt ruhend, denn er ſoll, wie heraufgezogen, gehn), zieht er das rechte Bein nach ſich, und ſo entſteht die ſchöne Linie, aufſteigend, die der Idee des Heilandes entſpricht. Das Modell iſt noch nackt; die Draperie wird einfach und in grandioſen Falten herabfallen. Es iſt das lange wollene orientaliſche Kleid. Lange einfache gerade Falten werden der Geſtalt noch mehr Geiſterhaftes geben und zugleich als würdige Verhüllung

des ſchönen Leibes dienen. Bei dem Beſchreiben davon geht es, wie mit allem Höchſten, daß am Ende keine Worte, keine Zergliederungen mehr ausreichen. Das iſt ja auch Das, was der Künſtler unbewußt hereinlegte, was der göttliche Funke ſeines Genies ſchuf!" Von Stuttgart gings an die Ufer des Genferſees, deſſen Herrlichkeiten von Lauſanne aus ſich den ſtaunenden Blicken der Reiſenden auf die überraſchendſte Weiſe darboten. Von hier aus begaben ſie ſich nach Thun, wo ihnen die Alpen zum erſten Male in ihrem wunderbaren Farbenſpiel entgegentraten. Ueber den Simplon ſtiegen ſie bis Domodoſſola hinunter, beſuchten die Borromäiſchen Inſeln ſowie Mailand, und kehrten über den Luganer See und die an kriegeriſchen Erinnerungen aus dem Anfange des Jahrhunderts ſo reiche St. Gotthardtſtraße nach Heidelberg zurück.

Nach dieſer Reiſe ſehen wir Reutern ernſtlich mit dem Gedanken beſchäftigt, nunmehr gänzlich aus dem Militärdienſte auszuſcheiden und die früher nur vorübergehend gehegte Abſicht verfolgen, nach ſeiner Verheirathung auf ſeinem Landgute, an welches ihn die auf ſein Gemüth den allerſtärkſten Einfluß ausübenden Bande von Heimath und Familie feſſelten, fortan der Landwirthſchaft zu leben. Bei derartiger Ausgeſtaltung ſeiner Zukunft hoffte er, gleichzeitig ſeinen künſtleriſchen Neigungen nachgehen zu können. Zu dem Ende verabſchiedete er ſich in Willingshauſen von der Geliebten und eilte, nach kurzem Aufenthalte bei ſeiner Mutter in Lodziger, nach St. Petersburg, woſelbſt er ſich um eine Audienz bei der Kaiſerin bewarb und durch deren hohe Fürſprache im December 1819 ſeinen Abſchied aus dem Militärdienſte als Rittmeiſter der Garde oder Obriſt-Lieutenant der Armee mit dem Rechte, die Uniform des Regiments zu tragen, und mit ſeinem bisherigen vollen Gehalt im Betrage von neunhundert Rubeln Silber, ſowie einer jährlichen Penſion von dreihundert Rubeln Silber aus dem Invalidenfonds, erlangte. (Fortſetzung folgt).

Friedrich Nietzſche, der Philoſoph der Gegenwart.

Thus every part was full of vice
Yet the whole mass a paradise
Mandeville, (the fable of the bees.)

Vor dreiundzwanzig Jahren iſt in deutſchen Landen ein Mann mit philoſophiſchen Schriften aufgetreten und hat durch das Verfechten von bisher unerhörten Meinungen, wie auch durch einen Geiſtreichthum ohne Gleichen und Beiſpiel nach einer Wirkſamkeit von kaum zwei Decennien ſo glänzende Spuren hinterlaſſen, daß die Mitwelt noch geraumer Zeit bedürfen wird, um ſich über ihn zu beruhigen und ihn vielleicht ad acta zu legen. Dies war der Baſeler Profeſſor Friedrich Nietzſche, der Sohn eines proteſtantiſchen Pfarrers. Intereſſant iſt er durch die eigenthümliche Art ſeiner Auflehnung gegen den Zeitgeiſt, durch die beſondere Richtung der Reaction, welche die ungeſunden Neigungen der Gegenwart gerade in ihm angeregt haben, ohne daß er darum an ſeiner Perſon die Signatur des Jahrhunderts verleugnet, ohne daß er aufhört — ſelbſt wo er es am wenigſten wahr haben will — ganz und gar ein Kind ſeiner Zeit zu bleiben. Er iſt es ſo ſehr, daß si parva licet magnis comparare · man ſich ſagen muß: wie nur zur Zeit der Sophiſten Sokrates kommen konnte, ſo konnte auch nur in der modernen Geſellſchaftsordnung mit ihren Sociologen und Socialiſten Friedrich Nietzſche geboren werden. Doppelt intereſſant muß er aber werden, wenn man ihn einem gleichzeitig wirkenden großen Dichter und Pädagogen, dem Grafen L. N. Tolſtoi, gegenüberſtellt, einem Manne, der ebenſo ſehr gegen den Strom des Jahrhunderts ankämpft, ebenſo aufrichtig und redlich, ebenſo künſtleriſch beanlagt iſt, ebenſo unabläſſig ſich abmüht, die kranke Zeit zu heilen, ja auch ebenſo der Majorität zum Aergerniß wird; und bei dem dennoch dieſelben Urſachen total entgegen-

gesetzte Wirkungen gehabt haben; einem Manne, der in seiner Person wie in seinen Meinungen ein so vollendetes Widerspiel von Nietzsche darstellt, daß man grübelnd vor der Frage stehen bleibt, wie nur dieselbe Sonne an dem einen Baume der europäischen Cultur so verschiedene Früchte zeitigen konnte!

Bevor zunächst eine kurze Darstellung von Nietzsches Lehren aus allen seinen Werken, vorzüglich aber aus den letzten und reifsten „Also sprach Zarathustra", „Jenseits von Gut und Böse" und „Genealogie der Moral" versucht wird, ist für Freunde der Polemik Folgendes zu bemerken. Die aphoristische Form, in welche fast alles, was unser Philosoph veröffentlicht hat, gefaßt ist; die Gewohnheit, seine Gedanken, so wie sie ihm entsprangen, niederzuschreiben ohne sie in der Ordnung eines vorgezeichneten Systems unterzubringen, machen es erklärlich, daß seine Werke an Widersprüchen ganz besonders reich sind; daher zu manchen Citaten, die zur Begründung einer bestimmten Ansicht über ihn angeführt werden sollen, leicht von Nietzsches Gegnern sich Gegenstellen nennen ließen, so daß ein Spruch den andern schlägt, und der Philosoph sich in ein Nichts aufzulösen schiene. Allein dem wäre entgegenzuhalten, daß — den redlichen Willen vorausgesetzt — von kritischem Scharfsinn selten ein verfehlterer Gebrauch gemacht worden ist, als zum Aufklauben von kleinen Lücken, Unvollkommenheiten und Selbstwidersprüchen aus dem großen Zusammenhang einer Weltanschauung, die in der Einheit einer bedeutenden Persönlichkeit ihren Halt findet. Am ersprießlichsten bleibt es immer, den fremden Worten — selbst wenn sie sich widersprechen — den vernünftigsten, natürlichsten und in sich einigsten Sinn unterzulegen, der sich irgend nur hineininterpretiren läßt; denn in ihrem Denken und Ahnen haben die Philosophen sicherlich alle von der Wahrheit mehr besessen, als ihnen der spröde Stoff der Sprache den Lesern zu übermitteln gestattete. Ist es nicht ein Act der elementarsten Gerechtigkeit, dieses wenige zum mindesten unverkümmert und reinlich darzustellen und das bleibende Verdienst, das Sandkorn aufzuweisen, das der Philosoph zum Bau der Ewigkeiten beiträgt? Die Widersprüche mögen indessen auch berücksichtigt werden, jedoch nur so weit sie fundamental sind, selbst beim besten Willen sich nicht lösen lassen und außerdem in ihren Consequenzen die Unhaltbarkeit des ganzen philosophischen Gebäudes zeigen. Auf der anderen Seite mögen nun wieder die Nietzscheaner — und es giebt deren nicht wenige — zu den Folgerungen, die wir aus seinen Worten ziehen, mit der Leidenschaft von Neophyten

einwerfen, wir hätten ihren Herrn und Meister einfach nicht verstanden und werden vielleicht Gegencitate anführen; und hierin reden sie allerdings ganz im Sinne des Meisters selbst, der uns besonders gern erzählt, wie jeder große Mann — also vor allem er selbst — es liebt sich des Verstecktes und der Maske zu bedienen, da es ihm widerstehe von diesem und jenem verstanden zu werden; er schreibe ja auch nicht für diesen und jenen, und auch hinsichtlich seiner Freunde sorge er immer dafür, daß ihnen ein Spielraum und Tummelplatz für Mißverständnisse offen bleibe. Beiläufig erinnern wir uns bei dieser Sucht der Jünger, à tout prix zu rechtfertigen, Nietzsches eigener Worte („Menschliches, Allzumenschliches" B. II, p. 176) „Singvögel. - Die Anhänger eines großen Mannes pflegen sich zu blenden, um sein Lob beser singen zu können." Denn wir kennen sie ja, diese treuherzige Coquetterie der Philosophen mit dem Nichtverstanden-werden! schon längst, schon von Hegel her ist sie beliebt. Hegel sagte: „Niemand hat mich verstanden, einer hat mich nur verstanden, und der hat mich nicht recht verstanden;" und gab damit — consequent bis zum letzten Athemzuge — wieder ein Beispiel des dreitactigen Stechschrittes seiner Begriffsentwickelung. Schopenhauer im Gegentheil war stolz darauf den Leuten gezeigt zu haben, man könne sehr ernsthaft philosophiren ohne weder langweilig noch unverständlich zu werden. Im vorliegenden Falle wird übrigens ohne Mühe sich jeder davon überzeugen, daß leichter, klarer und faßlicher als Nietzsche noch kein Denker geschrieben hat; es müßte also sehr am guten Willen fehlen, wenn man ihn ganz und gar gelesen hat und doch nicht versteht.

I.

So mannigfaltig auch die Fragen sind, denen Nietzsche seine Aufmerksamkeit zugewandt hat, so bleiben doch die meisten philosophischen Wissenschaften von ihm fast unberührt. Die Logik interessirt ihn nicht; auf die Aesthetik fallen nur Streiflichter; Die Rechtsphilosophie steht ihm fern; was aber am beachtenswerthesten ist: er bietet keine Metaphysik, mißt ihr auch keine Bedeutung bei — Und zwar geschieht dies nicht in der Art, wie bei Schopenhauer, wo nur der Name „Metaphysik" verpönt ist, im Grunde aber doch eine Metaphysik, eine Lehre von jenem Ewigen und Höheren, das hinter der sinnenfälligen Erscheinung sich verbirgt, - wenigstens als eine Belehrung über das, was es nicht sein kann, geboten wird. Nietzsche lehnt wirklich alles Jenseitige ab und behandelt nur irdische Probleme;

er räth. („Zarathuſtra" p. 9) „Bleibt der Erde treu und glaubt denen nicht, welche euch von überirdiſchen Hoffnungen reden! Giftmiſcher ſind es, ob ſie es wiſſen oder nicht." Ja unſer Philoſoph leitet ſogar — obgleich ein eifriger Gegner alles Materialismus — die Metaphyſik aus den Träumen ab. So z. B. („Menſchliches" B. I, p. 23): „Im Traume glaubte der Menſch in den Zeitaltern roher uranfänglicher Cultur eine zweite reale Welt kennen zu lernen, hier iſt der Urſprung aller Metaphyſik. Ohne den Traum hätte man keinen Anlaß zu einer Scheidung der Welt gefunden. Auch die Zerlegung in Seele und Leib hängt mit der älteſten Auffaſſung des Traumes zuſammen." Ebendort p. 28 ſpricht er „Von der Harmloſigkeit der Metaphyſik in der Zukunft: Sobald die Religion, Kunſt und Moral in ihrer Entſtehung ſo beſchrieben ſind, daß man ſie vollſtändig ſich erklären kann, ohne zur Annahme metaphyſiſcher Eingriffe am Beginn und im Verlaufe der Bahn ſeine Zuflucht zu nehmen, hört das ſtärkſte Intereſſe an dem rein theoretiſchen Problem vom „Ding an ſich" und der „Erſcheinung" auf. Denn wie es hier auch ſtehe: mit Religion, Kunſt und Moral rühren wir nicht an das „Weſen der Welt an ſich;" wir ſind im Bereiche der Vorſtellung, keine „Ahnung" kann uns weiter tragen. Mit voller Ruhe wird man die Frage, wie unſer Weltbild ſo ſtark ſich von dem erſchloſſenen Weſen der Welt unterſcheiden könne, der Phyſiologie und der Entwickelungsgeſchichte der Organismen und Begriffe überlaſſen." So bleiben ſchließlich die Zweige der Philoſophie zur Behandlung übrig, die uns alle am meiſten angehen und den Intereſſen des Lebens am nächſten ſtehen Pſychologie und Moral. Indeſſen auch die Pſychologie als Lehre von der Seele im Allgemeinen, von der Möglichkeit einer Seele überhaupt, ihrer geiſtigen oder materiellen Beſchaffenheit, Unſterblichkeit oder Vergänglichkeit, ihrer Entſtehung u. ſ. w. wird nur gelegentlich mit einigen halbironiſchen Bemerkungen abgethan. Denn da nach Nietzſche („Jenſeits von gut und böſe" p. 25) Begriffe wie „ſterbliche Seele" und „Seele als Subjectsvielheit" und „Seele als Geſellſchaftsbau der Triebe und Affecte" fürderhin in der Wiſſenſchaft Bürgerrecht haben ſollen, ſo ſei es ein trübſeliger Stolz, eine unſterbliche Seele zu haben; freuen wir uns vielmehr, daß wir unzählige unſterbliche Seelen haben. Eben die Seele als Geſellſchaftsbau von Trieben wird mit dem Tode allerdings aufgelöſt, aber die einzelnen Triebe, aus deren Zuſammenſpiel der Schein der Einheit entſtand, leben doch in der übrigen Welt des Lebendigen, in den anderen Weſen weiter, ſind alſo unſterblich. Immerhin nimmt, wie geſagt, auch

dieſe Pſychologie unſeren Philoſophen nur wenig in Anſpruch, und ebenſo kann er der phyſiologiſchen Pſychologie, wie Wilhelm Wundt ſie behandelt hat, keinen Geſchmack abgewinnen. Was er unter ſeiner neuen Wiſſenſchaft der Pſychologie verſteht iſt uns allen viel naher bekannt. Einmal äußert er ſich ſo darüber: („Jenſeits" p. 71) „Die menſchliche Seele und ihre Grenzen, der bisher überhaupt erreichte Umfang menſchlicher innerer Erfahrungen, die Höhen, Tiefen und Fernen dieſer Erfahrungen, die ganze bisherige Geſchichte der Seele und ihre noch unausgetrunkenen Möglichkeiten: das iſt für einen geborenen Pſychologen und Freund der „großen Jagd" das vorbeſtimmte Jagdbereich. Aber wie oft muß er ſich verzweifelt ſagen: ein Einzelner! ach nur ein Einzelner und dieſer große Wald und Urwald! Und ſo wünſcht er ſich einige hundert Jagdgehülfen und feine gelehrte Spürhunde, welche er in die Geſchichte der menſchlichen Seele treiben könnte . . . Doch dies hat ſeine Schwierigkeit, da mit der großen Jagd auch die große Gefahr beginnt. Um z. B. zu errathen und feſtzuſtellen, was für eine Geſchichte bisher das Problem von Wiſſen und Gewiſſen in der Seele der homines religiosi gehabt hat, dazu müßte Einer vielleicht ſo tief verwundet, ſo ungeheuer ſein, wie es das intellectuelle Gewiſſen Pascal's war. — und dann bedürfte es immer noch jenes ausgeſpannten Himmels von heller, boshafter Geiſtigkeit, welcher von oben herab dies Gewimmel von gefährlichen und ſchmerzlichen Erlebniſſen zu überſehen, zu ordnen, in Formeln zu bringen vermöchte." Bei dieſen Worten wird wol Manchem einfallen, welch ein Schatz von feinen Bemerkungen über die menſchliche Seele, ihre Eigenthümlichkeiten und ihre Vorwärts- und gelegentlich Rückwärtsentwickelung nicht nur in den Aphorismen großer Philoſophen — wie Schopenhauer und Leopardi — ſondern noch überzeugender und eindringlicher in den Romanen vieler bedeutender Dichter niedergelegt iſt. Dies umfaſſende Material, zu dem ja gerade Pascal's „Gedanken" ein beſonders werthvoller Beitrag ſind, — mit eigenen Erfahrungen bereichert, durch große Zeiträume hindurch zu ſichten und zu einem brauchbaren Syſtem zu ordnen das ſcheint die neue Wiſſenſchaft zu ſein, deren Aufbau unſerem Philoſophen vorgeſchwebt hat, die er allerdings nicht zu Stande bringt, als deren erſten Begründer er ſich aber doch fühlt So iſt es nicht verwunderlich, daß auch die neuere Romanliteratur in ſeinen Werken einen ziemlich breiten Raum einnimmt. Einmal bezeichnet er die franzöſiſchen Romanciers Flaubert und Stendhal als die letzten großen Pſychologen; wieder an einer anderen Stelle („Götzendämmerung"

p. 96) nennt er Dostojewsky den einzigen Psychologen, von dem er etwas zu lernen hatte: „Er gehört zu den schönsten Glücksfällen meines Lebens, mehr selbst noch als die Entdeckung Stendhal's. Dieser tiefe Mensch, der zehnmal Recht hatte, die oberflächlichen Deutschen gering zu schätzen, hat die sibirischen Zuchthäusler, in deren Mitte er lange lebte . . . sehr anders empfunden, als er selbst erwartete — ungefähr als aus dem besten, härtesten und werthvollsten Holze geschnitzt, das auf russischer Erde überhaupt wächst". Schon aus diesem Wenigen ergiebt sich, daß für Nietzsche zwischen Psychologie und Moral keine Grenze existirt, und so gehört auch das Problem für ihn in die Seelenlehre, das mit Recht die Schwelle zu jedem Tractat über die Sittlichkeit bildet, das Problem der Willensfreiheit und Verantwortlichkeit. Dogmatisch die Unfreiheit des Willens zu behaupten sei nicht möglich, da der Begriff der causalen Verknüpfung alles Geschehenden doch nur für uns eine Denknothwendigkeit sei, nur von unserer Vernunft erzeugt werde, außerhalb dieser aber vielleicht nicht vorkomme. Dies nachgewiesen zu haben ist auch fast das einzige Verdienst, das er Kant zugesteht. Völlig thöricht jedoch sei es, die Freiheit des Willens vertheidigen zu wollen. In „Menschliches" p. 39 heißt es: „Der Glaube an die Freiheit des Willens ist ein ursprünglicher Irrthum alles Organischen, so alt als die Regungen des Logischen in ihm existiren; der Glaube an unbedingte Substanzen und an gleiche Dinge ist ebenfalls ein ursprünglicher, ebenso alter Irrthum alles Organischen. Insofern aber alle Metaphysik sich vornehmlich mit Substanz und Freiheit des Willens abgegeben hat, so darf man sie als die Wissenschaft bezeichnen, welche von den Grundirrthümern des Menschen handelt, doch so, als wären es Grundwahrheiten". Uebrigens wird unser Philosoph durch die bisherigen naturwissenschaftlichen Erklärungen des Lebens, die sich ohne die Freiheit des Willens behelfen, auch nur wenig befriedigt. „Was den berühmten Kampf um's Leben betrifft, heißt es „Götzendämmerung" p. 66, so scheint er mir einstweilen mehr behauptet als bewiesen. Er kommt vor aber als Ausnahme; der Gesammt-Aspect des Lebens ist nicht die Nothlage, die Hungerlage, vielmehr der Reichthum, die Ueppigkeit, selbst die absurde Verschwendung — wo gekämpft wird, kämpft man um Macht . . . Man soll nicht Malthus mit der Natur verwechseln. — Gesetzt aber es giebt diesen Kampf — und in der That, er kommt vor — so läuft er leider umgekehrt aus als die Schule Darwins wünscht, als man vielleicht mit ihr wünschen dürfte:

nämlich zu Ungunſten der ſtarken, der bevorrechtigten, der glücklichen Ausnahmen. Die Gattungen wachſen nicht in der Vollkommenheit: die Schwachen werden immer über die Starken Herr, — das macht, ſie ſind die große Zahl, ſie ſind auch klüger . . " Mit dieſen Worten ſtreift er einen Hauptpunkt ſeiner Lehre, daß nämlich nicht „der Wille zum Leben", ſondern der „Trieb zur Macht" in der organiſchen Welt das Primäre iſt („Jenſeits" p. 261: „Die Phyſiologen ſollten ſich beſinnen, den Selbſterhaltungstrieb als cardinalen Trieb eines organiſchen Weſens anzuſehen. Vor allem will etwas Lebendiges ſeine Kraft auslaſſen . . Leben ſelbſt iſt Wille zur Macht —. Selbſterhaltung iſt nur eine der indirecten und häufigſten Folgen davon", und p. 37. „Die geſammte Pſychologie iſt bisher an moraliſchen Vorurtheilen und Befürchtungen hängen geblieben: ſie hat ſich nicht in die Tiefe gewagt; dieſelbe als Morphologie und Entwicklungslehre des Willens zur Macht zu faſſen, wie ich ſie faſſe, daran hat noch Niemand in ſeinen Gedanken ſelbſt geſtreift". Man bemerkt leicht gegen wen er ſich — bis zu dieſer Erkenntniß gediehen — hier zum erſten Mal wendet: gegen Schopenhauer, den er in ſeinen erſten Werken pietätvoll gefeiert hatte und den er auch in den letzten noch ſeinen „großen Lehrer" nennt. Man höre nur die erſte ſeiner philoſophiſchen Schriften, „die Geburt der Tragödie" p. 117: „Da möchte ſich ein troſtlos Vereinſamter kein beſſeres Symbol wählen können als den Ritter mit Tod und Teufel, wie ihn unſer Dürer gezeichnet hat, den geharniſchten Ritter mit dem erzenen harten Blicke, der ſeinen Schreckensweg unbeirrt durch ſeine grauſen Gefährten, und doch hoffnungslos, allein mit Roß und Hund zu nehmen weiß. Ein ſolcher Dürerſcher Ritter war unſer Schopenhauer, ihm fehlte jede Hoffnung, aber er wollte die Wahrheit. Es giebt nicht Seinesgleichen". In der That hat Nietzſche viel mit ſeinem Lehrer gemeinſam oder von ihm beibehalten, ſo die Verachtung der Frauen, die er nur lieblich findet „hinter'm Gitter", nur brauchbar, ſo lange der Mann ſie in orientaliſcher Weiſe als ſein verſchließbares Eigenthum anſieht, woraus ſich — beiläufig bemerkt — gerade die kritikloſe Schwärmerei mancher Frauen für Nietzſche erklärt, eben nach Goethes Recept:

Doch wem wenig dran gelegen
Scheinet, ob er reizt und rührt,
Der beleidigt, der verführt.

Gemeinſam iſt beiden Philoſophen auch das ungeheure Selbſtbewußtſein, ja die Selbſtanpreiſung erſteigt bei dem Schüler ſogar noch höhere

Gipfel als bei dem Lehrer. In einer seiner letzten Schriften, dem „Fall Wagner“ p. 18 sagt Nietzsche unverblümt. „Ich habe den Deutschen die tiefsten Bücher gegeben, die sie überhaupt besitzen — Grund genug, daß die Deutschen kein Wort davon verstehen . . .“ Auch die Geringschätzung des Modernen und der „Jetztzeit“, unserer rührigen Scheincultur mitsammt dem Aufschwung von Technik und Mechanik ist bei Nietzsche wiederzufinden. („Zarathustra“ p. 67) „Seht mir doch diese Ueberflüssigen! Sie stehlen sich die Werke der Erfinder und die Schätze der Weisen: Bildung nennen sie ihren Diebstahl - und alles wird ihnen zu Krankheit und Ungemach! . . . Sie erbrechen ihre Galle und nennen es Zeitung . . .“ — Was ferner der große Einsiedler von Frankfurt im Cultus des Genies lehrte, seine Erkenntniß, daß die wenigen gewaltigen Persönlichkeiten, von dem großen Haufen, den Mittelmäßigen, der „Fabrikwaare der Natur“ mit klug verhehltem aber um so ingrimmigerem Neid und Haß verfolgt und verleumdet werden, daß der verächtliche Pöbel und die Gemeinheit in dieser Welt die Regel bilden, alles dies kehrt bei Nietzsche — nur mit etwas weniger Giftigkeit — wieder, und es ist daher überflüssig dafür Belege beizubringen alle Werke Nietzsches bieten ihrer die Menge, wie auch alle Werke Schopenhauers. Aber hier kommt nun der Punkt wo ihre Wege sich scheiden; hier muß nach der Lamentation über die Verderbtheit der Welt, nothwendigerweise die Frage gestellt werden: „Was sollen wir also thun? Wo liegt das Heil?“ und an diesem Scheidewege schlagen die Beiden so grundverschiedene Richtungen ein, daß sich wohl behaupten läßt: nur ein früherer Anhänger Schopenhauers, einer der aus seiner Schule hervorging, konnte sich ihm so schroff entgegensetzen; und Hegel, der große Schulmeister, wenn er vom Parnaß oder Elysium oder wo er sein mag, sich das Schauspiel betrachten könnte, würde sich freuen und darin einen fortgesetzten Beweis seiner Lehre vom Umschlagen jedes Begriffs in sein Gegentheil erblicken. — Während Schopenhauer pessimistisch zur Weltflucht und Resignation räth, das Leben als ein Geschäft bezeichnet, daß der Mühe nicht lohne und in der Aufhebung und Ertödtung des verbrecherischen Willens zum Leben für den Weisen das einzige Heil sieht, kommt sein Schüler zu dem entgegengesetzten Resultat, zur freudigsten und stärksten Bejahung des Lebens und der eigenen Persönlichkeit. Obzwar bisweilen

wie mir scheint — mit etwas süßsaurer Miene, will er doch ganz und gar Optimist sein. In der „Fröhlichen Wissenschaft“ p. 233 sagt er: „In medias vita. — Nein! Das Leben hat mich nicht enttäuscht! Von

Jahr zu Jahr finde ich es vielmehr wahrer, begehrenswerther und geheimniß-voller, — von jenem Tage an, wo der große Befreier über mich kam, jener Gedanke, daß das Leben ein Experiment des Erkennenden ſein dürfe — und nicht eine Pflicht, nicht ein Verhängniß, nicht eine Betrügerei!" Uebrigens würde man dieſe Worte mißdeuten, wenn man meinte, daß Nietzſche das Glück des Lebens auf die Erkenntniß beſchränke das Gegen theil iſt der Fall alles thatkräftige Handeln, alle Bejahung des eigenen Weſens mit allen ſeinen Trieben und Kräften erntet ſeinen Beifall. Der „Inſtinkt" der zu Thaten, auch zu Unthaten treibt, iſt an dem Menſchen das Verehrungs und Bewunderungswürdige; alle ſchon bewußte Geiſtigkeit ohne Schaffensdrang, alles bloße Wünſchen oder gar Vernünfteln, bedeutet Entartung, Verfall, décadence. „Ein Inſtinkt iſt geſchwächt, wenn er ſich rationaliſirt. denn damit daß er ſich rationaliſirt, ſchwächt er ſich." (Der Fall Wagner p. 41). So iſt alſo auch nur an der Erhaltung des großen und ſtarken Individuums und an ſeiner Förderung gelegen; dagegen bleibe es dem Weiſen ferne, den vielen Kleinen, Elenden, Schwachen zu dienen und zu helfen, denn auf die Geſunden und nicht auf die Kranken kommt es an. Von dieſem Standpunkte aus wird Nietzſche der entſchloſſenſte Vorkämpfer und Lobredner des Egoismus und ſteht hierin einzig da, wie auch conſequenterweiſe in der Verwerfung des Mitleids iſt doch dieſes faſt der einzige Widerſacher des Ungeheuers Egoismus in der Menſchenbruſt. Wol hatte ſchon vor längerer Zeit Max Stirner (Pſeudonym für Caspar Schmidt) in ſeinem berühmten Buche „Der Einzige und ſein Eigenthum" eine Apotheoſe der Selbſtſucht geſchrieben; aber das Buch ſoll ironiſch gemeint ſein und eine Caricatur auf die Lehren von Bruno Bauer und Feuerbach abgeben. Wie dem auch ſei — es erörtert die Frage nicht in ſo erſchöpfender Weiſe, ſondern — in Anlehnung an Schlagworte, die heutzutage längſt ihren Zauber verloren haben — faſt nur vom Standpunkte des Juriſten und Politikers. Wie das Mitleid bisher ohne Grund geprieſen und der Egoismus verleumdet worden, ſo ſind nach Nietzſche auch alle übrigen Moralbegriffe verkehrt aufgefaßt und es bedarf einer Umwerthung aller Werthe, der Weiſe hat ſich „Jenſeits von gut und böſe" zu ſtellen und überhaupt die plumpen Gegenſätze in Gradunterſchiede aufzulöſen. Laſſen wir jedoch dem Philoſophen ſelbſt das Wort er weiß ſeine Sache zu führen. „Zarathuſtra" B. II, p. 126. „Ach, wo in der Welt geſchahen größere Thorheiten, als bei den Mitleidigen? Wehe allen Liebenden, die nicht noch eine Höhe

haben, welche über ihrem Mitleiden iſt.“ — „Götzendämmerung“ p. 31. „Eine „altruiſtiſche“ Moral, eine Moral, bei der die Selbſtſucht verkümmert, — bleibt unter allen Umſtänden ein ſchlechtes Anzeichen. Dies gilt vom Einzelnen, dies gilt namentlich von Völkern. Es fehlt am Beſten, wenn es an der Selbſtſucht zu fehlen beginnt. Inſtinktiv das ſich Schädliche wählen, gelockt werden durch „unintereſſirte“ Motive, giebt beinahe die Formel ab für décadence. „Nicht ſeinen Nutzen ſuchen“ das iſt bloß das moraliſche Feigenblatt für eine ganz andere, nämlich phyſiologiſche Thatſächlichkeit. „ich weiß meinen Nutzen nicht mehr zu finden“ . . . Disgregation der Inſtinkte! — Es iſt zu Ende mit ihm, wenn der Menſch altruiſtiſch wird. — Statt naiv zu ſagen, „ich bin nichts mehr werth,“ ſagt die Moral-Lüge im Munde des décadent. „nichts iſt etwas werth, — das Leben iſt nichts werth“ . Ein ſolches Urtheil bleibt zuletzt eine große Gefahr, es wirkt anſteckend, auf dem ganzen morbiden Boden der Geſellſchaft wuchert es bald zu tropiſcher Begriffs Vegetation empor, bald als Religion (Chriſtenthum), bald als Philoſophie (Schopenhauerei)“.

„Jenſeits“ p. 256: „Auf die Gefahr hin unſchuldige Ohren mißvergnügt zu machen, ſtelle ich hin: der Egoismus gehört zum Weſen der vornehmen Seele, ich meine jenen unverrückbaren Glauben, daß einem Weſen, wie „wir ſind,“ andere Weſen von Natur unterthan ſein müſſen und ſich ihm zu opfern haben. Die vornehme Seele nimmt dieſen Thatbeſtand ihres Egoismus ohne jedes Fragezeichen hin, auch ohne ein Gefühl von Härte, Zwang, Willkür darin, vielmehr wie etwas, das im Urgeſetz der Dinge begründet ſein mag — ſuchte ſie nach einem Namen dafür, ſo würde ſie ſagen, „es iſt die Gerechtigkeit ſelbſt.“ Sie geſteht ſich unter Umſtänden, die ſie Anfangs zögern laſſen, zu, daß es mit ihr gleichberechtigte giebt, ſo bald ſie über dieſe Frage des Ranges im Reinen iſt, bewegt ſie ſich unter dieſen Gleichen und Gleichberechtigten mit der gleichen Sicherheit in Scham und zarter Ehrfurcht, welche ſie im Verkehr mit ſich ſelbſt hat, — gemäß einer eingebornen himmliſchen Mechanik, auf die ſich alle Sterne verſtehen. Es iſt ein Stück ihres Egoismus mehr dieſe Feinheit und Selbſtbeſchränkung im Verkehr mit Ihresgleichen.“ — Hier mag daran erinnert werden, daß das Wort *vornehm* bei Nietzſche unendlich hoch im Preiſe ſteht; er ſieht darin den Inbegriff alles Herrlichen und hat auch dazu beigetragen dem Wort weithin in der deutſchen Literatur dieſen albernen Courswerth zu geben, ſo daß jetzt jeder Winkelſcribent in ſeinem Käſeblättchen mit der Miene eines friſch geadelten von „vornehm“

ſpricht. Noch vor etwa 70 Jahren bezeichnete Seume das bloße Vorhanden ſein dieſes Worts als eine Schmach der Deutſchen, weil nur die Ungerechtigkeit es geſchaffen haben könne. So hat ein Wort ſeine guten und böſen Tage! — Fahren wir fort Belege dafür anzuführen, wie Nietzſche ſich die Selbſtüberwindung der Moral und die Nothwendigkeit denkt, daß der Menſch, um groß zu ſein, auch hart ſein müſſe „und durchaus nicht nur gegen ſich", wie er hinzufügt. Er ſagt („Die fröhliche Wiſſenſchaft", p. 234) „Wer wird etwas Großes erreichen, wenn er nicht die Kraft und den Willen in ſich fühlt, große Schmerzen zuzufügen? Das Leidenkönnen iſt das Wenigſte: darin bringen es ſchwache Frauen und ſelbſt Sklaven oft zur Meiſterſchaft. Aber nicht an innerer Noth und Unſicherheit zu Grunde gehen, wenn man großes Leid zufügt und den Schrei dieſes Leides hört — das iſt groß, das gehört zur Größe." („Jenſeits", p. 179) „Wo heute Mitleiden gepredigt wird — und, recht gehört, wird jetzt keine andere Religion mehr gepredigt — möge der Pſycholog ſeine Ohren aufmachen: durch alle Eitelkeit, durch allen Lärm hindurch, der dieſen Predigern zu eigen iſt, wird er einen heiſeren ſtöhnenden Laut von Selbſtverachtung hören. Sie gehört zu jener Verdüſterung und Verhäßlichung Europas, welche jetzt ein Jahrhundert lang im Wachſen iſt... Der Menſch der „modernen Ideen", dieſer ſtolze Affe, iſt unbändig mit ſich ſelbſt unzufrieden dies ſteht feſt. Er leidet und ſeine Eitelkeit will, daß er nur „mit leidet"...." — Jede anerkannte Moral hat einen erzieheriſchen Werth; denn ſie übt den Zwang, das lange Zeit und nach einer Richtung gehorcht werde. Das iſt von Wichtigkeit, im Uebrigen aber bedürfen alle unſere Vorſtellungen von Tugend und Laſter einer Umwerthung. Wir ſetzen einige der entſcheidendſten Stellen hierher: („Jenſeits", p. 35) „Eine eigentliche Phyſio-Pſychologie hat mit unbewußten Widerſtänden im Herzen des Forſchers zu kämpfen, ſie hat „das Herz" gegen ſich, ſchon eine Lehre von der gegenſeitigen Bedingtheit der „guten" und der „ſchlimmen" Triebe, macht als feinere Immoralität, einem noch kräftigen und herzhaften Gewiſſen Noth und Ueberdruß, - noch mehr eine Lehre von der Ableitbarkeit der guten Triebe aus den ſchlimmen. Geſetzt aber, Jemand nimmt gar die Affecte Haß, Neid, Habſucht Herrſchſucht als lebenbedingende Affecte, als etwas, das im Geſammthaushalt des Lebens grundſätzlich und grundweſentlich vorhanden ſein muß, folglich noch geſteigert werden muß, falls das Leben noch geſteigert werden ſoll, der leidet an einer ſolchen Richtung ſeines Urtheils, wie an einer Seekrankheit. Und doch iſt auch dieſe Hypotheſe

bei Weitem nicht die peinlichste und fremdeste in diesem ungeheuren, fast noch fremden Reiche gefährlicher Erkenntnisse". Hierbei haben wir festzuhalten, daß ein „noch kräftiges Gewissen" bei Nietzsche ein Zeichen der modernen Entartung und Verkümmerung ist; er preist im Gegensatz dazu die Unschuld des Raubthiergewissens.[1] Weiter p. 13: „Bei allem Werth, der dem Wahren, dem Wahrhaftigen, dem Selbstlosen zukommen mag, es wäre möglich daß dem Scheine, dem Wollen zur Täuschung, dem Eigennutz und der Begierde ein für alles Leben höherer und grundsätzlicher Werth zugeschrieben werden müßte." p. 67 „Wir meinen, daß Härte, Gewaltsamkeit, Sklaverei, Gefahr auf der Gasse und im Herzen, Verborgenheit, Stoicismus, Verführerkunst und Teufelei jeder Art, daß alles Böse, Furchtbare, Tyrannische, Raubthier- und Schlangenhafte am Menschen so gut zur Erhöhung der Species „Mensch" dient, als sein Gegensatz..." — Diese Ideen gewinnen allmälig bei Nietzsche immer deutlichere Gestalt und entwickeln sich zu seiner Theorie der Herren- und Sklavenmoral, welche sich geschichtlich daraus ergiebt, daß bei Eroberungen und Völkerwanderungen die Sieger sich, die Mächtigen, Starken als „gut", die Schwachen, Unterdrückten im Gegensatz dazu als „schlecht", niedrig bezeichneten, während wiederum die unterworfene Masse ihre Unterdrücker „böse" nannte und dann erst sich selbst und alles, was nicht andere unterdrückt und was nicht gewaltthätig ist, mit dem Worte „gut" auszeichnete... Zuerst ist dies ausgesprochen in dem Buche „Menschliches Allzumenschliches", p. 70, doch stimmt der Schluß des Artikels nicht mit des Philosophen späteren Ueberzeugungen überein, wir citiren daher zunächst „Jenseits von Gut und Böse", p. 248 „Bei einer Wanderung durch die vielen feineren und gröberen Moralen, welche bisher auf Erden geherrscht haben, fand ich gewisse Züge regelmäßig mit einander wiederkehrend und an einander geknüpft, bis sich

[1] Ganz so neu wie diese bündigen Ausdrücke es erscheinen lassen, ist Nietzsches Ansicht über das Gewissen freilich nicht. Schon Schopenhauer erwähnt viel seltener Autoritäten an der Stelle, wo er die empirische Entstehung des Gewissens bespricht, seine Zusammensetzung in Decimalbrüchen berechnet und darauf hinweist, wie unwürdige Elemente („Feigheit, Geiz, gekränkte Eitelkeit" ꝛc.) in dem Bestande dieses illustren Areopags Sitz und Stimme haben. Als Schopenhauers Vorgänger in dieser Hinsicht darf wiederum David Hume gelten (siehe Essays vol. II „Concerning the principles of morals" und „Natural history of religion"). Bei Nietzsche nun gehört das Gewissen zu dem Ballast moralischer Vorurtheile, die durch Sitte und Erziehung uns eingeimpft, den „freien Geist" beengen und bei der Umwerthung aller Werthe kraftvoll abgeworfen werden müssen.

mir endlich zwei Grundtypen verriethen, und ein Grundunterſchied herausſprang. Es giebt Herrenmoral und Sklavenmoral. Die moraliſchen Werthunterſcheidungen ſind entweder unter einer herrſchenden Art entſtanden, welche ſich ihres Unterſchieds gegen die beherrſchte mit Wohlgefühl bewußt wurde, oder unter den Beherrſchten, den Sklaven und Abhängigen jeden Grades. Im erſten Falle, wenn die Herrſchenden es ſind, die den Begriff „gut“ beſtimmen, ſind es die erhobenen ſtolzen Zuſtände der Seele, welche als das Auszeichnende und die Rangordnung Beſtimmende empfunden werden. Der vornehme Menſch trennt die Weſen von ſich ab, an denen das Gegentheil ſolcher gehobener ſtolzer Zuſtände zum Ausdruck kommt, er verachtet ſie. Man bemerke ſofort, daß dieſer erſten Art Moral der Gegenſatz „gut“ und „ſchlecht“ ſo viel bedeutet wie „vornehm“ und „verächtlich“; der Gegenſatz „gut“ und „böſe“ iſt anderer Herkunft. Verachtet wird der Feige, der Aengſtliche, der Kleinliche, der an die enge Nützlichkeit Denkende, ebenſo der Mißtrauiſche mit ſeinem unfreien Blicke, der ſich Erniedrigende, die Hundeart von Menſch, welche ſich mißhandeln läßt, der bettelnde Schmeichler, vor Allem der Lügner: „wir Wahrhaftigen“ ſo nannten ſich im alten Griechenland die Adeligen . . . Die vornehme Art Menſch, fühlt ſich als werthbeſtimmend, ſie hat nicht nöthig ſich gut heißen zu laſſen, ſie urtheilt „was mir ſchädlich iſt, das iſt an ſich ſchädlich“, ſie weiß ſich als das, was überhaupt erſt Ehre den Dingen verleiht, ſie iſt werthe-ſchaffend. Alles, was ſie an ſich kennt, ehrt ſie, eine ſolche Moral iſt Selbſtverherrlichung. Im Vordergrunde ſteht das Gefühl der Fülle, der Macht, die überſtrömen will, das Glück der hohen Spannung, das Bewußtſein eines Reichthums, der ſchenken und abgeben möchte . . . Eine ſolche Moral der Herrſchenden iſt aber dem gegenwärtigen Geſchmacke am meiſten fremd und peinlich in der Strenge ihres Grundſatzes, daß man nur gegen Seinesgleichen Pflichten habe, daß man gegen die Weſen niedrigeren Ranges, gegen alles Fremde, nach Gutdünken oder „wie es das Herz will“ handeln dürfe und jedenfalls „jenſeits von gut und böſe“: hierhin mag Mitleiden und dergleichen gehören . . . Es ſteht anders mit dem zweiten Typus der Moral, der Sklavenmoral. Geſetzt, daß die Vergewaltigten, Gedrückten, Leidenden, Unfreien, Ihrer-ſelbſt Ungewiſſen und Müden moraliſiren was wird das Gleichartige ihrer moraliſchen Werthſchätzungen ſein? Wahrſcheinlich wird ein peſſimiſtiſcher Argwohn gegen die ganze Lage des Menſchen zum Ausdruck kommen, vielleicht eine Verurtheilung des Menſchen mitſammt ſeiner Lage. Der Blick des Sklaven iſt abgünſtig für die Tugenden des

Mächtigen, er hat Skepſis und Mißtrauen, er hat Feinheit des Mißtrauens gegen alles „Gute“, was dort geehrt wird, er möchte ſich überreden, daß das Glück ſelbſt dort nicht echt ſei. Umgekehrt werden die Eigenſchaften hervorgezogen und mit Licht übergoſſen, welche dazu dienen, Leidenden das Daſein zu erleichtern, hier kommt das Mitleiden, die gefällige hilfbereite Hand, das warme Herz, die Geduld, der Fleiß, die Demuth, die Freundlichkeit zu Ehren, denn das ſind hier die nützlichſten Eigenſchaften und beinahe die einzigen Mittel, den Druck des Daſeins auszuhalten Die Sklavenmoral iſt weſentlich Nützlichkeitsmoral. Hier iſt der Heerd für die Entſtehung jenes berühmten Gegenſatzes „gut“ und „böſe“. In's Böſe wird die Macht und Gefährlichkeit hineinempfunden, eine gewiſſe Furchtbarkeit, Feinheit und Stärke, welche die Verachtung nicht aufkommen läßt. Nach der Sklavenmoral erregt alſo der „Böſe“ Furcht, nach der Herrenmoral iſt es gerade der „Gute“, der Furcht erregt und erregen will, während der „ſchlechte“ Menſch als der Verächtliche empfunden wird.“ — Aus vielen hierher gehörigen Stellen wählen wir noch aus „Genealogie der Moral“, p. 26. „Das Problem von dem anderen Urſprung des „Guten“, vom Guten, wie ihn der Menſch des Reſſentiments ſich ausgebildet hat, verlangt nach ſeinem Abſchluß. Daß die Lämmer den großen Raubvögeln gram ſind, das befremdet nicht, nur liegt darin kein Grund, es den großen Raubvögeln zu verargen, daß ſie ſich keine Lämmer holen. Und wenn die Lämmer unter ſich ſagen: „dieſe Raubvögel ſind böſe, und wer ſo wenig als möglich ein Raubvogel iſt, vielmehr deren Gegenſtück ein Lamm; ſollte der nicht gut ſein?“ ſo iſt an dieſer Aufrichtung eines Ideals nichts auszuſetzen, ſei es auch, daß die Raubvögel dazu ein wenig ſpöttiſch blicken werden und vielleicht ſich ſagen: „wir ſind ihnen garnicht gram, dieſen guten Lämmern, wir lieben ſie ſogar, nichts iſt ſchmackhafter als ein zartes Lamm“ Von der Stärke verlangen, daß ſie ſich nicht als Stärke äußere, daß ſie nicht ein Ueberwältigenwollen, ein Niederwerfenwollen, ein Herrwerdenwollen, ein Durſt nach Feinden und Widerſtänden und Triumphen ſei, iſt gerade ſo widerſinnig, als von der Schwäche verlangen, daß ſie ſich als Stärke äußere. Ein Quantum Kraft iſt ein eben ſolches Quantum Trieb, Wille, Wirken vielmehr, es iſt gar nichts anderes als eben dieſes Treiben, Wollen, Wirken ſelbſt, und nur unter der Verführung der Sprache (und der in ihr verſteinerten Grundirrthümer der Vernunft), welche alles Wirken als bedingt durch ein Wirkendes, durch ein „Subject“

verſteht und mißverſteht, kann es anders erſcheinen". Aus der Leugnung der Willensfreiheit ergiebt ſich dies alles wirklich ganz conſequent, beſonders wenn man Schopenhauers Doctrin, daß jedes Weſen nur die Erſcheinung eines Willens ſei, noch hinzunimmt.

Auch wo wir es am wenigſten vermuthen, kommt Nietzſche auf dieſe, ſeine Lieblingstheorie zurück, im „Fall Wagner" p. 55, „Der Chriſt will von ſich loskommen. Le moi est toujours haussable — Die vornehme Moral, die Herrenmoral, hat umgekehrt ihre Wurzel in einem triumphirenden Jaſagen zu ſich, — ſie iſt Selbſtbejahung" . . . Dieſe Stelle erinnert ſchon an die eigenthümlichen Anſichten, die Nietzſche ſich vom Judenthum und Chriſtenthum ausgebildet hatte. Schopenhauer kannte keine größeren Gegenſätze als Chriſtenthum und Judaismus; er ſah im alten Teſtament den Optimismus, die „ruchloſe" jüdiſche Weltanſchauung; im neuen Teſtament den Peſſimismus, und nannte daher auch — ſeltſam genug — ſeine Philoſophie, die „chriſtliche". Sein Schüler dagegen findet in beiden Religionen die continuirliche Machtentfaltung derſelben Grundanſchauungen; das Judenthum iſt der Urſprung der jetzt herrſchenden décadence-Moral, indem es, wie nichts zuvor den Menſchen gelehrt hat, ſich ſelbſt auf das tiefſte zu verachten. Mit dem Chriſtenthum gewann der Geiſt des Judenthums nur an Ausbreitung, bis das Evangelium der Mühſeligen und Beladenen in alle Welt hinausgetragen war; die Altweiber-Moral fand immer mehr Anklang und ſo beginnt mit der chriſtlichen Aera der Sklavenaufſtand in der Moral. Allmählich beſiegt das Judenthum und was aus ihm hervorging: die Sklaven-Moral, ſo gründlich die vornehm denkenden und fühlenden antiken Völker, beſonders das Römerthum, daß nach einem kurzen Aufflackern der vornehmen Machtinſtinkte bei den provençaliſchen Troubadours und in der thatkräftigen Renaiſſance, — jetzt in Rom — man braucht nur hinzuſetzen — niemand mehr verehrt wird als die bekannten Galiläer. Später haben ſich die efellhaften Inſtinkte des Reſſentiments wieder in einem beſonders großen Sklavenaufſtande Luft gemacht — in der franzöſiſchen Revolution, der man aber auch etwas Gutes zu verdanken hat, nämlich den großen Corſen — erſt als er die Luft gereinigt hatte, begann man erleichtert aufzuathmen. — Aus dem was wir vorausgeſchickt haben, laßt ſich leicht ſchließen, wie Nietzſche den modernen Demokratismus in allen ſeinen Formen, von Herbert Spencers ſocialogiſchen Theorien bis hinab zum bombenwerfenden Anarchismus empfand; hier gönnen wir ihm am beſten wieder ſelbſt das Wort.

„Zarathustra“ p. 136, 137 „Das Leben ist ein Born der Lust; aber wo das Gesindel mit trinkt, da sind alle Brunnen vergiftet“ . . . Und nicht das ist der Bissen, an dem ich am meisten würgte, zu wissen, daß das Leben selber Feindschaft nöthig hat und Sterben und Marterkreuze, sondern ich fragte einst und erstickte fast an meiner Frage „Wie? hat das Leben auch das Gesindel nöthig?“ Ferner gehört hierher „Jenseits“ p. 66: „In allen Ländern Europas und ebenso in Amerika giebt es jetzt etwas, das Mißbrauch mit dem Namen „Freier Geist“ treibt, eine sehr enge, eingefangene, an Ketten gelegte Art von Geistern, welche ungefähr das Gegentheil von dem wollen, was in unsern Absichten und Instinkten liegt. Sie gehören kurz und schlimm, unter die Nivellirer, diese fälschlich sogenannten „freien Geister“ — als beredte und schreibfingrige Sklaven des demokratischen Geschmacks und seiner „modernen Ideen“. Was sie mit allen Kräften erstreben möchten, ist das allgemeine grüne Weideglück der Heerde, mit Sicherheit, Ungefährlichkeit, Behagen, Erleichterung des Lebens für Jedermann; ihre beiden am reichlichsten abgesungenen Lehren und Lieder heißen „Gleichheit der Rechte“ und „Mitgefühl für alles Leidende“ und das Leiden selbst wird von ihnen als etwas genommen, das man abschaffen muß.“ — Auch folgende, in einigem Betracht prophetische Worte, die etwa im Jahre 1884 geschrieben wurden, mögen hier ihren Platz finden. p. 140: „Die demokratische Bewegung macht die Erbschaft der christlichen. Daß aber deren Tempo für die Ungeduldigen, die Kranken und Sichtigen des genannten Instinktes noch viel zu langsam und schläfrig ist, dafür spricht das immer rasender werdende Geheul, das immer unverhülltere Zähnefletschen der Anarchistenhunde, welche jetzt durch die Gassen der europäischen Cultur schweifen: anscheinend im Gegensatz zu den friedlich arbeitsamen Demokraten und Revolutions-Ideologen, noch mehr zu den tölpelhaften Philosophastern und Bruderschafts-Schwärmern, welche sich Socialisten nennen und die „freie Gesellschaft“ wollen, in Wahrheit aber eins mit ihnen allen in der gründlichen und instinktiven Feindseligkeit gegen jede andere Gesellschaftsform als die der autonomen Heerde (bis hinauf zur Ablehnung selbst der Begriffe „Herr“ und „Knecht“ — ni dieu ni maître heißt eine socialistische Formel —), eins im zähen Widerstande gegen jeden Sonderanspruch, jedes Sonderrecht und Vorrecht (das heißt im letzten Grunde gegen jedes Recht: denn wenn alle gleich sind, braucht niemand mehr „Rechte“); eins im Mißtrauen gegen die strafende Gerechtigkeit (wie

als ob ſie eine Vergewaltigung an Schwächeren, ein Unrecht an der nothwendigen Folge aller früheren Geſellſchaft wäre), aber ebenſo eins in der Religion des Mitleidens, im Mitgefühl, ſoweit nur gefühlt, gelebt, gelitten wird; eins alleſammt im Schrei der Ungeduld, des Mitleidens, im Todhaß gegen das Leiden überhaupt, in der faſt weiblichen Unfähigkeit, Zuſchauer dabei bleiben zu können, leiden laſſen zu können, eins alleſammt im Glauben an die Gemeinſchaft als die Erlöſerin, an die Heerde alſo, an „ſich“ ... „Was die weiter gehenden Folgerungen unſeres Philoſophen, etwa ſein „Zukunftsideal“ betrifft, ſo wird es in Folgendem angedeutet: „Jenſeits“ p. 240: „Das Weſentliche einer guten und geſunden Ariſtokratie iſt aber, daß ſie ſich nicht als Function (ſei es des Königthums, ſei es des Gemeinweſens), ſondern als deſſen Sinn und höchſte Rechtfertigung fühlt, — daß ſie deshalb mit gutem Gewiſſen das Opfer einer Unzahl Menſchen hinnimmt, welche um ihretwillen zu unvollſtändigen Menſchen, zu Sklaven, zu Werkzeugen herabgedrückt und vermindert werden müſſen. Ihr Grundglaube muß eben ſein, daß die Geſellſchaft nicht um der Geſellſchaft willen da ſein dürfe, ſondern nur als Unterbau und Gerüſt, an dem ſich eine ausgeſuchte Art Weſen zu ihrer höheren Aufgabe und überhaupt zu einem höheren Sein emporzuheben vermag . . “ — Hiemit ſind wir zur großen Schlußfrage gekommen wohin alles das abzielt? Denn nicht nur wie die Menſchheit ihr bisheriges Gepräge erhalten hat, und was ſie jetzt eben werth iſt, will ein Philoſoph erklären (das iſt ſogar für ihn das Unweſentlichere); zu zeigen hat er vor allem, welchen Weg der Menſch einſchlagen ſoll; wo der Werth des Lebens liegt und der Zweck all' dieſes raſtloſen, heißen Kämpfens und Ringens, dieſes großen lärmenden Aufgebots von Kraftanſtrengungen. Einen Zuſammenhang der Ethik mit der Metaphyſik, eine Rechtfertigung des Diesſeits aus dem vorausgeſetzten Jenſeits ſuchen wir bei Nietzſche vergebens; er ſagt vielmehr mit Stolz, er ſei der Erſte, welcher der Moral ein Ziel gegeben habe, das nicht im Jenſeits liegt. Nicht auf die Förderung des Gemeinwohls, oder auf die möglichſt vollkommene Befriedigung der Mehrzahl komme es an, ſondern darauf, daß der große Menſch immer wieder entſtehe, daß der Typus „Menſch“ geſteigert und erhöht werde; nur an dieſen wenigen großen Ausnahme-Menſchen iſt etwas gelegen. Das Wohl der Meiſten und das Wohl der Wenigſten, heißt es auf p. 38 der „Genealogie der Moral“ ſind entgegengeſetzte Werth-Geſichtspunkte. Für dieſen allein der Erhaltung und Förderung würdigen großen Menſchen

wird in den früheren Schriften auch der Ausdruck „Genie“ gebraucht; ſpäter heißt er der „Vornehme Menſch,“ der „Ausnahme-Menſch,“ der „Uebermenſch,“ der „Zarathuſtra-Menſch,“ oder einfach „Zarathuſtra.“ Mit dieſem Worte meint Nietzſche oft einfach ſich ſelbſt, öfter jedoch ſcheint ein Zukunfts-Ideal gedacht zu ſein, etwa der Keim zu dem Höchſten, was einmal aus dem Typus „Menſch“ werden kann. Dieſer Große findet nicht etwa ſein Glück und ſeinen Zweck in der Förderung der Menſchheit, d. h. der „Heerdenthiere,“ ſondern er iſt ſich ſelbſt Zweck Nietzſche betont, daß man die eigentliche Aufgabe der höheren Species „Menſch“ nicht in der Leitung der Niederen zu ſehen hat: die niedere Species ſoll nur die Baſis ſein, auf der eine höhere Species ihre eigene Aufgabe löst. Der große Menſch kann wohl auch den Niedrigen gegenüber einigen Anwandlungen von Mitleid, von ſtarkem Mitleid ausgeſetzt ſein; aber das iſt eine Schwäche, ein Mangel an ſeiner Größe; und je mehr er ſich vervollkommnet, deſto ſchwerer und unmöglicher wird es dem Mitleid wiederzukehren. Für den Uebermenſchen gilt die Herren-Moral allein, d. h. der Gegenſatz von „gut“ und „ſchlecht;“ ein „böſe“ giebt es für ihn überhaupt nicht. Ihn, den Menſchen des „hohen Geſchmacks“ ſchändet Arbeit, denn ſie macht Leib und Seele gemein, nicht gleiches Recht für alle, ſondern der Satz gilt: „den Gleichen Gleiches, den Ungleichen Ungleiches;“ ſo giebt es auch bei dem unendlich verſchiedenen Werth der einzelnen Individuen nicht eine Moral für alle, ſondern unendlich viele verſchiedene Moralen für jedes Verhältniß. Die niederen Weſen ſind gewiſſermaßen das Material, das die Großen für ſich verbrauchen. Als was für eine Art von Weſen man ſich nun dieſen „Uebermenſchen“ vorzuſtellen hat als Künſtler, Gelehrten, Krieger, Fürſten oder gar als reichen Banquier und was als ſeine Aufgabe außer dem Beherrſchen des Pöbels noch gedacht werden möge: das ſind Fragen auf welche unſer Philoſoph weder directe noch indirecte Antworten ertheilt, und deren Löſung daher nicht in die Darſtellung ſeiner Meinungen, ſondern in ihre Beurtheilung gehört und uns nächſtens beſchäftigen ſoll.

Welcher Wandel der Zeiten! Vor hundert Jahren lehrte Kant als oberſten Grundſatz, man ſolle bei allem, was man thut, jeden anderen nicht nur als Mittel, ſondern immer zugleich als Zweck anſehen. Und ſeitdem haben wir ſolche Fortſchritte gemacht!

Gregor von Glaſenapp.

Verzeichniß von Friedrich Nietzſches ſämmtlichen Werken:

Die Geburt der Tragödie aus dem Geiſte der Muſik.

Unzeitgemäße Betrachtungen 2 Bde 1. David Strauß. Vom Nutzen und Nachtheil der Hiſtorie für das Leben II Schopenhauer als Erzieher Richard Wagner in Bayreuth.

Menſchliches, Allzumenſchliches. Ein Buch für freie Geiſter 2 Bde

Morgenröthe. Gedanken über moraliſchen Vorurtheile.

Die fröhliche Wiſſenſchaft („La gaya scienza"). Mit Anhang: Lieder des Prinzen Vogelfrei

Alſo ſprach Zarathuſtra Ein Buch für Alle und Keinen, in 4 Theilen.

Jenſeits von Gut und Böſe. Vorſpiel einer Philoſophie der Zukunft

Genealogie der Moral. Eine Streitſchrift.

Der Fall Wagner. Ein Muſikantenproblem.

Götzendämmerung oder wie man mit dem Hammer philoſophirt.

Herausgeber: Arnold v. Tidebohl.
Redacteur: R. Carlberg.

Maschinen
Apparate
Geräthe
Techn. Consum-Artikel
Feuerspritzen
Pumpen
Metalle etc.

jeder Art.

Hugo Hermann Meyer,
RIGA.

Bei Neuanschaffung wäre eine Preisanfrage zu empfehlen.

6 5.

J. Jaksch & Co., Riga.

En gros. **Feste Preise.** En détail.

Porzellanmalerei u. Glas-Graviratelier.

Grösste Auswahl und Lager von

Porzellan-, Fayence u. Crystallservices,

Alfénide,

Petroleumlampen und Bronce-Beleuchtungsartikeln,

Uhren, Musikwerken u. Zubehör.

Agentur für

Spiegel-Glas, belgisches Fenster-Glas,

Mosaik-Fussböden.

[6] 5

Nachdruck verboten

Gerhardt von Reutern.[1])

II.

Heirath. Livland. Reisen. Willingshausen.

Nachdem Reutern, wie wir gesehen haben, jetzt eine festere Aussicht auf gesicherte Existenzmittel erlangt hatte, reiste er nach Kassel, um sich daselbst am 17. Februar n. St. 1820 mit Charlotte von Schwertzell förmlich zu verloben. Vor der auf den Sommer festgesetzten Hochzeit aber sollte die längst ersehnte und so oft wieder zurückgestellte Reise nach Rom ausgeführt werden. Sonach trennte er sich am 16. März, wenn auch getheilten Herzens, von seiner Braut, versorgte sich in Frankfurt am Main mit dem für seine Zeichenstudien während der Reise erforderlichen Materiale und ging über das Juragebirge, Genf, Grenoble und Avignon, von wo aus Vaucluse besucht und das Grabmal von Petrarcas Laura gezeichnet ward, nach Marseille, Toulon und Nizza, sowie von da in einer Feluke längs der malerischen Küste nach Genua. Seine Eindrücke während dieser Meerfahrt schildert er in einem Briefe an seine Braut, wie folgt: „Als es Nacht geworden war und der ganze Sternenhimmel erglanzte, wehte kein Lüftchen mehr und das Meer wogte nur noch in langen sanften Wellen. Eine schöne Ruhe lag über Allem und nur die ferne Uferbrandung hörte man rauschen. In dieser herrlichen Nacht saß ich meist am Steuer und konnte mich nicht satt sehen an den hell funkelnden Sternen, die unser nördlicher Himmel niemals so klar zeigt. Die Helligkeit ließ mich das Ufer betrachten; die sanfte schwankende Bewegung des Bootes, das milde Wehen der Luft hatten Etwas angenehm Einschläferndes. Die Schiffer

[1]) Vgl. S. 294 dieses Jahrganges der „Balt. Mon."

ſangen leiſe ein ſchönes Lied mit gezogenen Tönen, ruhten vom Rudern aus und benutzten einen ganz ſanften Wind zum Segeln, ſo daß wir, ohne merkliche Bewegung, mit dem angenehmen Geſang fortſchwammen."

Nach einem mehrtägigen Aufenthalte in Florenz, traf er am 2. Mai n. St. in Rom ein. Sein erſter Gang daſelbſt war in Thorwaldſens Atelier. Dann ſchaffte er ſich Karten des alten und des neuen Rom an, um ganz ſyſtematiſch zunächſt die alte Stadt ſich zu völliger Anſchauung zu bringen und darauf erſt in's neue Rom, zu all' den Herrlichkeiten der Malerei und Plaſtik, hindurchzudringen. Nach einigen, mit fleißigen Kunſtſtudien verbrachten Wochen ging er im Juni bis nach Neapel, dem Endpunkte ſeiner diesmaligen Reiſe. In ſeinem Tagebuch beſchreibt er die Ausſicht von dem Balcon ſeiner Wohnung am Quai Santa Lucia folgendermaßen: „Ich ſehe durch die Nacht auf den Veſuv, der kürzlich an einer Seite des Berges eine Oeffnung erhalten hat, aus welcher nun eine ſchauerliche Gluth herüberſcheint. Im dunkeln Meer leuchtet ihr rother Wiederſchein. Mir iſt, wie an jenem Morgen, als ich die Wengernalp erſtiegen hatte und der Jungfrau gegenüber, im dichteſten Nebel ſtehend, die erſte Lawine ſtürzen hörte. Dieſe Naturlaute und großen Erſcheinungen üben eine eigene Gewalt auf unſer Gemüth aus. Ich habe nie ſo Etwas Erſchütterndes gehört, wie jenen Donner der Lawinen, und nie ſo Etwas Schauerliches geſehen, als dieſes glühende Roth aus der geöffneten Seite des Berges, wo ich in einer ſtockfinſtern Nacht auf einem Balcon über dem Meere einſam ſtand und keine andere Helligkeit ſah, als nur dieſen blutrothen Fleck."

Seine Rückreiſe aus Italien erfolgte über Ancona, Bologna und Venedig. An dieſen, durch ihren Reichthum an Kunſtgegenſtänden ausgezeichneten Orten konnte er jedoch nicht lange verweilen. Denn mächtig zog es ihn zu ſeiner heißgeliebten Braut nach Willingshauſen, wo denn auch am 20. Auguſt n. St. ſeine Hochzeit im dortigen Schloße ſtattfand. Am 15. October n. St. reiſte er darauf mit ſeiner jungen Frau in einem eigens in Kaſſel für die Reiſe nach Rußland beſtellten Wagen nach Livland ab. Ueber Weimar und Leipzig, an welchem letzteren Orte ihm die Auszeichnung zu Theil ward, von der Leipziger Naturforſchenden Geſellſchaft zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt zu werden, langte er erſt am 22. Nov. n. St. in Anaſch an, von Mutter und Geſchwiſtern auf das Freudigſte begrüßt. Zunächſt richtete ſich das junge Paar auf ſeinem Landgute ein und ging mit Ernſt und Eifer an ſeinen neuen Wirkungskreis. Wiſſenſchaftliche Studien, ſowie fleißiges Zeichnen nach der Natur, hauptſächlich

nach Zimmerpflanzen, beſchäftigten den jungen Gutsherrn neben ſeinen häuslichen Pflichten und den Obliegenheiten eines Landwirths. Er fuhr ſogar nach Riga zum Landtage, um ſich für einen Landesposten wählen zu laſſen. Seine durch den Verluſt des Armes ohnehin ſchon angegriffene Geſundheit hatte indeſſen während des letzten Winters unter dem Einfluße des rauheren Klimas ſeiner Heimath ſo bedeutend zu leiden angefangen, daß er daran denken mußte, ohne Aufſchub den Aufenthalt in dem durch niedrige Lage und ſumpfige Umgebung ungeſunden Landhauſe mit einer zuträglicheren Stadtwohnung zu vertauſchen. Und da ſich zudem eine günſtige Gelegenheit darbot, das Gut vortheilhaft zu verkaufen, ſo war der Entſchluß ſchnell gefaßt, nach Dorpat überzuſiedeln, wo neben ärztlicher Hülfe zugleich auch die Mittel zu wiſſenſchaftlicher Fortbildung geboten waren.

Die von den Aerzten in Folge des veränderten Wohnortes erwartete Erleichterung in Reuterns Befinden erwies ſich jedoch als unbegründet. Seine zunehmende Kränklichkeit machte ihm faſt jegliche Beſchäftigung zur Unmöglichkeit, ſo daß ſchließlich die Freunde und Verwandten eindringlich von ihm verlangten, die letzte, noch vorhandene Lebenskraft zuſammenzuraffen und in den Süden zu flüchten.

Zunächſt wandte ſich Reutern nach Genf und bezog ein, auf dem Berge petit saconex, eine halbe Stunde von jener Stadt entfernt liegendes Landhaus.

Hier lernte er die Werke der Maler Lory fils und de Meuron kennen, copirte 55 Blätter ſchweizeriſcher Trachten aus einem Sammelwerke Lory's und Moritz' und machte in Bern die perſönliche Bekanntſchaft des Profeſſors Lory, in deſſen Atelier er täglich mehrere Stunden mit der Feder zeichnete. Sein Aufenthalt in der Schweiz war indeſſen nur von kurzer Dauer. Bereits im September 1824 verließ er auf den Rath der Aerzte das ihm ſo lieb gewordene Landhaus au petit saconex und begab ſich nach Rom, nachdem er zuvor ſeine Familie in Willingshauſen bei den Verwandten untergebracht hatte

Auf der Durchreiſe durch Heidelberg ſuchte er die Profeſſoren Kreutzer und Leonhardt auf, die ihren ehemaligen Schüler bereitwilligſt mit zahlreichen Adreſſen nach Florenz und Rom verſorgten. Ueber den Splügen ſtieg er ſodann nach Chiavenna und Mailand hinunter zu einem ganz kurzen Aufenthalt in Florenz und langte am 21. November n. St. in Rom an. Mit Hülfe einiger Landsleute, des Malers Ludwig von Maydell, des Orientreiſenden Baron Otto Magnus von Stackel-

berg, Boris von Uexküll, die er im Café Greco antraf, fand er eine passende Wohnung in der oberen Straße von Trinita dei Monti, nach der Piazza Barberini hin gelegen, von wo er denn bald unter der Aufsicht des Arztes seine Wanderungen begann. Diese führten ihn abwechselnd in die Ateliers befreundeter Künstler oder zu einem der zahlreichen Denkmäler der Vergangenheit in der ewigen Stadt. Bei alledem versäumte er es nicht, sein Skizzenbuch mit den sorgfältigsten Federzeichnungen zu füllen, unter welchen die in den Gärten des Sallusts aufgenommenen, auch nach seiner eigenen Angabe, die vollendetsten sein dürften. Im December aber drangen die Aerzte darauf, zur Belebung seines angegriffenen Körpers eine reinere Luft, als sie Rom bieten konnte, aufzusuchen, und so siedelte er nach Neapel über, wo er mit dem Theologen Poresch aus Livland eine gemeinsame Wohnung an der Chiaja, dem Vesuv gegenüber, bezog. Er empfand bald auch die wohlthätige Einwirkung des Klimas von Neapel und seiner schönen Umgebungen; trotz der vorgerückten Jahreszeit konnte er im Freien zeichnen und in Aquarell malen. Mit der zunehmenden Wärme im Frühjahre verschlimmerte sich aber sein Zustand bis zu dem Grade, daß er auf ärztliches Verlangen Neapel wieder verlassen mußte. Am 6. Mai n. St. 1825 traf er, nach beschleunigter Abreise aus Italien, in Willingshausen bei seiner Familie wieder ein.

Nun blieb Reutern Anfangs in Willingshausen, wo mit dem Maler Ludwig Grimm aus Kassel Landschaftsstudien nach der Natur gemacht wurden, und siedelte darauf mit seiner Familie nach Hanau über, um von dort aus auf ärztlichen Rath während der nächsten drei Sommer regelmäßig zur Cur nach Ems zu gehen.

Aus der Hanauer Zeit ist seine Ernennung zum Ehrenmitgliede der Wetterauischen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde zu erwähnen, welche ihm zu nicht geringer Genugthuung gereichte.

Der Gebrauch von Ems im Sommer 1826 brachte ihn in freundschaftliche Berührung mit dem dort anwesenden, ihm bereits aus St. Petersburg bekannten, Dichter Wassili Andrejewitsch Joukovsky, der ihn neben persönlicher Liebenswürdigkeit besonders noch dadurch anzog, daß er ihm unter Anderem manche interessante Mittheilung über das verewigte Kaiserpaar sowohl, als namentlich bezüglich seines neuen Herrn, des Kaisers Nikolai, sowie Dessen Gemahlin, zu machen im Stande war. Auch für Reuterns Künstlerlaufbahn sollte der Verkehr mit dem kunstsinnigen Poeten von der größten Bedeutung werden. Schon früher nämlich hatte

Joukovsky die in Dorpat beim Professor Senff gemachten Zeichnungen Reuterns zu sehen Gelegenheit gehabt und dieselben bewundert. Jetzt ließ er sich auch die späteren Studienmappen zeigen. Indem letztere seine ungetheilte Anerkennung hervorriefen, bat er Reutern, für die Kaiserin, welche einige in Ems und Nassau aufzunehmende Federzeichnungen zu besitzen wünschte, solche anzufertigen, da sie gerade für diese Art der Wiedergabe der Natur eine besondere Vorliebe besitze Reutern ging zwar mit Freudigkeit an die Erfüllung obiger Bitte, zugleich aber mit dem Gefühle, den an ihn gestellten Anforderungen nicht in vollem Maße zu entsprechen, weil er sich nicht verhehlen konnte, wie lückenhaft noch in vielen Stücken seine künstlerische Ausbildung bisher gewesen war. Alle derartigen Bedenken wurden indeß durch Joukovskys freundschaftliches Entgegenkommen beseitigt, indem sich derselbe erbot, bei Gelegenheit der Uebergabe jener Arbeiten die Kaiserin auf die unausbleiblichen Mängel in Reuterns künstlerischer Vorbildung aufmerksam zu machen, welche nicht zum geringsten Theil in seinen unzulänglichen Vermögensverhältnissen ihren Grund hatten. In diesem Sinne ward ein Mémoire aufgesetzt, worin die Bitte ausgesprochen war, daß Reutern, als Aequivalent für dereinst zu liefernde Arbeiten, einen festen Gehalt beziehen sollte und es ihm, in Rücksicht auf seinen geschwächten Gesundheitszustand, erlaubt sein würde, zu leben, wo er wolle, bei vollkommener Freiheit in der Wahl der Gegenstände für seine Arbeiten. Für die Kaiserin hatte er inzwischen mehrere genaue Federskizzen nach den Gebäuden, die sie in früheren Zeiten in Ems bewohnt, sammt deren nächster Umgebung, angefertigt und mit zwei, bei Lory in Bern ausgeführten Aquarellbildern seinem Freunde eingehändigt, sowie demselben sein während der letzten Reise in Italien geführtes Zeichenbuch überlassen. Nach einer glücklich beendigten Badekur brachen beide Freunde Anfang August von Ems auf und reisten zusammen in allmähligen Tagfahrten den Rhein und Main herauf bis nach Hanau, wo sie sich trennten: Reutern, um sich mit seiner Familie in Willingshausen zu vereinigen, wohin dieselbe vorher aus Hanau zurückgekehrt war, und Joukovsky, um die ihm gestellte hohe Aufgabe der Erziehung des Großfürsten Thronfolgers, des nachmaligen Kaisers Alexanders II, zu übernehmen.

Die letzten Sommertage benutzte Reutern zu emsigen Studien im Willingshäuser Eichenwalde und begab sich hierauf nach Kassel, um dort, als vorläufige Grundlage zu ernster Beschäftigung mit der Oelmalerei, das Studium der Proportionen des menschlichen Körpers nach dem Skelett, mit

Benutzung lebender Modelle, sowie von Statuen, vorzunehmen, wobei er sich von Seiten der Kasseler Künstler, des oben genannten Ludwig Grimm, Hummels, des Bildhauers Hendschel, mannigfache Hülfe versprach. Auch im Radiren versuchte er sich schon damals mit Unterstützung des zuerst erwähnten Meisters, der im Grundiren der ersten Kupferplatte ihm beistand.

Im Sommer 1827 sehen wir Reutern wiederum mit Joukovsky, „seinem alten lieben Philosophen" in Ems, wo der Aufenthalt sich dieses Mal geselliger gestaltete als früher, namentlich durch die Anwesenheit verschiedener Landsleute, unter denen Fürst Barklay, General-Lieutenant von Bistram, Turgenjew, die Fürstin Galitzin, geborene Fürstin Suworow, hervorzuheben sind. Dazu kam der Verkehr mit der Gräfin Fanny Spaur aus Tyrol, welche, selbst Malerin, durch Reuterns liebenswürdige Künstlernatur und ritterliche Denkweise gefesselt, ihm eine treue theilnehmende Freundin für das ganze Leben geblieben ist. Nach beendeter Cur statteten Reutern und Joukovsky Goethe in Weimar ihren Besuch ab. Ueber den viertägigen Aufenthalt in Weimar schreibt Reutern seiner Frau: „Er hat mich nicht nur beruhigt, nein, erhoben, voll Erstaunen mich erfüllt über Das, was Richtiges in meinem dunkeln Drange in der Kunst gewesen; mir eine Künstlerlaufbahn zuerkannt für künftige Bestrebungen; mir einen sicheren Erfolg versprochen, wenn ich nur so fortfahre, die Natur zu sehen! Ich bin, wie in der Seele entzückt, und mir plötzlich meines Zieles mehr bewußt! Der alte herrliche Mann war ganz offen, hingebend, mittheilend und ganz unbeschreiblich liebenswürdig, aber so, daß uns ordentlich dabei ein Beben überkam, ob das Alles wahr und nicht ein Traum, oder wie wenn ein Höherer sich herabneigte, uns heranzuziehen in seine lichteren Regionen, und wir freudig staunen und in unbeschreiblicher Spannung erfassen möchten, was wir sehen und hören! Ueber meine Arbeiten äußerte sich Goethe folgendermaßen: „Ich sehe in allen Ihren Zeichnungen Nichts, das Sie zu vermeiden hätten; in Allem ist klares Anschauen der Natur, wahres Gefühl für dieselbe, Auffassung des Charakteristischen und Schönen. Durchgehends ein Gefühl für Zusammenstellung und Anordnung; und wo Sie die Farben anwandten, sehe ich satte Farben und daß Sie sich nicht scheuen, sie so kräftig zu nehmen, als die Natur sie uns zeigt. Sie sehen die Natur immer als Bild; das finde ich in Allem. Fahren Sie nur fort, malen Sie und so werden Sie sehen, Sie können es! Alles macht sich dann, wie von selbst, und Sie werden componiren, wie Sie es jetzt kaum glauben! Malen Sie und Sie werden schaffen!" Joukovsky war

ganz bewegt über die Anerkennung, welche meine Arbeiten bei Goethe fanden, und fühlte mit mir das Glück, einen derartigen Richter und Zuspruch gefunden zu haben".[1])

Am 8. September n. St. trennten sich die Freunde und nach zwei Tagen war Reutern wieder unter den Seinen in Willingshausen, wo sich mittlerweile ein großer Familienkreis um seinen alten Schwiegervater versammelt hatte. Mit neuer Hoffnung und gestärktem Selbstgefühl dachte er nun an seine weitere Entwicklung als Künstler und zwar beabsichtigte er, den Anfang durch die gründliche Erlernung der Oelmalerei beim Professor Rhoden aus Rom, dem berühmtesten Landschaftsmaler der damaligen Zeit, zu machen, zu welchem Ende er beschloß nach Kassel zu gehen. Der Umzug dahin verzögerte sich jedoch bis zum März 1828. Unterdessen blieb er zunächst in Willingshausen und daselbst wurden während des Winters und darauffolgenden Frühjahrs mehrere größere Aquarellbilder ausgeführt. Trotz der für das Malen in Aquarell so fleißig ausgenutzten Zeit, konnte er doch kaum den Tag erwarten, wo in Kassel seine Studien im Oelmalen beginnen sollten. Gleichzeitig hatte er sich vorgenommen, die Grundlagen der Perspective zu erlernen, sowie die Hülfsmittel, welche ihm die Kasseler Gemäldegallerie in so reichem Maße, namentlich die darin vertretene niederländische Schule, darbot, gehörig auszunutzen. Die dortigen Kunstfreunde, denen er seine bisherigen Leistungen mitgetheilt, sprachen ihm unverhohlen ihre Bewunderung darüber aus und suchten auf das Bereitwilligste seine Bestrebungen zu unterstützen. In einem Briefe an seine Frau äußert er sich über jene Anfänge in der „eigentlichen Kunst", wie er das Malen in Oel bezeichnete, wie folgt: „Was man lernen kann durch Unterricht, werde ich sicherlich lernen können. Auch überwindet dieser Gedanke mein eigenes Gefühl, daß mich diese Tage immer mehr zu drücken beginnt. Es ist eine eigene Oede durch die vielen Lobsprüche und ausschweifenden Erhebungen Dessen, was ich in der Kunst sein soll oder einmal werden soll, in mir entstanden. Ich habe das wohl nie erfahren! Denn was Mancher sonst an mir mochte, das waren Dinge von so vergänglichem, äußerlichem Werth, daß sie mich zugleich kitzelten und indignirten. Die Kunst und ihre Leistungen stehen aber in einem viel höheren Lichte, und Ruhm ist

[1]) Dieser Begegnung der beiden Freunde mit Goethe geschieht Erwähnung im Goethe-Jahrbuch, herausgegeben von Ludwig Geiger, IV. Band, Seite 178, Frankfurt am Main. 1883. Die tagebuchartigen Aufzeichnungen des Kanzlers von Müller, auf welche darin verwiesen ist, haben uns leider nicht vorgelegen

dabei zu erlangen. Deshalb, oh, so lasse man ja keine Verblendung, keine eitle Zuversicht, keine Anmaßung in das Gemüth des Künstlers dringen! Man hüte seine geistige Flamme, daß sie sich nicht trübe durch einen Weihrauch, der sie am Ende erstickt! Denn wo kein Sauerstoff mehr ist, brennt kein Licht; und ebenso im Geistigen, wo keine Unbefangenheit und keine wahre Demuth vor der göttlichen Natur mehr ist!"

Täglich malte er bei Rohden und zwar für's erste noch lebloſe Gegenstände, Blumen ꝛc. Nach Willingshausen zurückgekehrt, konnte er sich ungestört der Ruhe des Landlebens in diesem Jahre hingeben, da seine Gesundheit durch den Gebrauch von Ems während der beiden vorhergehenden Sommer genügend gefestigt war. In Folge dessen zeichnete er um so fleißiger mit seinem treuen Gefährten Grimm in Wald und Garten. Es wurden weiter einige Platten radirt, die er, in Verbindung mit den vorigjährigen, in Kassel gefertigten Blättern, herauszugeben und damit in die Oeffentlichkeit zu treten die Absicht hatte. Es sind das elf Blätter[1]), meist Stilleben, eine kleine Ansicht von Kassel und die Ruine einer Kirche bei Bacharach am Rhein ꝛc. darstellend, von welchen ein Exemplar Joukowsky zugeschickt wurde, um es der Kaiserin darzubringen. Ein anderes Exemplar aber ging an Goethe mit vier seiner Aquarellbilder aus der jüngst verflossenen Zeit ab. Von Letzterem erhielt er darauf unter dem 3. Juni n. St. 1829 folgendes, eigenhändig unterzeichnete Antwortschreiben:

„Ew. Hochwohlgeboren haben durch die Sendung der vortrefflichen Aquarelle Ihr Andenken bey Ihren hiesigen alten Freunden lebhaft angefrischt und sich neue dazu erworben. Denn was soll ich weiter sagen, als daß, so oft ich solche vorzeigte, mein lebhafter Wunsch war, Sie möchten unsichtbar gegenwärtig seyn oder es ließe sich durch Registraturen und Protocolle Ihnen im Einzelnen der Beyfall, wie die Vergnüglichkeit darstellen, die sich jederzeit beym Anblick der Blätter bewies und sich steigerte! Die große Wahrheit, die treue Behandlung der Theile, die anmuthige Uebereinstimmung des Ganzen, Alles wurde allgemein empfunden und sodann bemerkt. Genug, Sie würden sehr zufrieden gewesen seyn, zu sehen, daß Dasjenige, was Sie ganz eigentlich für sich zu besonderster Erinnerung guter Tage in den bestimmtesten Localitäten gearbeitet, auch im Allgemeinen das gewünschteste Interesse hervorbringt.

[1]) Diese Blätter sind genau beschrieben in Andreas Andresens Werk: „Die deutschen Maler-Radirer (peintres-graveurs) des neunzehnten Jahrhunderts." Leipzig 1869, dritter Band, zweite Hälfte Seite 222 bis 229.

Mögen Sie nun hinzudenken, daß ich, vielleicht als geübter Kunstfreund, die Behandlung frey und bewundernswerth finde; unvergleichlich aber wie ein gemüthlicher Antheil an der unschuldigsten Gegenwart durch eine vollendete Technik rein und klar hier ausgesprochen ist

Schon längst wären diese schätzbaren Blätter zurückgekehrt, hätte ich nicht dem Vergnügen entgegengesehen, sie einem Paar für Sie sich höchst interessirender Freundinnen vorzustellen; dieses ist gestern geglückt, und auch da hätte ich Ihnen gewünscht, die herzliche und zugleich einsichtig enthusiastische Theilnahme, wie sie diesen Werken gezollt ward, zur schönsten Belohnung mitgenießen zu können.

Doch was sollen da viel Worte, wo Sie das gewissermaßen Unmögliche in der That geleistet haben; Sie werden auf diese Weise fortfahren und jedem Beschauer das Verlangen erregen, sein Liebstes ebenso charakteristisch genau und anmuthig, auch in der Abwesenheit vor Augen zu halten.

Gleichfalls für die Radirungen danke zum schönsten! Ihre Hand wird sich immer gleichbleiben und Sie werden Technik und chemische Kräfte, die Ihnen dabey zu Hülfe kommen müssen, gar bald bewältigen lernen. Empfehlen Sie mich in Ihrem werthen Kreise und behalten uns in freundlichem Andenken; dabey bleiben Sie überzeugt, daß jede fernere Mittheilung mit der aufrichtigsten Zustimmung wird begrüßt werden. In treuester Theilnahme J. W. v. Goethe."

Ein drittes Exemplar seiner Radirungen hatte Reutern an seinen ersten Zeichenlehrer Senff nach Dorpat gesandt. Im Winter von 1828 auf 1829, neben dem Vorjahre der produktivsten Zeit in Reuterns künstlerischer Thätigkeit vor seinem Umzuge nach Düsseldorf, entstanden unter anderen Aquarellbildern die „Eßstube", die „Gartenpromenade" und „Schwälmer Bauern in Sonntagstracht", von denen er das zuerst genannte zweimal malte. Ferner beschäftigte ihn damals die Composition einer Arabeske auf Goldgrund, als Titelblatt zu einem alle Schwalmerbilder zusammenfassenden Werke[1]), für welches er architektonische Studien an der Elisabeth-Kirche in Marburg zu machen hatte und zu diesem Zwecke sich

[1]) Zu der Herausgabe eines solchen Werkes ist es indeß nicht gekommen; wohl aber begann später der Lithograph Georg Koch aus Kassel im Jahre 1853 eine Nachbildung der Schwälmerbilder unter dem Titel: „An der Schwalm, Bilder aus dem hessischen Volksleben von Gerhardt v Reutern 1855 bis 1859", wovon vier Hefte erschienen sind.

auf zwei Wochen dahin begab. Hier arbeitete er außerdem noch an einem kleineren Gemälde: „Drei Schmalkalderinnen, Körbe verkaufend.“ Letzteres sowie die eben vollendete Arabeske, schickte er, ermuthigt durch obigen Brief Goethes, welcher, wie wir gesehen haben, die Sendung von Reuterns Aquarellbildern anerkennend aufgenommen hatte, im darauffolgenden Jahre 1830 nach Weimar, indem er eine Mappe neuer Gemälde, den „Spaziergang im Garten“, „das große Waldbild“, zwei Winterlandschaften und die „Eßstube“, hinzufügte. In einem Begleitschreiben zu dieser Sendung sagt er über die Arabeske Nachstehendes „Die Kunst hier auf Erden wollte ich ausdrücken, der ruhige Wald sollte die Natur repräsentiren, das Blumengebäude — die Phantasie und der Dom — die Kunst. Die Phantasie nährt sich auf dem gesunden Boden der Natur; strenge Kunstschöpfungen vorahnend, steigt sie schon in geregelter Form aufwärts und entwickelt oben die Kunst. Diese hat eine breite Grundlage; sie strebt freudig empor; sie spiegelt den Himmel wieder; aber wo ist ihr Gipfel, der vollendende Schlußstein des Ganzen? So habe ich denn auch die Façade der Elisabeth-Kirche durchgeschnitten, wo sie noch keine Abtheilung hat. Diese Kirche wählte ich in Marburg, sowie lauter Gegenstände eines Landes, das uns zur zweiten Heimath geworden. Links von oben herab sieht man Andeutungen hiesiger Localitäten. Das Wappen der Grafschaft Ziegenhain, in welcher die Schwalmgegend liegt; ländliches Geräth für Feld und Weide, dann botanische Bücher und einige seltene Blumen, die Liebhabereien meines Schwiegervaters bezeichnend, dann sein Haus, das Schwertzellsche und Bayneburgsche Wappen (der Eltern meiner Frau), ein Platz im Garten, der Hof, Ansicht der ganzen Gegend im herbstlichen Kleide, Jagd- und Favoritthunde, umgeben von den Lieblingsblumen der hiesigen Bauern, unter denen der bedeutungsreiche Rosmarin, die Karthäusernelke und der Goldlack die angesehensten sind. Diese Seite schließt mit dem Brunnen auf dem Hof und einem Bogen von einheimischen Früchten. Die rechte Seite giebt einige Hauptmomente meines eigenen Lebens: die Feldzüge unter unserem unvergeßlichen Kaiser Alexander und die lorbeerumwachsene Standarte seiner Garden sind große Erinnerungen. Der Frieden und meine Bleistift gewährten Raum für Studien und Reisen. Nun kommt die allervollste Zeit meines Lebens. 1820 gehen wir nach Livland auf mein Gut; doch bald überwindet eine schwere Krankheit so sehr meine Kräfte, daß wir 1823 das Vaterland wieder verlassen müssen, um am Genfersee und in Neapel Hülfe zu suchen. Es wird etwas besser; schöne Gegenden ermuntern

zum Zeichnen; wir kommen 1825 nach Deutſchland zurück und nach dreimaligem Gebrauch von Ems werde ich in dem hieſigen Klima geſund. Unten auf dem Bleichplatze ſpielen meine lieben geſunden Kinder und haben das Waſſer ebenſo gern, wie andere Kinder. Die Vögelgruppen auf den Spitzen der beiden Seiten beziehen ſich ſcherzhaft jede auf die ihrige." Die Mitte aber dieſes Blattes war für einige Zeilen von der Hand Goethes freigelaſſen worden, in der Abſicht, — wie ſich Reutern ausdrückte, — „jenes Bild für ſich und die Seinigen zu einem Denkmal der Zeit zu erheben, in welchem auch die Nachwelt die Liebe und Verehrung erkennen würde, mit der er Schriftzüge von der Hand des großen Dichters verzierend umgeben hatte."

Neben der Befriedigung, welche er in ſolchen ergiebigen Kunſtleiſtungen bei nunmehr andauerndem Wohlſein empfand, drückte ihn gleichwohl die Sorge in Betreff ſeines bisher noch nicht zur Erledigung gelangten Geſuchs um Aufbeſſerung ſeiner Exiſtenzmittel, wie ſie ihm von Joukovſky im Sommer 1826 in Ausſicht geſtellt worden war. Theils zum Behuf einer Beſchleunigung dieſer Angelegenheit, theils auch um nach jahrelanger Trennung ſeine alternde Mutter in Livland wiederzuſehen, entſchloß er ſich zu einer Reiſe in die Heimath.

Goethe, zu dem er ſogleich bei ſeiner Durchreiſe durch Weimar geeilt war, ſprach ihm ſeinen Dank für die Ueberſendung der Aquarelle in folgenden Worten aus: „Von der Schönheit der Arabeske ergriffen, wollte ich im Anfang wohl ſchreiben, aber es geſchah nicht und nachher getraute ich mir nicht mehr, etwas hineinzubringen. Die Sache iſt mir viel durch den Kopf gegangen. Sie müßten dazu den erſten Kalligraphen der Welt ſchreiben laſſen." — Auf die einzelnen Blätter eingehend, hob der Dichter mit der größten Anerkennung die außerordentliche Gabe der Auffaſſung und Compoſition, ſowie die Farbentöne, hervor, und rieth ihm, feſt bei der Aquarellmalerei zu verbleiben. Auch hatte er während Reuterns Aufenthalt in Weimar die erbetenen Zeilen noch nicht eingeſchrieben, ſondern ſagte beim Abſchiede: „Ich bitte, mir das Blatt zu laſſen, um ein zu guter Stunde geſchriebenes Wort darin einzutragen, denn es wäre wirklich zu ſchade, dieſe höchſt merkwürdige und in gewiſſer Hinſicht einzige Arbeit durch unnöthige Uebereilung zu entſtellen." Und, nachdem ihm Reutern ſeine Reiſepläne mitgetheilt, bemerkte er theilnehmend „Sie werden Ihren Zweck erreichen, wer in aller Stille ſchon einen ſo hohen Grad in der Kunſt erſtiegen hat, dem wird es auch ferner wohlergehen. Meier und ich

haben uns beſprochen, über Ihre Werke etwas zu ſchreiben, und wollten einige Gedanken darüber in einem kleinen Aufſatze drucken laſſen, der nachher in unſerer Zeitſchrift: Kunſt und Alterthum erſcheinen ſolle."

Ueber vorſtehende Zuſammenkunft mit Goethe und deſſen Aeußerungen in Betreff der künſtleriſchen Leiſtungen Reuterns finden wir in Johann Peter Eckermanns „Geſprächen mit Goethe in den letzten Jahren ſeines Lebens", VI. Auflage von Heinrich Düntzer, Leipzig 1885, II. Theil, Seite 227 und 228 folgende Bemerkungen, die, wenn ſie gleich eine Wiederholung unſerer Schilderung enthalten, doch wohl, als aus fremder Feder gefloßen, gewiß am Platze ſein werden. „Freitag, den 1. April 1831. Mit Goethe zu Tiſch in mannichfaltigen Geſprächen. Er zeigte mir ein Aquarellgemälde von Herrn von Reutern, einen jungen Bauern darſtellend, der auf dem Markt einer kleinen Stadt bei einer Korb- und Deckenverkäuferin ſteht. Der junge Menſch ſieht die vor ihm liegenden Körbe an, während zwei ſitzende Frauen und ein dabei ſtehendes derbes Mädchen den hübſchen jungen Menſchen mit Wohlgefallen anblicken. Das Bild componirt ſo artig, und der Ausdruck der Figuren iſt ſo wahr und innig, daß man nicht ſatt wird, es zu betrachten.

Die Aquarellmalerei, ſagte Goethe, ſteht in dieſem Bilde auf einer ſehr hohen Stufe. Nun ſagen die einfältigen Menſchen, Herr von Reutern habe in der Kunſt Niemandem etwas zu verdanken, ſondern habe Alles von ſich ſelber. Als ob der Menſch etwas anderes aus ſich ſelber hätte, als die Dummheit und das Ungeſchick! Wenn dieſer Künſtler auch keinen namhaften Meiſter gehabt, ſo hat er doch mit trefflichen Meiſtern verkehrt, und hat ihnen und großen Vorgängern und der überall gegenwärtigen Natur das Seinige abgelernt. Die Natur hat ihm ein treffliches Talent gegeben; und Kunſt und Natur haben ihn ausgebildet. Er iſt vortrefflich und in manchen Dingen einzig; aber man kann nicht ſagen, daß er Alles von ſich ſelber habe. Von einem durchaus verrückten und fehlerhaften Künſtler ließe ſich allenfalls ſagen, er habe Alles von ſich ſelber, allein von einem trefflichen nicht. Goethe zeigte mir darauf von demſelben Künſtler einen reich mit Gold und bunten Farben gemalten Rahmen mit einer in der Mitte freigelaſſenen Stelle zu einer Inſchrift. Oben ſah man ein Gebäude in gothiſchem Styl, reiche Arabesken mit eingeflochtenen Landſchaften und häuslichen Scenen liefen zu beiden Seiten hinab, unten ſchloß eine anmuthige Waldpartie mit dem friſcheſten Grün und Raſen.

Herr von Reutern wünſcht, ſagte Goethe, daß ich in die freigelaſſene Stelle etwas hineinſchreibe; allein ſein Rahmen iſt ſo prächtig und kunſtreich, daß ich mit meiner Handſchrift das Bild zu verderben fürchte. Ich habe zu dieſem Zwecke einige Verſe gedichtet und ſchon gedacht, ob es nicht beſſer ſei, ſie von der Hand eines Schönſchreibers eintragen zu laſſen. Ich wollte es dann eigenhändig unterſchreiben. Was ſagen Sie dazu, und was rathen Sie mir?

Wenn ich Herr von Reutern wäre, ſagte ich, ſo würde ich unglücklich ſein, wenn das Gedicht in einer fremden Handſchrift käme, aber glücklich, wenn es von Ihrer eigenen Hand geſchrieben wäre. Der Maler hat Kunſt genug in der Umgebung entwickelt, in der Schrift braucht keine zu ſein; es kommt Alles darauf an, daß ſie echt, daß ſie die Ihrige ſei. Und dann rathe ich ſogar, es nicht mit lateiniſchen, ſondern mit deutſchen Lettern zu ſchreiben, weil Ihre Hand darin mehr eigenthümlichen Charakter hat und es auch beſſer zu der gothiſchen Umgebung paßt.

Sie mögen Recht haben, ſagte Goethe, und es iſt am Ende der kürzeſte Weg, daß ich es ſo thue. Vielleicht kommt mir in dieſen Tagen ein muthiger Augenblick, daß ich es wage. Wenn ich aber auf das ſchöne Bild einen Klecks mache, fügte er lachend hinzu, ſo mögt Ihr es verantworten. Schreiben Sie nur, ſagte ich, es wird recht ſein, wie es auch werde!“

Ueber Warſchau begab ſich Reutern zu ſeiner Mutter nach Livland wo er dem weiteren Verlauf in Sachen ſeines Geſuches um Penſionserhöhung entgegenſehen wollte. Auf zwei in jenen Tagen zwiſchen ihm und Joukovſky gewechſelte Briefe glauben wir beſonders aufmerkſam machen zu müſſen. Denn es ſpricht ſich in ihnen einerſeits die liebevollſte ja begeiſterte Theilnahme Joukovſkys an Reuterns Leiſtungen aus, ſowie andererſeits dieſe Briefe auch Zeugniß geben von des Letzteren damaligen künſtleriſchen Beſtrebungen, die bereits die Entwicklung einer nationalen Richtung in der Kunſt fordern. Joukovſky, an die Schwälmerbilder anknüpfend, ſchrieb ſeinem Freunde aus Peterhof vom 7. Juli a. St. 1830 Folgendes:

„Je Vous dirai franchement: je ne connais rien de comparable à ces productions charmantes, ni pour la vérité, ni pour la composition. Il n'y a rien pour fasciner les yeux. Les figures ne sont pas idéales, les costumes sont plutôt grotesques; rien de pittoresque dans les sites, — et malgré cela il y a un attrait prodigieux. D'où vient donc cet attrait? De la vérité! Oui!

Chaque poëte, chaque peintre doit prêter le même serment, qu'on exige des témoins devant les tribunaux français! Il doit se placer devant le tribunal de la nature, lever la main et prononcer du fond de l'âme: la vérité, toute la vérité et rien que la vérité! Alors ses ouvrages ne seront autre chose qu'un témoignage pur pour la nature! Ce que Vous avez fait avec perfection, étant pour ainsi dire emprisonné dans quelques arpents de Willingshausen, Vous le ferez de même partout et au milieu de superbes sites de l'Italie, parmi les belles ruines de l'antiquité, aidé des costumes pittoresques des Italiens, et au milieu de nos plaines marécageuses et uniformes, avec les costumes agrestes du Nord. Partout sera le charme de la vérité; partout se retrouvera l'homme tel qu'il est dans le moment, où il a été saisi. C'est là le vrai beau! Vouloir orner et embellir la nature est un sacrilège. On a, je crois, mal compris les anciens. Ils ont été vrais, mais ils n'ont rien embelli; ils ont trouvé une belle nature. Nous sommes venus après eux et nous avons cru, qu'il n'y avait pas d'autre nature que celle, qui a inspiré les anciens; nous avons voulu forcer la nôtre à entrer dans leurs formes, et nous l'avons mutilée comme Procruste, qui allongeait ou raccourcissait les membres des voyageurs d'après son lit. „Rien n'est beau que le vrai, le vrai seul est aimable," a dit Boileau, sans comprendre le sens de ces belles paroles; car Boileau n'était qu'un esclave sec de l'antiquité belle et libre. Il ne faut pas imiter ni Raphael, ni van Eyk, ni Murillo; il faut étudier la nature et accepter humblement ce qu'elle donne, et on deviendra riche. Car la nature n'est pas avare; elle donne à pleines mains. Alors on n'aura pas de manière! Toute manière est, je crois, un défaut. C'est vrai: l'individualité du peintre s'exprime toujours dans ses ouvrages; car il voit la nature de ses propres yeux; car il la saisit de son propre sentiment; car il ajoute à ce qu'elle donne, ce qui est dans son âme. Mais cette individualité ne sera autre chose que l'âme humaine dans celle de la nature; elle sera pour nous une voix qui parle dans le désert, qui l'embellit et l'anime. Une ruine, par exemple, est belle par elle même; mais le souvenir de l'homme qu'elle a vu passer, ce souvenir qui s'y attache vaguement, lui donne un charme indéfinissable. Que la même ruine soit une ruine factice, elle fera le même effet dans le site, mais le charme

n'existera pas C'est donc l'âme humaine que nous aimons à retrouver partout: plus elle y sera, plus elle attirera la nôtre Tout cela est applicable à Vos dessins, mon cher ami! Ces cinq dessins de Schwälmerleute, Votre Kinderstube, Votre Familienzimmer, sont autant de chefs d'oeuvre! Meyer peut avoir raison, les Korbmädchen présentant une scène admirable par la vérité. Quant à moi, je serais bien indécis, si l'on me demandait à indiquer ce que je préfère. Je ne puis pas juger en artiste. Mais mon sentiment m'attire de prédilection dans le Familienzimmer et à la porte de ce cimetière, où toute une famille porte les regrets d'une perte récente Le dernier dessin surtout est un poême complet. Enfants, a dit le père en se levant de grand matin, aujourd'hui nous irons chez notre Margarethe! C'etait la fille aînée, qui était si aimée dans la famille, qui jouait si gaîment avec les cadets, qui était l'amie intime de sa soeur et la main droite de sa mère et la joie de son père. Les enfants l'ont vû mettre dans la terre Les paroles du père les ont tous rendus graves; ils marchent en silence; ils s'attendent à revoir quelque chose de leur amie; ils sont tranquilles et presque tristes, excepte le plus âgé, qui, sortant de la première enfance, est par celà même plus étourdi. Mais la soeur aînée comprend la mort; elle pense, regrette et prie. Le pere marche en homme; il pleure intérieurement. Mais la mère: on devine bien ce qui se passe sous le voile, dont son visage est couvert. Cette idée de cacher le visage de la mère est un trait sublime! Et tout est calme autour d'eux, le ciel est serein, l'arbre fleurit; le soleil, comme toujours, éclaire et réjouit. En un mot, c'est une perfection! Et rien de manière! Tout est naif, vrai, individuel! L'homme est là! Ni l'art, ni l'artiste, ni ses modèles ne paraissent nulle part. On est spectateur d'une scène réelle, où rien ne frappe l'imagination, où tout parle profondemenet à l'âme! J'aurais pu écrire un volume sur tous ces dessins; nous en jouirons ensemble. Quant à présent, adieu! Dans tous les cas, je Vous prie de venir vers le 10 ou 12 août à Zarskoe-Selo."

„Sie haben ganz recht", antwortete Reutern, „mit Ihrer Anſicht über die Malerei. Sie ſprechen zugleich darin einen Gedanken, einen Wunſch aus, der ſeit Jahren mich beſchäftigt. Mein Weg in der Kunſt iſt Studium der Natur; dieſes angewandt zum Ausdrücken des Geiſtigen,

des Ewigen: das iſt mein Ziel! Ewig iſt Alles rein menſchliche; aus dieſem unendlichen Schatze ergreife die Phantaſie irgend einen Zug, verſenke ſich in denſelben, daß unſer ganzes Sein davon ergriffen werde, es in ſich ſelbſt durchlebe, und nun mit dieſem vollen Herzen wieder heraus an die Natur! Man müßte ſehr eitel ſein, ihre Hülfe, ihre Gegenwart verſchmähen zu wollen! Ich fühle, nur durch ſie kann ich malen; meine Ideen würden geſtaltlos bleiben, wenn ſie mir nicht helfen wollte. Man muß mit Liebe, mit ſtiller treuer Aufmerkſamkeit, mit Beſcheidenheit zu ihr kommen. Dann geht ſie ein in unſere Abſichten und eröffnet ihre wunderbaren Tiefen, die, je länger angeſchaut und je ſtiller bewundert, um deſto tiefer und reicher ſich aufthun. Ich möchte Sie verſichern, mir iſt, gehe ich in den Wald oder ſehe ſonſt eine einfache Gegend an, als öffnete ſich mir ein hehres Buch und ich leſe gleich auf der zwanzigſten oder dreißigſten Seite fort, durchdrungen ſchon von dem Anfang deſſelben. Durch Gottes Gnade haben wir ſchon Bekanntſchaft gemacht und ſind nicht mehr verlegen um die erſten Formalitäten; es geht gleich zur Sache und ich habe Zutrauen zu unſerer Alten, ewig ſich Verjüngenden, bekommen. Habe ich nun eine Idee, welche mir das Herz zuſchnürt oder mich unruhig umhertreibt, ſo ſuche ich ſie erſt durchzuleben, und bin ich klar, ſo beſuche ich unſere erhabene Mutter Natur, um zu ſehen, was ſie dafür in Bereitſchaft hat. So redet ſie am Ende nach meinem Wunſche und ſie macht mein Bild! Dadurch ſichere ich mich vor aller Manier, vor aller Eitelkeit, und bin glücklich und unbekümmert um den Vorrath, jeder Tag wird mich weiterführen, näher zu ihr, und je näher, deſto reicher wird ſie mich machen. Der liebe Gott hat uns mit herrlichen Fürſten geſegnet, die für uns ſorgen werden, ſo daß wir ſtill und glücklich und fleißig auch für ſie ſorgen können! Denn es ſind ſchöne Blüthen im Garten der Fürſten die Bilder, dieſe würzigen Kinder der Natur und des menſchlichen Geiſtes. — Was für ein Glück wenn man dem Vaterlande dienen kann und ihm Ehre machen! Wie wundervoll iſt ſo eine Möglichkeit! Jetzt iſt eine Zeit gekommen, in der ich deutlich fühle, daß Wiſſenſchaft dazukommen muß und vorzüglich tieferes Kennen der menſchlichen Geſtalt; dazu iſt durchaus Anatomie u. ſ. w. nöthig. Dieſen letzten Winter hat unſer Karamſin mit ſeiner ſchönen Geſchichte unſeres Vaterlandes eine Revolution in mir hervorgebracht. Kein Wunder! Denn was für eine maleriſche Heldengeſchichte hat unſer altes Rußland! Ich denke nunmehr: Du mußt auch im Hiſtoriſchen Dich verſuchen und alle die Studien machen, die dazu bilden! So

Gott will, wird man mir die Mittel geben, Alles das zu erreichen, was zum Zwecke einer gründlichen Ausbildung gehört. Sie wiſſen, ich copire Niemanden, bleibe ſo frei als möglich der Natur gegenüber und werde alſo keiner Schule jemals angehören. Da habe ich oft gedacht: wäre ich in Rußland, ſo würde ich vaterländiſche Gegenſtände ebenſo gut malen, als ich fremde jetzt male; malte ich geſchichtliche Momente, ſo würden echte nationale Phyſiognomien und Geſtalten ebenſo porträtähnlich gebildet werden, wie jetzt ausländiſche Menſchen, — Sittengemälde ebenſo leicht aus unſeren Völkern, und was wäre da für ein Raum für Charakteriſtiſches! Solche Bilder würden weit tiefer das Intereſſe in Anſpruch nehmen, als fremde Darſtellungen. Man ſieht ſeine Landsleute, Gegenden, Gebräuche; ſie intereſſiren Alt und Jung, Gebildete und Ungebildete; der Sinn für das Vaterländiſche wird darin genährt, und wenn nun die künftige Jugend ſolche Werke liebgewinnt, die gegebenen Mittel zu ſolcher Kunſt in ſich und im Vaterlande ſelbſt findet, ſo wird ſie ja gleich dabei bleiben und eine ruſſiſche Kunſtſchule wird blühen, die nicht in franzöſiſcher oder italieniſcher Manier arbeitet, ſondern in einer ſo national ſelbſtändigen, als Holland und die alte deutſche Schule aufweiſt. Dieſe ſelbſtändige Kunſt hat Gott gewiß jedem Volke beſchieden, aber leider iſt durch Nachahmung bei Vielen der rechte Standpunkt verrückt worden und da war der Abweg ſchon eingewöhnt. — Die Idee eines ſolchen ſtillſchweigenden Dienſtes dem Vaterlande liegt ſehr nahe, und ich würde für dieſe Idee manche Annehmlichkeit des Lebens aufopfern. Denn in ſiebenzig bis hundert Jahren wird es ſehr gleichgültig ſein, ob wir etwas mehr oder weniger Annehmlichkeiten genoſſen; aber unſere Werke bleiben nach und ihre Brauchbarkeit oder Unbrauchbarkeit iſt wichtig. Sende ich einmal auch gute Arbeiten aus der Schweiz oder Italien, ſo wird man ſie am Ende zu den vielen Sachen ſtellen, die man ſchon hat. Sind dieſe Arbeiten aber aus unſerem vaterländiſchen Boden entſproſſen und zeigen das Eigene und Liebſte, ſo werden ſie auf uns wirken, wie Porträts theurer naher Verwandten, im Vergleich zu ſtattlichen Bildern unbekannter Perſonen. und ich glaube immer, die Richtung der vaterländiſchen Kunſtentwicklung würde aufleben! Dann wüßte ich, warum die tödtliche Bleſſur mich nicht tödten durfte und daß mein Leben dem Vaterlande nützen werde. Noch aber erlaubt weder meine Schülerhaftigkeit, noch meine Geſundheit, den eben ausgeſprochenen Gedanken auszuführen. Sollte ich einmal gewürdigt ſein, vaterländiſch zu wirken, ſo muß vor allen Dingen eine gründlichere Ausbildung erreicht ſein und eine feſtere Geſundheit. Erſtere, das glauben

Sie mir, werde ich in dieſem Sinne treulich bewachen, daß ſie nicht Fremdes annehme; es ſoll die Natur allein mich bilden und ſo, daß kein fremder Einfluß mit hineinkommt; denn die vaterländiſche Natur ſoll nachher ganz offen und treu mich finden. Sind fünf bis ſechs Jahre einmal gut benutzt worden, und ich ganz geſund, dann die Krim und das ſüdliche Rußland zum Wohnort, das ganze Vaterland aber mein unendliches Feld! Wie ſollen Bilder aus unſerer Geſchichte dann voll der frappanteſten Wahrheit unſere großen Helden und Heiligen darſtellen, dieſe Märtyrer unſerer alten Zeit! Das müßte das Volk ſelbſt für ſeine Vorzeit intereſſiren und durch Vaterlandsliebe nach vielen Richtungen hin zum Arbeiten begeiſtern. Wir wollen dieſe ſchönen Ausſichten zuſammen betrachten, wenn ich bei Ihnen bin. Ich möchte mich ſo recht ausſprechen können, gegen Sie, lieber Freund! Denn wir haben eine Leidenſchaft, die Kunſt, und eine Liebe, das Vaterland!"

In Zarskoje-Selo, wohin er ſich auf Joukovſkys Einladung begeben hatte, wurde er von der Kaiſerin ſehr gnädig empfangen, ſowie denn auch ſeine Bitte um Vergrößerung der Penſion über Erwarten günſtig dahin erfüllt ward, daß er die erbetene Zulage unter den gewünſchten Bedingungen vorläufig auf fünf Jahre bewilligt erhielt. Als Gaſt ſeines Freundes hatte er Gelegenheit von dem Park und Palais der kaiſerlichen Sommer-reſidenz verſchiedene Anſichten aufzunehmen, ſowie die Bekanntſchaft der ruſſiſchen Künſtler Utkin, Worobjew und Brülow zu machen; in dem Grafen Tolſtoi aber fand er einen alten Bekannten wieder.

Wegen der damals ausgebrochenen Cholera-Epidemie ſchob Reutern ſeine Rückreiſe in's Ausland bis zum nächſten Frühjahr hinaus und bezog in Lemſal ein Haus in der Nähe ſeiner Mutter. Sobald der erſte Schmerz über das Getrenntſein von Weib und Kind einigermaßen geſtillt war, begann hier ein idylliſches Leben unter den Verwandten, welches ihm die für ſein Wohlbefinden ſo nothwendige geiſtige ſowohl, als auch leibliche Ruhe gewährte.

Damals entſtanden zahlreiche, mit größtem Fleiße ausgeführte, Porträts und Genrebilder in Aquarell; auch ſchaarte ſich um ihn ein Kreis von Schülerinnen, aus ſeinen Nichten, den Töchtern ſeines Bruders Hermann, ſowie einem Fräulein von der Brüggen beſtehend, denen er zweimal wöchentlich Unterricht im Zeichnen ertheilte. Im März 1831 konnte er an Joukovſky, als Reſultat der oben geſchilderten fleißigen Studien während des verfloſſenen Winters, eine Sendung von Zeichnungen abgehen laſſen,

unter denen namentlich hervorzuheben ſind: „das Schwälmer Trauerbild“, ferner eine Familienſcene aus Wilzalln, dem Gute ſeines Bruders in Kurland, mit beiden Nichten, am Clavier ſpielend und ſingend, ſowie fünf- unddreißig Blätter, Porträtſkizzen mit der Feder und in Farben enthaltend. Bei Anfertigung der letzteren hatte er ſein beſonderes Augenmerk auf die Phyſiognomien ruſſiſcher Bauern gerichtet und ſich bemüht, vaterländiſche Typen möglichſt getreu wiederzugeben.

Der erhofften Hinausreiſe ſtellte ſich zum zweiten Mal der Wiederausbruch der Cholera in den Weg: Reutern ſah ſich gezwungen, die Abnahme der Epidemie in Loddiger abzuwarten, was ihm keineswegs leicht fiel. Denn immer von Neuem trat vor ſeine Seele das Bewußtſein, in dem Kreiſe ſeiner livländiſchen Verwandten, ſo eng verbunden er ſich mit ihnen auch fühlen mochte, dennoch nicht ganz an ſeinem Platze zu ſtehen. Ueber dieſe ſeine Gefangenſchaft ſpricht er ſich in den Briefen an ſeine Frau in den Worten aus: „Was wäre ſie für eine Pein für mich ohne Arbeit, ohne die herrliche Ueberzeugung, daß, wie überall dem Thätigen, ſo auch mir hier, genug zum Fortſtreben und Arbeiten gegeben iſt!“

Mittlerweile erhielt er nachträglich, durch Vermittelung ſeines Freundes Radowitz, folgende zwei, von Goethe unterzeichnete, Schreiben in Veranlaſſung der demſelben früher zugeſtellten Gemälde, datirt Weimar, den 22. April n. St. 1831:

I. „Ew. Hochwohlgeboren koſtbare Sendung ſetzte mich, daß ich's nur geſtehe, in einige Verlegenheit; denn ich ſah mich, ſowohl durch Ihren wiederholten Wunſch, als durch die beygefügte höchſt würdige Gabe beynahe unvermeidlich gedrungen ein Verlangen zu erfüllen, welches mir einigermaßen bange machte. Mit ſolchen Empfindungen ſtellte ich das merkwürdige Bild Ihro Kaiſerlichen Hoheit der Frau Großherzogin vor, welche, ſehr zufrieden, ſolches wiederzuſehen, mich ernſtlich ermahnte, die verlangte Inſchrift auf die leergelaſſene Tafel einzuſchreiben. Hierdurch gewann ich Muth und ich wünſche, daß Sie mit dem Reſultat einigermaßen zufrieden ſein mögen. Eingepackt iſt die Sendung wieder; möge ſie glücklich zu Ihnen gelangen!

Beym Abſenden enthielt ich mich nicht, jenem herrlichen Blatte nachzurufen:

Wort und Bilder, Bild und Worte
Locken euch von Ort zu Orte,
Und die liebe Phantaſey
Fühlt ſich hundertfältig frey!

Da aber gegenwärtiges Blatt früher bey Ihnen ankommen wird, als jenes Größere, Hauptſächliche, ſo vermelde ich hier vorläufig, was ich dort eingeſchrieben, mit dem herzlichen Wunſche, Sie mögen dadurch Ihr Meiſterwerk nicht entſtellt ſehen

Gebildetes fürwahr genug!
Bedürft es noch der Worte?
Wir ſehn des lieben Lebens Zug.
Durch Stunden ſchleicht's und Orte.
Die hohe Gabe preiſen wir,
Die grauſam Unheil ſteuert.
Auf Weg und Stegen Blumenzier
Dem holden Freund erneuert.
Doch jedes Auge, wie es blickt,
Wird in Bewund'rung ſteigen!
Der Geiſt erhoben und beglückt,
In ſtiller Freude ſchweigen!

Mit den treueſten Segnungen, in Hoffnung freudigen Wiederſehens nach ſo manchen ſtörenden Ereigniſſen, die lebhafteſten Grüße Ihrer hieſigen Freunde und Verehrer hinzufügend, unwandelbar theilnehmend J. W. v. Goethe."

II. „Das höchſt anmuthige Blatt[1]) verlangt eine beſondere Erwähnung; es iſt anzuſehen als ein Meiſterſtück Ihres Talents, geübten Welt- und Naturblicks, techniſcher Fertigkeit, realiſtiſcher Darſtellung der Gegenſtände, dabey eines höchſt ſittlichen Eindringens in die Gemüthsverfaſſung und Stimmung bis zu den unterſten Claſſen. Dieſes Blatt hätten Sie mir nicht ſo freygebig verehrt, wären Sie nicht überzeugt, daß ich es von Grund aus zu ſchätzen weiß, und daß es mir das größte Behagen giebt, wenn von Ihnen und Ihren Vorzügen die Rede iſt, wie oft genug geſchieht, mich nun jederzeit auf ein ſo vollſtändiges Zeugniß berufen zu können. Verpflichtet ergeben J. W. v. Goethe."[2])

Die Arabeske ſelbſt aber hatte Goethe mit einem, ebenfalls von ſeiner Hand unterzeichneten, freundlichen Schreiben vom 11. Juni n. St. an Reuterns Frau, welche wegen längeren Ausbleibens der Sendung ſich bei

[1]) Die drei Schmalkalderinnen, Körbe verkaufend.

[2]) Beide Briefe im Concept ohne Datum ſind wiedergegeben im oben angeführten Goethe-Jahrbuch, V. Band, Seite 36 und 37.

Frau von Goethe danach erkundigt hatte, nach Willingshauſen zurückgeſandt. Dieſer Brief dürfte gleichfalls hier nicht fehlen:

Theuerſte gnädige Frau! Das an meine gute Schwiegertochter erlaſſene vertrauliche Schreiben hat mich tief im Innerſten geſchmerzt. Indeſſen ich von Tag zu Tag, hoffte, Ihren Herrn Gemahl bey mir zu ſehen; ſo muß ich erfahren, daß er in einer ſo bedenklichen, für ſeine Anverwandten und Freunde höchſt bänglichen, Lage ſich befindet. Ein Mann, der wegen ſeiner Eigenſchaften und Vorzuglichkeiten das beſte Geſchick verdient, der mir von jeher ſo viel Vertrauen geſchenkt und für den meine Hochachtung immer wachſen mußte!

Wir haben für ihn, ſowie, mehr oder weniger, für uns Alle mit frommer Zuverſicht zu bedenken: daß jenes allgemein Bedrohliche, welches über der ganzen Welt ſchwebt, den Einzelnen oft ganz wunderartig vorbeygeht und verſchont.

Das Porteſeuille, wonach Sie, wie billig, mit Antheil fragen, iſt, durch die Vermittelung des Herrn Obriſt von Radowitz zu Berlin, in meinen Händen. Ich habe das mir, in einem beygefügten Schreiben des trefflichen Freundes, gewidmete Natur- und Kunſtblatt, mit einer gewiſſen ſcheuen Dankbarkeit, in meine Sammlung zu den beſten gelegt und empfand um ſo mehr einige Verlegenheit, als es mir, geraume Zeit nicht gelingen wollte, ſeinen wiederholten Wunſch zu erfüllen. Ich hatte immer eine Art von Scheu, den, zwiſchen den herrlich-reinlichen Arabesken gelaſſenen Raum durch Schrift zu verunſtalten, beſonders da ich der Abſicht gemäß hielt, ſelbſt zu ſchreiben und man denn doch niemals vor Unglück und Irrthum der Feder gewiß ſeyn kann. Endlich hab ich mir ein Herz genommen und es ſteht nun, wie es eben gelingen wollte.

Dieſes Hauptblatt iſt nun, wie es angekommen, ſorgfältig eingepackt und ſteht zu augenblicklicher Abſendung bereit. Den Namen Desjenigen, der, von Kaſſel aus, mir früher dergleichen Kunſtſchätze ſpedirte, wüßt ich nicht gleich zu finden. Wollten Sie mir ihn melden und dem guten Manne einen näheren Auftrag geben; ſo konnte dieſer Schatz, den ich ungern ſo lange verwahrte, bald wieder in Ihren Händen ſeyn. Meine gute Schwiegertochter dankt für das ihr erwieſene Vertrauen und hofft, durch das baldige Ausrichten des ihr gegebenen Auftrags, Entſchuldigung zu erlangen, daß ſie nicht unmittelbar ſelbſt Ihre freundliche Zuſchrift dankbar erwiedert, indem ich mich eher als ſie beeilen kann, Sie, meine Gnädige, aus der bisher unangenehm empfundenen Ungewißheit zu ziehen.

Mit den treueſten Wünſchen für unſer aller Beſtes, will ich mich hiermit angelegentlichſt empfohlen haben. Meiner gnädigen Frau anhänglicher gehorſamſter Diener J. W. v. Goethe."

Trotz möglichſter Schonung und Vorſicht in ſeiner Lebensweiſe hatte Reutern dennoch einen Anfall der herrſchenden Krankheit zu überſtehen, der eine derartige Schwäche hinterließ, daß er ſich gezwungen ſah, die für den 1. September a. St. geplante Hinausreiſe wiederum aufzugeben. Dazu kam noch die täglich wachſende Abnahme der Kräfte ſeiner alten Mutter, was ihn ſchon ſeit einiger Zeit mit ängſtlicher Sorge um ihr Leben erfüllt hatte. Alles das, verbunden mit den jüngſten Nachrichten über den Ausbruch der Cholera an den Orten, die er auf ſeiner Fahrt hätte berühren müßen, hatte zur Folge, daß er ſich ſchließlich nach Riga um ärztlichen Rath wandte, ob überhaupt eine Reiſe in dieſem Jahre thunlich wäre. Dr Huhn ſprach ſich dahin aus, die beſchwerliche Reiſe würde in Reuterns derzeitigem Zuſtande wohl ganz und gar nicht anzurathen ſein, weil er weder die Strapazen derſelben, noch den Einfluß der rauheren Herbſtwitterung zu ertragen im Stande ſei, auch viel zu empfänglich wäre für Anſteckung bei der überall verbreiteten Krankheit. So war er denn zum dritten Mal genöthigt, das Wiederſehn mit den Seinen den zwingenden Rückſichten auf ſeine Geſundheit aufzuopfern und ſich abermals für den kommenden Winter in Loddiger einzurichten. Bei Entbehrung der eigenen Häuslichkeit tröſtete ihn gleichwohl die Anweſenheit ſeines Sohnes Alexander, deſſen Erziehung in der Familie ſeines Bruders gewiſſermaßen unter ſeinen Augen vor ſich gehen konnte; noch mehr aber das feſte Vertrauen, welches er in die liebevolle Leitung ſeiner abweſenden Kinder durch deren einſichtsvolle Mutter ſetzte, die ja in Allem mit ihm eines Sinnes war. Seine Aquarellſtudien ſuchte er eifrigſt fortzuführen und bethätigte dieſes Streben durch Anfertigung von über hundertvierzig größeren und kleineren Blättern, meiſt Köpfen nach der Natur. Ebenſo ſetzte er den Unterricht ſeiner Nichten und einiger hinzugekommener Damen weiter fort und hatte dadurch die Genugthuung in anregender Weiſe auf die jugendlichen Gemüther ſeiner unmittelbaren Umgebung einzuwirken, ſowie hiermit ſeinem Ideale ſich zu nähern, der Kunſt in der Heimath einen reicheren Boden zu bereiten.

Am 5. December a. St. ſtarb ſeine Mutter in einem Alter von zweiundſiebenzig Jahren, umgeben von faſt allen ihren Kindern und Großkindern. Einen nicht geringen Troſt bei dem tiefen Schmerz über dieſen

Verluſt gewährte ihm das Bewußtſein, bei dem Hinſcheiden der allverehrten Mutter zugegen geweſen zu ſein und noch den Segen aus ihren Händen empfangen zu haben.

Reuterns Geſundheit hatte ſich durch Gewöhnung an das nordiſche Klima allmählig gefeſtigt; die Schmerzen an ſeiner Bleſſur waren bei der gleichmäßigeren Temperatur in den Wohnzimmern beinahe gänzlich geſchwunden, ſo daß ſogar Pläne in ihm reiften, von Deutſchland zu ſcheiden und durch die Rückkehr in die Heimath ſeiner Familie die Wohlthat eines feſten Wohnſitzes zu gewähren.

Einen neuen Anſtoß erhielt ſein Arbeitseifer durch die Ankunft ſeines Vetters Alexander von Helmerſen, Capitän im Semenowſchen Garderegimente, auf dem Durchmarſche deſſelben aus der polniſchen Campagne nach St. Petersburg. Dadurch bekam er Modelle der mannigfachſten Typen und malte, während der kurzen Raſt dieſes Regiments in Lemſal, fünf Soldaten aus verſchiedenen ruſſiſchen Gouvernements, um dieſe Bildniſſe ſpäterhin Seiner Majeſtät dem Kaiſer zu Füßen zu legen und damit auch in dieſer Richtung der Malerei ſich verſucht zu haben. In den Freiſtunden nahm er dann bisweilen auch lebhaften Antheil an den Vergnügungen der Jugend auf dem Eiſe, wofür er beiläufig in Briefen an ſeine Frau um Verzeihung bat wegen Mangels an geſetztem Weſen. Im März 1832 wurde eine abermalige Sendung von neunundſechszig Blättern, mit Joukovſkys Adreſſe auf die Poſt gegeben. Es waren dies die ſoeben erwähnten Porträts von Soldaten des Semenowſchen und Pawlowſchen Regiments, ferner lettiſche, ehſtniſche und jüdiſche Typen, theils Federzeichnungen, zum Theil aber auch Aquarellgemälde, über welche er in einem Briefe an ſeinen Freund ſich unter Anderem folgendermaßen ausſpricht: „Ich fühle, daß ich im Eindringen in die Natur vorrücke. Das große Buch, welches Niemand ausleſen kann, hat denn doch wieder einige Seiten aufgeſchlagen. Und wenn ich recht ſchwere Stellen finde, da mir glücklicherweiſe jeder Lehrer und Erklärer fehlt, ſo ſitze ich darüber und ſehe, ſinne, verſuche und ſinne wieder, ſo daß ich immer näher komme, bis mir endlich das Verſtändniß aufgeht, welches dann als eigene Erfahrung gar lebendig und beziehungsreich ſich begründet. Ich kann ſagen, dieſe Zeit im Vaterlande gab mir innerlich viel! Wenn nun noch Jahre des Auslandes folgen, die Aeußerliches bringen, ſo wird das zuſammenpaſſen; wahrhaft lieb wird mir aber immer dieſes jetzige innerliche Sammeln bleiben!“

Joukovsky theilte ihm als Antwort darauf mit, wie er jene Blätter während einer Soirée bei Hofe vorgewiesen und insbesondere die charakteristischen Köpfe der Grenadiere einen so entschiedenen Beifall bei Seiner Majestät gehabt hätten, daß achtundzwanzig Nummern derselben für ein Album Reuternscher Zeichnungen bestimmt worden seien. Wir lassen den diesbezüglichen Brief des Freundes hier wörtlich folgen „Mon cher ami, j'ai reçu Vos chefs d'oeuvre au nombre de soixante neuf et je ne Vous renvoye que quarante et un. Tout le reste a été pris par l'Empereur et l'Impératrice. C'était pour moi un moment bien agréable que celui, où à une soirée de l'Impératrice j'ai montré à toute la société Vos dessins Ils ont été bien appréciés et la preuve en est la diminution de leur nombre Ayant Votre plein pouvoir j'ai prié Leurs Majestés de choisir et de prendre tout ce qui Leur plairait. Vous voyez Vous même, qu'Ils ne se sont pas arrêtés. L'Empereur a été enchanté des têtes characteristiques des soldats qu'Il a tous reconnu. Le grenadier de Pawlowsk a été donné par moi au chef du régiment, le Grand Duc Héritier. En un mot, Vous avez eu un plein succès et je suis sûr, que Vous ne regretterez pas Vos dessins. L'Impératrice aura un album particulier, tout rempli de dessins de Reutern. J'ai profité de cette occasion pour expliquer les raisons de Votre long séjour en Livonie, qui n'a en rien nui à la marche de Vos travaux. Au contraire, Vous avez pu travailler plus con amore, qu'autre part. J'ai dit encore, que Vous allez chercher Votre femme au mois de Mai et qu'après Vous irez à Berlin. Me suis-je trompé ou non? Quoiqu'il en soit, je Vous dirai, que je trouve que Vous avez fait de grands progrès, non dans la manière, car Vous n'avez pas de manière, et c'est tant mieux, — mais dans la vérité, qui est vraiment admirable dans tous Vos dessins De ce côté ils sont uniques et je ne puis rien leur comparer: tous nos dessinateurs, plus brillants au premier coup d'oeil, sont bien loin de cette perfection! Je regrette une seule chose; ce que Vous ne pouvez pas faire avant Votre départ une excursion ici; c'est vraiment dommage, que Vous n'y avez pas pensé d'avance! Vous auriez pu passer le mois d'Avril à Pétersbourg et Vous auriez fait une foule de portraits. C'est encore bien dommage pour moi, que Vous n'avez pas fait mon portrait comme il faut, que Vous n'avez de moi qu'une sorte de carricature! Dieu

sait, me retrouverez-Vous à Votre retour? Toute fois, Vous avez un bel avenir d'artiste! La nature Vous appartient déjà complètement. Quel moment pour Vous, lorsque Vous commencerez à créer Vous même! La poésie sous Votre pinceau deviendra réelle et la simple nature poètique, sans rien perdre de la vérité, qui est la poésie par excellence. Je crois même que l'Italie ne Vous est pas nécessaire A Berlin Vous trouverez assez de belles productions de l'art Et l'âme de Radowitz est plus que l'Italie. Vous puiserez d'abord Vos sujets dans les poésies allemandes. Et puis, en revenant, Vous créerez une peinture russe, en se jettant sur nos poètes, sur notre histoire, sur notre vie réelle d'aujourd'hui! Vraiment je crois, que Berlin doit Vous suffire complètement. En y restant, Vous nouerez Vos liens plus intimement avec la Russie. Radowitz Vous mettra en relation avec le Prince Royal, qui certainement est bien capable de sentir le beau de Votre talent! Vous serez entouré d'un monde ami et Vous aurez tout ce qu'il Vous faut comme homme et comme artiste! Je Vous prie de me mettre au fait de Vos plans! — En attendant, Vous avez fait une grande perte: Goethe n'existe plus! Son approbation ne sera plus dans Votre perspective; c'est un malheur irréparable! Adieu mon cher ami, tout à Vous Joukovsky."

Der in dem Briefe Joukovskys erwähnte Tod Goethes am 22. März n. St. 1832 wirkte auf Reuterns Gemüth um ſo nachdrucksvoller, als er in dem großen Dichter einen Rathgeber verlor, der ſchon beim Beginn ſeiner künſtleriſchen Beſtrebungen ihn mit väterlicher Theilnahme einzig und allein auf die Natur hingewieſen und in der eingehendſten Weiſe ſeinen ferneren Leiſtungen in der Malerei bisher gefolgt war und ſie unterſtützt hatte.

Durch den Gebrauch des Seebades am livländiſchen Strande bei Ulpiſch geſtärkt, konnte ſich Reutern endlich im Juli 1832 in Riga einſchiffen, um nach einer Trennung von uber zwei Jahren zu ſeiner Familie zurückzukehren. In Willingshauſen jedoch war ſeines Bleibens nicht lange, da er zu ſeinem leidenden Freunde Joukovſky nach Weilbach eilen mußte. Des Letzteren Frau und jüngſte Tochter kamen auch nach Weilbach und trugen durch die gemüthliche Häuslichkeit, die ſie den Freunden bereiten halfen, nicht wenig dazu bei, daß ihr Verhältniß an Innigkeit und Feſtigkeit immer mehr zunahm. Ebenſo verließ Reutern ſeinen Freund nicht

gelegentlich einer Reiſe deſſelben durch die Schweiz bis nach Vevey. Hier war es, wo der Entſchluß reifte, für den kommenden Winter gemeinſam ein Landhaus in Verner, unterhalb Montreux zu beziehen. Gleichzeitig ſiedelte Reuterns Familie dorthin über. Und, nachdem eine paſſende Heimſtätte durch das Setzen von Oefen, ſowie durch anderweitige Wohnungsverbeſſerungen verſchiedener Art, hergerichtet worden war, begann die kleine Colonie eine geräuſchloſe, mit Arbeit und Geſelligkeit ausgefüllte Exiſtenz. Unter Anderem malte Reutern hier zwei Porträtbilder ſeines Freundes.

In Folge eines heftigen Augenleidens, daß ſich Reutern durch die Blendung des ausgedehnten Waſſerſpiegels vor ſeinem Hauſe zugezogen, wurden ſeine Studien für längere Zeit unterbrochen, ſo daß er den Vorſchlag Joukovſkys, ihn auf einer Reiſe nach Italien zu begleiten bereitwilligſt annahm in der Hoffnung, dadurch ſeine bis dahin ungetrübte Sehkraft wieder zu erlangen. Im April 1833 gingen die Freunde durch die Provence nach Marſeille, dann zu Schiff nach Genua und Civitavecchia, darauf nach Neapel auf zwei Monate, und von da nach Rom, wo die Ateliers Overbecks, Thorwaldſens und Cornelius, zu welchen der Eintritt durch den preußiſchen Geſandten, Herrn von Bunſen, vermittelt worden war, beſucht wurden. Namentlich des Erſteren Compoſitionen ergriffen Reuterns leicht empfängliches Gemüth und eröffneten ſeinem Streben einen ungeahnten Ideenkreis, an den er ſich ſelbſt bisher noch nicht hinangewagt hatte. Von jenen Compoſitionen geſtand er, daß darin Raphaeliſche Schönheit mit noch höherer, in der Gegenwart erſcheinender, Reinheit ſich ausſpreche. Auch lernte er in Rom durch den hannöverſchen Geſandten Herrn von Keſtner, einen jungen Maler Steinle kennen, der in Overbecks Sinne mit dem ausgeſprochenſten Talente religiöſe Gegenſtände darſtellte, — eine, wie wir ſehen werden, für Reuterns künſtleriſche Entwicklung höchſt bedeutſame Bekanntſchaft.

Nach Verner am 16. Juni n. St. zurückgekehrt, verlebten die Freunde noch zwei Monate im Familienkreiſe. Alsdann begab ſich Reutern mit den Seinen wiederum nach Willingshauſen. Der fortdauernd leidende Zuſtand von Reuterns Augen erforderte indeß eine ernſtliche Behandlung derſelben. Zu dieſem Behufe ward beſchloſſen, nach Neujahr 1834 eine ſolche in Gießen bei dem damals berühmten Oculiſten, Dr. Balſer, zu ſuchen. Hier wurde ihm das die Augen zu ſehr anſtrengende Aquarellmalen gänzlich unterſagt. Er durfte fortan während der wenigen, vom

Ärzte ihm für die Beſchäftigung mit der Kunſt zugeſtandenen Stunden ſich ausſchließlich der Oelmalerei, welche ſein Sehvermögen bei Weitem weniger in Anſpruch nahm, widmen. Die jetzt aufſteigenden techniſchen Schwierigkeiten beim Oelmalen hoffte er anfänglich allein überwinden zu können, überzeugte ſich jedoch ſehr bald, daß er ohne Anleitung eines ſachkundigen Mannes nicht vorwärts kommen würde. Da ſollte eine Fahrt nach Wetzlar zu dem Porträtmaler Deyker die gewünſchte Hülfe bringen. In Wetzlar wurden die durch „Werthers Leiden“ bemerkenswerthen Orte aufgeſucht und zum Theil abgezeichnet oder gemalt; ſo das Grab Werthers an der Stadtmauer, Werthers Brunnen und das Dorf Gerberheim. Wie ſehr ihn Alles intereſſirte, was an jene klaſſiſche Schöpfung erinnerte, beweiſt der Umſtand, daß er auch die Schulmeiſterstochter von Wahlheim, welche er in einem Alter von neunzig Jahren antraf, malte und ſich dabei aus ihrem Leben erzählen ließ. Ebenfalls das Haus des Amtmanns Buff zeichnete er und copirte ein Porträt Lottens aus der Zeit ihrer Jugend nach einem Paſtellgemälde des Herrn von Ramdohr, der dieſes Bild für den Amtmann, ihren Vater, gemalt, ſowie ein ſolches aus ihrem Alter, welches ihre Tochter auf Stein gezeichnet hatte.

Gießens Umgebungen im Schmucke des Frühlings luden ihn zu öfteren Excurſionen ein; beſonders lieferte die Ruine des benachbarten Schloſſes Gleiberg reichlichen Stoff für Zeichnungen. Ja die freundliche Gegend und ſein zunehmendes Wohlbefinden begünſtigten ſogar poetiſche Ergüſſe, von denen wir in den nachgelaſſenen Papieren nur ſelten Proben antreffen. Bei Gelegenheit eines Spazierganges auf den die Stadt umgebenden Höhen dichtete er folgende Verſe, die ſich in einem ſeiner Briefe erhalten haben:

„Wie prächtig hat nach letzter Nacht
Sich dieſer Morgen aufgemacht!
Dies möchte, frei von Schwermuthsbanden,
Ich ſingen, der auch auferſtanden!
Von Süden weht es rein und friſch,
In Lüften ſchwebt ein Stimmgemiſch
Von tauſend muntern Kehlen!
Und ich auf heit'rer Höhe geh',
Frohlockend Wieſ' und Felder ſeh',
Im Grünen hingebreitet.
Wenn nun die Augen ſchweifend ruhn,
Wenn Töne, Luft und Farben thun
Mein Herz ſo tief erfriſchen.

Wie sollt' nicht gar Dein Morgensegen
O Gott! mir das Gemüth bewegen
Zu heil'ger Lieb' und Hoffnungsmuth?
Dir treu zu bleiben, bestes Gut!"

Auf dem Wege nach Schwalbach, wo er in diesem Sommer eine Brunnenkur gebrauchen sollte, traf er in Frankfurt a. M. mit einem ihm bereits von Rom her befreundeten Landsmanne, dem Bildhauer Eduard von der Launitz aus Kurland, zusammen und bat denselben gelegentlich, da er dessen Talent und künstlerische Erfahrung schätzen gelernt hatte, ihm einen Plan für seine weiteren Studien zu entwerfen. Launitz ging mit Freuden darauf ein und rieth ihm zunächst, für einen vorbereitenden Cursus in der Anatomie nach Frankfurt zu kommen und alsdann Berlin oder Düsseldorf für seine fernere Ausbildung aufzusuchen. Namentlich aber bat er ihn, den zuletzt genannten Ort in's Auge zu fassen, wo unter der Leitung Directors Wilhelm von Schadow, des Nachfolgers Peters von Cornelius seit dem Jahre 1826, alle Zweige der Kunst aufgeblüht wären und der Künstler von keinerlei anderweitigen Interessen, wie es nur zu leicht in großen Städten der Fall zu sein pflege, abgezogen werden würde. Nach seiner Gewohnheit holte er sich über obige Angelegenheit ebenfalls den Rath seines Freundes Radowitz ein und erhielt folgende charakteristische Mittheilung, die wörtlich hierher gesetzt zu werden verdient, weil sie zugleich eine eingehende Beurtheilung von Reuterns damaligen Bestrebungen enthält: „Für Deinen Kunstzweck will ich nicht bezweifeln, daß Düsseldorf Dir mehr bieten muß, als ein Aufenthalt in Berlin. Vielleicht ist in diesem Augenblick nirgends in Europa eine Anzahl Menschen vereinigt, die ein so gemeinsames Ziel in gleicher Richtung verfolgen und es kann Dir nur höchst förderlich sein, die Gesammtsumme dieser Bestrebungen auch für Dich zu nutzen. Ich setze voraus, daß Du nun zum Oelmalen übergehen willst. Die bloße Technik kann Dir bei Deinem Farbensinn unmöglich schwer fallen zu erwerben. Du weißt, daß meine ganze Sehnsucht ist, Dich erst in größeren Schöpfungen Deines Geistes wiederzufinden, und Du kennst auch meine alte Besorgniß, daß dieses lange Verweilen im Vorhofe, so nützlich es auch unzweifelhaft sonst ist, Dich in die Gefahr bringen konnte, die Mittel der Kunst mit ihrem Zwecke zu verwechseln. Die Fähigkeit, Alles das zu reproduciren, was die erschaffene Natur enthält, ist allerdings die unabweisliche Grundlage für alle Thätigkeit in der Kunst. Es muß aber der Gedanke hinzukommen, damit das Erzeugniß dieser

Thätigkeit ein Werk werde, das dem Geiſte angehört! Gerade für Dich, für Deine ganz ſpiritualiſtiſche Seelenbeſchaffenheit iſt es eine eigene Fügung, daß Du durch den Gang Deines Kunſtlebens darauf hingeführt worden biſt, der realiſtiſchen Seite ſo viel Zeit und Anſtrengung zu widmen. Es iſt aber nun ſicher an der Zeit, daß das Erſchaffen beginne!"

Auf das Urtheil beider Männer geſtützt, zu dem noch dasjenige des Directors des Städelſchen Inſtituts in Frankfurt, Philipp Veit hinzukam, entſchied er ſich nun vor Allem Anderen für die Academie von Düſſeldorf.

Von Reuterns Gemälden aus früherer Zeit ſei noch erwähnt „die Hausandacht", die nebſt anderen ſeiner beſten Aquarellen in der Berliner Künſtlerwelt viel Anerkennung fand und von Radowitz dem Kronprinzen übergeben wurde. Eine Reproduction dieſes Bildes findet ſich in dem Werke des Grafen Athanaſius Raczynſki „Geſchichte der neueren deutſchen Kunſt" Berlin I. Bd. 1836, woſelbſt auch eine ſehr anerkennende Beſprechung Reuterns Aquarellen zu Theil wird

---

III.

Düſſeldorf

Mit erwartungsvoller Spannung betrat er den Ort, der ihm zum Eingang in die eigentliche Künſtlerlaufbahn verhelfen ſollte. Es war gerade Ausſtellung im Academiegebäude. Seine beſondere Bewunderung erregten Bendemanns „Jeremias auf den Trümmern von Jeruſalem", deſſen „Hirten", ſowie Leſſings „Huſſitenpredigt". Auch die Arbeiten der übrigen Künſtler, eines Sohn, Schirmer, Achenbach, Funk, Dahl, Koch, Schotel, Schulten, Sonderland, Schelfhout, Reokcok, Krauſe, Schrödter, Jordan, Becker, Steinbrück, Dielmann, Hübner, Deger, Hildebrandt, ſowie eines Landsmannes von ihm, Heubel, in ihren mannichfachen Richtungen der Landſchaft und Marine, des Genres, der profanen und religiöſen Hiſtorienmalerei wirkten ſo gewaltig auf ihn ein und nahmen ihn der Art in Anſpruch, daß eine geraume Zeit verging, bis er an die nöthigen Schritte zu ſeiner häuslichen Einrichtung an dem neuen Wohnorte denken und die Bekanntſchaft mit der ihn umgebenden Künſtlerwelt machen konnte. Die mitgebrachten Arbeiten legte er ungeſäumt ſeinem Director vor und hörte zu ſeiner größten Freude auch aus Schadows Munde das günſtigſte Urtheil über dieſelben, indem, wie ihm namentlich geſagt wurde, die ent-

ſchiedenſte Anlage zum Porträtmalen, ferner ein feiner Sinn für die Farbe und überhaupt für die Natur in ſeinen Arbeiten ſich bekunde. Profeſſor Hildebrandt ward zu ſeinem Lehrer auserkoren. Derſelbe anerkannte ebenfalls in Reuterns Arbeiten das Naive, die Liebe und Wahrheit der Naturauffaſſung und eröffnete ihm die glücklichſten Ausſichten für ſeine Künſtlerlaufbahn. Nicht minder ſagten die anderen Kunſtgenoſſen ihm bereitwilligſt ihre Hülfe zu, ſo daß ſeine anfänglichen Bedenken wegen mangelnder phyſiſcher Kraft und Jugendfriſche, die ihn beim Beginn des neuen Lebensabſchnittes wohl beſchleichen wollten, durch den Anblick des geſunden fröhlichen Zuſammenwirkens der Maler ſämmtlich verſcheucht wurden. „Letztere ſind“, ſo ſchrieb er ſeiner Frau, „in einer Weiſe befreundet, gleich Söhnen eines Vaters, das ſanfte, fortgeſetzte Einwirken des geiſtigen Vaters auf dieſe Gemeinſchaft durch ſeine Lehrer und ſeine Werke iſt ein idealer Zuſtand, und in jenem Kreiſe recht Wurzel zu faſſen — mein Beſtreben.“ Nachdem eine paſſende Wohnung gefunden war, zog Reuterns Familie im November 1835 ihrem Haupte nach, glücklich, jetzt endlich vereint mit ihm einen eigenen häuslichen Heerd gründen zu dürfen.

Nunmehr entwickelte ſich für Alle ein reges, mit Arbeit ausgefülltes, Leben. Reutern eilte täglich um neun Uhr Morgens in das Atelier des beſten Coloriſten der Academie, und copirte zuerſt Studienköpfe nach Profeſſor Hübners Evangeliſten St. Mätthäus und Lucas; dann zur Natur übergehend, malte er den Kopf eines Modells des Juden Großmann. Aus dem nächſten Jahre 1836 aber ſtammen ſeine erſten ſelbſtändigen Oelgemälde, zwei Bruſtbilder in dreiviertel Lebensgröße, einen Knaben in mittelalterlichem Koſtüm darſtellend, „den indolenten Pagen“, und „ein Mägdlein, welches ein Schatzkäſtchen neugierig öffnet“. Beide Bilder hatte er, nachdem von ihnen kleinere Copieen angefertigt worden waren, zugleich mit zwei für Joukouſky beſtimmten zu Ende des bezeichneten Jahres nach St. Petersburg abgeſandt.[1])

In dem Begleitſchreiben zu obiger Sendung legte er dem Freunde die Frage vor, ob es nicht an der Zeit ſei, die Kaiſerliche Academie der Künſte zu St. Petersburg für ſeine Arbeiten zu intereſſiren, und, da er unter den gegebenen Verhältniſſen mit den ihm augenblicklich zu Gebote ſtehenden Mitteln nicht im Stande ſei, den Anforderungen ſeiner neuen

[1]) Sie befinden ſich jetzt im Palais des Großfürſten Michael Nikolajewitſch.

Stellung in Düſſeldorf zu genügen, ob die Academie nicht durch Verwendung ſeiner künſtleriſchen Anlagen ihm vielleicht zu Hülfe kommen würde. Wohl in Folge einer diesbezüglichen Verhandlung ward ihm unter dem 30. April a. St. 1836 vom Conſeil der Academie mitgetheilt, daß am 16. Januar beſchloſſen worden, in Anbetracht ſeiner erfreulichen Fortſchritte und Kenntniſſe, die er in zwei Aquarellgemälden mit Gegenſtänden aus dem Familienleben, ſowie in einem Porträt des Ehrenmitgliedes der Academie W. A. Joukovſky, an den Tag gelegt hätte, — welche Gemälde als höchſt bemerkenswerthe und von Talent, Geſchmack und Kunſtſinn zeugende Productionen anerkannt worden wären, — ihm die Ernennung zum Academiker in Ausſicht zu ſtellen und für die Erlangung des Grades eines Wirklichen Academikers eine Arbeit nach eigener Auswahl programmmäßig aufzugeben. Von einer ſolchen Erlaubniß machte er aber keinen Gebrauch, weil die oben genannten Oelgemälde zu gleicher Zeit durch die Vermittelung ſeines treuen, wie ein vorſorglicher Genius über ſeinem Geſchick waltenden, Freundes Ihrer Majeſtät der Kaiſerin als Zeichen der Ergebenheit und Dankbarkeit Reuterns dargebracht worden waren und ſowohl Ihre vollſte Anerkennung geerntet, als auch bei den übrigen Mitgliedern der Kaiſerlichen Familie ungetheilten Beifall errungen hatten. Von der Ankunft und Uebergabe der beiden Gemälde ſchrieb Joukovſky am 5. Januar a. St. 1837 Nachſtehendes:

„Je ne puis pas Vous exprimer, mon cher ami, avec quelle joie j'ai vu arriver Vos tableaux, annoncés depuis si longtemps et si longtemps attendus avec une grande impatience! Enfin, ils sont là; je vais Vous raconter chronologiquement l'histoire de leur arrivée. C'était, si je ne me trompe, le 17 Décembre J'étais chez moi Tout à coup arrive de chez le Grand Duc quelqu'un (c'était le colonel Nasimow), pour parler d'affaire avec moi et entre autres choses il me dit: „quelles délicieuses peintures a reçu le Grand Duc! Mais elles sont sans adresse. Il ne sait de qui elles viennent.“ — Je devine la chose et je prie mon colonel d'aller en toute hâte dire au Grand Duc de ne pas montrer à l'Impératrice les tableaux et de ne pas même parler de leur arrivée. Plein d'impatience, je m'habille, je cours; enfin les voilà devant moi, ses chers tableaux, et mon attente a été pleinement contentée! J'ai vu la vérité, la simple nature dans toute leur naiveté pure, dans tout leur charme indéfinissable, qui fait qu'on reste longtemps à regarder, qu'on

éprouve un contentement intérieur et qu'on revient de nouveau à son objet avec un plaisir frais, parce que le caractère de la vérité dans l'art est d'être toujours nouvelle, de ne jamais s'épuiser, de ne jamais fatiguer! Vous avez débuté par deux chefs d'oeuvre! Ce qui m'a fait un grand plaisir, c'est d'avoir trouvé le Grand Duc enchanté, comme il faut, de la simple beauté de Vos peintures; et ce sentiment n'a pas été préparé, ni dirigé par rien Car Vos tableaux sont tombés entre ses mains sans cadres et vernis. Vous avez eu la bonté de négliger de faire une adresse particulière à moi; on a donc ôté les enveloppes et le Grand Duc a vu les tableaux dans le jour le plus défavorable. Malgré cela, ils ont produit sur lui tout leur effet et tel que Votre coeur paternel peut en être content. Le premier soin, que j'ai pris, était de les emporter chez moi, de courir chez le marchand de cadres, d'envoyer chercher un apothicaire pour préparer le vernis. Mais les cadres se sont fait attendre pendant une bonne semaine, grâce à l'exactitude de nos ouvriers. Je ne les ai eu que le 24 au matin; et ce matin aussi on m'avait apporté le vernis. J'ai appelé notre ami Klara (peintre) pour couvrir de vernis les tableaux. Il est resté en extase devant eux et est encore accouru le lendemain pour les revoir. Comme le soir du 24 il y avait le Weihnachtsbaum pour les enfants de l'Empereur, j'ai eu d'abord l'idée de placer Vos tableaux sur la table de l'Imperatrice, comme cadeau de Votre part pour la veille de Noël Mais je ne l'ai pas suivi; car les tableaux auraient paru entourés de mille autres objets plus brillants et n'auraient pas produit tout leur effet. Tout le monde aurait été distrait et ils n'auraient pas pu être éclairés d'une manière avantageuse. Le lendemain était une grande cérémonie. L'Impératrice recevait les félicitations, était fatiguée; j'ai du donc remettre la présentation jusqu'au 26. Et cela a réussi parfaitement J'ai placé les tableaux dans la bibliothèque de l'Impératrice; je les ai isolés de tout; ils étaient parfaitement éclairés et, ayant tout bien préparé, j'ai fait dire à Sa Majesté, que je L'attendai avec mes marchandises. Elle était seule avec les Grandes Duchesses. D'abord arrivèrent celles-ci. Ce furent des cris de plaisir et admiration. Enfin arrive l'Imperatrice et je L'ai vu toute aussi enchantée que Ses enfants Elle a regardé longtemps, avec une grande attention, après avoir d'abord exprimé

Son plaisir par des acclamations: „comme c'est beau, comme c'est vrai!“ Elle a été étonnée du pas immense que Vous avez fait, d'autant plus qu'Elle croyait déjà, que Vous aviez abandonné l'idée de peindre à l'huile. Survient le Grand Duc et on a fait chorus pour chanter l'éloge de Vos enfants Vous pouvez juger du plaisir, que cela m'a donné! Depuis j'ai su par le Grand Duc, que l'Empereur a été tout aussi content que Sa famille. Enfin Votre début a parfaitement réussi! J'ai repris les tableaux qui sont à présent chez moi. Je Vous prie de me parler de Vos projets de peinture pour l'avenir. J'avoue, qu'une Madonne, peinte par Vous pour l'Impératrice, est un de mes rêves Mais il ne faut pas Vous influencer; suivez Vos propres idées! Seulement il est temps d'ajouter Vos propres créations à Vos créations d'après nature. En ceci je Vous renvoie à Radowitz. C'est son temps qui est venu à présent! Ecoutez bien ses leçons; il va Vous prêcher. Mais en l'écoutant avec docilité, n'obéissez qu'à Vous seul! Votre génie doit être Votre unique guide et maître! Toutefois parlez-moi de Vos projets; ce sera un secret entre nous deux et il me sera si doux de vivre un peu par Votre avenir! — J'ai oublié de Vous dire, que Sa Majesté l'Impératrice m'a chargé de Vous exprimer Son contentement et Sa reconnaissance pour le charmant cadeau que Vous Lui avez fait. Adieu, . . . le Vôtre Joukovsky.“

Reuterns unverkennbare Erfolge auf dem neu betretenem Gebiete der Oelmalerei verfehlten denn auch nicht Allerhöchſt nach Gebühr gewürdigt zu werden. In Folge einer betreffenden Unterlegung ſeines Freundes wurde er als „Maler der Kaiſerlichen Familie“ beſtätigt und ihm eine feſte Zulage zu ſeiner Penſion im Betrage von achttauſend Rubeln Banko oder zweitauſend vierhundert Rubeln Silber, an welcher die Kinder ſeiner hohen Gönnerin durch Beiträge ſich betheiligten, unter den gleichen Bedingungen wie im Jahre 1830, zuerkannt mit dem wichtigen Zuſatze jedoch, ſeine Söhne bis zur Vollendung ihrer Erziehung im Auslande bei ſich behalten zu dürfen.

Joukouſſky ſchrieb dem Freunde über den ganzen Hergang vom 12. Mai a. St. 1837 Folgendes: „Mon cher ami, il me paraît que notre affaire est parvenu à sa fin! Je ne Vous écris qu'une très courte lettre, mais son contenu pour Vous sera très long. Je reviens de chez l'Impératrice et il est très remarquable, que les

choses se sont passées juste, comme la première fois. Vous Vous souvenez, comment cela était alors. C'était à Zarskoe Selo; je viens chez l'Impératrice; je Lui parle de Vous, et pendant que je Lui parle, entre l'Empereur. Elle Lui demande: „Veux Tu faire pour Reutern ce que Tu lui as promis?“ — „Oui!“ — „Veux Tu que j'en parle à Volchonsky?“ — „Oui!“ Et ces deux oui ont décidé Votre sort! Quelle magie que la Toutepuissance! Tout à fait la même chose à présent! Je viens chez l'Impératrice; je Lui présente une petite note sur Vous. Entre l'Empereur. Elle Lui fait la même question et reçoit de Lui la même réponse. L'ordre sera donné à Volchonsky et le papier ne tardera pas à être signé! Vous voilà doté par la famille Impériale! Deux génies, celui de l'art et celui de la reconnaissance, vont Vous inspirer! Vous pourrez dorénavant Vous abandonner librement à l'impulsion de Votre talent et rien que des sentiments doux et élevés accompagneront ces inspirations! — Je n'ai à solliciter pour Vous que de la santé. Que Dieu Vous la conserve! Si elle ne Vous trahit pas, Vous ferez beaucoup. Quant à moi, je ne préfère aucun talent au Vôtre; car le caractère de Votre talent est la vérité, vérité simple, et malgré cette simplicité, vérité poetique! A présent mettez-Vous à créer et à exécuter ce qui n'existait jusqu'à présent que dans l'interieur de Votre âme! L'extérieur, c'est à dire la nature apparente, Vous est connue et Vous savez l'exprimer par Votre pinceau. Donnez-nous à présent l'intérieur, la nature invisible et grande! Et si Vous réussissez de ce côté, comme Vous l'avez déjà fait du premier, Vous aurez atteint le vrai but de l'art.“

In dem dankbaren Gefühle, mit welchem Reutern diese neue Gnadenbezeugung aufnahm, ruft er begeistert aus: „Als Maler der Kaiserlichen Familie schätze ich das Glück hoch, meinem Fürsten mit der Linken noch dienen zu können, nachdem die Rechte schon das Ihrige gethan!“ Damit verstand es sich für ihn von selbst, daß er Alles, was er künftighin malen wollte, seinem Herrn und Kaiser darzubringen für seine Pflicht und Schuldigkeit erachtete und auf von verschiedenen Seiten an ihn gestellte Anerbietungen, von Privatleuten Bestellungen anzunehmen, niemals eingegangen ist.

Nachdem nun seine pecuniären Verhältnisse in der geschilderten Weise sichergestellt waren, konnte er unbehindert allen Anforderungen seiner neuen

Lebenslage an einem ſo koſtſpieligen Orte, wie Düſſeldorf es war, gerecht werden. Unter Anderem war für den älteſten Sohn die Zeit herangekommen, wo er in das Gymnaſium einzutreten hatte. Reutern ſelbſt beſuchte während vier Monaten die Vorleſungen des von Schadow nach Düſſeldorf eingeladenen Herrn von der Launitz über Anatomie. Auch in geſelliger Beziehung begann das Leben ſeiner Familie ſich zu erweitern. Nächſt den befreundeten Künſtlerkreiſen, waren es namentlich die Häuſer des Präſidenten der Rheinprovinz, Grafen Anton von Stolberg Wernigerode, und des Diviſionsgenerals, Grafen Karl von der Gröben, ſowie mehrerer ſeiner Landsleute, Guſtav von Rennenkampf, ſeinem Schulkameraden Fedor von Berg u. a. m., mit denen nähere Beziehungen angeknüpft wurden. Neben dieſen Lichtſeiten in der neuen Exiſtenz fehlte es auch nicht an betrübenden Eindrücken, durch welche ſein theilnehmdes, für Leiden, wie für Freuden ſeiner Mitmenſchen offenes Herz in tiefe Trauer verſetzt wurde. So ſtarb der talentvolle Graf Magnus von Steenbock aus Ehſtland, der ſich ſeit einiger Zeit, obſchon leidend, in Düſſeldorf eifrig mit der Oelmalerei beſchäftigt hatte, in noch nicht vorgerückten Jahren an der Schwindſucht. Aus der trüben Stimmung, in welche ihn dies Ereigniß verſetzt hatte, wurde er durch die Ankunft ſeines als Militärbevollmächtigter des Königs von Preußen an den Bundestag zu Frankfurt am Main beorderten Freundes Radowitz herausgeriſſen. Mit ihm unternahm er zur Zerſtreuung eine Tour an die maleriſchen Ufer des Rheins.

Aus den Jahren 1837 und 1838 haben wir die Compoſition einer kleinen Landſchaft anzugeben: „ein Schäfer ſeine Schafe hütend, mit Felſen im Vordergrund“. Für dieſes Bild hatte er ſich, um ſich in der Landſchaftsmalerei zu vervollkommnen, in den Ateliers von Profeſſor Schirmer und Andreas Achenbach umgeſehen.[1]) Ferner führte er in Oelfarben die bereits im Jahre 1835 gemalte Aquarelle: „die Hausandacht von Schwalmerbauern“ aus,[2]) ferner mehrere kleinere Gemälde auf Holz mit Kreidegrund, von denen die Porträts ſeiner Kinder und eine „Schwälmerin am Brunnen“ ſich im Beſitze ſeiner Familie erhalten haben. In allen dieſen Schöpfungen ſpricht ſich Reuterns eigenſte Begabung aus, die Natur als einzige Lehrmeiſterin gelten zu laſſen und ſich nur in ſie zu vertiefen. Mit welcher Befriedigung er in Oel malte, zeigen unter An-

[1]) Es befindet ſich jetzt im Palais von Jelagin.

[2]) Im Beſitz der Herzogin von Sachſen-Meiningen.

derem folgende Worte eines ſeiner Briefe aus dieſer Zeit: „Wenn die Palette vor mir liegt und mit der Spachtel alle die fetten, ſchönen Töne reinlich gemiſcht werden, ſo hübſch, wie friſche Butter, aufgeſetzt, und nun die Pinſel in die angenehme Maſſe ſich tauchen, und Farbe für Farbe auf die glatte Leinwand gebracht wird, einen Kopf zu geſtalten, da wird einem ſo heimiſch zu Muthe, ſo warm, ſo behaglich! Die Pinſel gehorchen jetzt ſchon beſſer; die fetten Farben ſchmelzen in einander und ich lobſinge der Oelmalerei!“

Eine angenehme Unterbrechung ſeiner fleißigen Studien brachte die Ankunft Joukovſkys, welcher den Großfürſten Thronfolger auf deſſen Reiſe nach Deutſchland begleitete. Bei dieſer Gelegenheit wurde Reutern der ehrende Antrag, während einer Brunnenkur des Thronfolgers in Ems, von demſelben ein Porträt in Aquarell, in ganzer Figur daſtehend mit landſchaftlicher Umgebung, anzufertigen. „Während des Malens“, ſchreibt er ſeiner Frau, „erinnerte mich der Großfürſt an die Schlachttage von Kulm, welche geſtern und heute ſind (29. und 30. Auguſt a. St.), und wünſchte mir Glück zu dieſen Tagen. Da erzählte ich denn viel davon und er ward gerührt, als ich den Gruß des Kaiſers an unſer Regiment beſchrieb. Er erzählte dann ſehr lebhaft vom Regimente, das nun ſehr ſchön ſein ſoll. Bei Tafel trank der Großfürſt auf den Sieg bei Kulm und auf die Geſundheit der tapferen Garden, wobei er auch meiner erwähnte und mich dem anweſenden Prinzen von Naſſau als Repräſentanten jenes Sieges vorſtellte.“ Darauf ward Reutern eingeladen nach Weimar zu kommen, woſelbſt das ruſſiſche Kaiſerpaar dem Großfürſten Thronfolger begegnen ſollte. Mit Freuden folgte er dieſer ehrenvollen Aufforderung und wurde anläßlich einer Audienz bei dem Kaiſer, der ihn nach ſeiner Bleſſur befragte und von Münchener Malern, unter Anderen von dem Schlachtenmaler Peter Heß, ſprach, darauf aufmerkſam gemacht, er ſolle ebenfalls derartige Gegenſtände aus der ruſſiſchen Geſchichte, wie Schlachten ꝛc., bearbeiten. Gleichwohl lagen aber Reuterns Geſchmack ſowohl, als ſeinem Talente, ſolche Gegenſtände fern; bezeichnend jedoch ſind die ſchmeichelhaften Worte, welche der Kaiſer, auf ihn deutend, zu den Umſtehenden ſagte: „Das iſt ein braver, alter Militär,“ und nachher zu ihm ſich wendend: „Du arbeiteſt mit Deiner einen Hand, als wenn Du ihrer vier hätteſt!“

Als er ſich von dem Großfürſten Thronfolger verabſchiedete, lud derſelbe Reutern ein, ihn auf ſeiner bevorſtehenden Rückreiſe nach Rußland zu begleiten. Eine ſolche Aufforderung kam ihm um ſo erwünſchter,

als die Zeit seiner Beurlaubung für unbehindertes Leben in Deutschland ihr Ende erreicht hatte. Er begab sich also zu dem Ende in den letzten Tagen des Juni nach Stettin, um gemeinsam mit Joukovsky die Ueberfahrt auf dem für den Großfürsten bereitgehaltenen Kriegsdampfer „Bogatyr" nach Kronstadt zu machen. Nach sehr stürmischer Fahrt wohnte er der Begrüßung des Thronfolgers durch seine hohen Eltern auf dem Deck des Dampfschiffes bei und hatte das Glück von Seiner Majestät angeredet zu werden mit der Frage: „Wie kommst Du hierher?", worauf er zur Antwort gab: „Um das Gesetz zu erfüllen, Kaiserliche Majestät!" Er erhielt auch demgemäß, auf seine Bitte, wiederum für fünf Jahre die Erlaubniß, im Auslande leben zu dürfen. Später im Jahre 1848 wurde er, in Folge eines von Joukovsky, seinem wahren Schutzpatron, wie er denselben nannte, an den Thronfolger gerichteten Gesuchs, von der Pflicht ganz befreit, alle fünf Jahre zur Erneuerung seines Paßes nach Rußland zu kommen, indem er nominell der russischen Gesandtschaft in Frankfurt am Main attachirt ward. Während seines zweimonatlichen Aufenthaltes in Rußland welchen er zu Besuchen bei den Verwandten in St. Petersburg und Gatschino, sowie zu einer Reise nach Livland, benutzte, erfreute er sich nach neunjähriger Abwesenheit wieder einmal der Eindrücke, die der heimische Boden in seinem, trotz langer Trennung den vaterländischen Verhältnissen treu gebliebenen Innern hervorrief. Dem Großfürsten hatte er sodann noch vor seiner Abreise aus Rußland Gelegenheit, eine bereits in Düsseldorf vollendete Arbeit. „die Hausandacht von Schwälmerbauern", von der oben die Rede gewesen, überreichen zu können. Dieses Bild befindet sich jetzt im Palais des Großfürsten Sergei Alexandrowitsch in Ilinsk bei Moskau, unter dem Namen „der in der Bibel lesende Alte".

Die Rückreise nach Deutschland geschah über Reval, Helsingfors und Schweden, wodurch er bei der vorgerückten Jahreszeit, in welche dieselbe fiel, eine kürzere und leichtere Seefahrt erwarten und dazwischen auf dem Festlande ausruhen konnte. Außerdem lockte ihn ein Streifzug durch das ihm bis hierzu unbekannte, zuletzt genannte, Land, bei welchem Anlasse während der Kanalfahrt über den Wettern- und Wehnersee bis nach Göthaburg tüchtig gezeichnet wurde. Darauf ging er über Kopenhagen und Kiel nach Willingshausen, wo seine Frau und Kinder mit der Familie seines Freundes Radowitz den Sommer über zugebracht hatten. Im October führte er sodann die Seinen nach Düsseldorf zurück, und hier hatten ihm die Genossen unter der Künstlerschaft, als Zeichen ihrer freund-

ſchaftlichen Anhänglichkeit, einen feſtlichen Empfang bereitet, der ihn auf das Angenehmſte berührte. Die Folgen der beſchwerlichen Reiſe nach dem Norden blieben jedoch nicht aus: ſie machten ſich alsbald in Beklemmungen auf der Bruſt, an denen er ſchon früher gelitten hatte, in ſo beunruhigendem Maße geltend, daß er ſich entſchließen mußte, nach Hanau zu ziehen, um unter den Augen eines erfahrenen Arztes, in ungeſtörter Ruhe und Unangefochtenheit das beſte Heilmittel gegen ſein Uebel zu finden. Einigermaßen erleichtert wurde ihm die abermalige Trennung vom Hauſe dadurch, daß ihn ſeine älteſte Tochter Eliſabeth, deren ſanfter Charakter und liebevolle Pflege vollkommen dazu angethan waren, zu ſeiner allmähligen Geneſung am Förderlichſten beizutragen, nach Hanau begleitete. Erſt mit dem Anfange des Frühlings 1840 trat in ſeinem an Hypochondrie ſtreifenden Zuſtande eine Wendung zum Beſſeren ein, ſo daß er ſich zutrauen durfte, in die alten Verhältniſſe zurückzukehren.

Mittlerweile fand Joukovſkys Verlobung mit Reuterns Tochter Eliſabeth ſtatt, welcher ein Jahr ſpäter, im Juni 1841, die Trauung folgte.

Die mit dieſem erfreulichen Ereigniſſe in ſeiner Familie nothwendig verknüpften Gemüthsbewegungen blieben jedoch nicht ohne Einfluß auf Reuterns leicht erregbare Nerven und hatten zunächſt die nachtheilige Folge, daß ſeine früheren Bruſtbeklemmungen wieder auftraten und ihn für fortdauernde Arbeiten unfähig machten. Um ſich von dem quälenden Zuſtande zu befreien, unternahm er kleinere Fußtouren Rhein aufwärts, an die Eifel oder Moſel. Endlich, äußerlich wie innerlich gekräftigt durch derartige Erholungsreiſen, konnte er im Winter von 1840 auf 1841 ſeine Arbeiten mit erneutem Eifer wieder aufnehmen. Dazu kam, daß er in einem eigens für ihn außer dem Hauſe eingerichteten Atelier ungeſtört ſich der Kunſt hingeben durfte. Hier nun entwickelte ſich in ſeiner Phantaſie eine größere Compoſition, die er jedoch nicht gleich auf der Leinwand fixirte, ſondern erſt allmählig, wie wir ſehen werden, von einem Beſtandtheil derſelben zu dem anderen fortſchreitend, zur Darſtellung brachte. Nach ſeiner urſprünglichen Idee ſollte das ganze Werk aus drei harmoniſchen Bildern beſtehen. Die Mitte würde die heilige Dreieinigkeit in drei gleichen Figuren mit ihren entſprechenden Attributen darſtellen. Zu beiden Seiten derſelben componirte er, auf Anrathen des Directors Schadow, zwei Darſtellungen aus dem alten Teſtamente: rechts das Opfer Iſaaks, als den größten menſchlichen Gehorſam, für die Seite des Guten, und links für die Seite des Böſen den Sündenfall mit Adam und Eva und der Schlange. Ueber

jenen drei Bildern ſollte ein Chor von Engeln, auf der rechten Seite die Engel der Liebe und der Wahrheit, auf der Linken aber die des Glaubens zeigen. Für einige Zeit indeſſen wurde dieſe Arbeit durch die Ankunft Joukovſkys, der nach ſeiner Hochzeit in demſelben Hauſe, wo Reuterns Atelier lag, ſich häuslich einrichtete, unterbrochen. Das veranlaßte Letzteren, einem längſt gefühlten Bedürfniſſe nach Studien in Willingshauſen folgend, zu Anfang des Juli Monats mit dem Maler Dielmann dorthin aufzubrechen, um in dem maleriſchen Dorfe und der originellen Tracht ſeiner Bewohner ſich Motive für künftige Genrebilder zu holen. Zuerſt ſkizzirte Reutern hier ein Bildchen, das eine trauernde Wittwe mit einem Kinde auf dem Arme vor einem friſchen Grabe, deſſen Kreuz mit bunten Kronen behangen iſt, wiedergiebt. Ein heftiger Sturm an ſeinem Geburtstage, dem 18. Juli n. St., welcher in Garten und Wald die größten Verwüſtungen anrichtete, gab ſodann den Vorwurf für eine Zeichnung, auf welcher ein durch den Sturm entwurzelter Eichbaum abgebildet iſt, wie er einen Schäfer mit ſeiner Heerde zur Flucht treibt. In jenen Tagen hatte er ferner für ſeine Schwägerin eine Schwälmerin gezeichnet, welche ihr ſchlafendes Kind im Arme hält, und dieſes Bild auch auf Holz nach der Natur untermalt. Es iſt das der nämliche Gegenſtand, welchen er, wie weiter unten angegeben iſt, fünfmal gemalt hat. Die letzten günſtigen Herbſttage benutzte er im Willingshäuſer Garten für ein kleineres Gemälde, welches ein Kind darſtellt, das in ſeiner Hand ein Vogelneſt betrachtet. Wie eifrig und zugleich mit welcher Luſt er in dieſer Zeit fruchtbaren Schaffens arbeitete, zeigen folgende Worte, die er an ſeinen Schwiegerſohn richtete: „Wenn ich arbeite, kannſt Du Dir wohl denken, ſo iſt es, als ob ich einen Berg zu durchgraben hätte. Nebenbei habe ich auch eine Paſſion dafür; es iſt eine eigenthümliche Luſt, mit den ſchwachen Mitteln der menſchlichen Kunſt Gottes reichen Werken nachzueifern, ſelbſt wenn man durch eigene Unerfahrenheit und allerlei Schwierigkeiten gar nicht ausgerüſtet iſt, der wechſelvollen Natur nachzueilen. Und wenn die Wirkung und Schönheit, die man verfolgte, nicht mehr vorhanden und man mit verfehlten Anfängen zurückgeblieben iſt, ſo zeigt ſich ſchon wieder ein neues Wunder, und, wenn nicht getröſtet über das vorige, iſt man doch wieder entzückt über das neue und möchte gleich wieder hinterher, den herrlichen Schmetterling fangen.“ Außer den oben angeführten Arbeiten untermalte er auch noch ein in Gemeinſchaft mit Dielmann componirtes Bildchen, „die Kleinkinderſchule“, ſowie eine kleine weibliche Figur im Schwälmer Sonntagsſtaate.

Nach Düſſeldorf zurückgekehrt, begann er mit dem Januar des folgenden Jahres 1842 wieder ſeine regelmäßige Thätigkeit im Atelier und erreichte damit gleichſam den Höhepunkt ſeines faſt neun Jahre andauernden künſtleriſchen Schaffens an der Düſſeldorfer Malerſchule. Zuerſt wurden die beiden in Willingshauſen entworfenen Bilder: „die Wittwe am Grabe“ und „die Mutter mit dem ſchlafenden Kinde“[1]) abwechſelnd weitergefördert. Aus dieſer Zeit datirt ferner die Untermalung einer kleineren Compoſition: „die Strickerin mit der Katze“, ſowie eine Farbenſkizze: „eine kranke Mutter, welche zu ihrer Tochter über das von derſelben Vorgeleſene ſpricht“.

Bald hierauf componirte er zu der am 1. Juli a. St. 1842 bevorſtehenden Silberhochzeit des ruſſiſchen Kaiſerpaares ein Gemälde, das er in einem Briefe an ſeine livländiſchen Verwandten, wie folgt beſchreibt: „St. Georg iſt auf Wolken herniedergeſtiegen und tritt mit dem rechten Fuße eben auf den graſigen Boden, während ſein linker Fuß noch auf des Drachen Haupte ruht. Er kommt mit einem Lorbeerkranze für den Kaiſer und einem weißen Roſenkranze für die Kaiſerin, um ſie zu krönen. Um das Bild herum iſt auf einem Bogen von Goldgrund der Segensſpruch (ſlavoniſch) gemalt: „Geſegnet ſeiſt Du und es gehe Dir wohl! Dein Weib iſt wie die fruchtbare Weintraube und ſie iſt thätig in allen Räumen Deines Hauſes. Deine Söhne ſind gleich jungen Oelbäumen und Du wirſt die Söhne Deiner Söhne ſchauen!“ Hinter St. Georg liegt der ſich windende Drache ſterbend, dahinter ſein weißes Roß, das den Drachen ſchnaubend beſchnuppert. Seitwärts der goldene Schild mit dem ruſſiſchen Adler, dabei die Lanze, deren Banner, die weiße Fahne mit dem rothen Kreuz, hinter dem Haupte und hoch über demſelben in den blauen Lüften wallt. St. Georg hat eine ſtrenge jugendliche Phyſiognomie und iſt ganz in Stahl geharniſcht, auch Eiſenhandſchuhe halten die Kränze. Einen Helm hatte er dabei nicht nöthig, wohl aber das gute, ſchmuckloſe Ritterſchwert an einem ſchmalen, gehämmerten Riemen.“ „Das Beſte“, fügt er in ſeiner Anſpruchsloſigkeit hinzu, „iſt die liebevolle Ausführung und ein ſüperber Rahmen in gothiſcher Form. In den ſieben kleinen Hohlräumen des Rahmens ſind Namen und Geburtsjahre der ſieben Kaiſerlichen Kinder mit Goldfarben gemalt“. Dieſes Gemälde ging Ende Juni an ſeinen

[1]) Dieſes Bild wurde von Reutern drei Mal copirt und fand auf der Gemäldeausſtellung in Kaſſel 1844 allgemein die größte Anerkennung. Eine Copie deſſelben von Schrader, die jedoch Reutern von Grund aus ſpäter überarbeitete, befindet ſich im Beſitz ſeines Großſohns Adolf von Wulf in Seßwegen.

Beſtimmungsort ab. Joukovſky begleitete die Sendung mit einem paſſenden Gedicht von über zweihundert Verſen, in welchen er ſeine Huldigung zu dem glänzenden Feſte darbrachte.[1])

Im Januar 1843 entſtand ein kleines Aquarellbild, einen Wald mit einem Bauerfuhrwerk darſtellend, welches er dem Grafen Gröben, mit deſſen Familie die Seinen im beſten Einvernehmen lebten, ſchenkte. Ferner führte er die oben erwähnte Bleiſtiftzeichnung, den Sturm im Walde, aus nach den Worten der heiligen Schrift: „und er ſchlug den Hirten, und ſeine Schaafe wurden zerſtreut“, und zeichnete als Pendant dazu, den Gegenſatz zum Sturme, die Ruhe und Sammlung eines Kirchhofs, mit einem großen Lindenbaum als Sammelplatz der Vögel. Auch ſeiner größeren Compoſition wandte er ſich wiederum zu und bearbeitete hauptſächlich die Figur des Adam, ſowie er auch die Darſtellung des Sündenfalles zum Abſchluß brachte. Hierauf zum Opfer Iſaaks übergehend, malte er von dem Abraham vier Entwürfe und brachte ihn ſchließlich in Lebensgröße auf die Leinwand, um ihn, getrennt von den übrigen Theilen der Compoſition, fernerhin als ſelbſtändiges Gemälde zu behandeln.

Beſtändiges Unwohlſein, Anfälle von Rheumatismus und heftige Schmerzen des ganzen Oberkörpers, bewogen Reutern zu dem Entſchluß, im kommenden Jahre, jedoch erſt nach Vollendung der in Angriff genommenen Bilder, Düſſeldorf zu verlaſſen und Frankfurt am Main zu ſeinem ſtändigen Aufenthalte zu machen. Hier hoffte er nämlich, nächſt einer Verbeſſerung in Hinſicht auf das Klima, im Verkehr mit den ihm bereits bekannten und zugethanen Künſtlern Veit, Steinle, Launitz ꝛc., für ſeine in jüngſter Zeit eingeſchlagene Kunſtrichtung reicheren Stoff vorzufinden. Wir ſetzen ſeine eigenen Worte her, mit denen er den livländiſchen Verwandten ſeinen Entſchluß, nach Frankfurt überzuſiedeln, mittheilte: „Meine Düſſeldorfer Zeit geht zu Ende! Das ſagt mir meine Kunſt. Seitdem ich eine geiſtliche Compoſition bearbeite, erfahre ich täglich die Wahrheit, daß ich hier geendigt habe, und daß mich der künftige Weg anders wohin führt, an einen Ort, wo höhere Gegenſtände behandelt werden, und wo dergleichen ältere Werke ſind. Ich habe lange am Gewohnten, Guten in Düſſeldorf, am bisher ſo Nützlichen in dieſer Schule, feſtgehalten und meine Unruhe, wie eine Undankbarkeit für das Genoſſene, angeſehen. Aber die Arbeit ſelbſt, das Streben ſelbſt, das mich treibt, löſt mich demunerachtet immer

[1]) Das Bild befindet ſich gegenwärtig im Marmorpalais.

mehr von hier ab. Ich habe Frankfurt in's Auge gefaßt. Dort hat Veit ſich mit dem Inſtitut überworfen und ſtiftet nun eine eigene Schule, in welcher nach der ſtrengſten chriſtlichen Richtung in der Kunſt geſtrebt wird. Er und Steinle haben mit Overbeck in Rom ſich an den herrlichſten Werken der ſchönen Zeit entwickelt und, von dieſem klaſſiſchen Geiſt erfüllt, ſchaffen ſie jetzt zuſammen. Unſer reichbegabter Rethel iſt mit ihnen und noch einige Andere. Mich befriedigt nicht mehr das Darſtellen der Erſcheinungen dieſes flüchtigen Lebens allein; mein Gemüth ruht nicht mehr in denſelben! Es will Kopf und Hand Dem dienen, was das Herz beſchäftigt! So bin ich denn in Düſſeldorf einſam geworden, nachdem ich hier habe erlernen können die Mittel der Darſtellung; von Innen heraus iſt dergeſtalt nur die Nothwendigkeit gekommen, nach Frankfurt zu gehen."

(Schluß folgt.)

Die Hauptmomente in der Geſchichte des Chargirtenconvents.

Am 3. October d. J. vollenden ſich ſechzig Jahre ſeit dem Tage, wo der Chargirtenconvent, deſſen Gründung ſich in undurchdringliches Dunkel hüllt, zum erſten Mal in einer für die Nachwelt erkennbaren Weiſe hervortritt. Bei einer ſolchen Gelegenheit fühlt man ſich wohl veranlaßt, einen Rückblick zu werfen auf den Entwicklungsgang eines Inſtitutes, das für unſere Heimath von ſo hervorragender Bedeutung geweſen iſt. Wohl mag das Bedürfniß nach einer ausführlichen und unbefangenen Geſchichte der allmähligen Entſtehung und Organiſation unſeres Burſchenſtaates und ſeiner Inſtitutionen rege geworden ſein, wohl mag ſich der Wunſch geltend machen, es möge in der Abenddämmerung der alten Zeit eine Geſchichte des Chargirtenconvents geſchrieben werden, zumal ſich dieſer in ſeiner bisherigen Geſtalt, als eine die geſammte Studentenſchaft umſchließende Verfaſſungsform, wohl ſchwerlich lange wird erhalten können.

Eine ausführliche Geſchichte unſeres Burſchenſtaats zu ſchreiben überſteigt aber die Kräfte des Einzelnen. Das Quellenmaterial iſt erdrückend, die Vorarbeiten allzu gering. Ich glaube aber, den Leſern der „Baltiſchen Monatsſchrift“ einen Dienſt zu erweiſen, indem ich die Hauptmomente in der Geſchichte des Chargirtenconvents zur Darſtellung bringe. Mir ſteht dabei ein reiches Quellenmaterial zur Verfügung, das ich vor drei Jahren behufs Abfaſſung einer Geſchichte der Landsmannſchaft Eſtonia zuſammengetragen habe. Die Reſultate meiner Forſchungen, die in dieſem Buche niedergelegt worden ſind, ſtimmen mit der Darſtellung auf den folgenden Seiten vollkommen überein.

Dem deutſchen Nationalcharakter iſt der Genoſſenſchaftsſinn eigen. Ueberall in der Geſchichte des deutſchen Volkes begegnen wir der Tendenz zur Bildung von Corporationen. Wo gemeinſame Lebensintereſſen eine Gruppe verknüpften, da wurde eine dauernde Verbindung geſchloſſen, deren Zweck es war, die gemeinſamen Intereſſen gemeinſam zu vertreten. Der Lehnsadel kryſtalliſirte ſich in der Ritterſchaft, die ſtädtiſche Einwohnerſchaft in der Bürgergemeinde, die Kaufleute traten zu Gilden, die Handwerker zu Zünften zuſammen. Auch auf den Univerſitäten begegnen wir ſeit den älteſten Zeiten corporativen Genoſſenſchaften, meiſt mit dem Charakter von Landsmannſchaften.

Unſere Landesuniverſität zeichnet vor den deutſchen Univerſitäten eine Organiſation aus, die die geſammte Burſchenwelt umfaßt. Der Chargirtenconvent, gebildet von einer Reihe urſprünglich auf landsmannſchaftlichem Princip beruhender Corporationen, vertritt die Intereſſen der geſammten ſtudirenden Jugend und übt Geſetzgebung und Gerichtsbarkeit im Bereiche der geſammten Burſchenwelt aus. Seine Aufgabe beruht im Schutze des Einzelnen und in der Aufrechterhaltung der Burſchikoſität.

Dieſer Chargirtenconvent, der für die Entwickelung unſer Hochſchule ſo maßgebend geweſen, iſt im Jahre 1834 begründet worden. Er iſt eine Schöpfung der particulariſtiſchen Elemente in der Burſchenwelt, die nach langem heftigen Ringen ihre Gegnern, das burſchenſchaftliche Princip zu Boden geworfen hatten und nun ihre Herrſchaft über die Geſammtheit der in der allgemeinen Burſchenſchaft verbunden geweſenen Studenten ausdehnten.

Schon in den erſten Jahren der Univerſität hatte ſich, wie ich in meinem Aufſatze über das „Ringen des landsmannſchaftlichen und burſchenſchaftlichen Princips in Dorpat“ ausgeführt, eine allgemeine, die geſammte ſtudirende Jugend umfaſſende Burſchenſchaft gebildet, die es ſich zur Aufgabe geſtellt, das höchſte Ideal der Burſchenwelt, Ehrenhaftigkeit und guten Ton, zu wahren. Doch ſchon früh kam ein landsmannſchaftlich-particulariſtiſches Princip zur Geltung. Eine durch Jahrhunderte währende hiſtoriſche Entwickelung hatte eine politiſche und geſellſchaftliche Dreitheilung unſerer baltiſchen Heimath hervorgerufen, die ſich auch im Leben unſerer Burſchenwelt geltend machte. Vor allem waren es die Kurländer, die von Anfang an auf eine Sprengung der Burſchenſchaft hinarbeiteten. Ein Jahrzehnt war erſt verfloſſen, ſeitdem ihre Heimath nach langer Trennung

mit den baltiſchen Landen wieder vereinigt worden war; noch fühlten ſie ſich nicht als Bürger der alten Livlande.

Zu Ende des Jahres 1808 ſcheiden die Kurländer aus der allgemeinen Burſchenſchaft aus. Das hierdurch geſchaffene Princip einer territorialen Abſonderung hat dann dem um die Livländer ſich ſchaarenden, im allgemeinen Verbande verbleibenden Theil der Burſchenſchaft den Charakter und Namen einer livländiſchen Landsmannſchaft eingetragen. Zu Beginn des zweiten Semeſters 1810 fand dann eine zweite Theilung ſtatt, indem auch die Ehſtländer und Finnländer beſondere Corporationen begründeten. So war die Burſchenſchaft in vier nach geographiſchen Geſichtspunkten geſchiedene Gruppen zerfallen, die aber die geſammte Burſchenwelt in ſich aufnahmen, da die Zugehörigkeit zu ihnen als obligatoriſch angeſehen wurde. Im erſten Semeſter 1811 ſind dann dieſe Landsmannſchaften zu einem Repräſentantenconvent zuſammengetreten.

In dieſem Burſchenſtaate machte ſich aber bald wieder das burſchenſchaftliche Princip in nachhaltigſter Weiſe geltend und als die Univerſitätsobrigkeit ſich auf Grund des Statuts von 1803 veranlaßt ſah, auf die Landsmannſchaften eine Preſſion auszuüben, fielen dieſe zu Ausgang des Jahres 1811 zuſammen. Wieder ergoß ſich das Studententhum in die Form der allgemeinen Burſchenſchaft, die aber jetzt in eigenthümlicher Weiſe modificirt wurde. Es wurden entſprechend den vier zur Zeit beſtehenden Facultäten, der theologiſchen, juriſtiſchen, mediciniſchen und philoſophiſchen, vier Facultätsgenoſſenſchaften gegründet und ein allgemeiner Comment, der den Zweck hatte, Einigkeit, Einmüthigkeit und Einförmigkeit im Burſchenleben zu erhalten, abgefaßt.

Gegen dieſe Verfaſſungsform, die von vorn herein den Todeskeim in ſich trug, kämpften die Kurländer mit aller Kraft an. Nach langem Ringen aber ſind ſie endlich doch unterlegen. Sie mußten ſich den Facultätsgenoſſenſchaften anſchließen, doch haben ſie innerhalb derſelben ſtets eine feſt zuſammenhaltende ſeparatiſtiſche Gruppe gebildet; und während ſich das Band, das die allgemeine Burſchenſchaft umſchloß, von Jahr zu Jahr mehr lockerte, ſtärkten ſich die Kurländer zu neuem Vorſtoß.

Zu Beginn des Jahres 1816 reconſtituirte ſich die Curonia. Daraufhin von den Führern der Burſchenſchaft bei der Univerſitätsobrigkeit denuncirt, verſtanden ſie es, den Verdacht von ſich abzulenken und ihre Ankläger zu Fall zu bringen. Noch im erſten Semeſter 1816 mußten ſich die Facultätsgenoſſenſchaften auflöſen.

Jetzt riß völlige Anarchie in der Studentenſchaft ein. Zuſtände traten ein, die auch die Obrigkeit zur Erkenntniß bringen mußten, daß eine Organiſation der Burſchenwelt abſolut nothwendig ſei. So wurde denn im Frühjahr 1817, ſei es auf Initiative des neuernannten Curators, des Grafen und nachmaligen Fürſten Lieven, ſei es auf Veranlaſſung des Rectors Gieſe, wieder eine allgemeine Burſchenſchaft gegründet, die im Princip die Geſammtheit der Studentenſchaft umfaſſen ſollte; in Wirklichkeit wurde aber kein Zwang ausgeübt und daher hielt ſich eine nicht geringe Anzahl „Wilder" außerhalb des Verbandes.

Schon im Jahre 1818 iſt dieſe Burſchenſchaft, wahrſcheinlich in Folge der Verhältniſſe in Deutſchland, die zum Wartburgfeſt geführt, von der Obrigkeit aufgelöſt worden. Fortan fehlte der Dorpater Studentenſchaft jegliches Band; die Univerſitätsobrigkeit forderte bei der Immatriculation das Gelöbniß, in keinerlei ſtudentiſche Verbindung einzutreten. Recht eigenthümliche Verhältniſſe gewannen Platz. Eine Reihe älterer, durch das Vertrauen der Allgemeinheit ausgezeichneter Burſchen traten zu einem ſich cooptirenden Ausſchuß zuſammen, der die Burſchenſchaft wie mit unſichtbaren Fäden leitete. Ein Zwang ſich an den von dieſem Ausſchuß berufenen Verſammlungen zu betheiligen, beſtand nicht und die Zahl der Wilden war keine geringe.

Die urwüchſige Verfaſſungsform konnte dem landsmannſchaftlichen Princip keinen genügenden Widerſtand entgegen ſetzen. Mit eiſerner Conſequenz hielten die Kurländer ihre Idee aufrecht und machten wiederholentlich den Verſuch, ihre Landsmannſchaft zu reconſtituiren. Da iſt im Jahre 1820 von einer Reihe für die burſchenſchaftliche Idee begeiſterter Studenten, die „engere Burſchenſchaft" gegründet worden, eine Thatſache, die neuerdings beſtritten wird. Aufgabe dieſes Geheimbundes ſollte es ſein eine conſtante intellectuelle und moraliſche Majorität auf den Conventen zu bilden und damit dem burſchenſchaftlichen Princip mehr Kraft zu verleihen. Lange vermochte jedoch dieſer Bund ſeine Exiſtenz nicht geheim zu halten; im Frühling 1821 wurde ſein Beſtehen durch einen Zufall entdeckt. Ein Sturm der Entrüſtung brach los, die Separatiſten machten einen erneuten Vorſtoß.

Während ſich jetzt den Kurländern die Mehrzahl der Ehſtländer anſchloß und ſich mit ihnen zum entſcheidenden Schlage vorbereitete, legte ſich der Geheimbund, um das burſchenſchaftliche Princip zu erhalten, einen öffentlichen Charakter bei und nahm alle Burſchen im engeren Sinne, mit

Ausnahme der Wilden, die ſich principiell von allem Leben und Treiben der Burſchen fern hielten, in ihren Verband auf.

Zu Beginn des zweiten Semeſters 1821 trat die Kriſis ein; dieſe knüpft an die Feier des alljährlich zu Beginn des Herbſtſemeſters in Quiſtenthal begangenen Fuchscommerſes an. Indem die Landsmannſchaftler dieſen getrennt von der allgemeinen Burſchenſchaft im „Weißen Roß“ zu Novum feierten, war der Bruch geſchehen. Die officielle Scheidung fand am 7. September 1821 ſtatt. Hier zeigten die Deputirten der ſeparatiſtiſchen Kurländer und Ehſtländer den Austritt ihrer Mandanten aus der Burſchenſchaft und die Begründung der Landsmannſchaften Curonia mit den Farben Grün-Blau-Weiß und Eſtonia mit den Farben Grün-Violett-Weiß an. Die Antwort der Burſchenſchaft war der Verruf.

Während jetzt die Burſchenſchaft ihren ſpecifiſchen Charakter als ein die geſammte Studentenſchaft der Univerſität umfaſſender Verband einbüßte und immer mehr zu einer livländiſchen Landsmannſchaft zuſammenſchrumpfte, traten die beiden jungen Landsmannſchaften zu einem Cartell zuſammen und ſchufen einen allgemeinen Comment. Beide Lager befehdeten ſich auf das heftigſte. Als nun aber die Burſchenſchaft ſich in Folge einer durch den Rector ausgeübten Preſſion veranlaßt ſah am 20. Januar 1822 den Verruf über die Landsmannſchaften aufzuheben, war ihr Untergang beſiegelt. Sie hatte das Princip, auf dem ſie beruhte, fallen laſſen. Reformen, die in die chaotiſchen Verhältniſſe mehr Organiſation hineinbringen ſollten, fruchteten nicht mehr; bald zerfiel die Burſchenſchaft in zwei ſich befehdende Lager, die adelige Clique oder die „Dorpatenſer“ und die ſog. „Paorteren“. Erſtere neigten dem landsmannſchaftlichen, letztere dem burſchenſchaftlichen Prinzip zu.

Am 20. September 1822 ſchieden die „Dorpatenſer“ aus der Burſchenſchaft aus und conſtituirten eine Landsmannſchaft „Dorpati Livonia“ mit den Farben Roth-Grün-Weiß, zu Ende November löſte ſich dann auch die Burſchenſchaft auf und am 21. Januar des folgenden Jahres traten 19 ehemalige Mitglieder derſelben zu einer Landsmannſchaft „Fraternitas Rigensis“ mit den Farben Blau-Roth-Weiß und der offen ausgeſprochenen Tendenz zuſammen auf Begründung einer allgemeinen Burſchenſchaft, in welcher Geſtalt es auch ſein mochte, hinzuarbeiten.

Die Dorpati Livonia iſt ſchon früh in den Cartell eingetreten, den Curonia und Estonia begründet hatten, der Fraternitas Rigensis iſt die Aufnahme lange verſagt worden: die Livonia beſtritt ihr das Recht,

Riga als Baſis für eine Landsmannſchaft zu wählen. Erſt am 29. Aug. 1824 iſt die Rigensis anerkannt und gegen Garantie des allgemeinen Comments in den Cartell aufgenommen worden.

Die Geſchichte dieſes Cartells wird durch eine Reihe innerer Fehden und Conflicte gekennzeichnet. Es fehlte der Generation noch Selbſtbeherrſchung und politiſche Schulung. Sie ſah ihre Kraft darin, mit eiſerner Conſequenz ihr Recht und ihre Anſprüche zu verfechten; in Conceſſionen und Compromiſſen ſah ſie nur Schwäche. Kleinliche Motive konnten heftige Conflicte veranlaſſen, Schweſterverbindungen auf lange entzweien. So iſt die Estonia, ſo die Curonia, ſo endlich die Rigensis vorübergehend aus dem Cartell geſchieden, dem Austritt folgte regelmäßig der Verruf.

Auch im Schooße der Landsmannſchaften herrſchte Parteihader, der in der Livonia zu offenem Bruche und zur Begründung einer zweiten Landsmannſchaft Livonia führte.

Während ſo die Gebilde des landsmannſchaftlichen Princips einander befehdeten, traten Verbindungen auf, welche die Idee der Burſchenſchaft auf ihre Fahne ſetzten. Am 4. Febr. 1823 conſtituirte ſich unter Leitung von G. H. Frantzius eine aus 8 Mann beſtehende „Dörptſche Burſchenſchaft,“ die ſog. „Franciscaner“ mit den burſchenſchaftlichen Farben Deutſchlands.

Bald darauf ſchufen zwei Gebrüder Goebel die Farce einer zweiten Burſchenſchaft, eine „Teutonia“ mit den Farben Schwarz-Roth, die ſich bald den Spitznamen „Ghibellinen“ oder „die Herren vom Miſtberge“ zuzog Solche Verbindungen konnten von vorn herein nicht darauf rechnen, das von ihnen vertretene Princip zur Herrſchaft zu bringen. Sie ſelbſt haben ſich nicht lange halten können. Nach wenigen Semeſtern bereits waren ſie von der Bildfläche verſchwunden.

Als ſich die Landsmannſchaften im Jahre 1825 in Folge einer von der Univerſitätsobrigkeit ausgeübten Preſſion auflöſen mußten, war der Cartell geſprengt. Gegen Ausgang des Jahres 1825 reconſtituirten ſich die Curonia, Estonia und die beiden Landsmannſchaften, die ſich Livonia nannten; ein neuer Cartell iſt aber nicht wieder abgeſchloſſen worden. Die Erfahrungen des verfloſſenen Luſtrums mögen wohl die leitenden Kreiſe von der Nutzloſigkeit dieſes Inſtitutes überzeugt haben. Dafür traten aber die Curonia, Estonia und die alte Livonia auf Grund des Cartellcomments in ein Paukverhältniß. Aber auch in dieſem lockeren Verbande ließ ſich der Friede nicht lange erhalten. Kleinliche Motive veranlaßten die ärgſten Conflicte und nach Verlauf eines Jahres hatten alle Allurten unter einander gebrochen.

Das landsmannſchaftliche Princip ſchien nichts Lebensfähiges ſchaffen zu können. Man begann ſeinen Schöpfungen die Exiſtenzberechtigung abzuſprechen. Wiederum machte ſich innerhalb der Studentenſchaft eine Bewegung geltend, die auf Begründung einer die Geſammtheit der ſtudirenden Jugend umfaſſenden Burſchenſchaft tendirte. Das führte im Herbſtſemeſter 1826 zur Begründung der letzten „Allgemeinen Burſchenſchaft“ mit den Farben Schwarz-Roth Gold, als deren Stifter J. E. Schönfeld anzuſehen iſt.

Doch die Zeiten der Burſchenſchaften waren vorüber. Die letzte Schöpfung der Idee auf baltiſchem Boden war nicht von langer Dauer. Zunächſt hat ſie es bewirkt, daß die Landsmannſchaften ſich auf ſich ſelbſt beſannen. Sie machten Frieden mit einander und am 4. Oct. 1827 ſchloßen Estonia, Rigensis und Livonia, die ſich mittlerweile mit ihrer gleichnamigen jüngeren Rivalin vereinigt, auf der Baſis des allgemeinen Comments wiederum einen Cartell ab. Dieſer Cartell hat nun von vorn herein die Tendenz gehabt, eine die Geſammtheit der Burſchen umſchließende Verfaſſung zu begründen. Er greift die Idee der allgemeinen Burſchenſchaft auf und will ſie in der Geſtalt eines Föderativſtaates verwirklichen.

Doch der Verſuch einen Burſchenſtaat zu gründen, ſcheiterte dieſes Mal an der Selbſtſucht der Landsmannſchaften und hatte ſchließlich ſogar die Auflöſung des Cartells zur Folge, die im Frühlingsſemeſter 1829 erfolgte. Die Corporationen brachen mit einander, in bitterer Fehde bekämpften ſie ſich gegenſeitig, während ihrer Idee von allen Seiten Gefahren drohten. Die allgemeine Burſchenſchaft gewann von Semeſter zu Semeſter immer mehr an Boden. Ohne allgemeinpolitiſche Tendenzen, im Weſentlichſten ſich von den Landsmannſchaften nicht unterſcheidend, arbeitete ſie dieſen mit allen Mitteln und mit Erfolg entgegen. Dann aber hatten ſich außerhalb des Cartells nationalfremde Landsmannſchaften gebildet, die ſich von vorn herein den von den vier alten Verbindungen vertretenen Ideen gegenüber ablehnend verhielten. Im I. Semeſter 1828 conſtituirte ſich eine Polonia mit den Farben Dunkelroth-Blau-Weiß, die gegen Garantie des allgemeinen Comments vom Cartell anerkannt wurde, ohne Glied desſelben zu werden. Im I. Semeſter 1829 ſuchte auch eine Landsmannſchaft Ruthenia um die Beſtätigung nach, die ihr aber zunächſt noch nicht gewährt wurde.

Solche Verhältniſſe veranlaßten die deutſchen Landsmannſchaften noch einmal den Verſuch zu machen einen Burſchenſtaat auf landsmannſchaftlicher Baſis zu begründen. In den Jahren 1831 und 1832 haben ſie auf dem

Wege des Compromiſſes eine legislatoriſche Thätigkeit entwickelt, die einerſeits für die geſammte Burſchenwelt von einſchneidender Bedeutung war, andrerſeits aber die Abfaſſung eines für alle Verbindungen gültigen Comments anbahnte. Am 13. Aug. 1832 wurde nun auch ein ſolcher von den vier deutſchen Landsmannſchaften unterzeichnet und beſiegelt, gleichzeitig auch behufs Berathung von Fragen, die von allgemeiner Bedeutung wären, ſtändige Chargirtenconvente eingerichtet.

Damit war wieder ein Cartell begründet und ein allgemein gültiges Geſetz geſchaffen. Die Grundlage war gegeben, auf welcher ein föderativer Burſchenſtaat gegründet werden konnte. Da brach das für Dorpat ſo verhängnißvolle Jahr 1834 an. Die revolutionäre Bewegung in Deutſchland, an der die Studentenſchaft den lebhafteſten Antheil nahm, legte den der Dorpater Studentenwelt fernſtehenden Regierungskreiſen den Gedanken nahe, jede ſtudentiſche Verbindung verfolge allgemeinpolitiſche Tendenzen und dürfe darum nicht geduldet werden.

Die Dorpater Corporationen waren nicht beſtätigt, ihre Exiſtenz aber allgemein bekannt und von Seiten der Univerſitätsobrigkeit reſpectirt. Bevor nun die zu erwartenden Vorſchriften eingetroffen, legte der Rector Parrot, um dem Schlimmſten vorzubeugen, den Landsmannſchaften die dringende Bitte vor, im Intereſſe der Univerſität, ſich aufzulöſen. Bereits im November war die allgemeine Burſchenſchaft auf Vorſchrift des Curators aufgelöſt worden. Die Landsmannſchaften konnten nicht anders als dem Wunſche des Rectors Folge leiſten und löſten ſich auf. Darauf verſammelte ſich zu Ende Januar, vom Rector citirt, die geſammte Studentenſchaft in der Aula, wo ſich jeder Einzelne durch Ausſtellung eines Reverſes verpflichten mußte, keiner geheimen Geſellſchaft beizutreten.

Damit war die Entwickelung dreier Jahrzehnte mit einem Schlage zu nichte gemacht. Die Corporationen, die auf ihr Banner die Wahrung der „Honorigkeit“ und des guten Tones in der Burſchenwelt geſetzt, war untergegangen.

Die Tage des Prügelcomments brachen an. Die Univerſitätsobrigkeit vermochte auch die nothdürftigſte Ordnung nicht aufrecht zu erhalten. Bald mußte ſie ſelbſt den Gedanken aufnehmen, die Begründung irgend einer Organiſation zu veranlaſſen, die den wohlthätigen Einfluß zu erſetzen vermochte, den die Landsmannſchaften ausgeübt hatten.

So entſtanden vier vom Rector beſtätigte literäriſche Vereine, hinter denen ſich die vier deutſchen Landsmannſchaften vor den Augen der Obrig-

keit verbargen. Dieſe hatten ſich ſchon früh reconſtituirt. Es bedurfte nicht der Initiative des Rectors, um die Landsmannſchaften wieder erſtehen zu laſſen. Die Curonia hat ſich bereits am Abend nach Unterſchrift des Reverſes, die Dorpati Livonia am 4 Mai 1834 und die Fraternitas Rigensis als letzte am 21. Januar 1835 reconſtituirt. Wann ſich die Estonia wieder gebildet, wiſſen wir nicht, doch haben wir Anhaltspunkte, die den Gedanken nahe legen, daß dieſes bald nach der allgemeinen Auflöſung ſtattgefunden habe. Auch ein kleiner Reſt der Burſchenſchaft, die ſogenannten „Schwarzen Brüder," hielt noch unter dem Namen einer „Paukverbindung" bis zum Jahre 1838 zuſammen, wo ſie in die Fraternitas Rigensis überging.

Die Gefahren, die ihrer Exiſtenz gedroht, hatten in den Landsmannſchaften den Geiſt geläutert. Geeint gehen ſie aus den Stürmen des Jahres 1834 hervor, und was bisher an der Selbſtſucht und Uneinigkeit der Verbindungen geſcheitert war, das konnte jetzt errungen werden: Die Landsmannſchaften betraten den politiſchen Schauplatz, das Banner der Burſchenwelt führend, in den Stürmen, die von Oben her erregt worden, iſt der Chargirtenconvent hervorgegangen. Eine Gründungsurkunde unſeres Ch. C. hat ſich nicht erhalten; wir kennen kein Datum, auf welches die Gründung zurückzuführen wäre; am 8. October 1834 beſtand der Chargirtenconvent bereits.

Die Gründung des Chargirtenconvents beruht auf zwei Momenten: Einerſeits auf einer Conföderation der vier deutſchen Landsmannſchaften, andrerſeits auf der uſurpirten Repräſentation der geſammten Studentenſchaft. Bisher hatte der von den Vertretern der incartellirten Landsmannſchaften gebildete Convent den Namen „Chargirtenconvent" getragen, jetzt wird dieſe Bezeichnung auf die neubegründete Repräſentativ-Verfaſſung des Burſchenſtaates ausgedehnt.

Wie die Gründungsurkunde, ſo fehlt uns auch der älteſte Comment dieſes Burſchenſtaates. Wir können aber auf Grund des vom Jahre 1841 ab gültigen Comments und einer langen Reihe mit dem Jahre 1835 anhebender und noch erhaltener Zuſätze der älteſten Codification die Verfaſſung des Chargirtenconvents in ſeinen Uranfängen reconſtruiren.

Eberhard Kraus ſieht in ſeiner Schrift „Der Dorpater Chargirtenconvent von ſeiner Gründung bis 1880" die Bedeutung und das charakteriſtiſche Merkmal dieſes Inſtitutes in der ihm beigelegten Befugniß der Legislative. Eine ſolche übten aber auch die früheren Cartelle für die

gegenſeitigen Beziehungen ihrer Glieder aus. Die groſsartige Bedeutung des Cartells von 1834 liegt darin, daß er die Repräſentation der geſammten Studentenſchaft übernommen und ſeine Legislative auf dieſe ausgedehnt hat.

Der Chargirtenconvent von 1834 beſtand zunächſt nur aus den Landsmannſchaften Curonia, Estonia und Dorpati Livonia; die Fraternitas Rigensis ſchloſs ſich dieſen erſt im erſten Semeſter 1835 an.

Dieſe Corporationen garantiren den allgemeinen Comment. Als Centralorgan fungirt eine Verſammlung, die aus den Chargirten der incartellirten Verbindungen beſteht — der Chargirtenconvent im wörtlichen Sinne. Die Chargirten ſind an die Inſtructionen ihrer Corporationen gebunden.

Der Chargirtenconvent will die geſammte Burſchenſchaft vertreten und übernimmt damit die Verpflichtung, über die Aufrechterhaltung des Comments als eines Produktes des Burſchengeiſtes zu wachen. Ihm ſteht daher die Verwaltung und das Richteramt in Burſchenangelegenheiten zu. Der wichtigſte Moment iſt aber die Uſurpation der Legislative.

Die Geſammtheit der Studirenden und mit ihnen alſo auch die Wilden iſt dem allgemeinen Comment unterworfen und ſteht unter der Jurisdiction des Chargirtenconvents, „weil es dem Einzelnen zukommt ſich dem Willen der Corporationen, die das Wohl des Ganzen im Auge haben, zu unterwerfen.“ Um das Wildenthum feſter mit der ihm aufgezwungenen Verfaſſung zu verknüpfen wurden die Wilden ſeit 1840 unter die Landsmannſchaften vertheilt.

Semeſterlich findet mindeſtens eine Chargirtenverſammlung ſtatt. Das Präſidium wechſelt mit jedem Semeſter ab. In der Legislative gilt Einſtimmigkeit, in der Jurisdiction Stimmenmehrheit. Als Strafmittel ſtehen dem Ch. C. Verweis, temporärer und perpetueller Verruf zu, viermaliger Verweis zieht temporären Verruf nach ſich; nur bei temporärem Verrufe iſt eine Anſpaukerei ſtatthaft; perpetueller Verruf wird nur bei Diebſtahl, falſchem Spiel, Bruch eines bei vollem Bewußtſein gegebenen Ehrenwortes, Denunciation, abſichtlich geführtem Stich auf der Menſur und ähnlichen Vergehen verhängt.

Klagen gegen Corporelle werden bei ihren Verbindungen angebracht; die Wilden haben das Recht, ſich einen Convent zu wählen. Der Convent führt die Unterſuchung, der Ch. C. fällt das Urtheil.

Der officielle Verkehr unter den Corporationen fand urſprünglich auf mündlichem Wege durch die Chargirten ſtatt. Die erſte erhaltene Schrift

ſtammt aus dem Jahre 1836, und mit dem Jahre 1842 ſcheint dann ein regelmäßiger Schriftenaustauſch begonnen zu haben.

Die Bildung neuer Corporationen und ihre Aufnahme in den Ch. C. iſt von der einſtimmigen Anerkennung der incartellirten Verbindungen abhängig. Eine Corporation muß mindeſtens 3 Mitglieder haben. Freiwillige Auflöſung mit Vorbehalt von Namen, Wappen und Farben iſt geſtattet. Fügt ſich eine Corporation den Forderungen des Ch. C. nicht, begeht ſie ein Vergehen gegen den Comment oder will ſie nicht mehr über Aufrechterhaltung deſſelben wachen, ſo wird ſie aufgelöſt; will ſie ſich reconſtituiren, ſo muß ſie dasjenige Moment, das zu ihrer Beſtrafung geführt, beſeitigen und die nach ihrer Auflöſung geſchaffenen Commentpunkte garantiren.

Gegen die Excluſivität des Ch. C. machte ſich früh eine Strömung geltend: eine Polonia und eine Ruthenia verlangten Aufnahme. Die Polonia hatte ſich gleichfalls im Januar 1834 auflöſen müſſen, ihre Glieder hatten es aber, weil politiſch compromittirt, nicht wagen dürfen um Beſtätigung eines „Literäriſchen Vereines“ nachzuſuchen. Nach langen Verhandlungen erhielt die Polonia endlich am 5 Nov. 1834 die Anerkennung, Sitz und Stimme auf dem Ch. C. wurden ihr aber verſagt. Damit mußte die Polonia ſich zunächſt zufrieden geben.

Als aber die politiſchen Verhältniſſe ſich für die Polen günſtiger zu geſtalten begannen, da ſtellten ſie immer dringender die Forderung, ihr Vollberechtigung zu gewähren. Mehrere Jahre hindurch hatten ſie ſich hinhalten laſſen und erſt im Januar 1843 kamen ſie dann mit einem Schreiben ein, zu welchem der Ch. C. Stellung nehmen mußte. Die Polonia ſchrieb: Gerechtigkeit, nicht Gnade beanſpruche ſie; ein hiſtoriſches Recht liege ihrer Forderung zu Grunde, da ihr vor der Auflöſung von 1834 Sitz und Stimme auf dem Ch. C. zugeſtanden geweſen und ſie nur freiwillig auf dieſes Recht Verzicht geleiſtet habe; auch ſei ſie nicht geſonnen durch theilweiſe Aufopferung ihrer Nationalität eine bedingungsloſe Abhängigkeit zu erkaufen. Dieſer Eingabe wurde folgende Antwort zu Theil: Der Ch. C. erkenne das „hiſtoriſche Recht“ der Polonia auf Theilnahme an den Chargirtenverſammlungen nicht an, da nachweislich erſt ſeit Reconſtituirung der Corporationen ein Ch. C. exiſtire, vor dem Jahre 1834 aber nur Cartellconvente beſtanden hätten, die keineswegs eine legislative Gewalt über die Burſchenwelt ausübten und ſomit im weſentlichſten mit dem Ch. C. nicht übereinſtimmten. Mit dieſer Motivirung wurde der Polonia die

Theilnahme am Ch. C. verſagt. Die Folge war, daß ſich die Polonia mit Vorbehalt von Namen, Wappen und Farben auflöſte. Das Recht eines Vorbehaltes wurde ihr aber nicht zugeſtanden, und die den Comment nicht garantirenden Polen mit dem Verruf beſtraft.

Im I. Sem. 1835 hatte eine Ruthenia unter denſelben Bedingungen wie die Polonia die Anerkennung des Ch. C. erhalten, aber ſchon im folgenden Jahre ging ſie an einer inneren Spaltung zu Grunde. Im Nov. 1841 erhielt wiederum eine Ruthenia mit den Farben Orange-Schwarz-Weiß die Anerkennung und damit alle Rechte einer Corporation mit Ausnahme der Theilnahme am Ch. C. Erſt im Auguſt 1844, nachdem die Beſtrebungen der Polonia geſcheitert waren, richtete dieſe Ruthenia an den Ch. C. das Geſuch, ihr Sitz und Stimme zu gewähren. Mit ſeltener Einmüthigkeit aber wurde ſie abgewieſen. Darauf ſuchte ſie nach Verlauf eines Jahres darum nach, ihr wenigſtens ein Cartellverhältniß mit dem Ch. C. zuzugeſtehen. Dieſe Conceſſion wurde im Mai 1846 gemacht. Damit hatte ſich die 2. Landsmannſchaft von der Botmäßigkeit des Ch. C. emancipirt.

Die legislatoriſche Thätigkeit des Ch. C. iſt in dem erſten Luſtrum ſeines Beſtehens eine überaus beſchränkte geweſen; ein Ausbau der Verfaſſung iſt auch nicht einmal angeregt worden.

Die 4 alten Landsmannſchaften hatten ſich nach langem Ringen endlich dauernd geeint, ſie hatten die Leitung des Wildenthums an ſich geriſſen. Dieſe Errungenſchaften zu bewahren, war fortan das leitende Princip des Cartells. Die Geſetzgebung des Ch. C. beſchränkte ſich daher auf eine ſtreng conſervative Ordnung der Beziehungen unter den einzelnen Verbindungen und auf eine Stärkung ſeiner Herrſchaft über das Wildenthum. Eine von der Curonia vertretene liberale Strömung, die auf Abſchaffung des An . . . . ſſes hinzielte, ſcheiterte an dem conſervativen Sinne und der eiſernen Conſequenz der Estonia, und auch die Forderung der Curonia das Auspauken aufzuheben, fand keinen Anklang im Ch. C.

Die Beziehungen der Corporationen zu einander kennzeichnen in dieſen Jahren fortwährende Conflicte. Die Begründung eines dauernden Cartells, das Bewußtſein einer Repräſentation der Burſchenwelt und die ſchwierigen äußeren Verhältniſſe vermochten mäßigenden Tendenzen noch nicht Vorſchub zu leiſten. Perſönliche Intereſſen, meiſt kleinlicher Natur, bedingten Annäherung und Trennung der Verbindungen; hartnäckige Streitſucht und eigenſinnige Unnachgiebigkeit waren an der Tagesordnung; der Comment zog den

Corporationsbeleidigungen noch keine Schranken und erhob die corporellen Verrufe zu einem geſetzlichen Inſtitut Eine richterliche Entſcheidung über die corporellen Conflicte, wie er ſie ſich dem Individuum gegenüber beigelegt, übernimmt der Ch. C. noch nicht. Erſt mußte ein hohes Maß von Selbſtſucht überwunden werden, ehe dieſe Conſequenz gezogen werden konnte.

Das Jahr 1840 bildet im politiſchen Leben der Dorpater Burſchenſchaft eine der bedeutenſten Epochen. Ich habe in meinem „Ringen des landsmannſchaftlichen und burſchenſchaftlichen Princips in Dorpat" darauf hingewieſen, wie ſich jetzt Ideen, die in ſtrictem Gegenſatz zu den herrſchenden Anſchauungen ſtanden, Bahn brachen und im politiſchen Leben Formen ſchufen, die auch hier ein „Jung-Dorpat" anbahnten.

Die Univerſität nahm einen glänzenden Aufſchwung, hervorragende Docenten lehrten in allen Facultäten, geiſtige Intereſſen und wiſſenſchaftlicher Sinn traten im Leben der Studentenſchaft in den Vordergrund; überall machte ſich eine Bewegung gegen das herrſchende Vorurtheil geltend. Im politiſchen Leben der Studentenſchaft trat die Tendenz in Wirkſamkeit, alles hiſtoriſch Gewordene der Kritik zu unterwerfen und die auf unſittlicher Grundlage beruhenden Formen eines a priori als ſittlich anerkannten Inſtitutes zu beſeitigen. Den Ausgangspunkt für die Kritik mußten aber philoſophiſche und religiöſe Principien bilden. Das den Corporationen zu Grunde liegende Princip iſt an und für ſich ein ſittliches; doch hatte der Zeitgeiſt hier Formen geſchaffen, die mit den zur Herrſchaft gelangten Grundſätzen unvereinbar waren.

Wie ich ſchon in der angeführten Brochüre hervorgehoben, verlangte das Princip der Gleichberechtigung aller Individuen auch Gleichberechtigung im Burſchenſtaat. In Dorpat aber hatte die Schwäche des Wildenthums und die in den Landsmannſchaften verkörperte Tendenz, die Honorigkeit zu wahren, die Wilden unter die Leitung des Ch. C. gebracht. Der landsmannſchaftliche Charakter der Corporationen und ihre Vereinigung im Ch. C. beruhten auf dem unmoraliſchen Princip der Ungültigkeit des erzwungenen Ehrenwortes, der Cartell ſelbſt krankte an den corporellen Verrufen. Wohl wollte der Ch. C. die Ehre des Einzelnen ſchützen, indem er aber nur die *eine* Form der Satisfaction, das Duell, anerkannte, konnte er jedem honorigen Burſchen das Recht abſprechen, ſeine ſittliche Ueberzeugung zu bethätigen; und dabei ſetzte er ſich ſelbſt in Gegenſatz zur Idee des Duells, indem er den An . . . . ß decretirte. Ein Kampf gegen dieſe

unſittlichen Auswüchſe kennzeichnet in der Dorpater Burſchenwelt die Geſchichte der 40-er Jahre.

Die reformatoriſche Bewegung nahm ihren Ausgangspunkt im Wildenthum, die Reformen ſelbſt ſind vom Ch. C. durchgeführt worden. Das iſt das Characteriſtiſche, daß der Anſtoß von außen gekommen iſt und die Corporationen dann ſelbſt die Fragen aufgenommen und auf verfaſſungsmäßigem Wege zu befriedigendem Abſchluß geführt haben, die ihr ſtolzes Gebäude in den Grundveſten zu erſchüttern drohten.

Wie am angeführten Orte bereits hervorgehoben worden, knüpfte die reformatoriſche Bewegung vor allem an 2 Forderungen an: Die politiſche Gleichberechtigung der Burſchen und die Aufhebung des Duellzwanges.

Das numeriſche Verhältniß zwiſchen dem Wildenthum und den Corporationen hatte ſich immer ungünſtiger für letztere geſtaltet; damit war die Forderung der erſteren, an der Leitung der Burſchenſchaft theilnehmen zu dürfen, eine immer mehr berechtigte geworden. Eine Bewegung griff in der Wildenwelt um ſich, die darauf hinzielte, dem Comment den Gehorſam zu kündigen, falls nicht das Princip der Gleichberechtigung aller honorigen Burſchen praktiſch durchgeführt würde.

Die Bewegung gegen den Duellzwang nahm ihren Ausgang aus dem Kreiſe der Theologen. Der Aufſchwung des theologiſchen Studiums übte auf dieſe Gruppe einen läuternden Einfluß aus; ſie erkannte die Unmöglichkeit, die Anſchauungen, die ſie als Glied des Ch. C. zu den ihrigen machen mußte, mit ihren ſittlichen Ueberzeugungen und Grundſätzen in Einklang zu bringen. Daß ſie ihre Oppoſition auf chriſtlicher Grundlage aufbaute, gab ihr die Kraft den Landsmannſchaften gegenüber.

Im I. Semeſter 1840 verfaßte ein älterer Wilder, Hugenberger, wie es ſcheint vom Rector Ulmann beeinflußt eine kurze Punktation, in der er eine radicale Umgeſtaltung des Comments, die Aufhebung der corporellen Verrufe und ſchließlich die Begründung eines ſtudentiſchen Ehrengerichts vorſchlug. Dieſe Punktation ließ der Verfaſſer in der Burſchenwelt curiren. Sie hatte Erfolg, und ſchon im ſelben Jahre trat die Ehrengerichtsfrage in den Vordergrund. Hier aber iſt die Estonia Vorkämpferin geweſen.

Schon zu Beginn des folgenden Semeſters ſtellte die Estonia im Ch. C. den Antrag, eine Umarbeitung des Comments nach den von Hugenberger aufgeſtellten Grundſätzen vorzunehmen und erreichte die Einſetzung einer Commiſſion behufs Ausarbeitung eines Projekts.

Das Reſultat der Comiſſionsarbeiten war die Ehrengerichtsordnung, welche am 21. Mai 1841 von den Conventen garantirt wurde. Sie ſchuf ein neues Forum, das Ehrengericht, in welches alle Corporationen, auch die Polen und die Ruthenen, je 3 Richter entſandten. Alle Reißereien, ſoweit ſie nicht in der Coramage beigelegt ſind, competiren vor dieſes Forum. Das Ehrengericht iſt inappellabel, doch hat jeder ſitzende Ehrenrichter das Recht, eine ſog. unparteiiſches Ehrengericht aus der Zahl der übrigen Ehrenrichter zu berufen. Das Ehrengericht hat die Competenz, bei grundloſen oder auf Mißverſtändniſſen beruhenden Forderungen Erklärungen vorzuſchreiben, bei conſtatirter Beleidigung aber nur zu vermitteln. Am 23. Juli 1841 trat das erſte Ehrengericht zuſammen.

Gleichzeitig mit der Begründung des Ehrengerichts ſind auch der An . . . . ß und die corporellen Verrufe, dieſe Auswüchſe einer dunkelen Zeit aufgehoben worden. Fortan lag es in den Verpflichtungen des Ch. C., die Zurücknahme jeder von der einen Corporation der anderen zugefügten Beleidigung zu erzwingen; doch iſt eine Paukerei pro patria ſtatthaft.

An Stelle der Menſur auf An . . . . ß trat jetzt das Duell auf Satisfaction, d. h. die Menſur erreichte ihr Ende nicht mehr, ſobald eine klaffende Wunde von 3 Zoll Länge bei Verletzung der Muskulatur beigebracht worden, ſondern, ſobald der Beleidigte Satisfaction hatte oder aber 7 Gänge ausgemacht waren.

Mit der Ehrengerichtsfrage wird eigenthümlicher Weiſe gewöhnlich auch jene bekannte am 1. Nov. 1842 dem Profeſſor Dr. C. Ullmann gebrachte Ovation in Verbindung geſetzt. Dieſe ſcheint aber lediglich als ein Ausdruck der Dankbarkeit für das wohlwollende Intereſſe aufgefaßt werden zu müſſen, welches Ullmann der Studentenſchaft während ſeines Rectorates entgegengetragen hatte.

War die Initiative, die zur Begründung des Ehrengerichts geführt hatte, von einer einzelnen Perſon ausgegangen, ſo werden die Reformen der folgenden Jahre durch eine Strömung hervorgerufen, die ſich bereits der weiteſten Kreiſe bemächtigt hatte.

Fortan handelte es ſich um die Aufhebung des Duellzwanges. Natürlich war das Streben darnach in der Wildenwelt ein regeres, als in den Corporationen, wo es durch die Rückſicht auf das Urtheil der Geſellſchaft und durch das Gefühl politiſcher Bevorrechtung gedämpft wurde. Ihren Mittelpunkt fand die Bewegung gegen das Duell in dem jungen

theologiſchen Verein, der ſeine Ideen in den weiteſten Kreiſen der Wildenwelt verbreitete.

Daneben macht ſich eine Bewegung geltend, die für das Wildenthum ſtaatsbürgerliche Rechte beanſpruchte. Beide Strömungen floſſen zu einer allgemeinen Oppoſition gegen die beſtehende Verfaſſung zuſammen, die im 2. Semeſter 1843 in einer allgemeinen Wildenverſammlung zum Ausbruch kam.

Hier bildeten ſich 3 Gruppen, die „Propoſitioniſten," welche die Aufnahme einer Wildenvertretung mit Corporationsrechten in den Ch. C. forderten, dann die „Clauſuliſten," welche die Aufhebung des Duellzwangs verlangten, und ſchließlich die „Clauſulopropoſitioniſten", welche beide Forderungen vereinigten. Nach ſtürmiſchen Verhandlungen ſchloſſen ſich die letzteren den Clauſuliſten an; die Propoſitioniſten aber wurden in den Hintergrund gedrängt, aus dem ſie erſt nach 3 Jahren wieder hervorgetreten ſind.

Die Leitung der Oppoſition gegen den Duellzwang übernahm der ehemalige Eſtone Eduard Haſſelblatt; neben ihm tritt beſonders Victor Kupffer hervor. Der vorwaltende Antheil des jungen Theologen Karl Heſſelberg an der Bewegung gegen das Duell iſt eine Fabel Theodor Neanders, die dieſer in ſeiner Brochüre „Die Deutſche Univerſität Dorpat" in die Litteratur eingeführt hat. Heſſelberg tritt erſt mit dem Abgange Haſſelblatts in den Vordergrund.

Die Forderungen der Clauſuliſten wurden im October 1843 in einer von nur 35 Wilden unterſchriebenen Eingabe an den Ch. C. formulirt. Dieſe Eingabe enthielt die Erklärung, das Duell widerſpreche den Grundſätzen der Unterzeichneten; daran ſchloß ſich der Antrag, die Ehrengerichtsordnung möge dahin modificirt werden, daß für diejenigen, welche vor Contrahirung eines „Skandals" eine Erklärung, wie Unterzeichnete, abgegeben hätten, blos ein Recht oder eine Verbindlichkeit auf mündliche Genugthuung, je nachdem ſie Beleidiger oder Beleidigte ſeien, beſtehe.

Dieſe Forderungen erregten im Ch. C. einen gewaltigen Sturm. In den Landsmannſchaften fürchtet man, eine ſo radicale Reform, wie die verlangte würde die Grundlage der Burſchikoſität in's Schwanken bringen. Und doch hat der Ch. C. den Antiduellanten nachgegeben.

Das Verdienſt, die Politik des Ch. C. in eine liberale Richtung gebracht zu haben, gebührt der Estonia und in ihr Eugen Schmidt.

Die Estonia ſtellte den Antrag, die Ehrengerichtsordnung in folgender Weiſe zu modificiren: Es wird unterſchieden zwiſchen Bezichtigung der Unehonorigkeit und nur bedingter Verletzung der Ehre durch Anſpielungen, abſichtliche Zweideutigkeiten oder ſonſtige verächtliche Bezeichnungen; giebt der Beleidiger im erſteren Falle Uebereilung zu, ſo iſt er zu einer entſprechenden Erklärung verpflichtet, doch kann der Beleidigte Paukerei verlangen; entſprang die Bezichtigung der Ueberzeugung, ſo wird die Reißerei den Conventen vorgelegt, iſt ſie begründet, ſo trifft den Beleidigten der Verruf, iſt ſie unbegründet, ſo erhält der Beleidiger einen Verweis und iſt zur Abgabe einer Erklärung verpflichtet, doch kann der Beleidigte Paukerei verlangen; bei nur bedingter Verletzung der Ehre ſtellt das Ehrengericht eine entſprechende Erklärung auf; geht der Beleidigte auf dieſe ein, ſo erfolgt Vertrag, weiſt er die Erklärung ab, ſo richtet das Ehrengericht an den Beleidiger die Frage, ob er eine qualificirte Erklärung machen wolle; erſt wenn er ſich hiezu nicht entſchließt, iſt das Duell ſtatthaft.

Dieſer Antrag wurde vom Ch. C. im Princip angenommen, behufs entſprechender Umarbeitung der Ehrengerichtsordnung aber eine Commiſſion niedergeſetzt. Doch das Project, das dieſe den Conventen vorſtellte und welches am 13. Mai 1844 vom Ch. C. angenommen wurde, geht gerade im Weſentlichſten mit der Propoſition der Estonia auseinander. Die qualificirte Erklärung war geſtrichen und dafür die verhältnißmäßig unweſentliche Beſtimmung getroffen worden, daß der Beleidigte mit einer Erklärung ſich zufrieden geben müſſe, falls die 3 Ehrenrichter darüber einſtimmig ſeien.

Damit hatte die Gewiſſensfreiheit für dieſes Mal noch nicht die Anerkennung erlangt. Aber „die unerſchrockene Cohorte" ſetzte ihren Kampf gegen das Duell jetzt unter der Führung Heſſelbergs muthig fort. Ja auch in den Landsmannſchaften gewannen die liberalen Anſchauungen immer mehr Boden, ſo daß zu Beginn des Jahres 1846 die Curonia, welche doch ſonſt ſtets conſervativen Ideen gehuldigt hat, das Project der Estonia wieder aufnahm. Sie ſetzte im März behufs Reviſion der Ehrengerichtsordnung die Ernennung einer Commiſſion durch und dieſe ſtellte nun als Baſis für ihre Arbeiten die folgenden Punkte auf: der Duellzwang wird aufgehoben, das Ehrengericht hat das Recht der definitiven Entſcheidung; die Formulirung der einfachen und qualificirten Erklärung iſt an keine Normen gebunden; das Ehrengericht iſt ein ſtehendes.

Als der Ch. C. die Reform des Ehrengerichts in Angriff nehmen wollte, wurde eine Frage wieder akut, welche völlig in den Hintergrund

gedrängt worden war, die Reform des Burſchenſtaates. Die Forderungen welche die Propoſitioniſten auf ihr Banner geſetzt, traten wieder in den Vordergrund und die Landsmannſchaften nahmen jetzt ſelbſt dieſe Fragen auf, die ihnen gefahrvoll zu werden drohten.

Die Oppoſition gegen den Comment und ſeine Forderung war in ſtetem Wachsthum begriffen. Sollte der Burſchenſtaat vor dem Aeußerſten bewahrt werden, ſo mußte der Grundſatz von der Gleichberechtigung aller honorigen Burſchen zur praktiſchen Durchführung gelangen. Im April 1846, als eben die Reviſion der Ehrengerichtsordnung in Angriff genommen war, richtete die Curonia folgende Anfrage an den Ch. C.: „Haben alle honorigen Burſchen untereinander überhaupt, alſo auch in Bezug auf Geſetzgebung und Geſetzesverwaltung, in der Burſchenwelt völlig gleiche Rechte? entſpricht die jetzige Organiſation der Burſchenwelt der Rechtsgleichheit aller honorigen Burſchen?“ Die erſte Frage bejahte der Ch. C., die zweite verneinte er, und nun wurde, gleichfalls auf Antrag der Curonia eine Verfaſſungsreviſionscommiſſion niedergeſetzt, welcher der Auftrag wurde, die beſtehende Verfaſſung nach dem Princip der Gleichberechtigung aller honorigen Burſchen einer Umarbeitung zu unterziehen. In dieſer Commiſſion traten beſonders der Curone A. Dolmatow, der Eſtone Oswald Schmidt, der Livone Leopold Schrenk und die Rigenſer Reinhold Stoffregen und Karl Schirren hervor. Es iſt das Verdienſt der Commiſſion, einen Compromiß zwiſchen den beſtehenden Formen und einem Burſchenſtaat in Form einer allgemeinen Burſchenſchaft ausfindig gemacht zu haben ſie ſchied das Wildenthum nach Analogie der Landsmannſchaften in Grenzen und zog dieſe in die beſtehende Conföderation hinein. Das Reformprojekt ſetzte an Stelle des Ch. C. einen Repräſentantenconvent, deſſen Glieder von allen Burſchen nach Kopfzahl gewählt werden ſollten, indem eine in ihren Mitgliedern nicht conſtante Section von mindeſtens 15 bis 20 Burſchen einen an die Beſchlüſſe ſeiner Wähler gebundenen Repräſentanten zu entſenden hatte. Dieſer Repräſentantenconvent ſollte nach Stimmenmehrheit entſcheiden. Während ſich nun der Ch. C. mit dieſem Reformprojekt beſchäftigte und die Umgeſtaltung des Burſchenſtaates ſich auf dem von der Verfaſſung vorgeſchriebenen Weg entwickelte, brachen aus dem Lager der Wilden, welche wohl wähnten, daß jetzt die Art an die Wurzel der alten Verfaſſung gelegt ſei, laute Forderungen hervor, die wohl hauptſächlich zum Zwecke hatten, den Landsmannſchaften die Leitung des Umgeſtaltungsproceſſes aus den Händen zu ringen. Im October 1846 beanſpruchen 37 Wilde unter der Leitung Ludw. von

Saß Betheiligung an den Reformarbeiten und legen von ſich aus dem Ch. C. die Grundzüge eines Repräſentantenconventes vor, welche im Großen und Ganzen mit der Vorlage der Reviſionscommiſſion übereinſtimmen. Im März 1847 erklärt eine Gruppe von 36 Wilden, zumeiſt die vorigen, ſich von jetzt ab dem Comment nicht mehr fügen, ſondern nach dem Princip der Gleichberechtigung ſich ſelbſt vertreten zu wollen; ſie heben den Duellzwang auf, ſetzen eigene Ehrenrichter ein und machen am 8. April 1847 dem Ch. C. die Anzeige, ſie hätte ſich den Namen Fraternitas Academica beigelegt. Eine zweite Gruppe von 35 Wilden erklärt gleichfalls im März 1847, den Comment nicht mehr anerkennen zu wollen; ſie legt dem Ch. C. eine Interimsordnung vor, nach der ſie ſich bis zur Begründung des Repräſentantenconventes richten werde und die in dem Ausſchluß des Duells als Mittel der Satisfaction und in der Verwerfung des Verrufs gipfelt. Trotz aller dieſer Angriffe arbeitete der Ch. C. unentwegt an der Reform fort, die zu ſeiner Auflöſung führte. Am 25. April 1847 erklärte ſich der Ch. C. für aufgelöſt, nachdem er die baldige Zuſammenberufung des Repräſentantenconvents beſchloſſen hatte und am 29. April trat der Repräſentantenconvent zur erſten ſeiner Sitzungen, zu denen jede Section von mindeſtens 20 Mitgliedern einen Repräſentanten abzudeligiren das Recht hatte, zuſammen.

Auf dieſem Convent war die Livonia nicht vertreten. Am 22. April hatte ſie ſich unerwarteter Weiſe aufgelöſt und über dieſen Act auf einem außerordentlichen Ch. C. am 24. April die officielle Mittheilung gemacht. Unverantwortlicherweiſe iſt auf dieſem Convent kein Protocoll geführt worden. Später hat die Livonia erklärt, ſie habe ihren Schritt in folgender Weiſe motivirt: „Die Livonia hat ſich, nicht einverſtanden mit den noch herrſchenden Principien und den Schritten, die der Realiſirung ihrer ſeit langer Zeit ausgeſprochenen Grundſätze hemmend in den Weg getreten, jetzt als Corporation aufgelöſt; ihre geweſenen Glieder ſind fortab als einzelſtehende Burſchen frei von der Garantie des beſtehenden Comments zu betrachten.“

Am 17. Mai 1847 erkannte der Repräſentantenconvent, dieſes Inſtitut, das ſeine Exiſtenz der liberalen Strömung in der Burſchenwelt zu verdanken hatte, mit 170 gegen 50 Stimmen die Gewiſſensfreiheit an und ſchuf den Commentpunkt: falls ein Parte vor dem Ehrengericht auf Ehrenwort erklärt, es ſei gegen ſeine Ueberzeugung, loszugehen, ſo iſt eine Ehrenerklärung die einzig mögliche Art der Satisfaction.

Damit war der Liberalismus zum Siege gelangt, das Weſen unſerer Studentenſchaft hatte ſich in neue Formen ergoſſen. Aber die reformatoriſche Bewegung hatte die natürlichen Grenzen überſchritten.

Bisher war der Duellzwang und damit eine Knechtung der Ueberzeugung ausgeübt worden. Jetzt war durch die Anerkennung der unbeſchränkten Gewiſſensfreiheit der Duellant dem Antiduellanten gegenüber in eine nachtheilige Stellung verſetzt, er war an die Ueberzeugung des Gewiſſensfreien gebunden. Und weiter! Die Herrſchaft des ariſtokratiſchen Chargirtenconvents hatte auf Uſurpation beruht, jetzt war ein demokratiſcher Repräſentantenconvent begründet, das Wildenthum war zum Regiment gelangt und mußte ſeine Kraft und damit ſeine Berechtigung zur Herrſchaft beweiſen. Es vermochte dieſes nicht und hat damit für alle Zeiten den Beweis geliefert, daß den fluctuirenden Elementen im Burſchenſtaate das moraliſche Recht zur Leitung nicht zukomme. Die zuſammengewürfelten, in ihrem Beſtande nicht einmal conſtanten Sectionen beſaßen nicht das Vermögen, ein Band perſönlicher Wechſelbeziehungen um ihre Glieder zu ſchlingen und damit ihrer politiſchen Thätigkeit Kraft und Intenſität zu verleihen. Die Wildenverbände zerfielen, in den Corporationen aber machte ſich eine reactionäre Bewegung gegen die politiſche Schöpfung der liberalen Periode geltend.

Die Livonia, die ſich, wie wir geſehen, am 22. April 1847 aufgelöſt hatte, reconſtituirte ſich am 27. d. M. und ſchuf einen zweiten Repräſentantenconvent, zu dem ſie mit jenem oben behandelten oppoſitionellen Wildenverbande Fraternitas Academica und der aus derſelben hervorgegangenen Section Baltica Dorpatensis zuſammentrat. Aber ſchon am 6. Mai meldete ſich die Livonia mit ihrer Clientel zur Aufnahme in den großen Repräſentantenconvent, die ihr auch gewährt wurde.

Auf dem Repräſentantenconvent waren jetzt vertreten: die Landsmannſchaften Curonia, Estonia, Dorpati-Livonia, Fraternitas Rigensis und Ruthenia, die Sectionen Fraternitas Academica, Baltica Dorpatensis, Rigensis und vier weitere namenloſe.

Sehr bald iſt in den Sectionen das Intereſſe für Burſchenpolitik erlahmt, immer geringer wurde ihre Betheiligung an den Verhandlungen. Schon im I. Semeſter 1848 verſchwindet die Baltica Dorpatensis und zwei andere Sectionen, ihnen folgen bald die übrigen und am 17. April 1849 zeigt auch die Landsmannſchaft Ruthenia ihre Auflöſung an. Somit waren nur noch die vier alten Landsmannſchaften repräſentirt und es war

nur noch eine Frage der Zeit, wann der Repräſentantenconvent den Namen Chargirtenconvent annehmen und das Wildenthum principiell von der Herrſchaft ausſchließen würde.

Am 12. November 1849 gehen die verſammelten Repräſentanten an die repräſentirten Körperſchaften mit dem Antrage den Repräſentantenconvent aufzulöſen und den Chargirtenconvent zu reconſtituiren.

Damit wäre aber die alte Verfaſſung in ihrer ganzen Excluſivität wieder hergeſtellt worden. Vor dieſem Schritt ſcheuten die Landsmannſchaften zurück. Den Forderungen der Zeit mußte Rechnung getragen, zwiſchen dem liberalen und dem conſervativen Princip ein Compromiß geſchaffen werden.

Dieſer Compromiß beruhte auf folgenden Sätzen: Der Repräſentantenconvent baſirt nicht mehr auf dem Princip des collectiven Einzelwillens, ſondern auf dem des Allgemeinwillens moraliſcher Einheiten, d. h. es wird fortan auf dem Repräſentantenconvent nicht mehr nach Kopfzahl, ſondern nach Mehrzahl der Corporationen entſchieden, doch iſt es den Wilden geſtattet, zu Corporationen, die nicht auf landsmannſchaftlicher Baſis zu beruhen brauchen, zuſammentreten, ohne einer beſonderen Anerkennung der beſtehenden Corporationen zu bedürfen. Will ſich eine neue Corporation bilden, ſo müſſen dazu mindeſtens 20 Burſchen, die den Comment garantiren und gegen deren Honorigkeit nichts einzuwenden iſt, zuſammentreten; hat eine Corporation an Namen, Farben oder Wappen der neuen Verbindung etwas auszuſetzen, ſo entſcheiden die übrigen Verbindungen über die Triftigkeit ihrer Gründe, es dürfen von einer Corporation als ſolcher keine politiſchen Tendenzen verfolgt werden; dem Repräſentantenconvent ſteht das Recht zu, eine Corporation, deren Tendenzen dem allgemeinen Burſchenwohl hinderlich ſind, mit Stimmenmehrheit aufzulöſen.

Am 23. Febr. 1850 thaten die verſammelten Repräſentanten den eigenmächtigen Schritt, den Repräſentantenconvent von ſich aus aufzulöſen und demſelben den Namen Chargirtenconvent beizulegen, was dann auch von den repräſentirten Corporationen ſanctionirt wurde.

Kurz vorher und zwar am 10. Febr. hatte die **Livonia** auf dem Repräſentantenconvent zur Anzeige bringen laſſen, daß ſie ſich mit Vorbehalt von Namen, Wappen und Farben aufgelöſt habe. Was die Livonia wiederum zu einem ſolchen Schritte veranlaßt, wiſſen wir nicht. Schon am 3. April reconſtituirte ſie ſich und trat am 14. d. M. mit Aufnahme von Namen, Wappen und Farben in den Chargirtenconvent wieder ein.

Am 15. März 1850 trat eine neue, nicht mehr auf landsmannſchaftlicher Grundlage beruhende Corporation, die Baltica, mit den Farben Schwarz-Grün-Silber in den Chargirtenconvent ein. Dieſe Verbindung war aus einer durch ſtändiſchen Antagonismus bedingten Spaltung in der Curonia hervorgegangen. Ihre ariſtokratiſche Excluſivität hat ſie ſchon früh in Gegenſatz zum Chargirtenconvent gebracht, und damit ihren Untergang hervorgerufen.

Am 18. September 1850 trat auch die Ruthenia, die ſich vor anderthalb Jahren aufgelöſt hatte wieder in den Chargirtenconvent ein.

Beſondere Schwierigkeiten verurſachte es dem Chargirtenconvent ſeine Stellung den Polen gegenüber zu klären. Alle Verſuche des Repräſentantenconventes, dieſe Gruppe in den Burſchenſtaat hineinzuziehen, waren fruchtlos geblieben. Es war klar, daß die Polen in Anbetracht ihrer politiſchen Stellung nicht in gleicher Weiſe, wie die übrigen Burſchen, dem Comment unterworfen werden könnten und doch durfte ihre Stellung in der Burſchenwelt nicht länger unklar bleiben, ſollte der Chargirtenconvent nicht empfindlichen Schaden erleiden. So ging denn am 24. Oct. 1854 der Antrag der Estonia durch, wonach die Polen als Philiſter zu betrachten ſeien, es jedem Einzelnen freiſteht, in alle Rechte und Pflichten eines Burſchen einzutreten.

Es iſt ein ganz hervorragendes Verdienſt des Chargirtenconvents, daß er nach dem Sturze der kurzlebigen liberalen Verfaſſung ſich jetzt zum Vertreter liberaler Principien machte und Reformen in dieſem Geiſte durchführte.

Unter dieſen Reformen nimmt die vollſtändige Umänderung des Gerichtsverfahrens den hervorragendſten Platz ein. Die bisherige Form deſſelben, die ſich in den Jahren des Cartells herausgebildet hatte, widerſprach dem in den liberalen Anſchauungen der Zeit begründeten Princip, daß der Einzelne nur von der Allgemeinheit gerichtet werden könne. Bisher mußte eine jede Klage bei einem der Convente angebracht und von dieſem entſchieden werden; das Mitglied einer Corporation durfte nur vor ſeinem eigenen, der Wilde nur vor demjenigen Convente, den er ſelbſt hierzu beſtimmt, verklagt werden; die Corporation fällte das Urtheil und zeigte dieſes dem Ch. C. an, der Ch. C. entſchied nur dann endgültig, wenn von der urtheilenden Corporation ein Schuldig geſprochen war. Dieſes Gerichtsverfahren hatte dann noch zwei Unzuträglichkeiten zur Folge: es litt ſtets an Verſchleppung und machte in Folge des beſchränkten Zeugenbeweiſes

eine endgültige Entſcheidung unmöglich, was im Burſchenleben, wo die Reinheit der Ehre das weſentlichſte Lebensprincip iſt, von den ſchlimmſten Folgen ſein konnte.

Im November 1850 proponirte die Curonia, die nach dem Ausſcheiden ihrer adligen Mitglieder in ein radicales Fahrwaſſer gerathen war, dem Gerichtsverfahren das Princip des Geſchworenengerichts zu Grunde zu legen. Anklang fand die Curonia nur bei der liberalen Livonia und bei der Ruthenia, während die Estonia, Rigensis und Baltica die Propoſition verwarfen. Darüber aber war ſich jeder klar, daß eine Reform des Gerichtsverfahrens dringend nothwendig ſei; nur über den Character derſelben gingen die Anſichten auseinander. Da iſt ein Compromiß geſchloſſen worden Nach einem regen Schriftenaustauſch, wurde im März 1851 auf Antrag der verſammelten Chargirten eine aus je einem Mitgliede jeder Corporation beſtehende Commiſſion behufs Ausarbeitung einer Vorlage für eine Reorganiſation des Gerichtsverfahrens eingeſetzt. Auf den Arbeiten dieſer Commiſſion beruht nun die Reform des Gerichtsweſens, die am 15. Sept. 1851 durchgeführt wurde und die chargirtenconventliche Unterſuchungscommiſſion ſchuf. Die Reform läßt ſich in folgenden Sätzen kurz zuſammenfaſſen: Im Gerichtsverfahren wird die moraliſche Ueberzeugung neben der Beweistheorie zur Geltung gebracht; Unterſuchung und Urtheilsfällung werden getrennt, die Unterſuchung liegt einer aus je zwei Mitgliedern jeder Corporation, den Unterſuchungsrichtern beſtehenden Commiſſion ob, das Urtheil fällt der Ch. C. nach moraliſcher Ueberzeugung; es giebt keinen Inſtanzenzug; den Corporationen bleibt die Jurisdiction in Sachen, die nur Mitglieder derſelben betreffen.

In das Jahr 1855 fällt ein für den Ch. C. hochwichtiges Ereigniß: die obrigkeitliche Beſtätigung der Corporationen. Seit 1834 beſtanden unſere Studentenverbindungen der Univerſitätsobrigkeit gegenüber nur als literäriſche oder muſikaliſche Vereine fort, der landsmannſchaftliche Charakter derſelben, ſo wie ihre Vereinigung im Chargirtenconvent hatte bisher die ſtaatliche Sanction nicht erhalten. Trotzdem war die Exiſtenz der Corporationen allgemein bekannt, ja die Univerſitätsobrigkeit operirte mit ihnen, ſogar unter dem Regime des ſtrengen Generalen Craffſtröm als mit anerkannten Factoren. Bei Unternehmungen, die der Unterſtützung und der Theilnahme der Studentenſchaft bedurften, wurden faſt immer die Chargirten als Repräſentanten der Burſchenwelt hervorgezogen, und an der Feier des fünfzig-

jährigen Jubiläums der Alma Mater war der Ch. C. in ganz hervorragender Weiſe betheiligt.

Eine Klärung der Beziehungen zwiſchen Obrigkeit und Corporationen trat mit dem Tode des Generalen Craffſtröm und der Ernennung des Geheimraths von Bradke zum Curator ein. Durch eine Reihe von Profeſſoren und Docenten, die ſelbſt einſt Mitglieder der Landsmannſchaften geweſen, war der Curator über das Weſen der Dorpater Corporationen orientirt worden. Am 19. Febr. 1855 eröffnete er dieſen Herren, es widerſtrebe ſeiner moraliſchen Ueberzeugung, daß die Exiſtenz der Corporationen, die doch allgemein bekannt ſei und auf das Leben und Treiben der Studenten den maßgebendſten Einfluß ausübe, im officiellen Verkehr als Geheimniß behandelt werde, dadurch werde ein Vertrauensverhältniß zwiſchen Rector und Studentenſchaft, woran ihm vor allem gelegen ſei, unmöglich gemacht; ihm ſeien die Corporationen durchaus ſympathiſch; er bitte ſie daher, dahin zu wirken, daß die zur Zeit beſtehenden Corporationen ihm behufs obrigkeitlicher Anerkennung einen Comment vorlegten, den er als Grundlage fernerer Wechſelbeziehungen acceptiren könne.

Jetzt ſetzte der Ch. C. behufs Ausarbeitung eines dem Curator vorzuſtellenden Comments eine Commiſſion ein und dieſe faßte die Grundgedanken der Burſchenverfaſſung als Project zu einem officiellen Comment zuſammen. Am 9. März überreichten die Chargirten der ſechs zur Zeit beſtehenden Corporationen, der Curonia, Estonia, Livonia, Rigensis, Ruthenia und Baltica dem Curator die vom Docenten Alex. v. Oettingen entworfene Petition unter Beifügung des Projectes zum officiellen Comment. Dieſe Adreſſe geſtand in offener Weiſe ein, daß die Corporationen ohne geſetzliche Anerkennung, doch keineswegs im Geheimen beſtanden hätten, und betonte, daß ihnen jede unerlaubte Tendenz abgehe und ihre Grundſätze in keiner Weiſe den Forderungen der Sitte und des Staates widerſprächen. Der Curator nahm die Deputation ſehr liebenswürdig auf und ertheilte dem Comment ſeine vorläufige Beſtätigung, doch erklärte er, daß er mit Rückſicht auf das Publicum das Tragen der landsmannſchaftlichen Farben nicht geſtatten könne. Dagegen wandten die Deputirten mit Ausnahme derjenigen der Baltica ein, der Farbendeckel ſei mit der Organiſation ihrer Corporation unzertrennlich, auf welche Erklärung hin der Curator ſie an ihre Convente verwies. Auf einer ſofort veranſtalteten Sitzung beſchloſſen nun die Deputirten auf den Rath A. v. Oettingens, der den Curator als nicht unbeugſam hinſtellte, noch am ſelben Tage, ohne die Convente über die Sachlage zu

benachrichtigen, drei Abgeordnete Holſt Liv., Holdt Cur. und Pezold Eſt. an den Curator zu ſenden um ihm die Erklärung zu überbringen, daß die Corporationen ihre Farben, die mit ihren Traditionen ſo eng verknüpft ſeien, nicht aufgeben wollten. Die Antwort des Curators lautete: da die Bedeutung der alten Sitte für die Burſchen eine größere ſei, als er vermuthet habe, ſo entſage er ſeinem Wunſche.

Am 27. April erging ein Reſcript des Curators an den Rector, dem die „Regeln für die Corporationen“ beigefügt waren. In ſeinem Schreiben erklärt der Curator, der Miniſter habe ihm eröffnet, daß er in dem offenen und freiwilligen Geſtändniſſe der Dorpater Studenten über die unter ihnen beſtehenden Corporationen mit beſonderem Vergnügen einen Beweis ihres vollen und lobenswerthen Vertrauens zur Obrigkeit und den redlichen Willen geſehen, ſich in allen Handlungen nach den Abſichten der Regierung zu richten; der Miniſter habe auf das Zeugniß des Curators, daß die Corporationen nur ein moraliſches Ziel verfolgten, erklärt, er habe gegen die Beſtätigung der Corporationen auf ſo lange nichts einzuwenden, als ſie die Aufrechterhaltung eines ſittlichen und gediegenen Geiſtes entſprächen; daher ſende er, der Curator, dem Rector die „Regeln für die Corporationen“ in der Faſſung, wie er ſie für zulänglich halte, und hoffe, daß die Studirenden in der Gewährung ihrer Bitte durch den Miniſter die väterliche Fürſorge ihrer Obrigkeit erkennen werden.

Die Regeln für die Corporationen, gewöhnlich „Kronscomment“ genannt, beruht auf folgenden Grundſätzen: „Wie in jeder größeren Geſellſchaft ſich engere Kreiſe bilden, ſo ſind frühere Bekanntſchaft, heimathliche und verwandtſchaftliche Bande und gleiche Sinnesart die Factoren, durch welche unter den Studirenden der hieſigen Univerſität eine Gliederung in engere Verbindungen — Corporationen hervorgerufen wird Die Corporationen haben zum Zweck, die Vorbereitungen zu einer künftigen erſprießlichen Wirkſamkeit im Vaterlande, die Aufrechterhaltung eines guten Tones unter den Studirenden, die Förderung eines ſittlichen und ehrenhaften Betragens und die Regelung des geſelligen Zuſammenlebens auf der Univerſität. Politiſche Tendenzen dürfen von den Corporationen nicht verfolgt werden.“

Von ganz beſonderer Bedeutung für die Geſchichte des Ch. C wurde ſein Kampf gegen die Baltica. Die Baltica war hervorgegangen aus einer Spaltung in der Curonia, welche auf ſtändiſchem Antagonismus beruhte. Während der erſten Jahre ihres Beſtehens war es ihr gelungen, in ihren Beziehungen zur Außenwelt alle ſtändiſchen Vorurtheile zu unterdrücken und

ſich innerhalb des Ch. C. eine ſehr geachtete Stellung zu erwerben. Im Laufe der Jahre aber verfiel ſie ariſtokratiſcher Excluſivität und hat damit ſelbſt ihr Grab gegraben. Die Tendenzen, welche die Baltica nun zu vertreten begann, verfehlten nicht, ihren ungünſtigen Einfluß auf die übrigen Verbindungen und beſonders waren es die Curonia und Estonia, welche unter dem auf die Spitze getriebenen ſtändiſchen Antagonismus zu leiden hatten. Die Curonia hatte überhaupt keinen Zufluß mehr aus dem Adel und auch in Ehſtland fanden die von der Baltica vertretenen Intereſſen allzu ſympathiſchen Anklang. Das ſtudentiſche Leben einer Hochſchule kann aber nur dann eine geſunde Entwickelung nehmen, wenn ihr ſtändiſches Vorurtheil erſpart bleibt. Und jetzt ſchien eine nicht mehr auszugleichende Spaltung in der Burſchenwelt hervorgerufen zu ſein. In gewiſſer Hinſicht können wir daher den leitenden Perſönlichkeiten in der Curonia und Estonia das moraliſche Recht nicht abſprechen mit einem feſtausgeprägten Programm agreſſiv gegen die Baltica vorgegangen zu ſein, um ſie zu demüthigen oder zu ſprengen.

Eine bedeutungsloſe Affaire wurde aufgegriffen, um die Baltica in Harniſch zu bringen. Es gelang. Am 13. Mai 1855 ſandte die Baltica an den Ch. C. eine Schrift, welche die ſchärfſten Invectiven gegen die Curonia enthält. Um einen Conflict hervorzurufen, proponirte jetzt die Estonia die Zurückweiſung der Schrift, als der Würde des Ch. C. nicht entſprechend. Dieſem Antrage ſchloſſen ſich Curonia, Livonia und Ruthenia an. Nun folgte eine Reihe außerordentlich beleidigender Schriften der Baltica. Da ſtellte die Curonia am 4. November 1855 den Antrag: da die Baltica in letzter Zeit ihre Stellung als Corporation dazu mißbraucht habe, den Ch. C. mit Beleidigungen zu überſchütten, dieſem aber kein anderes Mittel zu Gebote ſtehe, ſeine Würde gegen die beleidigenden Ausfälle einer Corporation zu ſchützen, er auch nicht in der Lage wäre, den Geiſt und die Tendenzen derſelben zu ändern, ſo ſei nur eine Auflöſung der Baltica möglich. Dieſer Antrag der Curonia wurde vom Ch. C. verworfen.

Den corporellen Beleidigungen mußte aber ein Ziel geſetzt werden, darüber war die im Ch. C. vertretene Geſellſchaft einig. Daher wurden auf Antrag der Estonia folgende Beſtimmungen in den Comment aufgenommen keine Corporation darf die andere beleidigen, der Ch. C. hat zu entſcheiden, ob eine Beleidigung ſtattgefunden habe; falls er auf Beleidigung erkennt, iſt die betreffende Schrift zurückzuweiſen und die Verhandlungen

müſſen auf neuer Grundlage weitergeführt werden. Das iſt eine der wichtigſten Errungenſchaften für die Burſchenwelt.

Durch die Maßregeln gegen die corporellen Beleidigungen wurde ein Mißſtand beſeitigt, der nicht nur die Würde des Ch. C. beeinträchtigte, ſondern auch häufig die geſunde Entwickelung des Burſchenſtaates behinderte. Mit den neuen Beſtimmungen waren auch die Propatriapaukereien aus der Welt geſchafft.

Jetzt mußte die Baltica einlenken. Doch auf ihren Antrag, jede Corporation möge ihre etwaigen Beleidigungen zurücknehmen, wurde ihr die Antwort zu theil, zum Zuſtandekommen des Friedens ſei einzig und allein eine Erklärung ſeitens der Baltica nöthig. Jetzt ging die Curonia mit erneutem Eifer gegen die Baltica vor, und zwar dieſesmal mit durchſchlagendem Erfolge. Ihre Anfrage, ob ſich die Baltica gegen den Ch. C. aufgelehnt, wurde von 3 Conventen bejaht und von dreien verneint, ihre Anfrage dagegen, ob ſie ſich überhaupt gegen den Ch. C. vergangen habe, bejaht; jetzt proponirte die Curonia, von der Baltica die Erklärung zu verlangen, daß ſie die gegen den Ch. C. eingenommene Stellung aufgebe, indem ſie ihre verletzenden Aeußerungen ſelbſt als unſtatthaft anerkenne. Dieſer Antrag wurde angenommen. So war die Baltica endlich vor die Alternative geſtellt ſich eine ſtarke Demüthigung gefallen zu laſſen oder aber den Ch. C. zu verlaſſen. Sie wählte das letztere und gab am 25. März 1856 zu Protocoll, die Abgabe der geforderten Erklärung wäre mit ihrem Rechtsgefühl und ihren Ehrenbegriffen unvereinbar, weshalb ſie ſich mit Vorbehalt von Namen, Wappen und Farben auflöſe. Einunddreißig Mitglieder der Baltica erklärten fortan den Comment nicht mehr garantiren zu wollen, worauſhin ſie geruckt wurden.

Damit war eine Verbindung untergegangen, die böſe Gegenſätze in das Studentenleben brachte. Ständiſcher Antagonismus wirkt ſtets verderblich auf das Leben einer Hochſchule ein. So ſehr das geſtürzte Corps auch Sympathie und Achtung verdient, ſo iſt es doch ein Glück, daß es ſich nicht hat halten können.

Ein Jahr ſpäter hat ſich auch die Ruthenia aufgelöſt. Sie ſcheint das Opfer innerer Zerrüttung geworden zu ſein. Als einer ihrer Chargirten und Ehrenrichter wegen „Luntigkeit“ auf der Menſur beſtraft wurde, erklärte ſie am 28. März 1857, ſie erkenne den Mangel an Uebereinſtimmung ihrer Urtheilsweiſe mit derjenigen der Majorität im Ch. C. und ziehe es daher vor, aus dieſem zu ſcheiden; ſie löſe ſich mit Vorbehalt von Namen,

Farben und Wappen auf. Einige Tage ſpäter, am 7. April, erklärten die ehemaligen Ruthenen, ſie hielten den Comment für unzulänglich und würden von jetzt ab eine vom Ch. C. unabhängige Stellung einnehmen. Auf dieſe Erklärung hin wurden die Ruthenen geruckt.

In die durch das Ausſcheiden der Ruthenia geſchaffene Lücke trat eine neue Verbindung. Am 27. October 1857 wurde die Dorpatensis Fraternitas Academica, mit den Farben Grün Roth Gold, in den Ch. C. aufgenommen, eine Corporation, die nur wenige Jahre beſtanden hat und für die Geſchichte des Ch. C. bedeutungslos geweſen iſt.

In das Herbſtſemeſter 1858 fällt ein peinliches Ereigniß. Bei der Beerdigung des im Duell gefallenen Eſtonen Th. Weiner machte die Univerſitätsobrigkeit die Chargirten für die Uebertretung eines obrigkeitlichen Verbots verantwortlich; das rief einen böſen Conflict hervor, der am 7. November 1858 die Auflöſung des Ch. C. der Obrigkeit gegenüber zur Folge hatte, woran ſich nur die Livonia nicht betheiligte. Als ſich aber die Univerſität veranlaßt ſah, den Corporationen entgegenzukommen, da erfolgte zwei Tage ſpäter, am 9. November, die Reconſtituirung.

Mit dem II Semeſter 1859 wurde eine Frage akut, die den Ch. C. durch Jahre auf das Lebhafteſte beſchäftigt hat. Mehr als zwei Jahrzehnte waren verfloſſen, ſeitdem in Erlangen die erſte Studentenverbindung mit ſpecifiſch chriſtlicher Tendenz aufgetreten war, und ſeitdem hatte ſich der Wingolf auf allen deutſchen Univerſitäten feſtgeſetzt. Auch in Dorpat gewannen ſeine Ideen und Beſtrebungen Boden. Innerhalb des „Theologiſchen Abends" kam die Tendenz zur Geltung, ſich zu einer Corporation zu conſtituiren und in den Ch. C. einzutreten, und am 27. November 1859 ſuchten 25 Burſchen um die Aufnahme einer Arminia mit den Farben Schwarz-Weiß-Gold nach. Die junge Schöpfung erregte Mißtrauen; man hatte das Gefühl, daß ſie etwas Beſonderes erſtrebe und befürchtete, daß ſie mit ihren Ideen und Tendenzen dem Ch. C. Schaden bringen könnte. Ihr wurde daher die Frage vorgelegt, wie ſie ſich zum Duell zu ſtellen gedenke. Die Antwort lautete: Die Arminia habe das ernſte Streben, ihr Gemeinſchaftsleben auf dem Boden chriſtlicher Sittlichkeit aufzubauen und glaube, daß ſich ihre Mitglieder durch ihre moraliſche Ueberzeugung gedrungen fühlen würden, bei Ehrenhändeln nur von der mündlichen Genugthuung Gebrauch zu machen. Das erregte im Ch C. einen gewaltigen Sturm. Beſonders waren es die Curonia und die Estonia, welche in ſchärfſter Weiſe gegen die junge Verbindung Oppoſition machten. Sie

vertraten den Standpunkt, die Arminia ſtimme mit den Lebensintereſſen des Ch. C. nicht überein; ſie beanſpruche eine Sonderſtellung, indem ſie ihr Vereinsleben nach den Principien der chriſtlichen Moral geſtalten und damit einem dringenden Bedürfniß in der Burſchenwelt abhelfen wolle, ein Sittlichkeitsprincip im Gegenſatz zu den beſtehenden Corporationen dürfe nicht gedacht werden, denn auch dieſe ſeien überzeugt, daß ſich ein wahres Burſchenleben nur auf dem Boden wahrer Sittlichkeit entfalten könne; was das ſpecifiſch chriſtliche Sittlichkeitsgefühl anbetreffe, ſo müſſe das Sache des Einzelnen ſein; dem chriſtlichen Streben des Individuums legten aber die bisherigen corporativen Inſtitutionen kein Hinderniß in den Weg, die Aufnahme der Arminier würde in den Ch. C. Gegenſätze bringen, die den ganzen Burſchenſtaat erſchüttern konnten. Die Stellungnahme der Curonia und Estonia hat das Schickſal der Arminia entſchieden Sie wurde in den Ch. C. nicht aufgenommen. Jetzt ſuchte ſie um Anerkennung als „Burſchenverbindung“, ohne Sitz und Stimme, d. h. um das Recht nach, Farben zu tragen und Ehrenrichter zu beſitzen. Auch hierin willfahrte ihr der Ch. C. nicht, ſondern ſchuf auf Antrag der Estonia am 23. Auguſt 1860 in den „Allgemeinen Regeln“ den Commentpunkt: Corporationen können nur als Glieder des Ch. C. beſtehen; Corporationen, welche ſich den Beſchlüſſen des Ch. C. nicht fügen, ſind aufzulöſen.

Im Jahre 1859 war im Schooß des Chargirtenconvents ein Conflict ausgebrochen, der die verderblichſten Folgen hätte haben und gar zur Auflöſung des Chargirtenconvents hätte führen können. Am 18. Sept. 1859 waren der Livonia und der Fraternitas Academica in Folge einer Auflehnung gegen die Beſchlüſſe des Chargirtenconvents Sitz und Stimme auf demſelben auf ſo lange genommen, bis ſie ſich fügen würden. Die beiden Corporationen ſchufen aber die Farce eines zweiten Chargirtenconvents, der nun den alten aufforderte, mit ihm in ein Cartellverhältniß zu treten. Daraufhin wurden Livonia und Academica aufgelöſt. Die Sachlage wurde verwickelter, als der Curator in den Conflict eingriff, jetzt ſtand die Exiſtenz des Chargirtenconvents auf dem Spiel. Nur die ſelbſtloſe Erklärung der Beſtraften, die Auflöſung ſei wohlverdient geweſen, rettete den Chargirtenconvent im Augenblick der höchſten Gefahr. Nach wenigen Wochen war der Conflict beigelegt und Livonia und Academica traten wieder in den Chargirten-Convent ein.

Mit den ſechziger Jahren beginnt in gewiſſem Sinn eine neue Aera in der Geſchichte des Chargirten-Convents. Die erſten Monate des

Jahres 1862 brachten die völlige Abſchaffung der Uniform und die Erlaubniß zum öffentlichen Tragen der corporellen Abzeichen. Damit traten die Corporationen, die den Chargirtenconvent bildeten, an die Oeffentlichkeit.

Die erſte Hälfte des ſiebenten Jahrzehnts wird durch eine weſentliche Veränderung im Beſtande des Chargirtenconvents gekennzeichnet. Während die Academica ihre Exiſtenz einbüßte, drängte der Wingolf an, verlangte das Wildenthum Betheiligung am Regiment und machten ſich die Forderungen einer nationalen Gruppe geltend.

Die Stellung der Fraternitas Academica war ſtets eine ſchiefe geweſen. Zudem hatten es die ſchlimmen Geldverhältniſſe, an denen die Corporation ſtets laborirte, dazu gebracht, daß im I. Semeſter 1861 faſt ſämmtliche Mitglieder der Verbindung auf Ehrenwortsbruch verklagt waren. Am 21. Februar dieſes Jahres proponirte die Curonia die Dorpatensis Fraternitas Academica wegen „demoraliſirenden Einfluſſes“ aufzulöſen. Dem Votum des Chargirtenconvents glaubte die Academica zuvorkommen zu können, indem ſie ſich am 23. Februar mit Vorbehalt von Namen, Wappen und Farben auflöſte. Dieſer Vorbehalt fand jedoch nicht die Anerkennung des Chargirtenconvents, worauf die Mitglieder der aufgelöſten Verbindung ſich rucken ließen.

Um dieſelbe Zeit trat eine Anzahl Burſchen ruſſiſcher Nationalität mit der Forderung auf, ihr eine Sonderſtellung neben dem Chargirtenconvent mit eigener Gerichtsbarkeit und eigenem Ehrengericht einzuräumen. Der Chargirtenconvent willfahrte dieſem Wunſch, zumal er von einer Gruppe ausging, die ihm dem Geiſte nach ſo fremd war. Doch es bedurfte langdauernder Verhandlungen, bis der Vertrag zum Abſchluß kommen konnte. Erſt am 18. Oktober 1861 wurden die ſogenannten Conventionen, mit der aus nur 11 Gliedern beſtehenden Gemeinſchaft der Burſchen ruſſiſcher Nationalität abgeſchloſſen. Der Inhalt dieſes Vertragsinſtrumentes iſt kurz folgender: Nur Burſchen ruſſiſcher Nationalität gehören der Verbindung an; dieſer ſteht eigene Jurisdiction zu, doch fügt ſie ſich dem Ehrengericht und garantirt alle Ruckungen des Chargirtenconvents mit Ausnahme derjenigen, welche wegen Nichtgarantirens des allgemeinen Comments verhängt werden; den Ruſſen iſt das Piſtolenduell geſtattet.

Nur kurze Zeit hat ſich dieſe Verbindung erhalten können. Nicht nur ſchmolz ſie nummeriſch ſtark zuſammen, auch zum Chargirtenconvent verſtand ſie nicht Beziehungen zu erhalten, die ihrer Exiſtenz förderlich

ſein konnten. Am 12. September 1862 wurden die Conventionen auf Antrag der Fraternitas Rigensis aufgehoben, da die Gemeinſchaft der Ruſſen erklärt hatte, daß ſie dieſelben in ihrem ganzen Umfang nicht mehr garantiren wollte.

Im November 1865 ſuchten 4 Ruſſen um Erneuerung der Conventionen nach. Ihre Vorlage fand beim Chargirtenconvent dieſesmal keinen Anklang und die Verhandlungen wurden erfolglos durch Semeſter hingezogen. Da zeigten im Jahre 1868 unvermuthet 11 Burſchen ruſſiſcher Nationalität an, daß ſie die Ruthenia, die ſich mit üblichem Vorbehalt 1857 aufgelöſt, reconſtituirt hätten. Da ſie aber die Einwilligung der ehemaligen Mitglieder der Ruthenia nicht beibringen konnten, erhielt ihr Schritt nicht die Sanction des Chargirtenconvents.

Dieſe Verhandlungen mit den Ruſſen veranlaßten nun den Chargirtenconvent, die Exiſtenz der Corporationen von einem Minimum von 20 Mitgliedern abhängig zu machen. Durch dieſe Minimalzahl wurde eine gewiſſe Lebensfähigkeit des Corps gewährleiſtet.

Ueber die ſogenannten Sectionen, jener Wildenverbindung, die im Jahre 1862 Aufnahme im Chargirtenconvent fand, habe ich bereits in meinem Aufſatz über das „Ringen des landsmannſchaftlichen und burſchenſchaftlichen Princips“ ausführlich gehandelt. Hier ſei nur kurz hervorgehoben, daß am 26. September 1862 etwa 120 Wilde an den Chargirtenconvent das Geſuch richteten, ihnen zu geſtatten, drei Repräſentanten in den Chargirtenconvent zu entſenden, ſowie eigene Unterſuchungs- und Ehrenrichter zu beſitzen, was ihnen vom Chargirtenconvent bereitwillig gewährt wurde. Doch als die Sectionen am 5. Mai 1864 den Antrag ſtellten, den Chargirtenconvent durch einen Repräſentantenconvent zu erſetzen, waren ſie in ſtricten Gegenſatz zu den Traditionen der Corporationen getreten; ſchon am 25. September deſſelben Jahres mußten ſie dem Chargirtenconvent anzeigen, daß ſie ſich wegen herrſchender principieller Divergenz aufgelöſt hätten. Schließlich will ich noch hervorheben, daß die Reibungen mit den radikalen Sectionen dazu geführt haben, daß die Bildung neuer Verbindungen erleichtert wurde; fortan ſollte neuen Corporationen die Anerkennung ertheilt werden, ſobald dieſe 30 honorige Burſchen im engeren Sinne zählten, die den Comment mit dem Ehrenworte garantirten und die Intereſſen des Burſchenſtandes zu vertreten verſprächen.

Dieſer Commentpunkt hat die Arminia in den Chargirtenconvent hineingebracht. Ein Geſuch derſelben vom 24. Januar 1863 um Sitz

und Stimme war abſchlägig beſchieden worden, im folgenden Semeſter hatte die Verbindung den gleichen Mißerfolg. Ihre Argumentation, daß eine Verbindung von Antiduellanten keineswegs den Principien des allgemeinen Comments widerſpreche, da doch der Antiduellantismus die geſetzliche Anerkennung erlangt habe, überzeugte den Chargirtenconvent nicht. Als aber nun, wie wir geſehen, im Jahre 1864 die Beſtimmungen über die Bildung neuer Corporationen einer Modification unterzogen worden waren, da konnte auch der Arminia die Aufnahme nicht mehr verwehrt werden. Bald fanden ſich die nothigen 30 honorigen Burſchen und am 3. März 1865 trat die Arminia nach jahrelangem Ringen in den Chargirtenconvent ein.

Leider iſt es der Arminia aber nicht gelungen, ſich die richtige Stellung im Chargirtenconvent zu erringen. Symptomatiſch iſt die Thatſache, daß ihr, als ſie an einem 21. April Gegenſtand von Spottgeſängen geworden und dafür Genugthuung verlangte, nur die Erklärung wurde, das Betragen der betreffenden Burſche ſei der Würde des Chargirtenconvents unangemeſſen geweſen. Beſonders heftig agitirte die Curonia gegen die ihr unſympathiſche Verbindung, doch fand ihr Antrag, dieſelbe aufzulöſen, keinen Anklang. Da erklärte die Arminia am 4. Mai 1866 ihre Selbſtauflöſung, die aber, da ihre Erklärung Beleidigungen enthalten hatte, nicht anerkannt wurde. Am 22. Mai 1866 wurde die Arminia vom Chargirtenconvent aufgelöſt.

Die wichtigſte Reform, die der Chargirtenconvent in den ſechziger Jahren in's Leben gerufen, iſt die Begründung des Burſchengerichts. Am 24. Auguſt ſandte die Estonia eine Schrift folgenden Inhalts an den Chargirtenconvent: die gegenwärtige Gerichtsverfaſſung machte es ſchwer, den objectiven Thatbeſtand klar zu ſtellen, und geradezu unmöglich bei Beurtheilung des Delictes ſubjective Momente heranzuziehen. Die Mehrzahl der im Chargirtenconvent repräſentirten Burſchen könne ſich nicht in genügendem Maße informiren und die Vermittelung der Unterſuchungscommiſſion mache ein Urtheil nach moraliſcher Ueberzeugung faſt unmöglich. Darum proponire die Estonia, die Zahl der Richter zu beſchränken, dieſen aber das Urtheilen einzuräumen und ihnen die Heranziehung ſubjectiver Momente zu erleichtern. Energiſchem Widerſpruch begegnete die Estonia mit ihrem Vorſchlage bei der Curonia und der Rigensis. Dieſe vertraten den Standpunkt, daß bei Vergehen der Burſchen die Strafe als eine Reaction der Allgemeinheit aufzufaſſen ſei, und daß demnach der

Einzelne nur von der Geſammtheit der Burſchen, dem Chargirtenconvent gerichtet werden könne.

Am 17. März 1864 kam es im Chargirtenconvent zur Abſtimmung über die Propoſition der Estonia: die Livonia und die Sectionen ſtimmten pro, Curonia und Rigensis contra. Damit hatte die Estonia den Sieg errungen. Am ſelben Tage ſandte die Curonia eine Schrift an den Chargirtenconvent mit der Erklärung: Sie acceptire das Burſchengericht nicht; die Majorität im Chargirtenconvent habe nicht das Recht, die dem allgemeinen Comment zu Grunde liegenden Principien zu ändern oder zu erweitern und könne nur für die direct aus jenen Grundprincipien abgeleiteten Beſtimmungen fordern, daß man ihnen unweigerlich entſpreche; eine Aenderung der Grundlage der Burſchenverfaſſung ſei von der Uebereinſtimmung Aller abhängig; das Grundprincip des allgemeinen Comments ſei das Streben, einen jeden Burſchen zum freien Mann zu machen, der über ſich und über andere ſelbſt das Urtheil zu ſprechen vermöge, und ſich nicht von einem Dutzend Burſchen ſeine Stellung anweiſen zu laſſen braucht; durch den Beſchluß des Chargirtenconvents ſei der allgemeine Comment in ſeiner bindenden Kraft aufgehoben, die Curonia nehme nach wie vor die Stellung einer den übrigen Conventen gleichberechtigten Corporation ein. Die Antwort auf dieſe Erklärung war die Auflöſung der Curonia durch den Chargirtenconvent, die am 20. März 1864 erfolgte. Als die Curonia gegen dieſen Act proteſtirte, wurden ihre Glieder geruckt.

Am 18. Mai 1864 iſt nun das Burſchengericht, auf Grund des Beſchluſſes vom 17. März gegründet werden: Das Burſchengericht, beſtehend aus je drei Gliedern jeder im Chargirtenconvent repräſentirten Verbindung, iſt das richtende und zugleich ſtrafende Forum des Chargirtenconvents; aus der Zahl der Richter wird ein Präſes und ein Protocollführer gewählt, das Burſchengericht iſt verpflichtet, jede von Burſchen anhängig gemachte oder gegen Burſchen gerichtete Klage anzunehmen; die ordentliche Sitzung, die zu Anfang jeden Monats ſtattfindet, iſt eine öffentliche; hier werden die Parten befragt und dürfen ſich die Beklagten vertheidigen, nach beendetem Verhör findet Urtheilsfällung ſtatt; über das Urtheil wird dem Chargirtenconvent Mittheilung gemacht, dieſem liegt nur die Ausführung ob

Nachdem die Curonia am 3. März 1865 wieder in den Chargirtenconvent eingetreten war, glaubte die Estonia, die Urheberin des Burſchengerichts, dem Princip, das zum Ausſcheiden einer Corporation hatte führen

können, in Einigem Rechnung tragen zu müſſen und proponirte am 5 October die Errichtung eines aus ſämmtlichen ſtimmberechtigten Mitgliedern der im Chargirtenconvent vertretenen Corporationen beſtehenden Apellationsgerichts in dem nach Conventen geſtimmt wurde, wobei ſowohl dem Beklagten, als auch jedem Convent das Recht zur Apellation zuſtände. Wohl ging die Propoſition der Estonia durch, doch war die neue Schöpfung nur eine theoretiſche Conſtruction. Davon konnte ſich der Chargirtenconvent auch ſchon ſehr bald überzeugen. Wieder wurde die Frage über das Gerichtsweſen principiellen Erörterungen unterzogen, wobei die alten Gegenſätze, unausgetragen auf einander platzten. Endlich am 6. März 1872 wurde ein Abſchluß erreicht, indem das Apellationsgericht aufgehoben und das Burſchengericht in ſeinen Competenzen zu Gunſten der Convente ſtark beſchränkt wurde Von nun ab hatte das Burſchengericht die Unterſuchung zu führen, das „ſchuldig" oder „unſchuldig" zu ſprechen und Fixation nebſt Strafmaß zu proponiren; die definitive Entſcheidung ſtand dem Chargirtenconvent zu.

Als der Chargirtenconvent im Jahre 1868 die Frage behandelte, vor welches Forum die Disciplinarvergehen der Beamten des Chargirtenconvents competirten und keine Einigung zwiſchen den beiden herrſchenden Anſichten geſchaffen werden konnte, da ſah ſich die Rigensis zu einem Schritte veranlaßt, der für den Chargirtenconvent einen ſchweren Schlag bedeutete. Während nämlich Estonia und Livonia das Recht den Chargirtenconventsbeamten zu beſtrafen dem betreffenden Convent vindiciren wollten, hielten Rigensis und Curonia den Chargirtenconvent allein für befähigt, über ſeine Beamten abzuurtheilen. Als nun ein vermittelnder Vorſchlag der Rigensis durchfiel, zeigte dieſe am 17. April d. J. wider alles Erwarten „im Bewußtſein, ſo weit als möglich nachgegeben zu haben" ihre Auflöſung an.

Dieſer Schritt zwang den Chargirtenconvent einen Compromiß zwiſchen den beiden divergirenden Anſichten zu ſchaffen. Es wurde beſchloſſen, Amtsvergehen der Chargirten, Burſchen- und Ehrenrichter dem Burſchengericht zur Unterſuchung und den Conventen zur Urtheilsfällung zu überweiſen. Dieſer Beſchluß veranlaßte die Rigensis, ſich zu reconſtituiren und in den Chargirtenconvent wieder einzutreten, was am 18. September 1868 erfolgte.

In den ſiebziger und achziger Jahren beſchäftigt den Chargirtenconvent vornehmlich eine Frage, das Piſtolenduell. Am 21. Februar 1866

war der Beſchluß gefaßt worden, den am Pauken phyſiſch Verhinderten zu geſtatten, vor dem Ehrengericht Piſtolen zu wählen. Die Folge dieſer Maßregel war natürlich ein ſtarkes Umſichgreifen der Piſtolenmenſuren, welches bald ſolche Dimenſionen annahm, daß der Chargirtenconvent um ſeine Exiſtenz beſorgt werden mußte.

Schon früh macht ſich im Chargirtenconvent das Beſtreben geltend, das überhandnehmende Piſtolenduell einzuſchränken, doch erſt im Februar 1872 wurden Maßregeln in dieſer Richtung ergriffen. Auf Antrag der Estonia wurde eine ſtändige Piſtolenduellcommiſſion niedergeſetzt, dieſer hatten fortan alle vom reſpectiven Corporationsarzt über Paukunfähigkeit auszuſtellenden Zeugniſſe vorgeſtellt zu werden, wenn eine Piſtolenmenſur beabſichtigt war.

Mehrere Jahre ruhte nun die Piſtolenfrage. Sie trat wieder in den Vordergrund, als die Livonia am 25. Januar 1877 zwei Anträge ſtellte: Einerſeits will ſie, um das Duell zu beſchränken, die Ehrenrichter zu gründlicher Coramage verpflichten und ihnen das Recht einräumen, eventuell motivirte Erklärungen vorzuſchreiben; andrerſeits will ſie, das in der Folge ſo treffend mit partiellem Duellantismus bezeichnete Princip in den Comment aufgenommen wiſſen. Dieſe Anträge fanden im Chargirtenconvent keinen Anklang.

Schärfere Beſtimmungen als die bisher gültigen mußten aber geſchaffen werden, da das Piſtolenduell gewaltige Dimenſionen angenommen hatte. Die Convente waren ſich voll und ganz ihrer Pflicht bewußt, für die Sicherung der Hochſchule Sorge zu tragen. Nur über die Mittel gingen ihre Anſichten weit auseinander. Die Curonia plaidirte dafür, daß Reißereien im Dorpater Kreiſe nur mit dem Schläger zum Austrag gebracht werden ſollten, die Rigensis verlangte Streichung vor dem Duell und auch dann, wenn dieſe erfolgt war, Befolgung der Menſurvorſchriften. Einen vermittelnden Antrag ſtellte die Estonia und dieſer iſt dann angenommen worden: Jeder Burſch iſt verpflichtet, vor Ausmachung eines Piſtolenduells ſich ſtreichen zu laſſen; befreit iſt er von dieſer Verpflichtung nur, wenn er die Legitimation nicht erhalten kann, wenn Reißerei und Menſur außerhalb des Dorpater Kreiſes ſtattgefunden haben und ſchließlich, wenn ſein Gegner, der Philiſter iſt, nicht bereit iſt zu warten, doch hat im letzteren Fall das Duell außerhalb des Dorpater Kreiſes ſtattzufinden.

Durch die Forderung der Streichung war ein äußerſt wichtiges Moment in den Comment aufgenommen. Die Maßregel, ſtreng gehandhabt,

konnte der Univerſität und dem Chargirtenconvent vor den Folgen des überhandnehmenden Piſtolenunweſens genügend Schutz gewähren.

Sturm erregte im Chargirtenconvent die Cautionenfrage. Im I. Semeſter 1872 wurden die Convente veranlaßt, der Frage näher zu treten, ob der Chargirtenconvent das Recht habe, Cautionen die von Burſchen für ſolche ausgeſtellt waren, im Falle einer Nichteinlöſung vor ſein Forum zu ziehen wie das bisher gehandhabt worden. Curonia und Rigensis wollten ihm dieſes Recht entziehen; ihrer Anſicht nach konnte nur durch Aufhebung der Klagbarkeit der Cautionen dem übermäßigen Schuldenmachen vorgebeugt worden. Estonia und Livonia faßten die Frage theoretiſch auf und beantragten, alle Schuldverſchreibungen von Studenten klagbar ſein zu laſſen, ſie ſahen ein ſtraffälliges Schuldmoment darin, wenn übernommene Verpflichtungen nicht erfüllt wurden, und gaben dabei ihrer Hoffnung Ausdruck, daß die Gefahren eines erleichterten Credits durch ſtrenge Strafen wohl paralyſirt werden könnten. Nach langen ſtürmiſchen Verhandlungen fand ſich doch für keine der beiden Propoſitionen eine Majorität, und ſo blieb es denn beim Alten. Als nun am 6. Mai 1873 die Estonia wieder einen Antrag hinſichtlich der Strafbarkeit der Caventen ſtellte, wies die Curonia dieſelbe als zu unklar formulirt zurück. Auf eine diesbezügliche Interpellation der Estonia hin ſandte ſie am 18. Mai eine Schrift an den Chargirtenconvent, in der ſie die Estonia mit Beleidigungen überſchüttete. Dieſe Schrift wurde „als einer Debatte des Chargirtenconvents unwürdig,“ zurückgewieſen. Als nun der Forderung der Curonia dieſen Beſchluß zurückzuziehen, nicht gewillfahrt wurde, erklärte ſie am 2. September, der Chargirtenconvent habe ſeine Hauptpflicht, die darin beſtände, ſeine Glieder vor Beleidigungen zu ſchützen, verſäumt, die Curonia könne ihn daher nicht mehr anerkennen, ſondern werde als unabhängige Corporation weiterbeſtehen. Auf dieſe Erklärung hin wurde die Curonia vom Chargirtenconvent aufgelöſt und ihre Mitglieder am 7. September geruckt.

Das war ein ſchwerer Schlag für den Burſchenſtaat. Die dauernde Abſonderung der Kurländer wäre von den verderblichſten Folgen für Dorpats Burſchenwelt geweſen, ja ſie hätte fraglos ihre Einwirkung auch auf die große baltiſche Geſellſchaft nicht verfehlt. Von vielen Seiten wurden Verſuche gemacht, den Conflict beizulegen, Philiſter jeder Farbe ſuchten ihren Einfluß auf die heißblütigen Jünger der Alma mater geltend zu machen. Sogar die Landesvertreter griffen in die Sache ein und ſuchten durch den

Rector G. von Oettingen verſöhnend einzuwirken. Dieſer Preſſion fügte ſich der Chargirtenconvent; er bewilligte den Kurländern ihre Forderungen in allen ihren Stücken. So kam am 7. Februar 1874 der Friede zu Stande.

Während der Conflict mit der Curonia andauerte, hatte der Chargirtenconvent Stellung zu nehmen zum letzten Aufflackern des burſchenſchaftlichen Princips. Ueber die Geſchichte des Wildenverbandes von 1873 habe ich ſchon in meinem „Ringen des landwirthſchaftlichen und burſchenſchaftlichen Princips in Dorpat“ gehandelt. Hier ſei nur kurz das Weſentlichſte hervorgehoben. Am 6. October 1873 ſuchten 116 Wilde um Erlaubniß zur Conſtituirung einer Verbindung nach, die ihnen der Chargirtenconvent auch bereitwillig gewährte. Zu Ausgang des Jahres 1874 proponirte dieſer Wildenverband die Errichtung eines facultativen Chargirtenconvents. Er behauptete, die Herrſchaft des Chargirtenconvents über die Wilden ſei eine unberechtigte. Der Kronscomment habe nur Geltung für die Glieder der Corporationen und die Herrſchaft des Chargirtenconvents über die Nichtcorporellen ſtehe im Widerſpruch zu der Burſchenfreiheit: demnach ſolle es Jedem freiſtehen, die allgemeinen Regeln des Comments anzuerkennen oder nicht. Die Antwort auf dieſe radicale Propoſition konnte nur die Auflöſung des Wildenverbandes ſein, die am 1. November 1874 erfolgte.

Zu Beginn der ſechziger Jahre war der Alma mater Dorpatensis eine zweite baltiſche Hochſchule, das Polytechnicum in Riga zur Seite getreten. Auch hier machte ſich der dem deutſchen Nationalcharacter innewohnende genoſſenſchaftliche Geiſt ſchon früh geltend. Es bildeten ſich ſtudentiſche Corporationen, zunächſt die Baltica und Concordia, die durch den Abſchluß eines Cartellverhältniſſes den Grund zum Rigaer Chargirtenconvent legten. Zu Beginn der ſiebziger Jahre trat nun dieſer mit dem Dorpater (jetzt Jurjewer) in Verhandlungen über den Abſchluß eines Cartellverhältniſſes. Die directe Veranlaſſung dazu hatte eine Rettzerei zwiſchen einem Fechtbodiſten der Estonia und einem Polytechniker gegeben; die Estonia hatte an den Chargirtenconvent die Anfrage gerichtet, ob er glaube, einen Burſchen zur Satisfactionsgabe einem Nichtburſchen gegenüber, der nicht Jurjewer (Dorpater) Philiſter ſei, zwingen zu dürfen, was von allen Conventen, außer dem der Livonia, bejaht worden war. Nach langen Verhandlungen wurde am 20. November 1873 die Convention der beiden Chargirtenconvente abgeſchloſſen. Dieſe

beruht auf folgender Grundlage. Studenten und Polytechniker ſind verpflichtet, ſich gegenſeitig Satisfaction zu geben und ſich bei Reißereien einem Schiedsrichter zu unterwerfen; beide Chargirtenconvente zeigen ſich gegenſeitig ihre Ruckungen an; commentwidrige Handlungen bei einer Reißerei werden vom betr. Schiedsgericht dem competenten Forum angezeigt.

Im Jahre 1874 war, wie wir geſehen, der böſe Conflict im Schooße des Chargirtenconvents, der zum Austritt der Curonia geführt hatte, glücklich beigelegt worden. Wenige Jahre ſpäter überraſchte die Rigensis den Chargirtenconvent mit der Anzeige ihrer Selbſtauflöſung. Im Jahre 1876 war an Stelle der einzelnen Corporationsärzte, behufs Ausſtellung von Zeugniſſen über die Paukfähigkeit der Duellanten, ein Chargirtenconventsarzt ernannt worden. Gründe, die uns unbekannt geblieben, veranlaßten nun die Rigensis gegen Ausgang des Jahres 1878 die Abſetzung des damaligen Arztes zu beantragen. Gleichzeitig war eine Reihe anderer Propoſitionen der Rigensis vom Chargirtenconvent verworfen worden. Die Antwort der Rigensis war ihre Selbſtauflöſung. Sie erklärte, den Comment nicht garantiren zu wollen, da ſie ſich bei der Wahl eines Vertrauensmannes, wie es der Arzt doch ſei, nicht majoriſiren laſſen wolle. Auf dieſe Erklärung hin, wurden die Glieder der Fraternitas geruckt. Doch ſchon in den erſten Wochen des Jahres 1879 kam der Friede wieder zu Stande und nahmen die Chargirten der Rigensis ihre Plätze auf dem Chargirtenconvent wieder ein

Seit den ſiebziger Jahren macht ſich auf unſerer Hochſchule ein ſtarkes Wachsthum der Studentenſchaft geltend. Die Urſache dieſer Erſcheinung liegt in erſter Linie fraglos in der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht. Die Zahl der Immatriculirten überſtieg bald die Ziffer Tauſend. Da boten die beſtehenden ſtudentiſchen Verbindungen keinen Raum mehr für alle Elemente, welche das corporelle Leben anzog, das Wildenthum wuchs in einer auch für den Chargirtenconvent gefährlichen Weiſe an. Das führte nun dazu, daß ſich einerſeits das Beſtreben nach Begründung neuer Verbindungen geltend machte, andrerſeits der Chargirtenconvent dieſe Bewegung begünſtigte, ſolange die alten Landsmannſchaften in ihrer Majorität einen naturgemäßen Entwickelungsgang gewährleiſteten und die neuaufgenommenen Corporationen keine den allgemeinen Ideen widerſprechenden Tendenzen verfolgten.

Am 15. Mai 1879 trat als erſte die Neobaltica mit den Farben Hellblau-Weiß-Orange in den Chargirtenconvent ein. Ihr folgte nach zwei Jahren die Fraternitas Academica mit den Farben Violett-Hellblau-Weiß und am 9. Mai 1882 das erſte nationale Corps, die Lettonia mit den Farben Grün-Blau-Gold. Der Verſuch, auch eine ehſtniſche Verbindung unter dem Namen Vironia und mit den Farben Dunkelblau Schwarz-Weiß in den Chargirtenconvent hineinzubringen, iſt geſcheitert. Nach langen Verhandlungen zogen die Gründer dieſer Verbindung am 3. Juni 1882 ihr Geſuch um Aufnahme zurück.

Am 16. November 1884 fand die Tarbatonia mit den Farben Dunkelblau-Gelb-Weiß Aufnahme in den Chargirtenconvent. Jedoch iſt es dieſer Verbindung nicht gelungen, ſich eine Stellung zu erringen. Schon am 8. Mai 1887 wurde ſie auf Antrag der Curonia, Estonia, Rigensis und Academica vom Chargirtenconvent aufgelöſt, ihre Glieder aber auf ſolange geruckt, bis ſie ſich dem Comment fügen, und eine dem beleidigenden Tone ihrer letzten Schrift entſprechende Erklärung abgegeben haben würden.

Der letzte Verſuch eine Corporation in den Chargirtenconvent zu bringen iſt im Jahre 1890 gemacht worden. Am 23. Februar d. J. ſuchten 30 Burſchen meiſt ehſtniſcher Nationalität um die Aufnahme der Fraternitas Viliensis mit den Farben Blau-Schwarz-Weiß nach. Dieſes Geſuch zog lange Verhandlungen im Chargirtenconvent nach ſich, bis die Viliensis endlich am 8. September Aufnahme fand.

Doch iſt ihr von Seiten des Curators die Beſtätigung nicht ertheilt worden und haben in Folge deſſen ihre Vertreter die ihnen eingeräumten Sitze auf dem Chargirtenconvent nicht einnehmen können, iſt doch die Exiſtenz jeder Corporation gemäß den Beſtimmungen des Kronscomments von der obrigkeitlichen Beſtätigung abhängig.

Eine andere Frage wurde tangirt, als am 28. Februar 1886 der jüdiſche „Muſikaliſch-Literäriſche Verein" um das Recht nachſuchte farbige Abzeichen tragen zu dürfen. Dieſes Geſuch wurde vom Chargirtenconvent abgewieſen und am 4. April d. J auf Antrag der Rigensis im Princip beſchloſſen, dem Chargirtenconvent nicht angehörigen Corporationen das Tragen farbiger Abzeichen überhaupt nicht zu geſtatten.

Wenden wir uns nun zu den übrigen Fragen, welche den Chargirtenconvent während des letzten Jahrzehnts beſonders beſchäftigt haben. Im Verlauf einer vieljährigen Praxis hatte ſich im Burſchengericht das Bedürfniß nach einer Beſchleunigung ſeines Verfahrens fühlbar gemacht. Darum wurde

das Burſchengericht im II Semeſter 1883 nach faſt zwanzigjährigem Beſtehen, in zwei Sectionen getheilt. Die Aufgabe der erſten beſtand darin, die auf Ruckung tendirenden Klagen, die der zweiten die auf Verweisſtrafe tendirenden Bagatellſachen zu unterſuchen. Von einer Plenarverſammlung werden letztere abgeurtheilt und in Ruckungsklagen Fixation und Strafmaß dem Chargirtenconvent proponirt; dabei wurde die von drei auf zwei herab geſetzte Zahl der Burſchenrichter wieder auf ihre urſprüngliche Höhe gebracht und einer der Burſchenrichter für die zweite Section deſignirt.

Die Verhandlungen des Chargirtenconvents in den achtziger Jahren erhalten ihren Character durch die Piſtolenfrage. Es waren nicht ſo ſehr theoretiſche Erörterungen über die Berechtigung der Piſtole als Burſchenwaffe, die den Chargirtenconvent beſchäftigten, als vielmehr die großen Unzuträglichkeiten, welche das Umſichgreifen des Piſtolenduells mit ſich brachte. Dabei trat der Chargirtenconvent in ſtricten Gegenſatz zur principiellen Auffaſſung der Piſtolenmenſur, welche der Mehrheit ſeiner Mitglieder eigen war, darum iſt es ihm nicht hoch genug anzurechnen, daß er vor allem im Intereſſe der Integrität unſerer Hochſchule darauf hinarbeitete die Piſtolenduelle auf ein möglichſt geringes Maß zu reduciren. Während das Duell von der großen Geſellſchaft gepflegt wird, arbeitet eine Verbindung heißblütiger Jünglinge darauf hin, daſſelbe möglichſt einzuſchränken! Und das um höherer Ideale willen!

Faſt in jedem Semeſter hat den Chargirtenconvent die Piſtolenfrage beſchäftigt. Wir können hier natürlich nur die wichtigſten Momente hervorheben. Jeder Burſch war verpflichtet, vor Ausmachung eines Piſtolenduells ſich ſtreichen zu laſſen. Nun war die Zahl derer, die wegen Betheiligung an Piſtolenmenſuren verhindert waren, ſich wieder immatriculiren zu laſſen in ſtetem Wachſen begriffen. Im Jahre 1881 wurde dieſe Frage vom Chargirtenconvent aufgenommen, um für ein Jahr im Vordergrunde zu bleiben. Nach langen Verhandlungen, die urſprünglich zu keinen Reſultate zu führen ſchienen, fand man ſchließlich in der von der Rigensis beantragten Schöpfung des Burſchenphiliſterthums, das ſchon früher beſtanden, einen Ausweg. Burſchphiliſter ſollte ſein: Jeder, der an unſerer Hochſchule immatriculirt geweſen, aber nicht nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen erklären kann, daß er ſein Studium dort definitiv aufgegeben hat, Jeder, der nach beendetem Studium noch keinen bürgerlichen Beruf gehabt und in unſerer Univerſitätsſtadt lebend, meiſt in ſtudentiſchen Geſellſchaften verkehrt, ferner die freien Zuhörer der Univerſität und ſchließlich Jeder, der auf einer anderen Hochſchule ſtudirt

hat, ſich aber behufs Erlangung eines academiſchen Grades in unſerer Univerſitätsſtadt aufhält; in ſtreitigen Fällen entſcheidet der Chargirtenconvent.

Die Stellung dieſer Burſchphiliſter dem Chargirtenconvent gegenüber wurde geklärt, als am 3. Mai 1886 von allen Conventen die Propoſition der Estonia angenommen wurde, die Burſchphiliſter, ſoweit ſie mit Burſchen in Colliſion gerathen der Jurisdiction des Chargirtenconvents zu unterwerfen; ein Beſchluß, der um ſo berechtigter war, als der Unterſchied in der Lebensſtellung zwiſchen Burſch und Burſchphiliſter ein rein äußerlicher war.

Nachdem der Chargirtenconvent im Jahre 1885 ganz beſonders lebhafte Verhandlungen gepflogen hatte, die darauf gerichtet waren, Maßregeln zu ſchaffen, die das Piſtolenduell einzuſchränken geeignet wären, kam im I. Semeſter 1887 eine principielle Frage, die Anerkennung des partiellen Duellantismus auf's Tapet. Schon vor zehn Jahren war ein Antrag der Livonia nach dieſer Richtung im Chargirtenconvent energiſchem Widerſpruch begegnet, im Februar 1887 wurde die Frage durch die Weigerung eines Duellanten auf Piſtolen loszugehen wieder angeregt. Es folgten nun langwährende erbitterte Verhandlungen. Endlich gelang es die drohende Gefahr, die für den Chargirtenconvent in der Anerkennung des partiellen Duellantismus lag, abzuwenden. Die Livonia ſtellte ſich auf einen practiſchen Standpunkt, ſie wollte die Gefahren, die der Univerſität und Burſchenwelt durch unglückliche Menſuren erwachſen, abwenden, indem ſie dem Duellanten das Recht einräumte, ein Piſtolenduell zurückzuweiſen. Ihr ſchloſſen ſich Neobaltia und Lettonia an. Erſtere ging ſogar ſoweit, daß ſie das Piſtolenduell überhaupt für Burſchen abgeſchafft wiſſen wollte Die Majorität, die am 22. März 1887 den Sieg errang, ſetzte ſich dieſesmal aus Curonia, Estonia, Rigensis, Academica und Tarbatonia zuſammen. Dieſe ſtellten ſich auf den Standpunkt, daß vom Chargirtenconvent nur derjenige als Duellant betrachtet werden könne, der mit der commentmäßigen Waffe Satisfaction zu geben bereit ſei, d. h. dem paukfähigen Burſchen oder Burſchphiliſter mit dem Schläger, dem paukunfähigen aber mit der Piſtole; wer den Gedanken des Zweikampfes um verletzter Ehre willen nicht als unſittlich von der Hand weiſt, in deſſen Augen kann dieſer Zweikampf nicht deswegen unſittlich werden, weil er mit der Piſtole und nicht mit dem Schläger ausgemacht wird, der partielle Duellantismus, einmal anerkannt, würde den Chargirtenconvent auf das empfindlichſte ſchädigen, ja könne wohl ſeinen Untergang nach ſich ziehen, zunächſt bringe er die Gefahr mit ſich, daß die ganze Burſchenwelt, ſtatt in zwei, noch keineswegs

mit einander ausgeſöhnte Ueberzeugungslager, jetzt in vier geſchieden werde. Der Livonia wurde vorgehalten, daß eine Anerkennung des partiellen Duellantismus gerade ein ſtarkes Anwachſen der Piſtolenmenſur zur Folge haben müſſe. Daß aber um höherer Ideale willen das Piſtolenduell möglichſt eingeſchränkt werden müſſe, darüber waren auch die principiellen Verfechter ſeiner Integrität einig.

Zu Ausgang der achtziger Jahre hatte die Zahl der Piſtolenmenſuren eine Höhe erreicht, wie noch nie zuvor Der Damm, den der Chargirtenconvent errichtet, erwies ſich als nicht hinreichend genug. Und das in einem Zeitpunkt, wo ſich Verhältniſſe geltend machten, die den Chargirtenconvent veranlaßen mußten, alles dranzuſetzen, um ſeine moraliſche Integrität zu wahren Er war ſich deſſen vollkommen bewußt, daß er durch Maßregeln, die dem verhängnißvollen Uebel zu ſteuern vermöchten, der Alma mater Dorpatensis einen unſchätzbaren Dienſt erweiſen und dabei ſeine eigene Exiſtenz befeſtigen werde. Im I. Semeſter 1888 begannen die Verhandlungen, die einen erregten, leidenſchaftlichen Character annahmen und ſchließlich ſogar zu Zerwürfniſſen zwiſchen den einzelnen Corporationen und innerhalb derſelben führten. Nachdem die Propoſition der Estonia, die dem einzelnen die Erklärung geſtatten wollte, das Piſtolenduell widerſtreite ſeiner „patriotiſchen Ueberzeugung,“ durchgefallen war, wurden am 14. und 21. März die endgültigen Beſchlüſſe gefaßt. Die Bedeutung derſelben liegt darin, daß ſie dem unmatriculirten Burſchen auf das ſtrengſte verbieten auf Piſtolen loszugehen, oder aber ſich als Secundant oder Unparteiiſcher an einer Piſtolenmenſur zu betheiligen, daß ſie ferner die territorialen Beſtimmungen verſchärften, dem Ehrengericht an's Herz legten alle Mittel anzuwenden, um eine Piſtolenmenſur zu verhindern, ſtrenge Strafen für Uebertretung der Piſtolenbeſtimmungen anſetzten und die Selbſtklagepflicht ſchufen.

Weiter konnte der Chargirtenconvent nicht gehen. Es ſtellte ſich vielmehr heraus, daß er zum Theil Undurchführbares geſchaffen hatte. Vor allem kam die Selbſtklage nur äußerſt ſelten zur Geltung. Das hatte die reactionaren Beſchlüſſe vom 23. September 1891 zur Folge.

Viel Bewegung hat im Chargirtenconvent auch ſein Conflict mit dem Handwerkerverein gebracht. Als dieſer ſich weigerte, den Burſchen Mitgliederrechte und Vertretung im Vorſtande zu gewähren, wurde er am 10. November 1887 auf ſo lange geruckt, bis eine Einigung erzielt würde. Veränderte Verhältniſſe aber veranlaßten den Chargirtenconvent im Jahre

1890 von ſeiner Forderung abzuſtehen, worauf am 11. Mai die Ruckung aufgehoben wurde.

Am 18. Februar 1890 überraſchte die Fraternitas Academica den Chargirtenconvent mit der Anzeige, daß ſie ſich mit Vorbehalt von Namen, Farben und Wappen aufgelöſt habe. Als Motivirung führte ſie Folgendes aus: Sie ſtehe im Widerſpruch zum Chargirtenconvent hinſichtlich ihres ſeit Jahren vertretenen Standpunktes betreffend das Cartellverhältniß Geruckten gegenüber und wolle von dieſem Standpunkt nicht abgehen, da die entgegengeſetzte Anſicht dem Ehrbegriff und Rechtsgefühl des Einzelnen widerſtrette, bisher habe ſie ſich der Majorität gefügt; jetzt aber, wo in Folge der ſcharfen Piſtolengeſetze die Zahl der Geruckten in ſtetem Wachſen ſei, ſpreche ſie dem Chargirtenconvent ſtrict das Recht ab, eine Perſon für ſatisfactionsunfähig zu erklären, die deßwegen geruckt ſei, weil ſie den Comment, der ihrer innerſten Ueberzeugung widerſtreitet, nicht als bindende Regel anerkennen mag; da die Fraternitas dem Chargirtenconvent nicht angehören wolle, ſo lange dieſer den genannten Standpunkt einnehme, ſo löſe ſie ſich bis auf Weiteres auf. Am folgenden Tage lief die Erklärung der früheren Academiker, den Comment nicht weiter garantiren zu wollen ein.

Aber ſchon am 26. Auguſt deſſelben Jahres lag ein Geſuch der reconſtituirten Fraternitas Academica um Wiederaufnahme in den Chargirtenconvent vor, das am 30. September bewilligt wurde. Doch am 25. October 1891 ſah ſich der Chargirtenconvent veranlaßt die Fraternitas Academica von ſich aus aufzulöſen. Dieſe Entſcheidung beantwortete die Academica damit, daß ſie ſich auf Grund der ihrem Vertreter durch den Rector mitgetheilten curatoriſchen Entſcheidung, unabhängig vom Beſchluß des Chargirtenconvents, auflöſte.

Sechs Jahrzehnte ſind über den Chargirtenconvent dahingegangen. Zeiten ruhiger Entwickelung und ſtürmiſcher Erregung haben ſich abgewechſelt; doch ſtets iſt ſich der Chargirtenconvent der Aufgabe bewußt geweſen, die er auf ſein Banner geſetzt, Ehrenhaftigkeit und guten Ton in der Burſchenwelt zu wahren. Der Segen, den er damit der Heimath, der Hochſchule und ihrer Jüngerſchaft gebracht, iſt unſchätzbar. Der Heimath, wurde ein geſundes Geſchlecht herangezogen, die Univerſität fand im Burſchenſtaat ihre beſte Stütze und der Studentenwelt bewahrte der Chargirtenconvent ſeine höchſten Ideale.

Die Verhältniſſe haben ſich geändert. Die alten Zeiten ſind unwiederbringlich dahin. Das ſociale Leben der Heimath hat Formen annehmen

müſſen, in die ſich unſere Geſellſchaft noch nicht zu finden weiß. Ueberall iſt es ein Taſten und Tappen, überall ſucht man die neuen Formen an die in Jahrhunderte langer Entwickelung ausgebildeten Ideale anzupaſſen. Auch im Chargirtenconvent gährte es. Die letzten Jahrzehnte haben Elemente in die Burſchenwelt gebracht, welche Burſchicoſität anders auffaſſen, die letzten Jahre haben Formen geſchaffen, in welche nach Anſicht Vieler der Chargirtenconvent in ſeiner bisherigen Geſtalt nicht hineinpaßt. Es gilt jetzt neue Formen ausfindig machen. Darüber ſcheint man doch ſchon einig zu ſein, daß der Chargirtenconvent auf der bisherigen Baſis nur noch zu ſeinem eigenen Schaden fortbeſtehen kann. Doch leider werden auch Stimmen laut, welche die Exiſtenz des Chargirtenconvents überhaupt für unthunlich halten. Wir glauben aber im Sinne der weiteſten Kreiſe zu handeln, wenn wir unſerer Hoffnung Ausdruck geben, es möge der Chargirtenconvent noch lange ſeine fruchtbringende Thätigkeit, wenn auch auf veränderter Grundlage, fortſetzen.

Welche Bedeutung hat die Philoſophie für das praktiſche Leben?

Eine ſkeptiſche Betrachtung.

Solange die Ueberlieferung zurückreicht, grübelt der Menſchengeiſt über des Welträthſels Löſung. Jahrtauſende verſanken in den Abgrund der Vergangenheit, Völker und Geſchlechter vergingen und entſchwanden mit ihnen, in ſtetem Wechſel wie die Wellen eines endloſen Meeres in die Ewigkeit verklingend. Was eine Epoche baute, zerfiel in Trümmer um der folgenden Raum zu bieten. Immer neu in der äußeren Kulturform, doch ſtets das gleiche in ſeinem Dichten und Trachten, Lieben und Haſſen kämpfte ſich das Menſchenleben durch's Daſein, nie ermüdend in der Hoffnung die Sphinx zu ergründen. Aber ſtumm und ehern blickt dieſe den Menſchen an, heute wie vor Jahrtauſenden. Hat auch dieſes ohnmächtige Ringen von Zeit zu Zeit Perioden geiſtiger Ermattung Platz gemacht, in welchen ſich die Menſchheit im Taumel oberflächlicher Genußſucht über den Ernſt des Lebens hinwegzutäuſchen ſuchte, immer tauchte das fragende Antlitz wieder auf und mit erneuter Kraftanſtrengung rang die Welt nach der Wahrheit.

Und was iſt denn die innerſte Triebfeder dieſes Strebens? Es iſt nicht der Wiſſensdurſt nach überſinnlichen Dingen, nicht das „metaphyſiſche Bedürfniß", ſondern vielmehr die Frage des allereigenſten Lebensräthſels: Wozu lebe ich? Hat mein Leben ſeinen definitiven Abſchluß und ſomit ſeinen alleinigen Inhalt und Zweck in dieſer Welt, oder ſteht mir eine Zukunft bevor, für welche mein diesſeitiges Leben nur eine Vorbereitung iſt? — Dieſes ſind die Fragen, die in das Leben jedes einzelnen Menſchen, mag er arm oder reich, beſchränkt oder hochbegabt ſein, mit eiſerner

Gewalt eingreifen, und jeder Einzelne, je nach ſeiner geiſtigen Entwickelung mehr oder minder ſich deſſen bewußt werdend, erkämpft ſich ſeine praktiſche Lebensanſchauung, nach welcher er ſein Leben richtet.

Nicht ſelten begegnet man der Anſicht, als lebe die überwiegende Mehrheit der Menſchen ganz ohne ſich von einer Lebensanſchauung leiten zu laſſen in den Tag hinein, nur den jeweiligen Empfindungen und Gelüſten folgend. Dieſe Auffaſſung muß jedoch in dieſer Form als eine vollkommen falſche bezeichnet werden. Jede Handlung, wenn ſie nicht Reflexbewegung iſt, wie beiſpielsweiſe das Schreien bei Schmerzempfindung, iſt als Folge einer Bethätigung des Intellectes, alſo eines Denkvorganges, anzuſehen. Dieſer Vorgang mag dem betreffenden Individuum zum Bewußtſein kommen oder nicht, er findet nichtsdeſtoweniger immer ſtatt. Das denkende Gehirn, der Intellect, iſt es, welcher ſich von dem durch eine Speiſe hervorzurufenden guten Geſchmack erſt eine Vorſtellung machen muß, damit durch ſolche Vorſtellung der Wille motivirt werde, die die Speiſe zum Munde bringende Handbewegung auszuführen. Die ganze Lebensbethätigung des Menſchen ſoweit ſie von ſeinem Willen geleitet wird, iſt ſomit ein Ausfluß der ſchlußfolgernden Gehirnthätigkeit, d. h. der Menſch handelt ſo, weil ihm ſein Verſtand vortheilhafte Conſequenzen ſolcher Handlungsweiſe vorſpiegelt. Die Vorausſetzungen, von welchen der Intellect hierbei ausgeht, müſſen wir zweifellos als Lebensanſchauung bezeichnen, und wenn beiſpielsweiſe ein oberflächlicher Menſch ſein ganzes Leben in der Jagd nach phyſiſchen Genüſſen hinbringt, ſo giebt er damit den Beweis, daß er in ſolchen Genüſſen den Werth und Inhalt des Lebens ſieht.

Ebenſo leicht müſſen wir einſehen, daß der Menſch ſein Handeln wirklich und vollkommen von ſeiner bewußten oder unbewußten Lebensanſchauung abhängig macht, daß es alſo nicht richtig iſt zu ſagen, die natürlichen Triebe ſiegten oft über die „beſſere Einſicht“, denn der Kampf, der ſich hierbei abſpielt, iſt nicht etwa ein Kampf zwiſchen Kopf und Herz, ſondern zwiſchen verſchiedenen auf ein und denſelben Willen als Motive wirkenden Vorſtellungen.

Wenn alſo alles menſchliche Handeln aus der bewußten oder unbewußten Einſicht des Intellectes hervorgeht, ſo liegt es auch auf der Hand, daß es für den Menſchen kein höheres Ziel und keine wichtigere Frage geben kann, als eine täuſchungsfreie Löſung des Rechenexempels ſeines Lebens.

Wir müßten danach erwarten, alle Menſchen in täglicher und ſtündlicher Grübelei, in unermüdlichem Forſchen nach wahrer Lebensweisheit zu ſehen. Die Philoſophie müßte die für das Leben allein wirklich bedeutungsvolle, weil ausſchlaggebende, Wiſſenſchaft ſein, jeder müßte nach ſeinen Kräften ein mehr oder weniger großer Socrates oder Diogenes ſein, die großen Geiſter müßten die Welt regieren, welche nur ein Zeitalter haben könnte, das philoſophiſche.

Welch ein anderes Bild bietet uns aber die Welt in Wirklichkeit dar! Da jagt und kämpft alles um irdiſche Güter, um Macht, Reichthum, Genuß, um's irdiſche Daſein. In dieſem grauſamen Ringen, wo des einen Tod des anderen Brod iſt, iſt die Triebfeder die gleiche für den ehrlichen Arbeiter wie den Verbrecher, den im Ueberfluſſe erſtickenden Capitaliſten wie den am Hungertuche nagenden Bettler.

Die Philoſophie iſt dem praktiſchen Leben gegenüber zum Sport herabgeſunken, die „Lebensweisheit" zur Klugheit in der Erreichung egoiſtiſcher Zwecke und phyſiſchen Wohllebens, kurz deſſen, was die Welt gewöhnlich mit „Glück" bezeichnet. Es ſcheint, als ob die Menſchheit deſſen gewiß ſei, daß das Leben nur eine phänomenale Bedeutung habe und ſomit ein nackter Egoismus die einzig vernünftige Weltanſchauung ſei, daß ſelbſtloſe Liebe und glückverachtende Weltflucht krankhafte Auswüchſe ſeien, hat doch ſogar dieſe Anſchauung in Nietzſche einen hochbegabten Verfechter gefunden.

Müſſen wir nun trotz alledem mit den Philoſophen der altindiſchen Upaniſchaden und des Buddhismus, mit den griechiſchen und neueren Eſoterikern den Grund für das oberflächliche materialiſtiſche Leben der überwiegenden Mehrzahl der Menſchheit in einer dem Menſchen angeborenen Begriffsverwirrung ſuchen, die gleichwie ein Schleier, den zu zerreißen nur wenigen vergönnt ſei, die Wahrheit verhüllt?

Wir dürfen dieſe Frage wahrlich nicht kurzer Hand bejahen. Schon die Erwägung, daß ein nicht unerheblicher Theil der intelligenteren Menſchen, oft von Zweifeln an der Vernünftigkeit des eingehaltenen Lebensweges heimgeſucht wird, aber trotz tiefen und andauernden Studiums der Philoſophie ebenſo wenig Umkehr hält, wie die blinde Maſſe, — muß uns ſtutzig machen. Sollte es nicht eher Schuld der Philoſophie ſelbſt ſein, daß ſie ſo wenig wahre Freunde und kaum einen gläubig folgenden Jünger findet? Eine Erkenntniß, aus welcher die praktiſche Lebensführung der Ausfluß ſein ſoll, muß zuerſt zur Glaubensgewißheit geworden ſein, erſt dann wird ſie aus dem Kampfe mit den blinden Trieben ſtets ſiegreich

hervorgehen. Denn wie der Geizhals hungert um reich zu werden, der Familienvater ſein Leben in Mühe und Arbeit verbringt um ſeinen Nachkommen die Exiſtenz zu ſichern, der Ehrgeizige unter Gefahr und Anſtrengung für ſeinen zukünftigen Ruhm kämpft, ſo haben gläubige Aſketen ſich Entbehrungen und Marter auferlegt um des erhofften zukünftigen Lebens halber, ſo würde noch viel mehr jeder Menſch ſein Handeln danach richten, wenn ihm der Endzweck ſeines Lebens über allen Zweifel gewiß wäre. Eine ſolche Gewißheit kann aber die intellectuelle Erkenntniß nur für Folgerungen, nicht für Vorausſetzungen geben. Die Wahrheit, die wir auf ſolchem Wege erkennen, iſt daher nur eine relative ſich mit der Aenderung der Praemiſſen auch ſelbſt ändernde. In jedem Menſchen ſteckt dieſe richtige Empfindung, daß ſich das ganze Gebäude einer vollkommen logiſchen Metaphyſik zu einer weſenloſen Abſtraction verflüchtigt, ſobald der Zweifel die Vorausſetzungen untergräbt. Es giebt eine Legende aus dem Mittelalter, die in ſehr draſtiſcher Weiſe die geſunde Skepſis an philoſophiſchen Syſtemen illuſtrirt: Zwei wahrheitsdürſtende Mönche hatten viele Jahre hindurch miteinander metaphyſiſche Studien getrieben und ein Jeder ſich ſein beſonderes Syſtem der Weltanſchauung aufgebaut. Da ſie ſich über ihre Anſichten nicht einigen konnten, ſo verabredeten ſie, daß der zuerſt Sterbende dem Ueberlebenden erſcheinen und ihm mittheilen ſolle, welches Syſtem das richtige ſei. Die Nacht kam und der Ueberlebende wartete geſpannt auf den Schatten ſeines Freundes. Mit dem Rufe „Nun, iſt es ſo, wie ich es mir dachte, oder wie Du?“ ſtürzte er auf die auftauchende Geſtalt zu. „Totaliter aliter“ war die Antwort – und der Geiſt verſchwand.

Und in der That, wen übermannt nicht oft beim Studium der Philoſophen und Theologen das unabweisbare Gefühl, daß die Deductionen derſelben ſich auf einem Gebiete bewegen, auf welchem die abſolute Wahrheit nicht zu finden iſt, daß das Weſen der Welt etwas „ganz anderes“ ſein muß, deſſen richtige Erkenntniß mit dem Verſtande nicht gewonnen werden kann? Hierin liegt der Grund für die ſcheinbare Gleichgiltigkeit gegen transſcendentale Wahrheiten. In wieweit aber der Lebenswandel eines Menſchen nicht reine Verwirklichung des „geſunden Egoismus“ ſondern ein Compromiß zwiſchen dieſem und höheren Motiven iſt, ſo weit iſt ſolches ein directes Ergebniß nicht etwa intellectueller Erkenntniß, ſondern derjenigen ſittlichen Empfindung, welche wir gemeinhin mit dem Ausdruck „Gewiſſen“ bezeichnen und deſſen Erklärung der Gläubige in der Religion ſucht, der Ungläubige für ein pſychopathologiſches Phänomen ausgeben muß.

Wir werden alſo unſere Titelfrage füglicherweiſe dahin beantworten müſſen, daß von einem nennenswerthen directen Einfluß der Philoſophie auf das praktiſche Leben nicht die Rede ſein kann. Sie hat aber eine mittelbar ſehr weſentliche Bedeutung für daſſelbe. So ſchwach ſie als Metaphyſik fundirt iſt, ſo ſtark und allgemeingültig ſteht ſie als Logik, als Lehre von der Methode des menſchlichen Verſtandes da. Als Logik iſt die Philoſophie die oberſte Wiſſenſchaft, die alle übrigen Wiſſenſchaften beherrſcht und umfaßt, ſie iſt die Disciplin, welcher der Menſch in ſeinem phänomenalen Leben ſich vollkommen unterordnet. Das iſt ja auch die natürliche Aufgabe des menſchlichen Verſtandes, wie jedes Intellectes überhaupt, ein Regent für das phänomenale Leben zu ſein und es iſt ſomit, wie Schopenhauer uns überzeugend nachweiſt, entſchieden als eine Uſurpation zu betrachten, daß der Verſtand in das tranſcendente Gebiet herübergreift, wo ſeine Disciplin als Metaphyſik auftritt. So zweckmäßig und fehlerfrei er auf dem phänomenalen Gebiete operirt, ſo ſchwerfällig und gekünſtelt erſcheint er auf dieſem, und Dinge, welche das „kindliche Gemüth" klar und richtig und über alle Zweifel erhaben empfindet, das ſieht „kein Verſtand der Verſtändigen". Hier iſt es die Aufgabe einer wahren Philoſophie, den Menſchen vor ſich ſelbſt zu ſchützen, ihm die Unzulänglichkeit der intellectuellen Erkenntnißmethode tranſcendentalen Inhaltes, des „Dinges an ſich" wie Kant es bezeichnet, zu enthüllen. Und dieſe Aufgabe iſt in der That keine geringe. Wir brauchen nicht tief in das Menſchenleben zu blicken, um zu bemerken, wie leicht der mit geſundem Menſchenverſtande Ausgerüſtete in Zeiten ungehinderter Erprobung ſeiner Fähigkeiten auf dem tranſcendentalen Gebiet in Gefahr geräth ſich die Grundlagen ſeines ſittlichen Inhaltes abdisputiren zu laſſen. Oft iſt das Studium und die Erfahrung eines ganzen Lebens erforderlich um zur Einſicht zu gelangen, daß der jugendliche Radicalismus übertriebener Verſtandesautonomie vor der Realität der ſittlichen Empfindung zu Schanden werden muß und wie häufig erlebt man das traurige Schauſpiel, daß ſelbſt erfahrene alte Leute ihre beſſere Empfindung vor der vermeintlichen Größe des eigenen Verſtandes in den Staub werfen. Hier liegt die allerdings mittelbare aber große Bedeutung der Philoſophie für das praktiſche Leben auf tranſcendentem Gebiet ſie ſoll uns frei machen von der Knechtſchaft unter der Tyrannis des Verſtandes, frei, das mit Bewußtſein zu fühlen und zu thun, was die höhere Einſicht unſeres Gewiſſens uns zu thun gebeut.

Ende Februar 1894. M. von Sivers.

Karl Eduard von Liphart.[1])

Unter den zahlreichen Opfern, welche der auch in Italien ſo ſtrenge Winter 1890/91 gefordert hat, befindet ſich ein Mann, der durch die erſtaunliche Fülle ſeiner Kenntniſſe auf den verſchiedenſten Gebieten in den weiteſten Kreiſen bekannt geworden iſt, beſonders aber für die Kunſtgeſchichte bei ſeinen Fachgenoſſen als Autorität erſten Ranges galt. Es iſt demſelben nicht vergönnt geweſen, ſeine zu großem Umfang angewachſenen wiſſenſchaftlichen Aufzeichnungen dergeſtalt zu ordnen und abzuſchließen, daß er ſie noch ſelbſt dem Druck hätte übergeben können; indeſſen hat er dieſe Papiere einem Freunde von bewährter Tüchtigkeit hinterlaſſen, welcher dieſelben ihrem weſentlichſten Theile nach herausgeben wird. Von ihm läßt ſich denn auch erwarten, er werde über das mannigfach bewegte Leben des Verſtorbenen Ausführlicheres berichten, als hier geboten werden kann.

Karl Eduard von Liphart, geboren im Auguſt des Jahres 1808, wurde bei ſeinem Großvater auf dem Stammgute Rathshof in Livland erzogen. Dieſer beſaß eine reiche Bibliothek von Werken der franzöſiſchen Encyklopädiſten, von deren Lehren er ganz erfüllt war, ſo daß er, als er in Colmar ſtudirte, zu Voltaire nach Ferney gepilgert war, der dieſes Beſuchs auch in ſeinen Briefen Erwähnung thut. Der erſte Lehrer des jungen Liphart war ein Genfer, welchem Umſtande es wohl zuzuſchreiben iſt, daß er von früher Jugend an das Franzöſiſche wie ſeine Mutterſprache beherrſchte. Die Mathematik war es, durch die der Knabe beſonders angezogen wurde und in der er es im vierzehnten Jahre ſchon ſo weit

[1]) Mit beſonderer, nur der „Balt Mon." ertheilter Genehmigung der deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart, reproducirt aus dem ſoeben erſchienenen Werke „Perſpectiven. Vermiſchte Schriften von A. F. Graf von Schack." 1 Band.

gebracht hatte, daß ſein Lehrer dem Großvater erklärte, nun müſſe man ſich nach jemand anderem umſehen, denn der Schüler ſei ſo weit wie der Meiſter. Von der ihn vielleicht zuletzt trocken bedünkenden Wiſſenſchaft wandte ſich der Knabe dem Zeichnen zu und betrieb es mit Leidenſchaft. Sein Lehrer hiefür weckte in ihm auch den Sinn für Kupferſtiche, die er ſchon damals eifrig zu ſammeln anfing, namentlich Radirungen des Augsburger Thiermalers Riedinger, die in jener Zeit in Livland zu haben waren.

Als nach dem Tode des Großvaters das ausgedehnte Familiengut in den Beſitz ſeines lange Zeit auf Reiſen befindlich geweſenen Vaters kam, verbrachte er noch mehrere Jahre dort und empfing mannigfache weitere Anregungen, denn der Vater war ein Freund des Schönen und hatte im Auslande Gelegenheit gehabt, werthvolle Gemälde zu erwerben, wie ſie im Beginne unſeres Jahrhunderts noch leicht zu erſtehen waren. Es befanden und befinden ſich noch jetzt darunter eine ſchöne, nur leider theilweiſe übermalte heilige Familie von Andrea del Sarto, ein prachtvolles kleines Porträt von Franz Hals, ſowie beſonders eine Reihe trefflicher niederländiſcher Landſchaften. Auch die Muſik ward auf dieſem Muſenſitze eifrig cultivirt und allabendlich wurden von jungen Tonkünſtlern, unter denen ſich auch der ſpäter berühmt gewordene Violiniſt David befand, Trios und Quartette der beſten Meiſter ausgeführt. Die Nähe der Univerſitätsſtadt brachte es mit ſich, daß der junge Liphart häufig dorthin kam. Er lernte hier den ſpäter weltberühmten Chirurgen Pirogoff kennen und ſchloß mit ihm die innigſte Freundſchaft. Dieſer giebt in ſeinen in ruſſiſcher Sprache abgefaßten Memoiren die vortrefflichſte eingehende Charakteriſtik des Weſens von Karl Eduard von Liphart, indem er namentlich die erſtaunliche Beſcheidenheit deſſelben bei ſeinem ausgedehnten Wiſſen betont.

Durch Pirogoff wurde in dem jungen Liphart der Sinn für Anatomie und ausübende Medicin, beſonders Chirurgie geweckt, und, um ſich dem Studium derſelben hinzugeben, bezog er um die Mitte der zwanziger Jahre die Univerſität Königsberg. Hier lernte er Karl Ernſt von Baer kennen, der ſchon vor langen Jahren von Alexander von Humboldt als der größte Naturforſcher ſeiner Zeit geprieſen wurde, und wohl nur deshalb in weiteren Kreiſen nicht den verdienten holzen Ruhm genießt, weil er den außerordentlichen Reichthum ſeiner Forſchungen und Entdeckungen zum großen Theile in einer ungeheuren Menge akademiſcher Abhandlungen niedergelegt hat, welche geſammelt herauszugeben die Kaiſerliche Akademie

von St. Petersburg ſich gegenwärtig anſchickt. Baer gewann bald große Zuneigung zu dem jungen Studenten, der ihm Zeit ſeines Lebens innig zugethan blieb und auch, als Baer ſpäter an die baltiſche Hochſchule, endlich nach St. Petersburg verſetzt wurde, in vielfältigem Verkehr mit ihm ſtand. Die Werke deſſelben bildeten bis an ſein Lebensende Liphartſ Lieblingsſtudium. Bekanntlich iſt Karl Ernſt von Baer ebenſo wie der Engländer Wallace ſchon vor Darwin auf die nach dieſem benannte und unter ſeinem Namen ſo berühmt gewordene Entwicklungstheorie geführt worden, nur daß er, immer ſtreng wiſſenſchaftlich, hie und da einige Kautelen machte, um voreiligen Trugſchlüſſen vorzubeugen. Liphart ſchloß ſich auch hierin ſeinem großen Lehrer und Freunde an, widmete aber zugleich ſolchen Studien lebhafte Aufmerkſamkeit, die dieſer auf ganz anderem Gebiete betrieb Es ſind dies höchſt intereſſante und viel zu wenig bekannte Abhandlungen, die in das Gebiet der Archäologie fallen. In einer derſelben zum Beiſpiel legt Baer mit höchſt triftigen Gründen dar, wie der Schauplatz einiger Partien der „Odyſſee“ ganz anderswo zu ſuchen ſei, als da, wo man ihn ſchon ſeit mehr als zweitauſend Jahren zu ſuchen gewohnt war. Er behauptet nämlich, geſtützt auf eine genaue Ortskenntniß der Nordküſte des Schwarzen Meeres, die Bucht der Läſtrygonen ſei jene von Balaklava, die Halbinſel Krim das Land der Kimmerier. Außerdem erklärt er für das Local der Scylla und Charybdis nicht die Meerenge von Meſſina, ſondern die Dardanellen. Andere ſolche Abhandlungen von nicht minderem Intereſſe beziehen ſich auf die Lage des alten Ophir, welches Baer im fernen Oſtindien ſucht, auf die Handelswege der Vorzeit durch das Innere von Rußland und ſo weiter.

Doch ich habe der Zeit weit vorgegriffen und kehre zu den Univerſitätsjahren Liphartſ zurück, um zu erwähnen, daß dieſer ſich von Königsberg zur Fortſetzung ſeiner Studien nach Berlin begab. Hier betrieb er hauptſächlich Chirurgie unter Dieffenbach, wurde aber zugleich bei der ihm eigenen Vielſeitigkeit auf die Beſchäftigung mit altdeutſcher Literatur gebracht, deren Studium er unter der Leitung Haupts oblag. Aber bald zog ihn die bildende Kunſt mehr als alles andere an, vorzugsweiſe die Malerei, in zweiter Reihe auch die Skulptur und Architektur. Er machte die Bekanntſchaft des großen, durch ſein bahnbrechendes Werk „Italieniſche Forſchungen“ berühmten Kenners Rumohr, der ſich ſo hohe Verdienſte um die Bildung des Berliner Muſeums erwarb und damals vom König von Preußen mit dem Ankauf hervorragender Bilder, beſonders der altitalieniſchen Meiſter,

beauftragt war. Liphart benützte den Aufenthalt in Berlin zugleich zu Ausflügen nach Dresden, deſſen unvergleichliche Gallerie er gründlich ſtudirte, ſowie nach Wien. Auch in München, deſſen reicher Schatz von Gemälden, da ſeine Pinakothek noch nicht exiſtirte, theils in einem Local unter den Arkaden, theils in Schleißheim aufbewahrt wurde, machte er während der Ferien einen längeren Aufenthalt.

Aber bald ließ ihm die Sehnſucht nach Italien nicht länger Raſt im Norden; er begab ſich etwa im Jahre 1833 dorthin, und man kann ſagen, daß von genanntem Zeitpunkt an dieſes Land ſeine zweite Heimath wurde, wenn auch unwillkommene Verhältniſſe ihn nöthigten, verſchiedene Male auf längere oder kürzere Zeit nach dem Norden zurückzukehren. Von allem was er jenſeits der Alpen ſah, war er zunächſt wie berauſcht, und da auch ſein Sinn für Naturſchönheiten ein lebhafter war, ruhte er nicht, bis er das Land mit Einſchluß von Sicilien in ſeiner ganzen Ausdehnung ſelbſt bis in abgelegene Theile hinein durchſtreift hatte. Schließlich nahm er einen längeren Aufenthalt in Rom. Hier wurde er mit dem ſpäteren Director des Städelſchen Inſtituts in Frankfurt, J. D. Paſſavant, bekannt, der gerade mit Vorſtudien zu ſeinem Werke über Rafael beſchäftigt war, machte auch im Sommer 1835 mit demſelben vereint eine Reiſe nach „der Kunſtſtadt Italiens und der Welt“, wie Heinrich Leo Florenz nennt. Der Aufenthalt dehnte ſich zu vielen Monaten aus und wohl ſchon damals entſtand in ihm der ſpäter verwirklichte Plan, ſich ganz daſelbſt niederzulaſſen.

Hier war es auch, daß ich ihn im Auguſt dieſes Jahres kennen lernte, indem der Zufall mich zu ſeinem Zimmernachbar in jenem Hauſe der Via Tornabuoni machte, in deſſen unteren Räumen noch heute das Café Doney genau in dem Zuſtande wie damals beſteht, und hier begann die innige Freundſchaft, welche mich mit ihm durch ſechsundfünfzig Jahre verbunden hat. Unter ſeiner Leitung lernte ich die Kunſtſchätze von Florenz zuerſt genau kennen, und wir brachten jeden Vormittag damit zu, die Uffizien, den Pitti, die Akademie und die Kirchen zu durchwandern. Es herrſchte damals noch, wenn auch nicht mit der Ausſchließlichkeit wie zuvor die durch die ſogenannten Nazarener in Aufnahme gebrachte einſeitige Ueberſchätzung der älteren Toscaner, namentlich des Fieſole. Nur Perugino, die älteren Mitſchüler Rafaels, ſowie den letzteren in ſeinen früheren Bildern, wie etwa der „Madonna Conneſtabile“ (jetzt in St. Petersburg)

und der „Grablegung“ im Palaſt Borgheſe, ließ man gelten. Die ſpäteren Werke des großen Urbiners, wie die „Madonna della Sedia“, wurden als Entweihung der echten religiöſen Malerei perhorrescirt und gar von „Venetianern“ wendete man ſich mit Entſetzen ab. Liphart ſtand noch etwas unter dem Einfluß dieſer damals herrſchenden Richtung. Die alten Fresken im Kloſterhofe von S. Maria Novella, das Altarbild Cimabues in Santa Croce, die Wandbilder Frieſoles in San Marco erſchienen ihm faſt wichtiger als die Meiſterwerke der vollendeten Kunſt im Palaſte Pitti. Doch machte er ſich, ohne ſeine erſte Liebe zu verleugnen ſpäter von dieſer Einſeitigkeit frei und erkannte das Gute ſelbſt in der modernen deutſchen und franzöſiſchen Malerei mit Wärme an. In den Nachmittagsſtunden machten wir weite Ausflüge zu Fuß in die herrliche Umgebung von Florenz, und ich erinnere mich eines ſolchen ſehr genußreichen, aber anſtrengenden, nach dem Luſtſchloß Pratolino, dem Aufenthalte der Bianca Capello mit der Koloſſalſtatue des Apennin. An anderen Tagen machten wir zu Wagen Excurſionen in nahegelegene Städte, die ja ſämmtlich von Bildwerken ſtrotzen, ſo nach Prato und Piſtoja, wo Liphart beſonderes Wohlgefallen an den Terracotten der della Robbia fand. Schon in dieſer Zeit nahm er die Gewohnheit an, die er ſpäter bis in ſeine letzten Lebensjahre übte, in einem Wägelchen, nur von einem Diener begleitet, der ihm beſtändig einen großen Stoß ihm gerade intereſſirender Werke nachſchleppen mußte, auch die kleineren Orte Italiens zu beſuchen und bis in ihre geringſten Einzelheiten zu ſtudiren.

Ich ſelbſt, noch im Beginne meiner Univerſitätsjahre, mußte nach Deutſchland zurückkehren. Jedoch etwa zwei Jahre ſpäter hatte ich die Freude, Liphart in Berlin wieder zu finden, und dort verging kaum ein Tag, an welchem ich nicht ſtundenlang mit ihm vereinigt geweſen wäre. Er liebte es, mit Freunden nicht allein Kunſtwerke zu betrachten, ſondern auch Werke der Literatur, für die er eine Vorliebe hatte, gemeinſam zu leſen. So brachten wir die Vormittage häufig im Muſeum zu, wo ich auch deſſen leitenden Geiſt, Herrn von Rumohr, näher kennen lernte. Gegen die Kunſtausſtellungen, die damals im Akademiegebäude ſtattfanden, und auf denen beſonders die Bilder der Düſſeldorfer mit überſchwenglicher Bewunderung begrüßt wurden, hatte Liphart eine unüberwindliche Abneigung, und ich könnte höchſt draſtiſche, von Witz ſprudelnde Aeußerungen von ihm über die Bilder eines Leſſing, Bendemann, Theodor Hildebrand, Karl Sohn und ſo weiter anführen.

Für ſeine Neigung zu Naturgenüſſen konnte ihm der Thiergarten höchſtens im Frühjahr einige Nahrung bieten. Aber der Wandertrieb war in ihm ſo unausrottbar, daß er Excurſionen in die Sandwüſten der Mark machte, um das, was ſich von älteren Architekturwerken dort findet, zu betrachten. Einmal machte er mit mir auch einen Ausflug in den Harz und nach Goslar, ſodann auf einer wenig befahrenen, aber intereſſanten Route durch Sachſen nach Meißen und Dresden, wo wochenlang die Gallerie täglich beſucht wurde. Den Aufenthalt in Berlin ſuchte er ſich dadurch angenehmer zu machen, daß er ſich einige Zimmer ſeiner Wohnung zu einem kleinen Muſeum einrichtete, in welchem Gipsabgüſſe einiger der vorzüglichſten antiken Statuen aufgeſtellt wurden. Hier verweilte er in den Morgenſtunden ganz vertieft in den Anblick des Belvedereſchen Torſo oder der Venus von Milo. Was Berlin an geiſtigen Genüſſen bot, ließ er ſich überdies nicht entgehen. So oft ein gutes Drama oder unter der trefflichen Leitung Spontinis eine der beſſeren Opern gegeben wurde, fand man ihn in einem Sperrſitz; nur gegen das Ballet hegte er einen unüberwindlichen Abſcheu.

Im Jahre 1839 vermählte Liphart ſich mit einer Gräfin Bylandt, die, einer niederländiſchen Familie entſtammend, bei ihrer Mutter in Köln wohnte. Durch dieſe Verbindung veranlaßt, ſiedelte er von Berlin an den Rhein über und ſchlug für eine Reihe von Jahren ſeinen Wohnſitz in Bonn auf. Hier pflog er eifrigen Umgang mit verſchiedenen Gelehrten, machte auch die nähere Bekanntſchaft von A. W. von Schlegel, der ihm große Zuneigung zeigte, und der, da er ſich in ſeinem hohen Alter ſehr vereinſamt fühlte, ſich freute, ihn oft in den Abendſtunden bei ſich zu ſehen. Von Bonn aus lernte Liphart auch die wichtigſten Architekturwerke am Rhein kennen.

Längſt war es ſeine Sehnſucht geweſen, auch Spanien zu beſuchen. Er hatte ſich ſchon vielfach mit der Literatur dieſes Landes beſchäftigt und unter anderem ein höchſt merkwürdiges Drama des Tirſo de Molina, „El condenado por desconfiado“ — Der wegen ſeines Kleinmuthes Verdammte — in's Deutſche übertragen. Seine Arbeit ſchien mir ſo intereſſant, daß ich ihm lebhaft zuredete, ſie zu veröffentlichen; allein er hatte eine große Scheu hievor und konnte ſich nicht dazu entſchließen. Im Jahre 1843 ſollte endlich die projectirte Reiſe nach Spanien zur Ausführung gelangen. Zu ſeinem Begleiter wählte er den Grafen Bylandt, den jüngeren Bruder ſeiner Gattin. Obgleich der Karliſtenkrieg beendigt

war, fanden doch noch häufige Unruhen und Militärrevolutionen, beſonders im Norden und Weſten des Landes, ſtatt, und nur mit großer Mühe erreichten die Reiſenden Andaluſien, wo verhältnißmäßig Ruhe herrſchte. Granada, wo ſich damals im Umkreis der Alhambra ſelbſt, nahe dem Palaſte Karls V., ein kleines einfaches Wirthshaus befand, das Liphart und den Schwager aufnahm, entzückte ihn über alles, und er weilte wochenlang dort, auch Ausflüge in die Umgegend unternehmend. In Sevilla betrachtete er dann eingehend die dort vorhandenen Gemälde, beſonders des Zurbaran und Murillo, kam aber zu der Ueberzeugung, daß keineswegs alle dort für Werke des letzteren ausgegebenen Darſtellungen der auf dem Halbmond ſtehenden heiligen Jungfrau echt ſeien. Ueber Cordova ging es nach dem Hauptziel ſeiner Fahrt, nach Madrid, deſſen Gemäldeſammlung, die wohl als die reichſte der Welt bezeichnet werden darf, er genau ſtudirte. In den älteren Spaniern, ſowie in Velasquez, den man in ſeiner ganzen Größe einzig dort kennen lernen kann, ging ihm eine neue Welt auf. Aber auch Murillo fand er hier ſo reich vertreten, wie nirgends ſonſt. Uebrigens bildeten für ihn die Italiener, an denen das Muſeum ſo reich iſt, daß unter den anderen Gallerien nur die Uffizien und der Palaſt Pitti von Florenz, wenn man ſie zuſammennimmt, ihm darin gleichkommen, den Hauptgegenſtand des Intereſſes, und er prägte ſie ſich dergeſtalt ein, daß er jede einzelne Figur in ihrer Stellung anzugeben wußte, auch der Uebermalungen, von denen wenige alte Bilder frei geblieben ſind, zu erwähnen nicht vergaß. Ueber ſolche und andere heikle Punkte ſind allerdings die Anſichten der Kunſtkenner ſo getheilt, daß er darüber oft in Streitigkeiten verfiel.

Nach ſeiner Rückkehr aus Spanien entſchloß ſich Liphart ſehr gegen ſeine Neigung, dem Andringen ſeines Vaters und ſeiner übrigen Verwandten nachzugeben und in ſeine nordiſche Heimath zurückzukehren. Von hier aus ward ihm die Gelegenheit, die vorzügliche Gemäldeſammlung der Eremitage in St. Petersburg, ſowie die ehemals in München geweſene des Herzogs von Leuchtenberg zu beſichtigen. Indeſſen, wer einmal die Wonne des ſüdlichen Himmels gekoſtet hat, den zieht es immer dorthin zurück, und ſo kam Liphart zu oft wiederholtenmalen wieder auf längere Zeit in ihm mehr zuſagende Klimate. Auf einer dieſer Reiſen fand er bei einem Aufenthalt in Frankfurt den ihm ſeit früh bekannten vorzüglichen, auch durch Ueberſetzungen aus dem Deutſchen berühmten ruſſiſchen Dichter Joukovski.

Was ihn zuletzt bestimmte, den Aufenthalt in Livland definitiv aufzugeben, war die wankende Gesundheit seines jüngsten Sohnes Ernst, der schon in früher Jugend ein großes Talent für die Malerei zeigte und später besonders im Porträtfach und im Copiren alter Gemälde Vorzügliches geleistet hat. Im Jahre 1868 machte dieser damals erst zwanzig Jahre alte, aber schon als Künstler bewährte Jüngling in meinem Auftrage mit dem trefflichen Porträtmaler Franz von Lenbach eine Reise nach Madrid und lieferte dort ausgezeichnete Copien nach Velasquez und Murillo für meine Gemäldegallerie, denen er später in Paris noch einige nach Giorgione und Tizian hinzufügte.

Karl von Liphart ließ sich mit seiner Gattin und diesem seinem Liebling dauernd in dem ihm seit früh so theueren Florenz nieder. Hier glaubte die hochgebildete, besonders für die Malerei begeisterte Großfürstin Marie von Rußland in ihm einen geeigneten Erzieher für ihren Sohn, den Prinzen Sergius von Leuchtenberg, zu finden, und er siedelte daher auf ihren Wunsch nach dem ihr gehörigen Lustschlosse Quarto bei Florenz über. In Folge ihrer Aufforderung begleitete er sie auf Reisen nach Rom und Neapel und ebenso etwas später nach Paris und London, wo den Kunstsammlungen des Louvre und in England nicht nur der Nationalgallerie, sondern auch den überaus reichen, für Privatleute immer nur schwer zugänglichen Kunstschätzen der englischen Aristokratie ein eingehendes Studium gewidmet wurde. Sein Zögling fiel später noch in jungen Jahren bei einem Kampfe im Kaukasus, und auch die Großfürstin wurde nicht lange nachher unvermuthet durch den Tod abgerufen. Nun begann Liphart in Florenz von neuem das Leben, das er dort schon in seinen jungen Jahren geführt. Jeden Sommer machte er in einem Wägelchen Ausflüge nach Nord- und Mittelitalien, und wenn er von einem werthvollen Bilde hörte, das selbst in einem entlegenen Orte zum Vorschein gekommen, ließ es ihm keine Ruhe, bis er es in Augenschein genommen. Der vorzügliche Geschichtschreiber der italienischen Kunst, Cavalcaselle, wurde sein Freund und gesellte sich ihm nicht selten zu solchen Excursionen. Lipharts Ruf als größter Kenner der Kunstschätze von Florenz stand so fest, daß die Herren und Damen aus regierenden Häusern sich an ihn zu wenden pflegten, um durch ihn in deren Kenntniß eingeführt zu werden.

Etwa seit dem Jahre 1885 begann leider seine Gesundheit zu wanken. Eine Schwäche in den Beinen und ein sich in heftigem Husten äußerndes Brustleiden bannten ihn gewöhnlich das ganze Jahr an sein Zimmer. Ein

Glück noch war es, daß seine Sehkraft ihm in voller Schärfe erhalten blieb; und so beschäftigte er sich in seiner Wohnung der Via Romana andauernd mit der Ordnung seiner Manuscripte, mit Schriftwerken der verschiedenen Literaturen und mit der Betrachtung seiner überaus reichen Sammlung von Kupferstichen und Photographien. An Tagen, wo es ihm besser ging, erfreute es ihn, sich stundenlang mit seinen Freunden unterhalten zu können, und diese erstaunten über sein fast beispielloses Gedächtniß, mit welchem er Thatsachen aus den verschiedensten Wissenschaften, wie sie nur wenigen Fachgelehrten so genau bekannt waren, besonders aber die Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit in allen ihren Details so genau festhielt, daß er jeden Augenblick einen Katheder-vortrag darüber hätte halten können. Dabei war er stets in die Tagespolitik auf's genaueste eingeweiht.

Noch einmal, im Sommer 1890, raffte er sich so weit empor, daß er glaubte, einen Ausflug nach Venedig unternehmen zu können. Hier hatte ich zum letzten Male die Freude seines täglichen Umganges zu genießen. Er schien in der herrlichen Lagunenstadt neu aufzuleben, besichtigte noch einmal in der Akademie, deren Treppe er freilich nur mit Anstrengung erklimmen konnte, seine Lieblingsbilder und brachte im übrigen fast den ganzen Tag in einer Gondel zu, die ihn bald hierhin, bald dorthin, nach dem Lido, nach Murano oder Torcello trug. Aber der herannahende Winter mahnte ihn zur Heimkehr nach Florenz. Bewegt nahm ich von ihm Abschied, und meine bangen Ahnungen gingen nur zu bald in Erfüllung. Nachdem drei Tage zuvor seine treue Lebensgefährtin ihm vorangegangen, schloß am 15. Febr. 1891 ein sanfter Tod seine Augen.

Adolf Friedrich Graf von Schack †*). Der Mann, welcher das Schah-Nameh aus dem Persischen, den Raghuwamsa aus dem Indischen übertragen, welcher grundlegende Werke, wie: „Die Geschichte der dramatischen Litteratur und Kunst in Spanien" und „Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien" verfaßt, eine lange Reihe eigener Dichtungen veröffentlicht, die bemerkenswertheste aller Privatgemäldegallerieen geschaffen, die halbe Erde bereist und zehn Sprachen völlig beherrschte, dieser Mann war eine große reiche Welt für sich, eine Einzigkeit im Hochsinne des Worts' Geboren am 2. August 1815 zu Schwerin, wurde Schack auf dem Familiengute Brüsewitz durch Hauslehrer erzogen. Einen besonders wohlthätigen Einfluß übte auf den geistig

*) Aus einem Nekrolog, der uns kurz nach dem Tode des Grafen Schack zur Verfügung gestellt wurde, damals aber wegen Raummangels nicht publicirt werden konnte. D. Red.

überaus regſamen Knaben die Gouvernante ſeiner Schweſtern, Hedwig Dragendorff aus, jedenfalls eine bedeutende Frau. Seine weitere Ausbildung fand er dann auf dem Pädagogium in Halle, dem Gymnaſium in Frankfurt, wo ſein Vater mecklenburgiſcher Bundestagsgeſandter war, und den Univerſitäten Bonn, Heidelberg, Berlin. Bereits in ſeine erſten Jünglingsjahre fallen zahlreiche kleinere Ausflüge nach verſchiedenen bedeutenden Punkten Deutſchlands und größere Reiſen nach Paris, der Schweiz, Süd-Frankreich und Italien. Auch mit einer Reihe mehr oder weniger berühmter Staatsmänner, Gelehrten, Künſtler kam Schack vom Knabenalter an in fortwährende Berührung. Otto Nicolai, der reichbegabte Muſiker, hielt ſich vorübergehend in Brüſewitz auf, Achim von Arnim kreuzte den Weg des ſtrebenden Schülers in Halle, Arthur Schopenhauer, Clemens Brentano und den Fürſten Pückler ſah er häufig in Frankfurt, Laſſen und A. W. von Schlegel hörte er in Bonn. Während ſeines Aufenthalts in Paris lernte er Börne, auf einem Ausfluge nach Schwaben Juſtinus Kerner kennen. Später mächſt die Zahl der bedeutenden Menſchen, zu denen Schack in längerer oder kürzer währende Beziehungen trat, naturgemäß von Jahr zu Jahr. Wenn wir Napoleon III., Iſabella II., Bismarck, Mazzini, Alexander von Humboldt, Mendelsſohn, Wagner, Liſzt, Victor Hugo, Uhland, Mörike, Geibel, Böcklin, Lenbach nennen, ſo greifen wir nur mit, gleichſam zufällig einige Wenige heraus. Im übrigen verlief Schacks Leben äußerlich ſtill und harmoniſch. Nach einer kurzen Wirkſamkeit beim deutſchen Bundestag in Frankfurt am Main und als mecklenburgiſcher Bevollmächtigter in Berlin ſiedelte er auf Wunſch des Königs Max ganz nach München über, wo er einen Theil des Jahres zu verleben pflegte, den anderen Theil entweder in Spanien und Italien oder auf größeren Reiſen, welche ſich mehrere Male bis nach Afrika und Klein-Aſien ausdehnten, zubringend. Zwei dieſer größeren Reiſen unternahm er als Begleiter des Großherzogs Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin. Hin und wieder verbrachte er auch einige Monate auf dem unter Verwaltung ſeines jüngeren Bruders ſtehenden Familiengute Brüſewitz. Seit mehreren Jahren ſchwer an den Augen leidend und in letzter Zeit völlig erblindet, iſt Adolf Friedrich Graf von Schack im April dieſes Jahres in Rom geſtorben.

Von dem elementar ſein ganzes Innere beherrſchenden Drange nach Wahrheit und Schönheit, nach Wiſſen und Schaffen beſeelt und durch eine unermüdliche Arbeitskraft, bei ſonſt ſchwächlicher Conſtitution, gefördert, überſetzte Schack nach Erlernung des Perſiſchen, Arabiſchen, Indiſchen bereits in jugendlichem Alter, die „Heldenſagen des Ferduſi“ in wahrhaft muſter und meiſterlicher Weiſe, übertrug und bearbeitete altindiſche Götter- und Büßerlegenden („Stimmen vom Ganges,“[1]) Kalidaſas „Raghuwamſa,“ den morgenländiſchen Liebesroman „Medſchnun und Leila,“ endlich des Portugieſen Almeida-Garret epiſche Dichtung „Camoens,“ dichtete, unbeirrt durch die Abneigung des Vaters und der Verwandten gegen eine ſolche „nicht ſtandesgemäße“ Thätigkeit,[1]) ernſte und humo-

[1]) Er ſelbſt ſagt in dem hochintereſſanten autobiographiſchen Werke „Ein halbes Jahrhundert“ (Band I Seite 38): „Mein Vater theilte die in Deutſchland ſehr verbreitete, mir von jeher unverſtändliche Meinung, es ſei für einen Adeligen unpaſſend, einen andern Beruf zu erwählen als den der Bewirthſchaftung eines

ritiſch-ſatiriſche Romane in Verſen („Lothar“ – „Durch alle Wetter“ – „Ebenbürtig.“) Dramen („Gaſton“ – „Atlantis“ – „Timandra.“) ariſtophaniſche Luſtſpiele („Die Kaiſerboten“ – „Cancan.“) tiefſinnige Myſterien in epiſcher und dramatiſcher Form („Nächte des Orients“ – „Heliodor“ – „Sirius“ – „Weltmorgen.“) ſang Lieder zum Preiſe der Natur und der Liebe („Gedichte“ – „Lotosblätter“) und erhabene Hymnen auf alles Große, Schöne, Ewige („Weihgeſänge“) – und ſchuf endlich, ſeinen Reichthum, ſein Wiſſen und ſeinen guten Geſchmack in großartigſter Weiſe in den Dienſt der Kunſt und der Oeffentlichkeit ſtellend, die nach ihm benannte Gemäldeſammlung in München! Daß er es auch in der Muſik weiter brachte als ſo mancher Dilettant und als Interpret ſowohl Beethovenſcher Sonaten als auch glänzender Bravourſtücke von Thalberg und Liſzt bedeutend war, ſei hier nur beiläufig erwähnt.

Die Meinung mag wohl berechtigt ſein, daß Schack als Originaldoet nicht „in's Volk“ habe dringen können, ein kühler Hauch weht uns, trotz aller Farbenpracht der Schilderungen, aller Größe der Gedanken, aus vielen ſeiner Schöpfungen entgegen. Wir erkennen freudig das große Talent an, werden aber von der dämoniſchen Macht des Genies nicht erſchüttert. Am höchſten ſtehen unter Schacks eigenen Werken darum die reinen Gedankendichtungen, vor allen ſeine wunderbaren „Weihgeſänge,“ wer dieſes Hymnen- und Liederbuch einmal zur Hand genommen, der reißt ſich nicht leicht wieder davon los. Wie Andachten, auf morgenröthlich glänzenden Berggipfeln dem Geiſte der Menſchheit dargebracht, wie Orgelton und Glockenklang, wie Chöre der Seligen in der Höhe erklingt hier in lauten, gewaltigen Rhythmen oder in zarten, ſehnſüchtigen Klängen das Hohe Lied vom ewigen Ringen und Streben der Menſchen, von ihrem Entſtehen, Erblühen und Reifen bis in eine nur geahnte herrliche Zukunft hinaus:

„Dann feiern wir das Feſt, wo ſchon auf Erden
Die Menſchen mit den Göttern ſich vermählen;
Gebrochen iſt der alte Fluch; wir werden
Wie Du[1]) allmächtig und unſterblich ſein!“

Landgutes, den des Soldaten oder etwa eine juriſtiſche, Hof- oder diplomatiſche Carrière, und demnach ſei es auch von Uebel, ſich mit Studien zu beſchäftigen, die nicht unmittelbar für die Verfolgung eines ſolchen Berufs nützlich wären. Es iſt bei dieſer Anſicht unfaßlich, wie eine Stelle bei einem Gericht, wo man vielfach mit den unteren Volksklaſſen verkehren oder Verbrecher verhören muß, einem Manne von edler Geburt eine angemeſſenere Stellung bieten ſoll, als eine Profeſſur der Philoſophie, der Geſchichte, der Philologie oder anderer Fächer, die dem Geiſte eine wahrhaft würdige Nahrung bieten. Noch unerklärlicher erſcheint die bei der deutſchen Ariſtokratie vielfach verbreitete Anſicht, es ſei für ihre Mitglieder ungeziemend, als Schriftſteller oder Dichter aufzutreten, während doch Kaiſer, Könige und Königinnen durch litterariſche Leiſtungen ihren Kronen noch höheren Glanz zu verleihen ſuchten.“

[1]) Eros, als kosmogoniſcher Gott bei Heſiod, als Symbol der hohen reinen Liebe bei den Platonikern.

Von einem ſolchen Hohenprieſter des Ewigmenſchlichen, welches auch das Ewiggottliche iſt und ſich uns auf Erden als Wiſſenſchaft, Kunſt, Liebe offenbart, konnte man nur hohe und reine Gedanken, tüchtige und edle Thaten erwarten. Für Genelli, Feuerbach und viele andere Künſtler iſt Graf Schack ein Engel der Rettung aus drückendſter Lebensnoth geweſen, Böcklin und Lenbach haben ihren Ruf zu allererſt ihm zu verdanken gehabt, durch ſeine gelehrten Schriften, ſeine Ueberſetzungen und eignen Werke aber hat der Verewigte nach unzähligen Richtungen hin fördernd, anregend und befruchtend gewirkt

Wahrlich dieſer Mann war einer der Wenigen unſrer ſchwächlichen Uebergangszeit, vor dem man Ehrfurcht haben konnte! Daß er aber ein ſolcher war, daß eine Erſcheinung dieſer Art heute überhaupt noch möglich iſt der beſte Troſt für alle Geiſtesfreien, Zukunftsgläubigen, Einſamen, welche in dieſer verworrenen Zeit der Maſſenwirkungen jeder Art nach großen Individualitäten ſuchen.

Die Inſel Mohn.

Eine Skizze aus der baltiſchen Inſelwelt.

Wer jemals auf der Seefahrt von Riga nach Reval, auf der Strecke zwiſchen Arensburg und Hapſal, früh morgens die kleine Inſel Paternoſter mit ihrem hochragenden Leuchtthurm paſſirt hat, deſſen Blicken bietet ſich zur Linken ein freundliches Bild dar. Von der gegenüberliegenden Seite aus winken dem Beſchauer ſaubere, weißgetünchte Häuſer mit rothen Dächern und blanken, im Sonnenlichte glitzernden Fenſterſcheiben entgegen. Auf dem Bollwerk am Strande herrſcht reges Leben: gilt es doch, die Böte zum Ueberſetzen von Paſſagieren und Fracht, woran es hier ſelten fehlt, in Bereitſchaft zu ſetzen. Denn der Hafen von Kuiwaſt, in dem wir Anker geworfen haben, iſt nicht nur der Hauptverkehrspunkt der Inſel Mohn[1] — derſelbe vermittelt auch einen Theil der Handelsbeziehungen zwiſchen der öſtlichen Hälfte Oeſels und dem Feſtlande.

Die Inſel Mohn — auf welcher wir den geneigten Leſer der „Baltiſchen Monatsſchrift“ zu landen bitten — nimmt unter den Eilanden unſeres Inſelbezirkes, durch den Ehſtlands Weſten umſäumt wird, der Größe nach den dritten Platz ein. Denn mit ſeinen etwa $3\frac{1}{2}$ Quadratmeilen[2] wird es an Umfang nur von Oeſel (mit 47 Quadratmeilen) und von Dagden (mit 18 Quadratmeilen) übertroffen. Im Jahre 1881 betrug die Einwohnerzahl 5428 Menſchen, von denen 2489 Männer und 2939

[1] Die Schreibweiſe „Mohn“ (ſonſt auch „Moon“) empfiehlt ſich ſchon wegen der ehſtniſchen Bezeichnung für unſere Inſel „Muhhu-maa“.

[2] Genau umfaßt Mohn 169 Quadratwerſt, 34 Deſſätinen und 2000 Quadratfaden. Ueber die Größe der einzelnen Privatgüter und Kronsbeſitzungen ſowie über ſonſtige auf praktiſche Verhältniſſe bezügliche Dinge giebt das treffliche Livländiſche Verkehrs- und Adreßbuch für 1892/93 Auskunft.

Frauen waren. Die Hauptmasse der Bevölkerung ist griechisch-orthodox, etwa 1/6 ist noch heute lutherisch.

Politisch gehört die Insel zum ösel'schen (arensburg'schen) Kreise Livlands und bildet einen eigenen Kirchspielsbezirk. Der weitaus größere Theil Mohns gehört der Hohen Krone und zwar sind es die Güter: Ganzenhof, Hellama, Kappimois-Grabbenhof, Mohn-Großenhof und Tamsal. Die Privatbesitzungen befinden sich ausschließlich an der Ostküste der Insel. Es sind dies die Güter Kuwast (Baron Buxhöwden), Magnusdahl (v. Rennenkampff) und Peddast (Baron Stackelberg). Ferner gehört zu Mohn noch die kleine, $1^2/_3$ Quadratwerst umfassende Insel Schildau im großen Sunde (v. Wahl gehörig), welche von 5 griechisch-orthodoxen Bauerwirthen bewohnt wird. Eigene Gebiete bilden ferner das lutherische Pastorat, wie auch die den Geistlichen der beiden auf Mohn befindlichen orthodoxen Kirchen zugetheilten Landstücke auf den Kronsgütern Hellama und Kappimois. Bodenbeschaffenheit, Klima, Thier- und Pflanzenwelt der Insel sind im Wesentlichen dieselben wie auf dem benachbarten Oesel[1]): der Fliesboden Mohns, welcher an manchen Stellen nackt zu Tage tritt, ist nur von einer dünnen Humusschicht bedeckt und gilt in Folge dessen der Boden unseres Eilandes für weit weniger ergiebig, als die Aecker des gegenüberliegenden Kirchspiels Pende im benachbarten Oesel. Allerdings ist hierbei nicht zu übersehn, daß gerade die Osthälfte Oesels an Fruchtbarkeit des Bodens die übrigen Theile dieser Insel übertrifft. Sehr fühlbar macht sich auf der Insel der Mangel an Wald. Zwar ist von Seiten der Regierung ein Landstück im Innern mit Nadelwald besät worden, doch haben derartige Versuche nicht die gewünschten Resultate ergeben und sind auch später nicht fortgesetzt worden. Von den Mohn'schen Privatgütern besitzt den meisten Wald das Gut Peddast, in welchem sich auch eine bedeutende Anzahl Eichen befindet. Doch erreichen dieselben hier nicht jene Größe und Schönheit, wie an manchen Punkten Oesels. Es leuchtet ein, daß der Mangel an Wäldern im Verein mit der Abwesenheit größerer Wasserläufe - die kleinen Rinnsale trocknen im Sommer oft ganz aus — der Dürre großen Vorschub leistet und den ohnehin kargen Boden noch mehr angreift. Den größten Theil Mohns aber nehmen noch heut zu Tage jene mit Wachholderbüschen bewachsenen, von Schafheerden bevölkerten Haiden ein, welche der Landschaft sowohl hier, als auch in vielen Theilen

[1]) Vgl. F. Schmidt, Blicke auf die Geologie von Ehstland und Oesel (Balt. Monatsschr. Bd 32.)

Oesels ein eigenthümlich eintöniges Gepräge verleihen. Gute Heuschläge liefern besonders einige kleinere, unbewohnte Inseln, von denen Paternoster im großen Sunde und Suurlaid in einer Bucht des kleinen Sundes die namhaftesten sind.

Als besonderer Vorzug der Thierwelt Mohns vor derjenigen Oesels mag hervorgehoben werden, das ersteres Eiland frei von Wölfen ist; denn noch bis vor Kurzem konnten diese Raubthiere als Landplage der baltischen Hauptinsel gelten und wenn sich auch in letzter Zeit ihre Anzahl verringert haben mag, so sind die Wölfe doch, trotz grosser Anstrengungen, noch lange nicht als ausgerottet anzusehn. Dagegen wird Mohn wegen seines Reichthums an Füchsen und Hasen alljährlich im Herbst von öselschen Jagdliebhabern heimgesucht, steht doch schon von Altersher das Mohnsche Revier als das gelobte Land des insularen Waidmannes im besten Rufe. Einen wenig erfreulichen Bestandtheil der Thierwelt Mohns bilden die zahlreichen Schlangen, unter welchen die giftige Kreuzotter durch ihren Biß sowohl Menschen als Thieren gefährlich geworden ist. Dagegen ist sehr zu bedauern, daß die einst in baltischen Landen berühmte insulare (sog. „öselsche") Klepperrace jetzt kaum mehr rein angetroffen werden soll. Doch erfreuen sich immerhin noch heute die öselschen und Mohnschen Pferde eines wohlverdienten Rufes. Zäh, kräftig und genügsam bilden diese Thiere ein treffliches Kreuzungsmaterial und wir glauben, daß ein jeder, welcher, von solchen Rossen gezogen, über den zu allen Jahreszeiten gut fahrbaren Fliesboden der Mohnschen Poststraße dahingerollt ist, diese Postfahrt zu den minder unangenehmen seines Lebens rechnen wird. Allerdings nur so lange er im Wagen sitzt. Denn sobald der Reisende, am kleinen Sunde beim Dorfe Wachtna angelangt, dem Wagen entstiegen ist und die Reihe an ihn kommt, jenes unförmliche Boot, den sogenannten „Prahm", welches den Verkehr zwischen Oesel und Mohn vermittelt, zu besteigen, betritt er eine andere Welt: demjenigen aber, welcher Interesse für Kulturgeschichte hat, ist es beschieden, hier einen Blick in Communicationsverhältnisse zu thun, wie sie seit Jahrhunderten, unberührt von nivellirenden Einflüssen, bis auf den heutigen Tag bestanden haben Doch hat auch für diese Reliquie baltischen Verkehrswesens wohl bald die letzte Stunde geschlagen; denn der Bau des Sunddammes zwischen Oesel und Mohn ist nur eine Frage der allernächsten Zeit — ein Unternehmen, über dessen Vorgeschichte schon seit Jahren viel gehandelt worden ist und dem wir Alle im Interesse unsres Archipels das beste Gelingen wünschen wollen. Als stummer Zeuge

einstiger Kämpfe steht noch heute an der Ostküste der Insel ein langgestreckter Wall da der sogenannte „Bauerberg" am kleinen Sunde, weithin sichtbar das Flachland überragend. Denn gleich den andern „Kylegunden" des ehstnischen Inselandes (wie z. B. Peude und Wolde) hatte auch Mohn seine Landesfestung,[1]) in welcher die Bevölkerung bei feindlichen Einbrüchen Schutz suchte Es ist dies wohl jene Burg Mone, durch deren Eroberung im Jahre 1227 der erste Grund zur Unterwerfung Oesels unter den livländischen Staat gelegt wurde. Die Insel — in den Urkunden Mone, auch Mona genannt — hat in der Folgezeit die wechselvollen Schicksale Oesels getheilt. Denn schon in den ersten Zeiten haben die Besitzverhältnisse auf der Insel Oesel sich häufig geändert. — Zuerst kam Bischof Gottfried von Oesel am 29. Juni 1228 mit dem Schwertbrüderorden dahin überein, daß der dritte Theil Oesels, Mohns und anderer Inseln seines (des Bischofs) Landes dem Orden zugehören sollte, welcher Vertrag vom Bischof Heinrich durch Urkunde vom 28. März 1235 genehmigt wurde; in gleichem Sinne waren Bischof Nicolaus von Riga, Rath und Bürgerschaft dieser Stadt sowie Ordensmeister Volquin am 20. Dec. 1234 mit einander übereingekommen Obwohl nun durch Vertrag vom 28. Febr. 1238 der Orden dem Bischof Heinrich von Oesel den vierten Theil Mohns überließ, erhielten doch die Ordensbrüder durch den Vergleich vom 20. März 1254 die ganze Insel Mohn wieder zurück. Fortan hat das Eiland unter der Verwaltung eines Ordensvogtes gestanden, welcher im Schlosse zu Peude residirte; nachdem aber diese Veste durch die aufständischen Ehsten im Jahre 1343 zerstört worden war, wurde an Stelle desselben das Schloß Sonneburg („die Sühneburg") am kleinen Sunde erbaut. Hier saßen denn auch ferner die Ordensvögte, zwar noch auf öselschem Boden, aber im Angesichte Mohns, dessen Bewohner der Ueberlieferung nach regen Antheil am Aufstande genommen hatten. Als nun am Ausgange der livländischen Selbständigkeit im Jahre 1561 der letzte Vogt von Sonneburg — Lüdinghausen-Wolff — das Schloß dem Könige Friedrich II. von Dänemark überlieferte, fiel auch Mohn an die dänische Krone. Zwar gerieth im Jahre 1575 durch einen Angriff des Herzogs Magnus von Sachsen-Lauenburg Sonneburg mit seinem Gebiet, vorübergehend in die Hände der Schweden, doch gelang es bald dem tüchtigen

[1]) Ehstnisch Maalin — Landburg, Ehstenburg. Bekanntlich ist der alte Volksname der Ehsten Maarahwas Landvolk und erst neuerdings durch das litterarisch-conventionelle Eestirahwas verdrängt worden.

dänischen Statthalter von Oesel, Jürgen Ungern, das Verlorene wieder an Dänemark zurückzubringen. Auch in der Folge ist Mohn, welches nun für mehrere Jahrzehnte Grenzland zwischen den schwedischen und dänischen Besitzungen Livlands geworden war, von feindlichen Einfällen während der dänisch-schwedischen Kämpfe nicht ganz verschont geblieben. Der Zug des schwedischen Obersten Hans Maydell gegen Oesel im Juni 1611 hatte zwar die Ueberrumpelung Mohns zur Folge, doch mußten die Schweden diesmal zurück, da sich die Unterbefehlshaber Maydells weigerten, über den Sund nach Oesel zu setzen. Erfolgreicher dagegen war der zweite Ueberfall der Schweden im Herbst 1611, durch welchen sowohl Mohn als die Osthälfte Oesels den Dänen entrissen ward. Doch entsagten die Schweden im Jahre 1613 allen ihren Ansprüchen auf die Vogtei Sonneburg mit Gebiet und so hatte sich denn, wie ganz Oesel, so auch Mohn bis zur definitiven Besitznahme durch Schweden im Frieden von Brömsebro 1645 eines ungetrübten äußeren Friedens zu erfreuen. Im Jahre 1710 wurde dann Mohn dem russischen Reiche einverleibt und die Insel ist bis auf den heutigen Tag von feindlichen Einfällen verschont geblieben, wenn man von einigen englischen Seeleuten absieht, welche während des Krimkrieges auf Mohn landeten, um Lebensmittel zu erstehn.

Seinen Namen soll Mohn von dem skandinavischen mään „Dachfirst" haben; vgl. Rußwurm, Eibofolke I, p. 66. Diese Ableitung erscheint durchaus ansprechend und einleuchtend in Ansehung dessen, daß auf der nordwestlichen Küste der Insel sich eine steile Strandpartie (hier und in Oesel „Pank" genannt) befindet, welche dem von Nordwest kommenden Seefahrer zuerst in die Augen fällt und nach welcher die Insel dann benannt worden wäre. Daß noch andere unserer Inseln skadinavische (altnordische) Namen tragen, ist bekannt, wie überhaupt die mannichfachen Spuren, welche die nordgermanischen Sprachen in den westfinnischen Idiomen zurückgelassen haben.

Uebrigens spiegeln noch die heutigen Besitzverhältnisse auf Mohn in gewissem Sinne die Geschichte dieses Eilands wieder. Der livländische Orden hat nämlich auch hier, wie in seinen andern livländischen Besitzungen dem Anscheine nach die directe Verwaltung des unterworfenen Gebietes der Verlehnung an Vasallen vorgezogen. Zwar sind im ösel'schen Theile der Vogtei Sonneburg einzelne Güter an Vasallen vergeben worden — wie z. B. Thomel an die Schulmanns — doch scheint der Orden auf den unmittelbaren Besitz Mohns Werth gelegt zu haben, weil die Insel sich

wie ein Keil zwischen die festländischen und insularen Besitzungen des öselschen Bischofs schob. Wir wissen, daß erst der dänische Statthalter auf Oesel, Christoph Walkendorf, im Jahre 1566 das Gut Peddast (ehstnisch noch heute Norra-Moisa) dem Johann Knorring verliehen hat. Peddast ist bis 1768 in den Händen der Knorring geblieben und war mehr als zwei Jahrhunderte lang das einzige Privatgut auf Mohn. Denn erst 1794 wurde durch die Kaiserin Katharina II. dem General und nachmaligen Grafen Friedrich Wilhelm v. Buxhöwden das Gut Magnusdahl verliehn; auf diesem Gute hatte der neue Besitzer am 14. Sept. 1750 das Licht der Welt erblickt. Von den Söhnen Mohns ist er derjenige, welcher es an äußern Ehren am weitesten gebracht hat. Denn Friedrich Wilhelm von Buxhöwden hat als russischer Feldherr in den Kriegen gegen Frankreich und Schweden zu Anfang dieses Jahrhunderts eine sehr bedeutende Rolle gespielt; er ist auch unter Anderm Generalgouverneur in Riga gewesen. Er starb 1811. Ferner ist im Jahre 1797 durch Senatsukas auch das Gut Kuiwast in den Privatbesitz des Staatsraths Peter Diwow übergegangen, es ist dann späterhin an die Familie von Buxhöwden gelangt. Kuiwast hat jenem Peter Wilhelm von Buxhöwden (geb. 1787 zu Magnusdahl, gest. zu Kaiwast 1841) gehört, welcher sich als öselscher Landwirth bedeutende Verdienste um sein kleines Heimathland erworben hat und auch weitern baltischen Kreisen durch seine „Geschichte der Provinz Oesell" vortheilhaft bekannt ist. Die übrigen, im Besitze der Krone verbliebenen Güter werden durch Arrendatore verwaltet. Uebrigens befinden sich fast alle evangelisch-lutherischen Bewohner der Insel auf den Domänen, während die Bevölkerung der Privatgüter durchaus griechisch-orthodox ist.

Die Bevölkerung Mohn's gehört heutzutage mit Ausnahme einer geringen Zahl Russen und Deutscher dem ehstnischen Stamm an. Rußwurm vermuthet, daß auch auf Mohn einst Schweden gesessen haben. Einige Ortsnamen, wie Rotsiwerre und Roggowa an der Westküste, sprechen für eine solche Annahme. Auch sollen sich hier der Tradition zufolge Schweden aus Dagden nach der Pestzeit niedergelassen haben. Doch fehlen directe Zeugnisse für das einstige Vorhandensein schwedischer Bewohner auf Mohn, während in Oesel die Schworbe und ein Theil des Kirchspiels Pyha (unter Vettel) von Schweden bewohnt gewesen sind. Jedenfalls muß betont werden, daß der ehstnische Bewohner Mohns in äußeren Habitus und Character Züge aufweist, welche ihn durchaus von seinen

öſelſchen und ehſtländiſchen angrenzenden Stammesgenoſſen unterſcheiden. Der Mohnenſer iſt oft hochgewachſen, hellblond, von edler und freier Haltung, — ein tuchtiger, kühner Seemann und bei Gelegenheit ein verwegener Schmuggler, welcher auf ſeinen kleinen Schiffen nach Finnland, Schweden und Memel ſegelt, um Branntwein, Schießpulver und anderes Gut einzuſchwärzen. Zwar befinden ſich an den Hauptpunkten der Insel Grenzhäuſer, welche mit Militär, Böten und allem Nöthigen reichlich verſehen ſind; doch ſoll noch heutzutage mancher Mohnenſer ſein Glück im Paſchergewerbe verſuchen, — ſelbſtverſtändlich unter größeren Gefahren, als dies vor dreißig und mehr Jahren möglich war. Es muthet einen faſt an, als ob im Volkscharacter der Inſelehſten noch ein Reſt des Geiſtes jener öſelſchen Seeräuber lebendig ſei, welche bis in's dreizehnte Jahrhundert hinein die Oſtſeeküſten verheerten.

Trotz des kärglichen Bodens der Inſel gilt die Bauerſchaft Mohns für verhältnißmäßig wohlhabend. Die Dörfer machen, ungeachtet der primitiv-einfachen Bauart, einen ſaubern und angenehmen Eindruck auf den Beſucher. Beſonders für die Strandbörfer wirft der Strömlingsfang in ergiebigen Jahren einen ſchönen Nebenerwerb ab. Alljährlich zieht ein bedeutender Theil der jungen Männer Mohns nach Liv- und Ehſtland, um dort beſonders als Grabenſchneider Verwendung zu ſuchen, eine Art der Arbeit, welche auch die Ehſten von Oeſel und Dagden über das Meer führt. So kommt es denn, daß im Sommer ein großer Theil der Feldarbeit ausſchließlich den Frauen zufällt. Es gewährt ein hübſches und farbenreiches Bild, dieſe Frauen und Mädchen in ihren buntgeſtreiften Röcken, die Mädchen ſtets baarhäuptig, mit kurzgeſchnittenem, flachsblondem Haar, die Frauen ein kleidſames, weiß und roth geſtricktes Barett auf dem Haupte, auf Feld und Wieſe ſchaffen zu ſehen. Die flinken und leichten Bewegungen der kräftigen Geſtalten lehren uns, daß dieſe Arbeit ihnen gut von Statten geht. Leider kommt die hübſche Nationaltracht der Männer, der braune Rock mit weißem Kragen, die Kniehoſen, die hohen Strümpfe und Schuhe, ſowie der Hut immer mehr ab. An Stelle der alten, ſchmucken Tracht aber tritt allmählich jene wenig maleriſche Nachahmung der ſtädtiſchen Gewandung, welche auf dem Feſtlande meiſt ſchon das alte Koſtum verdrängt hat. Nur die Paſtel wird ſich wegen ihrer praktiſchen Vorzüge vorausſichtlich noch lange als Fußbekleidung unſerer Inſulaner erhalten. Dieſe leichte und bequeme Fußbekleidung hat gewiß das Ihrige dazu beigetragen, dem Mohnſchen Bauer einen freien, elaſtiſchen

Gang zu verleihen. Wie überall, ſo hängt auch auf unſerm Eilande das ſchöne Geſchlecht mit beſonderer Zähigkeit an der alten Volkstracht — wohl in der richtigen, wenn auch vielleicht häufig unbewußten, Erkenntniß, daß dieſelbe kleidſamer, bequemer und billiger iſt, als die dem launenhaften Wechſel der Mode unterworfene Toilette ihrer ehſtländiſchen Mitſchweſtern.

Die Sprache des Mohnſchen Inſulaners iſt ein Unterdialekt des ſogenannten Reval-Ehſtniſchen. Am nächſten ſteht das Mohnſche Ehſtniſch dem Dialekt, welcher im öſtlichen Theil von Oeſel, beſonders im Kirchſpiel Peude, geſprochen wird. Mit dem Peudeſchen Ehſtniſch theilt der Mohnſche Dialekt ſeine am Meiſten in die Augen fallende Eigenthümlichkeit: wir meinen die Wiedergabe des langen a (in der Schrift aa) durch oa ſo ſagt der Mohnenſer für maa „Land" moa, für ei saa ei ſoa u. ſ. w.

Die jedenfalls ſehr alte, lutheriſche Kirche von Mohn befindet ſich gerade in der Mitte der Inſel und iſt von gothiſcher Bauart[1]). Der Thurm iſt erſt im Jahre 1764 zugebaut worden. Wann aber die Kirche ſelbſt erbaut worden iſt, entzieht ſich leider unſrer Kenntniß. An der Hauptthür der Kirche iſt die Jahreszahl 1617 angebracht, die Kanzel iſt mit dem Datum 1628 verſehen. Das jetzige Paſtoratsgebäude iſt 1834 errichtet worden. Unter dem Kircheninventar ſei als Kurioſum ein ſilbernes Taufbecken erwähnt, daſſelbe iſt ein Geſchenk der Wittwe Margaretha von Vietinghoff, geb. Glück, einer Tochter des bekannten Propſtes und Paſtors zu Marienburg und Pflegeſchweſter der Kaiſerin Katharina I. Als verwittwete Gattin des Kapitäns von Vietinghoff war Margaretha Glück im Jahre 1731 Nutznießerin der Mohnſchen Kronsgüter Großenhoff, Magnusdahl, Nurms und Ganzenhoff. Das älteſte Kirchenbuch von Mohn reicht von 1704—1709. Von 1709—1761 exiſtiren aber keine Kirchenbücher, da der Brand von 1761 dieſelben vernichtet hat. Unter den Predigern, welche auf der Inſel gelehrt haben, ſei beſonders Gottlieb Alexanders von Schmidt Erwähnung gethan: er hat von 1822—1871 auf der Inſel ſeines Amtes gewaltet und iſt auch öſelſcher Superintendent geweſen. Er war der Vater der weiland Profeſſoren Oskar und Alexander Schmidt; „als Zeichen ihrer Liebe und Anhänglichkeit an die Mohnſche Kirche" haben die Nachkommen des verewigten Superintendenten im Jahre 1872 dem Gotteshaus zwei prächtige Altarleuchter

[1]) Die obigen, wie eine Reihe der folgenden Daten ſind einer Serie von Artikeln Körbers: „Wanderung durch Oeſels Vergangenheit und Gegenwart" entnommen (Arensburger Wochenblatt von 1876).

verehrt. Das gastliche Pfarrhaus von Mohn aber steht noch heute im besten Andenken bei der älteren Generation Oesels – auch hat so mancher ältere Bauer des Eilandes noch heute dem alten Pastor eine pietätvolle Erinnerung bewahrt und mit Stolz gedenkt der Mohnenser der beiden bedeutenden Gelehrten, welche im einsamen Pfarrhause dieses entlegenen Winkels baltischer Erde das Licht der Welt erblickt haben.

Bevor wir von der Insel scheiden, dürfen wir nicht vergessen, bei einer besonderen Merkwürdigkeit derselben zu verweilen: wir meinen das Dorf Roggowa mit seinen 8 Freigesinden. Die Bewohner von Roggowa, welches am kleinen Sunde liegt, gelten für die wohlhabendsten der Insel. Dieser Wohlstand der Mohnschen Freibauern beruht auf der Belehnung ihrer Vorfahren mit $2^1/_2$ Haken Landes durch den Ordensmeister Walter von Plettenberg, dd. Wolmar, Sonnabend nach Reminiscere (2. März) 1532. Die bezügliche Urkunde[1]) ist abgedruckt in den „Mittheilungen für die Geschichte Liv-, Ehst- und Kurlands" Bd. III, p. 115—116. Riga 1845. Diese Belehnung Plettenbergs ist auch fernerhin von seinen Regierungsnachfolgern — sowohl während wie nach der Ordensherrschaft — bestätigt und erweitert worden, die Originale der einschlägigen Documente befinden sich noch heute in den Händen der Roggowaschen Bauern. Die bisherige Verpflichtung dieser „Landfreien", die Post über den kleinen Sund nach Oesel zu bringen, ist erst in diesem Jahre (1894) aufgehoben worden. Die Freibauern tragen alle den Familiennamen Schmul (ehstn. Mul) und sind sämmtlich evangelisch-lutherisch. Der Name Roggowa soll vom skandinavischen „kogg" Schiff, Boot, abgeleitet sein, wie Russwurm (Eibofolke I, § 146) vorschlägt, welcher auch eine schwedische Abkunft dieser Bauern für möglich hält. Heut zu Tage unterscheidet sich der Roggowasche Wirth in Tracht, Sprache und Lebensweise keineswegs mehr von den übrigen Stammesgenossen seiner Heimathinsel. Die freie und selbstbewußte wenn auch höfliche Art, mit welcher der Mohnsche Freisasse selbst dem gesellschaftlich Höherstehenden gegenubertritt, macht einen durchaus wohlthuenden und vertrauenerweckenden Eindruck. In regen geschäftlichen und und verwandtschaftlichen Beziehungen stehen die Bewohner Roggowas zu den 5 lutherischen Wirthen der kleinen gegenüberliegenden Insel Kuiwast, welche aber zum Kirchspiel Johannis auf Oesel eingepfarrt ist. Geographisch

[1]) . . . „wye . . . geuenn gonnenn vnnd vorlenenn hannßkenn deme oldesten vnnd alle synenn Rechtenn warenn Eruenn derde haluenn haken Landes ann deme cleinenn Sunde."

und ethnographiſch aber gehört dieſes Eiland durchaus zu Mohn, von welchem es ein ſchmaler Meeresarm, der im Sommer bequem zu durchwaten iſt, trennt.

Nun ſind aber die Mohnſchen Freibauern nicht immer, trotz der mannigfachen Beſtätigungen ihrer Privilegien, ungekränkt im Beſitze derſelben verblieben. So ſei denn am Schluſſe dieſer Skizze, noch folgende Urkunde, deren Original ſich noch heute im Beſitze der Freibauern befindet, angeführt. Das Schriftſtück iſt auch culturhiſtoriſch intereſſant als Illuſtration der Verhältniſſe hier zu Lande während der letzten Jahre ſchwediſcher Verwaltung.

Ihro Königl. Maytt. zu Schweden
Meines allergnädigſten Königes, Verordneter Landshöffding über die Province Oeſel und Stadt Arensburg.
Engelbrecht Mannerburg.
Herr zu Bremerfeldt und Torry.

Füge hiemit zu wißen, daß Nachdenmahlen der geweſene Heermeiſter Wolter von Plettenberg Ao. 1533 durch ein verſiegeltes Vergemeen Brieff denen jetzigen, frey oder Poſt-Bauern Ihre Vorfahren auf 2½ Hacken Landes wohnende im Dorffe Roggowa auf Mohn, unter andern einen Heuſchlag auf ein Holm in dem kleinen Sunde, Heinſahr genandt, Erblich zu beſitzen vergönnet, welchen Brieff der Teutſche Ordens Vogdt von Sonnenburg Lydinghauſen v Wulff genandt, Ao 1565 in allen Clauſulen ſolchergeſtalt beſtätiget, daß Ihnen auch die dem Hauſe ſchuldige ſo genandte Plegeration[1]) gantz erlaßen werden ſolte; welche Privilegia der Königin Chriſtina damahls verordneter General-Gouverneur Seel. Herr Guſtaff Rurck 1669 beſtetiget hat; So haben doch gedachte Roggowaſche Frey und Poſt Bauren klagend vorgebracht, welcher geſtalt der alhier geweſene Arendator Obriſt Lieutn: Friedrich Johann v: Brandt nicht allein vor 5 Jahren Gewaltſahmer weiſe obgedachten Heuſchlags Holm Ihnen abgenommen, ſondern auch die ſo genandte plegeration ſo darinnen beſtehet, daß von Brandt und ſein Gefolg, die im Sommer herumb geritten, heiten zu ſchneiden, haben dieſe Bauren ihnen Tractiren und ein Gelöff und Schmaus geben müſſen, und ob ſie zwar offtmahlen darüber bey dem geweſenen Landshöffding Örneklau Klagbahr worden, ſo hat es doch nichts verfangen wollen, weiln Er des Arendatoris Brandten

[1]) Verpflegungsration.

Schwieger Vater wahr; daher nun ſolche von dem Arendatore verübte Straffbahre eigenwilligkeit wieder Ihro Königl: Mayſt: Gnädigſte Verordnungen Läufft: Alß haben obliegenden Ambts halber offtgedachte Koggowaſche 2½ Hacken Poſt-Bauren hiemit nicht allein Ihren vorigen Poſſeß von dem Heuſchlage auf dem Holm Heinſahr reſtituiren, ſondern auch von obgedachter verpflegung erlaßen ſollen, So daß Niemand hinführo ſich unterſtehen ſoll, Ihnen in Ihren Rechtmäßigen Beſitz des offtgedachten Heuſchlages zu Turbiren, noch befugt, bey dem heitenſchneiden, die ſogenandte Plegeration zu fordern, bey vermeidung der darauf erfolgenden Straffe. Gegeben auf Groſſenhoff und Inſul Mohn den 19. Aprilis Anno 1702. E. Mannerburg.

(Das Original nebſt einer beglaubigten Copie vom 8. Januar 1737 befindet ſich im Beſitz der Koggowaſchen Bauern.

R. von Stackelberg.

Baltiſche hiſtoriſche Literatur.

Außer der Schrift Dr. A. v. Bulmerincqs über den „Urſprung der Stadtverfaſſung Rigas“, mit deren Inhalt die Leſer durch die Beſprechung C. Mettigs im vierten Heft dieſer Zeitſchrift bekannt gemacht worden ſind[1]), iſt im letzten Halbjahr auf dem Gebiet der baltiſchen hiſtoriſchen Literatur manches andere Beachtenswerthe zu Tage getreten. Ueber einige, und zwar die werthvolleren, dieſer Publicationen ſoll in Folgendem kurz berichtet werden.

Beginnen wir mit den Veröffentlichungen derjenigen gelehrten Genoſſenſchaft, welche ſchlechthin als baltiſcher Geſchichtsverein zu gelten hat — der „Geſellſchaft für Geſchichte und Alterthumskunde der Oſtſeeprovinzen Rußlands.“ Das um die Jahreswende an die Mitglieder vertheilte, aber auch durch den Buchhandel zu beziehende erſte Heft des XVI. Bandes der „Mittheilungen aus der livländiſchen Geſchichte“ (Riga, N. Kymmel 1893) ſtellt einen ſtattlichen Band von 336 Seiten dar und bringt drei Arbeiten. Mit der bei Weitem umfangreichſten, den „Liv-, Ehſt- und Kurländern auf der Univerſität Königsberg in Pr., Th. I“, bringt Auguſt Seraphim einen ſehr dankenswerthen Beitrag zur baltiſchen Bildungsgeſchichte für die Jahre 1544 bis 1710 und ſtellt eine Fortſetzung bis zum Jahre 1800 durch Dr. G. Otto in Ausſicht. Die

[1]) Referent muß freilich bemerken, daß er ſeinerſeits in der Löſung der Hauptfrage weder Bulmering, noch Mettig beizuſtimmen vermag, und verweiſt bezüglich ſeiner Beurtheilung des Urſprungs der Rigaſchen Verfaſſung auf die von ihm gelieferte Anzeige in Nr 191 der „St. Petersburger Zeitung“; ſeines Erachtens muß eine genauere Würdigung aller in Betracht kommenden Momente zu dem ganz anderen Reſultat führen, daß Rigas älteſte Verfaſſung im Weſentlichen nicht eine markt- ſondern eine markgenoſſiſche geweſen ſein wird.

Namen der 915 Balten, welche in dem jetzt bearbeiteten Zeitraum der Königsberger „Albertina“ angehört haben, hat Seraphim direct aus der Originalmatrikel ausgeſchrieben, ſie mit den ihm bekannt gewordenen ſonſtigen Lebensnachrichten verſehen und dieſen Stoff in einer 50 Seiten umfaſſenden Einleitung nach verſchiedenen Richtungen hin unterſucht. Gegen Ende heißt es „Eine große Anzahl von Staatsmännern, Predigern, Juriſten, Landesbeamten unſerer Heimath dankt im 16. und beſonders im 17. Jahrhundert ihre Bildung der Albertina, und ſo manchen bekannten Namen finden wir darunter, Männer, die im Guten oder Böſen in der Geſchichte des Landes eine bleibende Bedeutung erlangt haben, ſo finden wir, um nur einige zu nennen, neben Herzog Jacobs hervorragendem Staatsmann Melchior Foelkerſahm auch Otto Schenking, den Renegaten und Führer der Gegenreformation; Magnus Nolde, den Gegner Herzog Wilhelms; Martin Giſe, den Demagogen aus der Zeit der Rigaſchen Kalenderunruhen, u. A. .... Im Allgemeinen wird man ſagen dürfen, daß die Männer, deren Namen auf den folgenden Blättern verzeichnet ſtehen, einen nicht unerheblichen Antheil an der geräuſchloſen, aber ſegensreichen Culturarbeit haben, die ſieben Jahrhunderte in unſerer Heimath hat geleiſtet werden können.“ — Ferner bietet Dr. Fr. Bienemann jun eine gleichfalls umfangreiche Studie „Zur Geſchichte und Kritik der hiſt.-politiſchen Schrift „von Eroberung der Hauptſtadt Riga 1621““, welche von jeher den Darſtellungen der Belagerung Rigas durch Guſtav Adolf als vornehmſte Quelle gedient hat. Speciell mit dem vierten, dem wichtigſten Theil derſelben, der den doppelten Titel führt „Des Rahtes Replicationſchreiben, drin ſolche Dedition (sc. Rigas) juſtificirt wird“ oder „Apologia oder Verantwortungsſchreiben E. E. Raths“, befaßt ſich Bienemann in eingehender Weiſe mit Zugrundelegung vieler ſeither unbenutzter Archivalien und der inhaltlich von einander abweichenden Redactionen, indem er nicht nur den urſprünglichen Verfaſſer in der Perſon des Syndicus Johann Ulrich ermittelt, ſondern auch die ganze Geneſis der höchſt werthvollen officiöſen Veröffentlichung darlegt und ſich ſchließlich dahin äußert, daß ihre „Benutzung im Grunde erſt durch Vergleichung der abweichenden Texte und die Verwerthung von Ulrichs Rotanda ermöglicht“ werde. — Im dritten Aufſatz „Zur Geographie Alt-Livlands“ beſpricht Friedrich v. Keußler einige Abſchnitte aus Dr. A. Bielenſteins großem Werk „Die Grenzen des lettiſchen Volksſtammes und der lettiſchen Sprache in der Gegenwart und im 13. Jahrhundert“, welche namentlich die Aus-

breitung der Ala-Landſchaft Tolowa, beziehungsweiſe die zu ihr gehörigen Gebiete behandeln. Von Letzterem mehrfach angegriffen, ſieht er ſich in die Lage verſetzt, ſeine über obige Fragen in den früheren Bänden der „Mittheilungen" vertretenen Anſichten ausführlicher zu begründen, und hat die Genugthuung gehabt, daß Dr. Bielenſtein nach dem Protokoll der im December v. J. ſtattgehabten Jahresſitzung der Lettiſch-Literäriſchen Geſellſchaft dieſen Ausführungen beigeſtimmt hat. Endlich liefert Keußler den Nachweis, daß die weithin insbeſondere als Leinwandhändler bekannten Pebalgſchen Letten aus einer Vermiſchung mit im vorigen Jahrhundert dorthin angeſiedelten großruſſiſchen Bauern aus dem Jaroslawſchen Gouvernement hervorgegangen ſind.

Auch die „Sitzungsberichte der Geſellſchaft für Geſchichte und Alterthumskunde der Oſtſeeprovinzen Rußlands aus dem Jahre 1893" (Riga, W. F. Häcker 1894 — S. 162) enthalten Mittheilungen und kleinere Arbeiten, die hier aber um ſo weniger angeführt zu werden brauchen, da ſie faſt ſämmtlich bereits durch die Rigaer Tagespreſſe bekannt geworden ſind. Beſonders hervorgehoben zu werden verdient der Bericht des Bibliothekars über die begonnene ſyſtematiſche Inventariſirung der reichhaltigen Handſchriftenſammlung der Geſellſchaft, und erwähnt ſei, daß den diesmaligen „Sitzungsberichten", wie vor zehn Jahren, ein zuſammenfaſſendes Verzeichniß aller im letzten Decennium gehaltenen Vorträge und verleſenen Zuſchriften beigefügt iſt.

Nach längerer Zeit hat die „Ehſtländiſche Literäriſche Geſellſchaft" wiederum ein Heft ihrer „Beiträge zur Kunde Ehſt-, Liv- und Kurlands" erſcheinen laſſen (Heft 4 des IV. Bandes; F. Kluge 1894 — S. 357 bis 476). An erſter Stelle veröffentlicht Dr. Fr. Bienemann jun. „Das Tagebuch des Generals von Hallart über die Belagerung und Schlacht bei Narva 1700". Der aus Holſtein gebürtige Gen.-Lieutenant Ludwig Nic. Freiherr von Hallart, ein erfahrener Kriegsingenieur, war einige Wochen vor der denkwürdigen Schlacht von König Auguſt II von Polen an Peter den Großen geſandt worden, um die Leitung der Belagerungsarbeiten zu übernehmen, gerieth aber in der Schlacht, welche am 19. 30. Nov. ſtattfand, mit vielen anderen in die ſchwediſche Gefangenſchaft; erſt 1705 ſoll er freigekommen ſein. Dann trat er durch Patkuls Vermittelung in ruſſiſche Dienſte und hat u. A. an der Schlacht bei Poltawa und an der Belagerung Rigas theilgenommen. Von der Kaiſerin Katharina I. mit dem Gute Walmarshof beſchenkt, iſt er 1727 im Alter von faſt 68

Jahren geſtorben und in der Kirche zu Wolmar begraben, wo noch ſein Epitaph zu ſehen iſt. Offenbar durch die Beziehungen ſeiner herrnhutiſch geſinnten Gemahlin zu dem General-Major und Landrath Balth. Baron Campenhauſen iſt Hallarts „Tagebuch“ auf das Gut Orellen gelangt, deſſen gegenwärtiger Beſitzer Landrath von Campenhauſen die Herausgabe geſtattet hat. Es beginnt mit dem 5./16. September 1700, an welchem das ſächſiſche Belagerungscorps Riga verließ, und reicht bis in den Sommer 1701; verſehen iſt es mit einem „Plan Narvas, wie ſolches vergeblich belagert“, und hinzugefügt wird ein Schreiben Hallarts an den König von Polen „d. d. Narva, den 6. Dec. Anno 1700“. Eine „Einleitung“ und ein „Nachtrag“ orientiren des Näheren über die ſehr bedeutſame Edition. — Aus dem Nachlaſſe des weil. wirkl. Staatsraths Dr. J. W. Dehio werden ſodann „Berichtigungen und Nachträge zu den Mittheilungen über die Medicinalverhältniſſe Alt-Revals“ geboten, welche in früheren Heften erſchienen waren, und Eugen v. Nottbeck publicirt das „Fragement einer Revaler Chronik“. Daſſelbe enthält nicht unwichtige Aufzeichnungen „wohl eines Rathsgliedes“ über Rechtsfälle und Ereigniſſe, die für die Stadt von beſonderem Intereſſe waren, iſt in den erſten Jahren des 16. Jahrhunderts niedergeſchrieben und greift bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts zurück. — Den Schluß bilden die „Jahresberichte der ehſtländiſchen literäriſchen Geſellſchaft für 1890 91, 1891 92 und 1892—93“; gedacht wird daſelbſt auch der am 10. Juni 1892 begangenen Feier ihres fünfzigjährigen Beſtehens.

Von Gotthard v. Hanſen, dem derzeitigen Verwalter des ſelten reichhaltigen Revaler Stadtarchivs, liegt ſeit einigen Wochen ein Buch vor, das den Titel führt „Aus baltiſcher Vergangenheit. Miscellaneen aus dem Revaler Stadtarchiv“ (Reval, F. Kluge 1894 — S. 160). Im „Vorwort ſchreibt der Verfaſſer „Da ich bei meinen ſeit ſieben Jahren fortgeſetzten Ordnungsarbeiten im Revaler Stadtarchiv auf viele intereſſante, bisher unedirte Archivalien ſtieß, ſchrieb ich einen Theil ab und hielt über dieſelben Vorträge in der ehſtländiſchen literäriſchen Geſellſchaft. Mehrſeits aufgefordert, dieſe geſammelten Actenſtücke durch den Druck zu veröffentlichen, gab ich den Wünſchen nach, und ſo entſtand dieſe Brochüre, die die mannigfaltigſten Themata aus der baltiſchen, insbeſondere Revalſchen Vorzeit enthält. Wenn ich einige wenige, nicht direct auf Alt-Livland bezügliche Artikel hinzufüge, ſo war ich der Anſicht, durch das Nichtbekanntſein derſelben im Auslande entſchuldigt zu ſein.“ Obige

Angaben ſind jedoch nicht erſchöpfend. Z. B. iſt die Erzählung von den „Mönchen und dem Ordensmeiſter Wilh. Fürſtenberg in Fellin“ der „Historia Livonica“ des Dionysius Fabricius entnommen und an vielen anderen Stellen werden die jedenfalls nicht im Stadtarchiv vorfindlichen Quellen überhaupt nicht angedeutet, wie es andererſeits nothwendig geweſen wäre, dort Anführungsſtriche zu ſetzen, wo der Wortlaut der Vorlage wiedergegeben iſt. In allen dieſen Dingen muß jetzt der Leſer zu Combinationen ſeine Zuflucht nehmen, was ſich doch mit Leichtigkeit hätte vermeiden laſſen! Der reiche Inhalt der „Miscellaneen“ hat in erſter Linie culturgeſchichtliche Bedeutung, wenngleich Vieles in das politiſche Gebiet hinüberſpielt. Von großem culturgeſchichtlichem Intereſſe ſind vor allem die Kapitel über „Altlivländiſche und Revalſche Kleiderordnungen des 16. und 17. Jahrhunderts“, über „Revalſche Hochzeitsordnungen des 16. und 17. Jahrhunderts“, über „Taufordnungen“ und manches andere. Werthvoll in anderer Beziehung ſind namentlich die beiden Berichte über „Die Schlacht bei Narva 1700“. Hingewieſen ſei auch auf das Kapitel „Reval nach dem Peſtjahre 1710“, auf „Drei Briefe Martin Luthers“ aus den Jahren 1530 bis 1533[1]), welche die Anſtellung eines Superintendenten und eines Schullehrers betreffen, und auf die „Reime“ des Franz Konnyes, des Bräutigams der unglücklichen Barbara von Tiefenhauſen. Im Ganzen handelt es ſich um 31 Abſchnitte in Proſa und 16 Gedichte, alle ſehr verſchiedenen Umfangs.

Auch Kurland iſt letzthin mit zwei namhafteren Veröffentlichungen hervorgetreten, von welchen die eine einer ganz neu entſtandenen wiſſenſchaftlichen Vereinigung angehört. Am 22. Februar hat ſich nämlich zu Mitau innerhalb der „Kurländiſchen Geſellſchaft für Literatur und Kunſt“ eine „Section“ für Genealogie, Heraldik und Sphragiſtik gebildet, welche bei ihrer Conſtituirung 46 und am Ende des Jahres ſchon 86 Mitglieder zählte, und ſchon im erſten Jahre ihres Beſtehens hat dieſelbe in geſchmackvoller Ausſtattung ein 108 Quartſeiten umfaſſendes „Jahrbuch für Genealogie, Heraldik und Sphragiſtik“ erſcheinen laſſen (Mitau, J. F. Steffenhagen u. Sohn 1894), das mit mehreren Beilagen, Wappendarſtellungen und genealogiſche Tabellen enthaltend, verſehen iſt. Bei den regen Beziehungen, welche nachgerade bei uns zwiſchen den Geſchicken der

[1]) Wie übrigens Referent nachträglich bemerken will, ſind dieſe Briefe bereits veröffentlicht worden in der Gelegenheitsſchrift „Luther an die Chriſten in Livland“ S. 20 f (Riga, 1866, Druck der Livl. Gouv.-Typographie).

alteingeſeſſenen Familien und des Landes und der Städte Schickſalen jeder Zeit beſtanden haben, müſſen kritiſche Bearbeitungen der Familiengeſchichten auch der allgemeinen baltiſchen Geſchichte in hervorragender Weiſe zu Gute kommen, und das macht ſich bereits in der vorliegenden Ausgabe geltend. Vor allem gilt dies von der eingehenden und verdienſtlichen Arbeit des Freiherrn Eduard v. Fircks über „die Bühren in Curland I", jenes ſchon im 16. Jahrhundert in herzoglichen Dienſten ſtehende Geſchlecht, welches im 18. Jahrhundert mit Herzog Ernſt Johann (Reichsgraf v. Biron) den kurländiſchen Fürſtenthron beſteigen ſollte; intereſſant iſt u. a., was über den lange erfolglos geführten Kampf der Bührens um die Aufnahme in das kurländiſche Indigenat erzählt wird. Von den anderen Aufſätzen mögen wenigſtens die Titel der umfangreicheren genannt werden Frh. Alex. v. Rahden, der Vorſitzende der „Section", hat „Das Stammbuch Chriſtophers v. Sacken" (1577—1618) bearbeitet, Max v. Spieſſen „Die Familie Grothus in Weſtfalen", L. Arbuſow giebt „Nachrichten über Thomas Cardinal", einen herzoglichen Beamten des 16. Jahrhunderts u. ſ. w. Genaueres über die erſtjährige Wirkſamkeit der jüngſten baltiſchen hiſtoriſchen Genoſſenſchaft melden die „Sitzungs-Berichte", welche das „Jahrbuch" einleiten

Aeußerlich unſcheinbarer, aber ſachlich bedeutſamer iſt eine faſt gleichzeitig erſchienene Publication des kurländiſchen Ritterſchafts-Comités, das „Curländiſche Ritterbuch" (Mitau, J. F. Steffenhagen u. Sohn 1893). Beigefügt iſt eine ſehr inſtructive Abhandlung des Freiherrn Eduard von Fircks „Zur Geſchichte der Ritterbanken und des Ritterbuches in Curland". Dieſelbe berührt zunächſt die Frage nach dem Urſprung des Adels im alten Livland (hier iſt die Oeſel-Wiekſche Ritterſchaft überſehen worden, während irrthümlicher Weiſe von einer Ritterſchaft des Bisthums Reval die Rede iſt); dann wird gezeigt, wie ſpeciell in Kurland der Streit mit den Herzögen Friedrich und Wilhelm auch den Anlaß gegeben hat zur Abfaſſung einer Matrikel (des „Ritterhauſes"), mit welcher im Jahre 1620 begonnen worden iſt, und des Weiteren erfahren wir viel Intereſſantes über die Stellungnahme der ſchon geſchloſſenen Ritterſchaft zu den Nichtrecipirten und die daraus reſultirenden endloſen Streitigkeiten; erſt ſeit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, heißt es, wurde man in der Aufnahme williger. Bezüglich der Stiftiſch-piltenſchen Ritterſchaft wird lediglich geſagt, daß ſie „ziemlich um dieſelbe Zeit wie die kurländiſch-ſemgalliſche ſich zu einer Corporation zuſammengeſchloſſen

und ihre Ritterbanken gehalten" habe. Beide Ritterſchaften ſind bekanntlich erſt im Jahre 1819 vereinigt worden. — Der officielle Text umfaßt ein „Verzeichniß ſämmtlicher zum kurländiſchen Indigenatsadel gehörigen Geſchlechter" in der zeitlichen Reihenfolge ihrer Eintragung und „Das curländiſche Ritterbuch in alphabetiſcher Ordnung". Im zuletzt genannten Abſchnitt finden ſich bei den 337 Geſchlechtsnamen genauere geſchichtliche Angaben in fünf Rubriken: 1. über die Claſſe und das Datum des bez. Ritterbanks-Abſchieds; 2. über die ſpätere Inſcribirung in's Ritterbuch zufolge der Kirchſpiels-Beſchlüſſe vom 10. Mai 1841, 3. über das Datum der ſonſtigen Receptionen in Kurland und Polen; 4. über die Herkunft, die Adelsdiplome und Standeserhöhungen; 5. über Senatsukaſe, die Anerkennung ſonſtiger Titel betreffend. Speciell für die vierte Rubrik ſind neuere genealogiſche Forſchungsreſultate herangezogen worden. Die Bezeichnung „baltiſcher Uradel" bei einigen Familien bedeutet, daß dieſe Geſchlechter am früheſten in Alt-Livland nachzuweiſen ſind und ihre Namen, wenn nicht auch die Ritterbürtigkeit, in den baltiſchen Landen gewonnen haben (z. B. v. Rosfull, v. Lieven, v Patkul u. ſ. w.); als Grenze gilt nicht das in Deutſchland angenommene Jahr 1350, ſondern die Zeit der Auflöſung des Ordens. Bezeichnend iſt die Thatſache, daß weit über ein Drittel (d. h. 144) der dem kurländiſchen Indigenatsadel angehörigen Familien bereits während der Ordensherrſchaft in Alt-Livland anſäßig geweſen iſt. F. Ke.

Ende Juni 1894.

Zuſchrift an den Herausgeber.

Sehr geehrter Herr von Tideböhl!

So lange die „Erinnerungen an Edith Rahden“, ihrer Ueberſchrift entſprechend, nur „Für Wenige“ zugänglich waren (denn die ruſſiſche Ausgabe iſt weder im Buchhandel, noch in einer Zeitſchrift erſchienen), hielt ich es für unſtatthaft mit der Berichtigung einiger Ungenauigkeiten in dieſer Studie hervorzutreten.

Nachdem aber die „Baltiſche Monatsſchrift“ die deutſche Ueberſetzung dieſer Erinnerungen im 4. Heft d. J. publiciert hat, erachte ich nun jene Berichtigung für durchaus angemeſſen.

Bei der im Allgemeinem richtigen, höchſt anerkennender Beurtheilung der hervorragenden Perſönlichkeit meiner verſtorbenen Schweſter hat der ungenannte Autor jener Erinnerungen am Schluß ſeiner Ausführungen leider einer gewiſſen Tendenz gehuldigt, die nicht ohne Rückwirkung auf die Genauigkeit des Mitgetheilten geblieben iſt

Dem entſprechend muß ich folgendes bemerken:

Gewiß nicht allen orthodoxen Freunden von Edith Rahden that es weh, daß nicht die Schönheit der griechiſchen Leichenfeier ihrem letzten Wege die Weihe gab, ſondern vermuthlich nur denjenigen, die unter dem Deckmantel der Freundſchaft proſelytiſche Zwecke verfolgten Auch konnte dem Paſtor, den ich oft am Sterbelager meiner heimgegangenen Schweſter geſehen, das Bild des Erlöſers und der Mutter Gottes durchaus nicht verdachtig erſcheinen, weil der würdige Paſtor die tiefe religiöſe Geſinnung E. Rahden's, die über jeden Glaubenswechſel durch fremde Eingebung oder fremden Einfluß weit erhaben war, genau kannte und an der Verſtorbenen hochſchatzte

Schließlich ſei noch hinzugefügt, daß die ſterblichen Ueberreſte meiner Schweſter auf dem Kirchhof zu Peterhof nicht einſam zwiſchen einer Menge überwucherter Gräber, ſondern im Familienbegräbniß neben den Ruheſtätten unſerer Eltern — zur Erde beſtattet worden ſind.

Indem ich an Sie, geehrter Herr, die gefällige Bitte richte, dieſe Zeilen in das nächſte Heft der Baltiſchen Monatsſchrift aufnehmen zu wollen, erſuche ich Sie, die Verſicherung meiner vollkommenen Hochachtung entgegenzunehmen.

St. Petersburg, 16. Mai 1894.

Olga von Timroth, geborene Baroneſſe von Rahden

Corrigenda:

In dem Art.: „Das Baltiſche Dichterbuch.“

Seite 249 Z. 12 v. o. l. Pierce ſtatt Pierre.
„ 250 „ 11 „ „ „ drei ſtatt zwei
„ 251 „ 9 „ u. „ Lohmann ſtatt Lohman
„ 251 „ 11 „ „ „ Nationaldichter ſtatt Dichter.

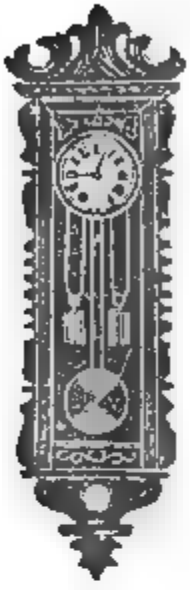
In dem Art.: „Nietzſche, der Philoſoph der Gegenwart.“

Seite 314 Z. 12 v. u. l. Philoſophen ſtatt Pyloſophen
„ 322 „ 1 „ „ „ Geadelten ſtatt geadelten.
„ 323 „ 15 „ „ „ daß ſtatt das.
„ 324 „ 10 „ „ „ älterer ſtatt ſeltener.
„ 326 „ 16 „ „ „ kleine ſtatt keine
„ 329 „ 8 „ o. „ an „ſich““ . Was ſtatt an „ſich“ .. „Was.
„ 331 „ 5 „ „ „ Ueber die moraliſchen ſtatt Ueber moraliſchen.

Herausgeber: Arnold v. Tideböhl.
Redacteur: R. Carlberg.

Adalb. G. Berg,

Riga, Scheunenstr. № 18,



empfiehlt in grösster Auswahl zu den billigsten Preisen

Taschenuhren

[6] 4

in Gold-, Silber-, Nickel- u. oxydirt. Sahlgehäusen.

Ferner.

Cabinet-, Tableaux-, Tisch-, Regulator-, Wecker-, Schwarzwälder-, Reise- u. Jahres-Uhren.

Uhrketten, Breloques

neuester Façons, in **Gold, Silber, Double, Nickel, Talmi, Stahl, Bronze** und **Seide.**

Musikwerke

verbesserten Systems von 4 bis 6 Stücke spielend

Musik-Werke

zum Drehen für Kinder, von 1 Rubel 50 Kopeken an

Riga.

NB. Reparaturen werden unter Garantie solide und billigst ausgeführt

---

J. Holländer,

Riga, Kalkstrasse Nr. 9, Riga,

im Hause der Sparkasse.

Paletotstoffe zu Herren-, Damen- und Kinder-Paletots.

Cheviot, Craise, Kammgarne, Tuche und **Buckskins** in allen Farben, zu Pelzbezügen, Rotonden, Regenmänteln, Promenadenkostümen, sowie auch zu Herren- und Knabenkostümen geeignet.

Flanelle zu Damen- und Kinder-Kleidern.

Futterflanelle und Kammgarnfutterstoffe

in grosser Auswahl

Seiden-Peluche, Wollen-Peluche und Astrachan.

Sämmtliche Damen-Confectionen

für die gegenwärtige Saison werden nach den neuesten Modellen und auf **Bestellung prompt und reell ausgeführt.**

J. Holländer,

Riga, Kalksrasse Nr. 9, Riga.

[6]—5. im Hause der Sparkasse.

Friedrich Nietzſche, der Philoſoph der Gegenwart.[1])

II.

Friedrich Nietzſche iſt als der Sohn eines ſehr wohlhabenden Landpfarrers vor ungefähr 46 Jahren geboren und hat ſeine Erziehung in der berühmten ſächſiſchen Fürſtenſchule Pforta erhalten. Es iſt bekannt, wie ausgezeichnet dieſe Schule organiſirt iſt und daß beſonders der angehende Philolog kaum irgendwo eine beſſere Vorbereitung für das Studium des claſſiſchen Alterthums erhält. Andererſeits mag die Abgeſchloſſenheit von der Bewegung unſeres modernen Culturlebens, zumal wenn das Elternhaus des Zöglings ſich auch nicht in der Stadt befindet, zur Folge haben, daß die aus der Schule Entlaſſenen nicht gehörig präparirt auf der Univerſität in das Getriebe der Wirklichkeit eintreten. Die letzten Enden und äußeren Reſultate von Errungenſchaften unſerer Bildung, Technik, ſocialen Entwickelung und Verkehrsſteigerung lernt das Kind der Großſtadt in einem Alter kennen, wo die Kraft des Intellects noch zu ſchwach iſt zu der neugierigen Frage nach dem Urſprung und Zuſammenhang dieſer glänzenden Schlußergebniſſe. Sich dieſer Ergebniſſe zu bedienen — zu telegraphiren, für Arbeiterſyndicate zu ſtimmen und in Actien zu ſpeculiren — wird ſo früh, wenn nicht zur That ſo doch zu einem gewohnten Gedanken, daß auch ſpäter, wenn die geiſtige Kraft vorhanden wäre um zurückgreifend Stufe für Stufe die lange Entwickelung zu verfolgen, wir zu ſtumpf geworden ſind um die großen Gedanken mit dem Eifer, den ſie verdienen, zu durchlaufen und den ganzen Reiz der Spannung und Erhebung des Gemüths nachzuempfinden, die urſprünglich dieſe Etappen des europäiſchen Fortſchritts begleitet haben. Daß in ſolcher Gleichgiltigkeit und Seichtigkeit ein Nachtheil moderner

[1]) Vgl. S. 313 ff dieſes Jahrganges der „Baltiſchen Monatsſchrift."

Erziehung liegt, wird gewiß gern zugegeben werden; dennoch iſt andererſeits darin zugleich ein Correctiv gegen die Schroffheit des Uebergangs anzuerkennen, den derjenige verhängnißvoll durchmacht, der während der ganzen Schulzeit, von dem geſchäftigen Treiben der Wirklichkeit wenig berührt, in einer Idealwelt die erhabenen Grundlagen aller Humanität kennen gelernt hat und dann auf der Univerſität oder anderswo mit einem Male in den Strudel des actuellen Lebens geräth faſt unvermittelt dem Eindruck des Neueſten ausgeſetzt, was menſchlicher Scharfſinn oder menſchliche Narrheit zuſtande bringen. — Hier liegt eben die Gefahr nahe, daß dieſe neue Welt von Tagesereigniſſen, Tagesberühmtheiten und ephemeren Aufregungen auf den Jüngling gar zu anziehend oder gar zu abſtoßend wirkt, in beiden Fällen alſo ihre Wichtigkeit von ihm überſchätzt wird. Derartige Erwägungen werden durch die Lebensſchickſale ſo mancher Zöglinge der Fürſtenſchulen, die ſpäter mit der zudringlichen Gegenwart nicht fertig zu werden wußten, beſtätigt; ſie wären hier aber überflüſſig, wenn ſie nicht auch — wie uns ſcheint — auf Nietzſche Anwendung fänden; wenn nicht auch in ſeinen Werken und in ſeinem Leben ſich vielfach Spuren zeigten, daß er in höherem Grade ſeiner Zeit angehört, als dem Weltphiloſophen geziemt. — So ſehr Nietzſche ſelbſt von ſich das Gegentheil behauptet, ſo iſt doch nicht zu verkennen, daß das „Moderne" auf ihn einen übermäßigen Einfluß geübt hat. Eintagsfliegen ihn beunruhigen, kleine Vorfälle in der Politik, vorübergehender Lärm in der Literatur ihm für wichtige Symptome der Richtung gelten, welche der Weltlauf eingeſchlagen hat. Was ein zungenfertiger Abgeordneter im Reichstag ſagt, was ein Privatdocent in der Hitze ſeines Ehrgeizes an unvorſichtigen Vererbungstheorien aufſtellt, die zuletzt erſchienenen Romane; kurz: was die Zeitung morgens und abends bringt, hat Antheil an der Weltanſchauung unſeres Gelehrten. Wo kämen auch ſonſt bei Nietzſche die faſt an Circusreclame erinnernden Buchertitel, die picanten Spitzmarken ſeiner Capitel und einzelnen Aphorismen her? Schließlich ſeine Lebensweiſe . . . Doch darauf kommen wir noch zurück.

Schon im Jahre 1868 hatten einige philologiſche Arbeiten von Nietzſche in der Gelehrtenwelt ſolches Aufſehen erregt, daß er, damals noch Student, — zum Profeſſor der altclaſſiſchen Philologie auf die Univerſität Baſel berufen wurde. Er nahm den Ruf an und wirkte dort als Profeſſor — mit längeren Unterbrechungen, die er zu Reiſen benutzte — bis 1879. Von der Univerſität Leipzig erhielt er, ohne je eine Prüfung beſtanden zu haben, den Doctortitel **honoris causa**. Dies alles ſpricht für die hohe und frühreife Begabung

ſo wie auch für die Leiſtungsfähigkeit unſeres Philoſophen; beſonders wenn man bedenkt, daß ihn außer den Vorleſungen über Philologie und Philoſophie auch die Muſik viel in Anſpruch nahm, denn er war nicht nur ein leidenſchaftlicher Freund dieſer Kunſt, ſondern hat auch mehrere vierhändige Compoſitionen veröffentlicht. Dagegen ſcheint ihn Schwäche der Augen und Kurzſichtigkeit an lebhafterer Theilnahme für die bildenden Künſte gehindert zu haben. Quälende Kopfſchmerzen, die ſich ziemlich regelmäßig einſtellten, waren die Veranlaſſung, daß Nietzſche im Jahre 1879 ſeine academiſche Thätigkeit aufgab und ſich von da an ausſchließlich mit ſeiner Philoſophie beſchäftigte. Nun begann für ihn ein unſtätes Wanderleben in Italien und den Alpen: in Rom, Genua und auf Capri, meiſt aber in kleinen klimatiſchen Curorten, wie Ruta, Rapallo und Sils-Maria ſind die Werke entſtanden, die er jetzt veröffentlichte Mehr auf Spaziergängen als am Schreibtiſche wurden die faſt immer ſehr kurzen Aufzeichnungen, aus denen ſie beſtehen, gemacht, und Nietzſche rühmt die wohlthuende Einſamkeit, welche ihm ſowohl entlegene Touriſtenherbergen als rieſige Allerwelt-Hotels gewährten. Die Kopfſchmerzen ſollen ſich nun bald gebeſſert und ihn ganz verlaſſen haben; ſeine Productivität aber ſtieg mit jedem Jahre. Da erfolgte im Januar 1889 in Turin eine für Alle unerwartete Kataſtrophe: Nietzſche wurde plötzlich wahnſinnig. Man brachte ihn zuerſt nach Jena in ein Irrenhaus; da aber bei der Gehirnlähmung an der er leidet, keine Hoffnung auf Heilung vorhanden iſt, ſo befindet er ſich jetzt bei ſeiner Mutter, der verwittweten Paſtorin Nietzſche in Naumburg und wird von ihr gepflegt.

Es war entſchieden ein Unglück für Nietzſche, daß er ſo jung und ſo wenig vorbereitet Profeſſor wurde und über eine Menge ſchwieriger Autoren zu leſen hatte, die er unmöglich ſchon alle im Orginal ſtudirt haben konnte. In der That macht es den Eindruck, als wenn er ſich oft damit begnügt hätte ſeine philoſophiſchen Kenntniſſe aus zweiter Quelle zu ſchöpfen: aus Handbüchern, die nicht nur die Ideen der Denker wiedergeben, ſondern auch zur Bequemlichkeit ein raſches Urtheil über ſie liefern. Nietzſche iſt wirklich ſehr beleſen und er hat auch über jeden Philoſophen ſein kräftiges Sprüchlein bei der Hand, dennoch können wir uns des Eindrucks nicht erwehren als ob er außer Schopenhauer nur wenige große Philoſophen von Anfang bis zu Ende ſtudirt habe; und zwar deßhalb, weil er ſich ſonſt ſo Manches erſpart hätte. Er trägt gewiſſe Gedanken als ſeine eigene tollkühne Erfindung, ja als etwas bisher Unerhörtes vor; er wünſcht ſich Glück zu dem Wagniß, das darin liege; er zweifelt daran, daß die Geiſteskraft ſeiner Zeitgenoſſen

hinreichen werde, ihm auf ſolche Höhen zu folgen und ahnt nicht, daß er dabei Dinge ausſpricht, die ſchon vor ziemlich langer Zeit bedeutende Philoſophen unſeres Jahrhunderts wie z. B. Lotze und Fechner mit weniger Prätenſion vorgebracht haben. Auch in Eduard von Hartmanns erſten Werken hätte er einige ſeiner ſpäteren Gedanken wiederfinden können. Ja noch mehr! Manche ſehr nahe liegende Einwände gegen lange geglaubte Wahrheiten, welche Nietzſche macht und als wichtigen Fortſchritt in der Bekämpfung der „moraliſchen Vorurtheile“ anſieht, ſind nicht nur ſchon in alter Zeit ebenſo vorgebracht, ſondern auch nachher wiederum endgiltig widerlegt worden, und die Welt iſt entſchieden nicht ganz ſo ſehr in Vorurtheil und Irrglauben verſunken, als es unſerem Philoſophen ſcheint.

Freilich beſteht ein großer Unterſchied zwiſchen der Art, wie ein zweiundzwanzigjähriger Jüngling — um eine Weltanſchauung ringend und bei den Weiſen den Schlüſſel zum Räthſel des Lebens vermuthend — philoſophiſche Werke ſtudirt, und der Art wie ein Profeſſor, der ſeine Weltanſchauung mehr oder weniger im Pult geborgen haben muß, ex officio, mit Ehrfurcht aber ohne Aufregung die alten Bücher „kennen lernt“ oder die neuen durchmuſtert, um ihnen in ſeinem Syſtem ihren Platz anzuweiſen oder ihre Schwächen gelegentlich kritiſch zu beleuchten. Auch unſeren Philoſophen hat wohl oft ſein Amt zu dieſem abgekürzten akademiſchen Verfahren genöthigt; woher wir ſeinen Anhängern nicht beiſtimmen können, wenn ſie von dem „enormen Kreiſe ſeines philoſophiſchen Wiſſens“ ſprechen. Das andere, was ſie an ihm rühmen, die ungeheuere Lebenserfahrung, läßt ſich ebenſowenig aus ſeinen Werken erſehen. Zu dem ſchier unerſchöpflichen Reichthum an frappirenden Bemerkungen über das Seelenleben ſcheinen ihm mitunter nicht Menſchen von Fleiſch und Bein, ſondern abenteuerliche Schattenbilder, Figuren aus den von ihm geleſenen Romanen Modell geſeſſen zu haben. Nach Rittergeſchichten für die reifere Jugend und blauſtrümpfiſchen Lieblingshelden ſchmeckt es z. B., wenn bei ihm der „wahrhaft große Menſch“ ſich immer in dem Triebe nach Macht, in Kraftſtücken und Gewaltthätigkeiten Luft macht. Die Erfahrung des Lebens zeigt doch, daß in Wirklichkeit die höchſten Geiſter in der Mehrzahl der Fälle andere Züge an ſich tragen, daß ſie gar nicht ſo ſehr nach Macht begehren, ſondern froh, wenn man ſie ungeſchoren läßt — ohne Sprünge und Exploſionen ihr Werk verrichten und in verhältnißmäßiger Bedürfnißloſigkeit das eigentliche Arcanum der ſo theuren Selbſtſtändigkeit ſehen. Weder Vorgeſetzte noch Untergebene wollen ſie haben. Um Menſchenkenner zu werden und geſunde Erfahrungen zu

ſammeln iſt wohl auch kaum eine Lebensweiſe ſo ungeeignet, wie das Touriſtenleben, das Nietzſche führte. Nichts als Reiſende, Sommerfriſchler, Curbedürftige, Ferien-Genießende, den Alltagspflichten Entzogene, nichts als Menſchen in Ausnahmezuſtänden umgeben den Touriſten und liefern das Material für ſein Studium. Nicht nur der Engländer, ſondern auch jeder von uns kehrt auf Reiſen und in der Fremde andere Seiten ſeines Weſens heraus als zu Hauſe, und das anſäſſige Volk benimmt ſich ebenfalls gegen den flüchtigen Gaſt anders als gegen den einheimiſchen. Allein, vielleicht irren wir uns! Wenn nicht zum Einſammeln des Stoffes für empiriſche Pſychologie, ſo könnte doch möglicher Weiſe zum Philoſophiren ſelbſt dieſes Leben, wie Nietzſche es führte, — ſorglos, durch keine Pflicht und keinen Beruf gebunden, durch keinen weltlichen Ehrgeiz in beſtimmte Bahnen gewieſen — die günſtigſten Bedingungen bieten. Das Aſyl der Freiheit iſt ja gewiß dem Philoſophen ein noch viel koſtbareres Gut als dem Weltkinde, und wir entfernen uns wohl nicht von der Wahrheit, wenn wir die großartige Verwegenheit des Denkens, die unſeren Philoſophen auszeichnet, ebenſo wie bei Schopenhauer zum Theil auf ſeine materielle und geſellſchaftliche Unabhängigkeit zurückführen. Jedenfalls aber wird die wechſelnde Scenerie, die den Reiſenden umgiebt, die bunte Mannigfaltigkeit der Menſchen und Dinge, an denen er vorübereilt, beigetragen haben zu der ſpielenden Lebendigkeit und ſinnlichen Fülle ſeines Stiles. Nicht ohne Grund ſpöttelt Nietzſche über die Schriftſteller, die mit eingedrücktem Bauche vor dem offenen Tintenfaß ſitzen um dort aus ſich die Gedanken herauszuziehen. Wo ſoll Schopenhauers „Dachkammerphiloſoph“, dem Nacht für Nacht dieſelbe Lampe an demſelben dürftigen Schreibtiſche ſcheint, die Abundanz, die nie verſiegende Bilderrede, die packende Gegenſtändlichkeit und natürliche Grazie der Diction hernehmen; da doch auch in ſeinen — wie in John Locke's — Intellect keine Vorſtellung hereinkommt, ſie ſei denn zuvor in den Sinnen geweſen? — Indeß abgeſehen von dieſem für das Weſen der Sache am Ende nicht ſehr wichtigen Vorzug des Stiles, iſt immerhin ſolch ein Philoſophenleben, wie Nietzſche es führte, unendlich weit von dem Ideal des Weiſen entfernt, welches uns aus dem claſſiſchen Alterthum überliefert wird. Alles das was Nietzſche, wie wir geſehen haben, vom Leben verlangte: Harte, Strenge, Zwang, vor allem Gefahr, Lebenslagen, mit denen nicht zu ſpaßen iſt, feindliches Zuſammenprallen der Leidenſchaften, Thaten und Unthaten — das alles wird eigentlich auf keine Weiſe beſſer umgangen und vermieden, als bei dieſem ſorgloſen Wanderleben eines reichen Touriſten. Und alles, was

ſeinen Widerwillen und ſeine Verachtung erregt der Heerdeninſtinct und das ſociale Zuſammenhalten, die gutmüthige Zahmheit der Menſchen, welche bewirkt, daß niemand etwas zu fürchten braucht, ſchließlich die durchaus demokratiſche Steigerung der Induſtrie und Erleichterung des Verkehrs: — dies alles iſt gerade nöthig um dem Touriſten ein ſolches Leben erſt zu ermöglichen. Von der paradieſiſchen Unthätigkeit und den Vorkehrungen, ſich die praktiſchen Sorgen fern zu halten, welche heutzutage — freilich nur für Geld — zu haben ſind, hat ſich nicht einmal Diogenes geſchweige denn Sokrates oder Plato eine Vorſtellung gemacht. Zu ihren Zeiten waren noch zur Befriedigung der ſchlichteſten, elementarſten Bedürfniſſe beſonders darauf gerichtete Willensimpulſe, wenn nicht gar Handanlegung erforderlich; während bei uns, trotz Vermehrung der Bedürfniſſe, ein großartig mechaniſirter Geſchäftsbetrieb mehr leiſtet als einſt das Märchen dem Schlaraffenlande andichtete; ſo daß z. B. mit einer Zahlung am Billetſchalter nicht nur Eiſenbahn und Dampfboot ihre Maſchinen für uns in Bewegung ſetzen, ſondern auch ein complicirter Beamtenapparat uns ſorgſam und ungefährdet an den Wundern der Natur und Kunſt vorbei die bequeme Rundreiſe erleben läßt. Man ſieht alſo wohl: kein Denker der alten Zeit hat ſo wenig geſtört durch niedere praktiſche Erforderniſſe, ſo ganz ausſchließlich ſich ſeinem inneren Beruf, dem Philoſophiren widmen können, wie Nietzſche. — Dennoch ſchleichen ſich Zweifel ein, ob wirklich ein ſolches Leben die beſten Bedingungen zum Philoſophiren im großen Stile, zum Schaffen einer moraliſchen Weltanſchauung bietet; denn von welchem realen Untergrunde, von welcher ſelbſtdurchkoſteten und erlittenen Wirklichkeit werden ſchließlich die hohen allgemeinen Gedanken, die das Syſtem des grübelnden Weiſen ausmachen, abſtrahirt; wenn nicht das Leben, den eigentlichen Text liefert, zu dem alles Philoſophiren der Commentar iſt. Daß dieſes Leben an äußeren Begebenheiten, Wechſelfällen und Kataſtrophen arm ſein mag, hindert — wie wir an Kant ſehen — gewiß nicht den Denker von providentieller Berufung im engen Kreiſe ſeiner Pflichten und Sorgen die ewigen Geſetze der menſchlichen Seele zu belauſchen; aber wenn dem jugendlichen Denker alles: Amtspflichten, Geſchäfte und Familienſorgen, überhaupt alle naturgemäßen Plagen des Daſeins fehlen, ſo wird — fürchten wir — das unausgeſetzte Philoſophiren und theoretiſche Moraliſiren, wie Nietzſche es ſeit dem dreißigſten Jahre trieb, ein Commentar ſein, zu dem es keinen Text giebt. — Dieſen Eindruck macht in den ſpäteren Werken die endlos ſpielende Zweifelſucht unſeres Philoſophen, die bisweilen ſich ſelbſt über-

gipfelnd ihr eigenes Ziel aus dem Auge verliert; ſo daß nicht nur der Werth der Wahrheit und die Pflicht nach ihr zu forſchen in Frage geſtellt, ſondern ſchließlich auch die Berechtigung des Zweifelns wiederum bezweifelt wird u. ſ. w. Wenn Nietzſche ſich dennoch einen poſitiven Geiſt nennt und gegen die Zumuthung wehrt, Skeptiker zu ſein, und wenn er dazwiſchen wieder, wie in ahnungsvoller Viſion der Zukunft, ſagt: „Es könnte zur Grundbeſchaffenheit des Daſeins gehören, daß man an ſeiner völligen Erkenntniß zu Grunde ginge, — ſo daß ſich die Stärke eines Geiſtes darnach bemäße, wie viel er von der Wahrheit gerade noch aushielte," („Jenſeits von Gut und Böſe" p. 61) ſo machen ſolche Stellen zuſammengehalten mit einigen ominöſen Aeußerungen aus dem Privatverkehr es begreiflich, wie manche auf die Anſicht gekommen ſind, Nietzſches Geiſtesrichtung habe nothwendig in Wahnſinn auslaufen müſſen. Thatſächlich liefern nun ſeine Werke keinen Anhaltspunkt für dieſe Meinung: im Ganzen genommen, zeigen die ſpäteren an Klarheit, Conſequenz und Beſonnenheit nur Vorzüge gegenüber den früheren. Da auch die ſogenannte erbliche Belaſtung von den Verwandten und Freunden des Philoſophen in Abrede geſtellt wird, ſo mag wohl die Angabe ſeiner Anhänger richtig ſein, daß bei fortwährender geiſtiger Anſtrengung nur der übermäßige Gebrauch von Schlafmitteln — beſonders von Chloral — die Gehirnlähmung herbeigeführt hat. Hierauf kommt es aber auch nicht ſo ſehr an, denn wir beſitzen hoffentlich die Fähigkeit, den Werth der Gedanken unabhängig von der Perſon und deren Schickſal zu ſchätzen.

Von Nietzſches Werken ſind — wie ſchon angedeutet — nur die erſten „die Geburt der Tragödie" und die „Unzeitgemäßen" einigermaßen feſt gefügt und innerlich geordnet; die übrigen beſtehen aus Aphorismen, von denen jeder — ob kürzer oder länger — ein für ſich apart verſtändliches und anziehendes Ganze bildet. Selten nimmt ein Aphorismus auf den vorhergehenden Bezug; ſelten iſt einer länger als zwei oder drei Seiten; viele umfaſſen nur ein paar Zeilen. Beſonders merkwürdig iſt der Stil des „Zarathuſtra", er beſteht wohl auch größtentheils aus kurzen Sprüchen, zwiſchen denen gelegentlich mit einigen Worten eine Art von Erzählung fortgeführt wird; er iſt aber dabei in einer Sprache abgefaßt, welche am meiſten an die „großen Propheten" des Alten Teſtaments und bisweilen auch an die Apokalypſe des Johannes erinnert: freilich nicht an das Original, ſondern an die beſondere Manier, wie Luther ſie übertragen hat, mitſammt dem langweiligen „und . . . . und . . . . und" nebſt hin und wieder eingeſtreutem „Sela!" — Dies Buch hielt Nietzſche für ſein

„beſtes“, und einen Brief, den er nach ſeiner Vollendung an einen Freund richtete, glaube ich ſo deuten zu dürfen, daß er wünſchte, von nun an alle ſeine weiteren Werke in dieſem Tone zu halten. Glücklicherweiſe hat er es nicht gethan. Auch mit dieſer Leiſtung muß übrigens Nietzſche den Geſchmack der Zeit getroffen haben, denn es ſind in den letzten Jahren kleine Brochuren erſchienen, die in Form und Inhalt offenbar dieſe Zarathuſtraſprüche nachahmen und auch die häufigen Derbheiten und die Verſuche, aus der Rolle zu fallen, nicht ſcheuen. Wie ſehr aber unſer Philoſoph mit ſeinen übrigen Werken — wahren Anthologien von Geiſtesblitzen: jedes Stückchen ohne Vorſtudium in einer freien Viertelſtunde genießbar — das Gepräge der neueſten Gegenwart und ihrer Liebhabereien an ſich trägt, braucht nicht ausdrücklich begründet zu werden und ergiebt ſich nebenbei auch aus der Ungeniertheit, mit der manche Schriftſteller ſchon jetzt aus Nietzſches Reichthum an Esprit ſich die Taſchen füllen. Es iſt indeſſen auch abgeſehn von der Rückſicht auf Reiz und Bequemlichkeit für ſich und das Publicum nicht unerklärlich, wie ein Mann von ſo gediegener humaniſtiſcher Vorbildung darauf kam, für ſeine tiefſten Ideen dieſe unwiſſenſchaftliche Form zu wählen. Viele philoſophiſche Gedankengebiete ſind jetzt ſo durchforſcht und allgemein bekannt, daß oft ein kurzer Hinweis darauf, ja ein einziges Wort — wie die Stichworte: Optimismus, Sociologie, Evolution — genügt, um ganze Ketten von Theorien und Problemen bei dem Leſer in Erinnerung zu bringen. Und dem Schriftſteller, der immer originell ſein will, der nur das niederſchreibt, worin er von allen ſeinen Vorgängern abzuweichen glaubt, geſtatten die Aphorismen an Stelle des behutſamen ſchrittweiſen Vordringens, ſich ſolcher Miniaturbilder und zahlreicher Kunſtpauſen, die den logiſchen Zuſammenhang abreißen, als Abbreviaturen der Rechnung zu bedienen. Nichtsdeſtoweniger gewährt die folgerechte Gliederung und wiſſenſchaftliche Anordnung des Stoffes doch dem Verfaſſer die beſte Selbſtcontrolle gegen Trugſchlüſſe und Lücken; ſie allein weiſt jeder neuen Behauptung gleich im Syſtem eine Stelle an, wo ſie ſich mit ſcheinbar oder wirklich ihr entgegenſtehenden Thatſachen auseinanderzuſetzen hat, wo ſie der Prüfung ihrer Triftigkeit nicht aus dem Wege gehen kann; und ſchützt ſo auch den Leſer vor logiſchen Ueberrumpelungen. Wohl aus dieſem Grunde, alſo um der Redlichkeit willen gegen ſich und andere, haben wirklich originelle Geiſter — wie Kant und Lotze — nicht Anſtand genommen, ihre neuen Ideen in althergebrachte Schemata und Claſſificationen zu zwingen.

Die flüchtige Skizze von Nietzſches Schickſal und Lebensweiſe, wie wir ſie vorausgeſchickt haben, geſtattet noch Streiflichter auf einige Sonderbarkeiten, die, ganz abgeſehen von dem philoſophiſchen Zuſammenhange, an ſeinen Schriften auffallen. Wohl nur bei einem Leben, das ſo ganz von fremdem wie ſelbſtgeſchaffenem Zwange frei, den eigenen ſchwärmeriſchen und excentriſchen Neigungen folgt, konnte dieſe curioſe Verehrung der Geheimniſſe wie bei einem religiös-myſtiſchen Träumer ſich einniſten. Denn er, der geſchworene Feind aller Vorurtheile, ſchwelgt förmlich in dem Gedanken, daß man vielleicht noch ſo Vieles nicht weiß, daß es möglicher weiſe ſo viel Verborgenes giebt; er ſehnt ſich nach dem, was nicht nur geheimnißvoll iſt, ſondern auch immer ſo bleiben ſoll, überhaupt nach raffinirt geſteigerten Zuſtänden, wie nach einem Stimulans, ähnlich jenen krankhaft überreizten Naturen, auf welche nur noch ſtarke Gifte wirken. Hierher gehört ſein „dionyſiſcher“ (mitunter auch — ich weiß nicht weßhalb? — „halkyoniſcher“) Taumel in einem eigentlich doch zielloſen Kraftgefühl und einer verſchwenderiſchen Lebensüberfülle, die er ganz unbefangen auch der übrigen Menſchheit zuſchreibt; während in Wirklichkeit ſie nur die Ausnahme bildet, und es nützlicher geweſen wäre zu lehren, wie der Menſch in der Lage, welche die Regel bildet: in der Drangſal des Lebens und dem Mangel haushalten mag. Unſer Philoſoph verfährt eben wie der Satte, der den Heißhunger anderer nicht begreift. In geſundem Zuſtande iſt dem Menſchen auch nicht das Unergründliche und Unerforſchliche intereſſant, ſondern wir unterſuchen die Dinge um zu erfahren, was „dahinter“ ſteckt, und erſt was unſerer Vernunft zugänglich iſt, ſcheint uns werthvoll, weil wir uns ſeiner bemächtigt haben. — Bei ſolchen Dispoſitionen des Gemüths mußte Nietzſche wohl im Kampf gegen die herrſchenden Tendenzen des Jahrhunderts ungefähr in die Lage eines Redners kommen, der vor einer Verſammlung ſeine ernſthafte Meinung mit dem vollen Bewußtſein der Erfolgloſigkeit verficht: die gewiſſe Ausſicht, daß er doch nicht durchdringen werde, macht ihn zu Uebertreibungen und Paradoxieen geneigt: bei der Vergeblichkeit ſeines Beginnens kommt es ihm auf Einiges zu viel in der Schärfe ſeiner Formulirungen nicht mehr an. Nicht alles, was er ſagt, iſt ernſt zu nehmen, manches iſt bloß gymnaſtiſch, als Fechterſtreich gemeint. Und überhaupt ſpricht man ja zu Hartherigen laut, bisweilen ſo laut, daß man heiſer wird.

III.

Dieſer neuen Philoſophie, die man kurzweg „Individualismus“ nennt, ohne übrigens hiermit einen beſonders glücklichen und unzweideutigen

Terminus gefunden zu haben, ſcheint folgender logiſche Gedankengang zu Grunde zu liegen.

Nietzſche glaubt ſich vor eine Alternative geſtellt: auf der einen Seite ſtand der ſeinem Naturell widerſtrebende Peſſimismus nach Schopenhauers Lehre, welcher praktiſch zur Askeſe, Selbſtentäußerung und Mitleid mit allen Geſchöpfen führt, auf der anderen Seite ſtand ein ebenſo entſchloſſener und rückſichtsloſer Optimismus, für den ſich zu entſcheiden aber noch kein Philoſoph gewagt hatte. Fato urgente that Nietzſche dieſen Schritt und nahm die Folgen auf ſich. Daß ein ſolcher Optimismus für die Menſchheit möglich ſei und ſogar wirklich exiſtirt habe, das ſchien ihm eine gewiſſermaßen vorphiloſophiſche Epoche zu bezeugen: nämlich das griechiſche Alterthum bis zur Zeit des Aeſchylus mit dem Glanze ſeiner Kunſt und dem Jubel des dionyſiſchen Geiſtes. Das Maaßhalten der Griechen, bemerkt Nietzſche in der „Morgenröthe", entſprang aus der beſtändigen Beſorgniß: „daß ich mich nur nicht zu glücklich fühle!" – So verfocht er denn einen Optimismus, der das Leben freudig bejahte und für höchſt begehrenswerth hielt. Dieſem Standpunkte der Selbſtverherrlichung des Individuums mit ſeinen Trieben und Neigungen widerſprach nun aber die unleugbare Thatſache, daß die große Mehrheit der Menſchen nicht in Glück und Freude lebt, ſondern höchſt unglücklich iſt: beſonders die Siechen, Kranken, Unbegabten und ſonſt Hilfloſen. Es mußten daher, um dieſen Widerſpruch zu heben, alle dieſe nicht zur kraftvollen Selbſtbejahung prädeſtinirten Weſen als Ballaſt weggeräumt, aus der Menſchheit, an die Nietzſche ſich wendet, eliminirt werden. Das geſchieht dadurch, daß nur der „große Menſch" und ſeine Forderung für werthvoll erklärt werden. Alle die unbedeutenden, niedrig ſtehenden, ſtumpfen, verkümmerten Exiſtenzen, alles, was „Maſſe" heißt, kommt nicht in Betracht. In dieſem Sinne wird gelehrt, Völker ſeien Umwege der Natur um zu ſechs oder ſieben großen Männern zu kommen. Wollte nun der Philoſoph das, was als vorübergehende Stimmung bei ſo manchem Menſchen vorkommen wird, eben die Idee, daß nicht die Starken und Herrlichen um der Kleinen und Häßlichen willen, ſondern umgekehrt die Kleinen um ihretwillen da ſind, — wollte er dies — meine ich — conſequent durchführen, ſo mußte ihm noch ein Zweites auffallen, daß nämlich die eigentlich ſittliche Befähigung eines Menſchen mit dem ſonſtigen Glanz und der Kraft ſeiner Perſönlichkeit nach, der bisherigen Auffaſſung wenig zu thun habe; denn es war gar zu offenbar, daß die edelſten Eigenſchaften: Mitleid, Sanftmuth, Herzensgüte, Liebe,

Gerechtigkeit gar nicht immer bei den Glücklichen und Starken, ſondern ebenſo oft bei den Armen, Elenden und Gebrechlichen zu finden ſind. So war die Frage nicht zu umgehen, wohin Nietzſche dasjenige rechne, was man bis jetzt am Menſchen die „Güte“ genannt hatte, ob zu den Eigenſchaften, die dem Triebe zur Macht abſolut förderlich ſind und daher geſteigert und erhalten werden ſollen, oder zu denen, die nur von bedingtem Werth ſind und ebenſo oft als Schwäche exſtickt werden müßten. Conſequenterweiſe hat er ſich für das Letztere entſchieden und kommt ſo zu ſeiner „Herren- und Sklavenmoral“, die er nur mißverſtändlich für eine philoſophiſche Entdeckung hält, da ſie doch eigentlich — ſo hoch auch ihr Werth ſein mag — nur eine hiſtoriſche Studie iſt. Denn mit welchen Ausdrücken man auch die Begriffe „gut“, „böſe“ und „ſchlecht“ zu umſchreiben und zu definiren ſucht, es wird immer darauf herauskommen, daß das eine das „Sein ſollende“, das andere „das Nicht-ſein ſollende“ iſt; und Nietzſche ſieht gar nicht, wie er glaubt, jenſeits von gut und böſe; er ſetzt nur an die Stelle von „gut“ und „böſe“ andere Namen. Dasjenige, wodurch das Leben geſteigert, das große Individuum gefördert wird, das iſt für ihn das Sein-ſollende. In vereinfachter Formel das Sein-ſollende = Cultur des aufſteigenden Lebens = gut (in der Sprache der Herrenmoral) + böſe (in der Sprache der Sklavenmoral); das Nicht-ſein-ſollende = décadence = ſchlecht (in der Sprache der Herrenmoral) + gut (in der Sprache der Sklavenmoral). Allein die Moraliſten hatten ja bisher gar nicht behauptet, in ihrer Philoſophie die im wirklichen Leben hier und da bei dieſer oder jener Geſellſchaftsſchicht vorkommende Werthungsweiſe menſchlicher Handlungen und Geſinnungen abzubilden; ſondern dieſen ſchwankenden, thatſächlichen Aeußerungen des empiriſchen Gewiſſens eine geläuterte, dem Wechſel entzogene Lehre entgegen zu ſetzen. Es iſt nun wichtig, daß ohne dieſe Umwerthung der bisherigen ſittlichen Werthe Nietzſche nicht zu dem Ideal der gewaltigen Perſönlichkeit, in deſſen Anſchauung er ſich begeiſtert, zu dem „großen böſen Menſchen“ gelangen konnte.

Wenn man in Gedanken den Verſuch macht, Nietzſches Vorſchläge über das naturgemäße Verhalten der Starken zu den Schwachen actuell durchzuführen, ſo drängt ſich vor allem ein Proteſt auf: wir alle ſind ja im Kindesalter ſchwach, elend, hilflos und unfähig. Wie läßt ſich alſo ermitteln, wer einmal groß und mächtig wird und zur Steigerung des Typus „Menſch“ beiträgt, wenn nicht ein bedeutender Theil der Starken und Geſunden ſeine beſten Kräfte darauf verwendet, um den Schwachen und

Kranken als Pfleger, Wärter und Erzieher zu helfen. Die ſpartaniſche Gepflogenheit des Ausſetzens in das Schilf des Eurotas iſt nicht unbedingt zu empfehlen, denn hätte man z. B. dem Giacomo Leopardi, der ſein ganzes Leben lang ſehr ſchwach und ſchwer krank war, in der Jugend dieſen freundlichen Beiſtand verſagt, ſo würde unfehlbar ein noch ärgeres Siechthum und ein noch früherer Tod ihn verhindert haben, uns die Werke zu hinterlaſſen, an denen auch Nietzſche den Stempel hoher Genialität bewundert. — Dennoch ſcheint uns, daß ſolche praktiſche Einwände weniger auf einen Grundirrthum des Philoſophen, als vielmehr auf eine Lücke hinweiſen, an deren Ausfüllung — durch einige einſchränkende Zuſätze zu ſeinen Lehren — ihn vielleicht nur das Unglück, das ihn betroffen, verhindert hat.

Auch bei der jetzt zu unternehmenden Prüfung der Folgerungen, deren dieſe kühne Philoſophie benöthigt, wird alle Sentimentalität und ſittliche Entrüſtung füglich bei Seite zu ſetzen und die kalte Analyſe eines Machiavello zum Muſter zu nehmen ſein. Auf dieſem Wege wollen wir verſuchen Nietzſche zu begreifen, eingedenk der Worte ſeines großen Lehrers: iſt die Wahrheit ein Skandal, ſo geſchehe der Skandal und die Wahrheit werde geſagt!

Damit, daß Nietzſche eine Moral der Macht und nicht des Glückes lehren will, hat er natürlich nur einen Wortſtreit angeregt; denn es iſt klar, daß nur der nach Macht ſtrebt, dem dieſe Ausſicht Befriedigung verſpricht; die Befriedigung des Willens iſt aber das jeweilige Glück, mag es ſonſt beſtehen worin es wolle, mag es einem anders gearteten Willen noch ſo unbegreiflich erſcheinen. Es kommt eben darauf an, worin ein jeder ſein Glück ſieht, und die Macht iſt nur eine Species des Glückes. In ähnlicher Weiſe verſucht Max Stirner alle Wohlthaten, die man anderen erweiſt, auf Egoismus zurückzuführen: „Weil ich aber die kummervolle Falte auf der Geliebten Stirn nicht ertragen kann, darum, alſo um meinetwillen, küſſe ich ſie weg. Liebte ich dieſen Menſchen nicht, ſo möchte er immerhin Falten ziehen, ſie kümmerten mich nicht, ich verſcheuche nur meinen Kummer.“ („Der Einzige und ſein Eigenthum“. 1845.)

Gerade über das, was zu erfahren das Intereſſanteſte wäre, über die Arten und Geſtaltungen der Macht, die das Ziel des großen Zukunftsmenſchen bildet, fehlen bei Nietzſche poſitive Angaben; nur in der „Götzendämmerung“ p. 116 heißt es: „Seligkeit muß es euch dünken, eure Hand auf Jahrtauſende zu drücken wie auf Wachs.“ So ſind wir alſo darauf

angewieſen, aus dem ſonſtigen Inhalt ſeiner Werke denknothwendige Folgerungen über die höheren Entwickelungsphaſen des „großen Menſchen“ zu ziehen. Es fragt ſich, was der Zukunftsmenſch, wenn er das Ziel ſeines Willens — die Macht — erlangt, damit anfängt? In der Pflege von Kunſt und Wiſſenſchaft wird er nicht aufgehen, denn erſtens iſt für Nietzſche die Wiſſenſchaft von ſecundärem Werthe, der Gelehrte, der „wiſſenſchaftliche Menſch“ ein ziemlich untergeordnetes Weſen, ein „bloß nützliches“ Werkzeug in der Hand des großen Mannes der That; und zweitens bedarf es auch zur Förderung von Kunſt und Wiſſenſchaft gar nicht beſonderer Machtentfaltung; — im Gegentheil: ſolche Beſchäftigungen verlangen eher eine gewiſſe Zurückgezogenheit, alſo einen Verzicht auf Macht. Daß auch in den grobſinnlichen Genüſſen der ideale Menſch nicht den Zweck ſeines Daſeins erblickt, darüber iſt Nietzſche mit uns allen einig; und da zur ausſchließlichen Beſchäftigung mit ſich ſelbſt die große Gewalt überhaupt unnütz wäre, ſo bleibt nur die Macht im eigentlichen Sinne übrig: die möglichſt umfaſſende Macht über andere Menſchen. Dieſe muß den Uebermenſchen irgendwie befriedigen, ſeinem Willen genugthun Mag es auch, wie unſer Philoſoph andeutet, ein ſchmerzvolles Glück ſein, er wird es doch dem Gegentheil, der Ohnmacht vorziehen. Hier iſt nebenbei daran zu erinnern, daß auch die härteſte Selbſtſucht nicht ganz der Rückſicht auf andere entrathen kann. Es liegt eben in der geſelligen Natur des Menſchen, daß der Eindruck des Wohlgefallens oder Mißfallens, den wir auf andere machen, viel weniger zu einer Quelle des Genuſſes oder Verdruſſes für die anderen, als für uns ſelbſt wird. Die Art und Weiſe, wie wir uns in ihrem Kopfe ſpiegeln, die Gedanken, die ſie ſich über uns machen, und ihre Anerkennung ſind Gegenſtand unſerer Freude und unſeres Aergers und werden ſo uns gegenüber zu einer Macht; zu einer Macht, die ſelbſt den Herrn von ſeinen Sklaven in Abhängigkeit bringt; denn es würde, wie Lotze (Mikrokosmos II) ſagt, ſelbſt für den wüthendſten Negerfürſten nicht ausreichend ſein, den Kopf des Mißliebigen auf einen Wink fallen zu laſſen, wenn nicht wenigſtens noch der da wäre, der ihn fällt und durch ſolchen Gehorſam gegen jenen Wink dieſe That der Macht anerkennt. — Solche Erwägungen überzeugen davon, daß das menſchliche Naturell einen völligen Egoismus ausſchließt dank dieſem ſocialen Inſtincte, der zum Laſter geſteigert — Eitelkeit genannt wird, aber nicht etwa bloß mehr oder weniger häufig vorkommt, ſondern uns allen ebenſo angeboren iſt, wie das Bedürfniß nach Speiſe und Trank. In dem Ganzen der Naturbetrachtung

iſt übrigens dieſer Satz nur ein aus der Seelenkunde geſchöpftes Beiſpiel für die allgemeinere Thatſache, daß jede Wirkung in Wahrheit eine Wechſelwirkung iſt: daß A alſo nicht auf B wirken kann ohne von B zugleich eine Rückwirkung zu erfahren.

So wird auch der Heros der Zukunft von den niederen Menſchenmaſſen, die er beherrſcht, niemals unabhängig ſein, er wird ſich auch ſeiner Macht über den Pöbel nur ſo lange wirklich erfreuen, als die Unterthanen ſich nicht wie unbeſeelte Maſſen oder Naturkräfte verhalten, ſondern wenigſtens die Möglichkeit des Ungehorſams nachgeblieben iſt. Allem abgeſehen davon, daß aus dieſem Grunde der „große Menſch“ nicht ſo ganz Selbſtzweck wird, wie es vorausgeſetzt war, muß doch ſein Wirken auf die anderen irgend welchen Inhalt haben und in irgend welcher Richtung erfolgen; denn Macht in abstracto als leere Möglichkeit des Wirkens giebt es ebenſo wenig wie es nicht Bewegung „an ſich“ giebt, ſondern nur Bewegung in beſtimmter Richtung und mit beſtimmter Geſchwindigkeit. Unmöglich können wir nun annehmen, der Uebermenſch werde ſeine Gewalt darin bethätigen, die anderen zu vernichten und in ihrer Entwicklung zu hemmen, ihnen zu ſchaden; denn er iſt ja der „Werthe-ſchaffende“, der das Leben ſteigert und inhaltsvoller macht. Die Wirkung auf andere iſt alſo in moraliſcher wie politiſcher Hinſicht nicht als verderblich, ſondern als irgendwie heilbringend zu denken. Mag auch der Starke nicht die augenblickliche Luſt, nicht das materielle Gedeihen der gegenwartigen Generation im Auge haben, es bleibt doch nichts anderes übrig als anzunehmen, daß er es gut dabei meint und etwelche, wenn auch in ferner Zukunft gelegene Förderung, Erſtarkung, ein aufſteigendes Leben der anderen erzielen will. — Wo ſind wir hiermit angelangt? — Bei dem Bekenntniß, daß auch die Thätigkeit des Uebermenſchen auf den Nutzen anderer gerichtet, er alſo nicht mehr Selbſtzweck iſt, ſondern ein Mittel, das um andrer Willen da iſt. Daß aber die Zwecke werthvoller ſind als die Mittel liegt im Begriff. Hiermit wäre Nietzſches Philoſophie zu dem Gegentheil des Zieles gekommen, zu dem ſie ſich aufmachte. Jetzt iſt es auch nicht von beſonderer Bedeutung, ob man annimmt, daß die „Heerde“, die Maſſe der Plebejer das Feld für die Thätigkeit des Genies bildet, oder ob er nur die Möglichkeit im Sinne habe, daß in Zukunft wieder einmal große Menſchen entſtehen können. Jeder Einzelne wirkt dazu daß in Zukunft andere kommen können, jene anderen wieder ebenſo, und der Zweck jedes noch ſo großen Menſchen liegt dann außer ihm ſelbſt. Wo bleibt alſo der Werth dieſer ganzen

Kette von Nullen? Die relativen Werthe müſſen doch endlich ein Ende haben und ihre Rechtfertigung in dem Gewinn eines abſoluten Werthes finden. — Sollte jedoch ſchon das bloße Vorhandenſein aller dieſer hochgearteten Individuen, auch nachdem ſie ſelbſt geſtorben ſind und obgleich ſie nur für andere gewirkt hatten, einen unbedingten Werth bedeuten; ſollte die Thatſache allein, daß eine ſolche Reihe von Prachttypen einmal da geweſen iſt, den Preis ausmachen für die Kraftentfaltung bei der Entwicklung der Menſchheit, ſo könnte das nicht für ein ſterbliches Weſen gelten, das auf der Weltbühne mitſpielt und nachher nichts davon weiß, ſondern nur für einen außerweltlichen Zuſchauer. Der mag vielleicht ſeine Freude und einen hohen äſthetiſchen Genuß darin finden, daß der Aufſchwung beziehungsweiſe der Niedergang unſeres Geſchlechts gerade ſo fortſchreitet; daß die Stadien des Weges, die Schlüſſe der Scenen und Acte gerade durch das Auftreten ſolcher Helden ſignaliſirt werden. Bei dieſem Sternenfluge, dieſem Wechſel des Standpunktes der Betrachtung wird Nietzſche uns freilich nicht folgen: ihn reizt nicht das Ueberirdiſche und jede Beziehung zu einem Jenſeits hat er abgebrochen; daß er von unzähligen unſterblichen Seelen ſpricht und die menſchlichen Triebe und Affecte ſo benennt, hat wohl jeder Leſer nur als rhetoriſche Floskel aufgefaßt, oder ſollte wirklich jemand mit ſeiner Sehnſucht nach Unſterblichkeit darin beſcheidenen Troſt finden, daß die Liebe und der Haß, die Großmuth und der Neid, die in ihm wohnen, auch in alle Zukunft immer dort vorkommen werden, wo es menſchenähnliche Weſen giebt? Die Gattung von Unſterblichkeit, die Unſterblichkeit der von uns gedankenmäßig erzeugten Beobachtungsreſultate, klingt echt platoniſch; es iſt die Unſterblichkeit abſtracter Begriffe und noch ſchattenhafter als die von den Materialiſten geprieſene Unverlierbarkeit der Kraft und Unzerſtörbarkeit der Stoffatome, aus denen unſer Leib aufgebaut iſt. In wie viel freudigere Erregung muß uns erſt die Gewißheit verſetzen, daß auch alle die Dreiecke, Zahlen und Parallelogramme unſterblich ſind; denn nicht nur in menſchlichem Fühlen und Sinnen, überall, wo die Anſchauungsformen „Raum“ und „Zeit“ gelten, werden ſie auferſtehen. — Wenn es nun aber das gemeinſame Schickſal aller Ethiken iſt, die wie Nietzſches Philoſophie nicht bloße Genußlehren ſein wollen und doch mit der Metaphyſik keinen Berührungspunkt haben, — daß jeder um eines anderen willen da iſt, der andere wieder für einen anderen, ſchließlich keiner für ſich etwas bedeutet und das letzte Ziel uns ſo zu ſagen unter den Händen verſchwindet; — ſo brauchen wir uns

hierdurch noch nicht irre machen zu lassen und Nietzsches bisherige Weltanschauung für werthlos zu erklären. Es wäre ja möglich, daß er bis hierher consequent und richtig verfahren ist und nur in dem eigensinnigen Verschmähen jeder Anknüpfung an ein Jenseits sein Mangel besteht; dann könnten wir die fehlende Spitze an sein System ansetzen, indem wir seine Gedanken auf unsere Weise zu Ende denken. Thun wir dies und kehren wir zu unserem hypothetischen Beobachter zurück, der von „außen" den Lauf der Weltentwickelung zu eigenem Ergötzen verfolgt; so ist zu fragen, welche Verbindlichkeit ein solches Fundament der Moral, das Niemandem auf Erden jetzt und in alle Ewigkeit Nutzen bringt, für uns Menschen (Uebermenschen oder Nichtübermenschen) haben kann? So wenig wir uns für die Idee begeistern werden, hier unser irdisches Wohlsein dafür hinzuopfern, daß die Wesen auf dem Planeten Jupiter in ihrem geistigen Fortschritt gefördert werden, auch wenn wir wüßten, daß sie der Förderung viel würdiger sind als wir; — eben so wenig sehen wir uns verpflichtet die olympische Neugier eines aus dem Jenseits herüberblickenden Zuschauers zu befriedigen; aber freilich eben so wenig wird man uns gewöhnlichen Menschen auch einbilden können, wir seien nur dazu da, um — vindice nullo — als Culturboden zur Erzeugung künftiger Zarathustras zu dienen. — Diese Fiction eines translunarischen Zuschauers möge man nicht für eine müßige Grille und Spielerei halten: sie ist die verborgene Voraussetzung nicht nur für das Verständniß von Nietzsches Moral, sondern auch für einige der bedeutendsten philosophischen Systeme, deren Nachwirkungen noch jetzt in dem Reiche der Wissenschaften zu spüren sind: es wird auch dort dem Weltproceß der Verlauf so vorgeschrieben, als ob es bei dem Durchmachen des ganzen reichen Menschenlebens mit seiner Qual und seinem Glück nicht darauf ankäme, wie ihnen, den lebendigen Seelen dabei zu Muthe ist, sondern wie sich diese ganze Procedur als vorbedachtes Ceremoniell vom Jenseits betrachtet ausnimmt. Es ist, als ob die Philosophen ihre Begriffsdichtung vor dem Spiegel ersonnen hätten; sie wollen sich selbst gerne wiedersehen, oder wenigstens ihr System; sie tauschen in der Einbildung die Rolle, versetzen sich also selbst an die Stelle eines solchen Zuschauers, betrachten nicht als Menschen, sondern von dieser excentrischen Position aus den Weltproceß im Lichte ihrer Lehre; und siehe! sie finden alles sehr gut. Bewußtermaßen hat ja kein Philosoph diesen Standpunkt der Eitelkeit eingenommen, aber seine Erwähnung ist hier doch insofern gerechtfertigt, als — wenn ich nicht irre — auch Nietzsches ganzer Heroencultus und

der enorme Werth, den er der Erzeugung dieſer Prachtexemplare beilegt nur durch eine ſolche uneingeſtandene, von ihm ſelbſt nicht bemerkte phantaſtiſche Verwechſelung der moraliſchen Situation mit der äſthetiſchen zu Stande kommt. Iſt es doch eine ganz gewöhnliche Selbſttäuſchung, daß man glaubt philoſophiſche Fragen durch künſtleriſche Conception zu löſen. — Mit all dieſem ermüdenden Wenn und Aber iſt nun nichts weiter bewieſen, als daß Nietzſches Lehre als Ganzes ſich nicht halten läßt; denn wenn das Leben des großen Individuums nicht völliger Selbſtzweck iſt, ſo bleibt nichts übrig, als alles das, was ſo energiſch abgewehrt wurde: die ſanften Tugenden des Mitleids und überhaupt die Selbſtloſigkeit weil zur Förderung fremden Wohles unumgänglich wieder in Gnaden aufzunehmen. Daß etwas aber zugleich Mittel und Selbſtzweck ſein könne — („wenn die Roſe ſelbſt ſich ſchmückt, ſchmückt ſie auch den Garten") iſt nur unter der verſchwiegenen oder ausgeſprochenen Vorausſetzung eines metaphyſiſchen Weltganzen denkbar, welches nicht bloß zuſammengerathen iſt, ſondern planvoll zuſammengehört.

Hierdurch darf die Schätzung des Philoſophen indes nur wenig beeinträchtigt werden. Welches Syſtem iſt denn ſchon von der Nachwelt in Bauſch und Bogen für richtig erklärt und angenommen worden! Nichtsdeſtoweniger könnte alſo an den Leiſtungen Nietzſches in manchen wichtigen Einzelheiten ein bleibender Werth anzuerkennen ſein, und die günſtigſte Gelegenheit zu zeigen, daß dies wirklich der Fall iſt und ſein Verdienſt um die großen Probleme des Menſchenlebens hervorzuheben, bietet der Vergleich mit ſeinem Antipoden, dem Grafen L. N. Tolſtoi, den wir in dem nächſten Abſchnitt verſuchen wollen. Gregor von Glaſenapp.

Otto Arnold Paykul.

Von Otto Sjögren

Ueberſetzt von Dr. A. Bergengrün.

Die vorliegende Biographie Paykulls iſt ſchon 1881 im erſten Jahrgang der ſchwediſchen hiſtoriſchen Zeitſchrift (Hiſtoriſk Tidskrift utgifven af Svenska hiſtoriska foreningen genom E. Hildebrand) erſchienen. Erſt in der allerletzten Zeit ſcheint man bei uns der ſchwediſchen hiſtoriſchen Literatur eine gröſſere Aufmerkſamkeit zuwenden zu wollen. Bisher iſt ihr die Beachtung, welche ſie für die livländiſche Geſchichte verdient, nicht zu Theil geworden. So iſt denn auch die Sjögrenſche Biographie Paykulls neben manchem Anderen, auf die Geſchichte Livlands Bezüglichen, das ſich in der genannten ſchwediſchen Zeitſchrift findet, bisher unbekannt geblieben. Das ſeit dem Erſcheinen von Anton Buchholtz' Beiträgen zur Lebensgeſchichte Patkuls neu belebte Intereſſe für Patkul und ſeine Zeit wird die Veröffentlichung der Biographie Paykulls, des Zeitgenoſſen und Leidensgefährten Patkuls, in deutſcher Uebertragung an dieſer Stelle rechtfertigen. Die Ueberſetzung iſt wortgetreu. Was ich an Erläuterungen, die einem weiteren Leſerkreiſe nicht unlieb ſein werden, Bemerkungen und Zuſätzen, vornehmlich in den Anmerkungen, hinzugefügt habe, unterſcheidet ſich durch kurſiven Druck von dem Texte der Sjögrenſchen Arbeit. Sjögrens von der unſrigen abweichende, man könnte ſagen ſchwediſche Beurtheilung und Verurtheilung Patkuls iſt zu bekannt, als daſs ein beſonderer Hinweis im Texte auf jede einzelne Stelle, an der ſie auch in dieſer Arbeit zu Tage tritt, ſo in den einleitenden Worten und in einer Anmerkung zum Jahre 1701, wo von der Verwechſelung Paykulls mit Patkul die Rede iſt, nöthig wäre. Dieſe orientirende Bemerkung mag genügen.

Die Citate Sjögrens habe ich, ſoweit es möglich war, nachgeſchlagen und verglichen. Doch ſind mir hier am Orte nicht alle von Sjögren angeführten Werke zugänglich geweſen.

An einzelnen Stellen wird die Ueberſetzung ſchwerfällig und undeutſch klingen. Es ſind das meiſt wortliche Anführungen aus einer Zeit, deren Ausdrucksweiſe im Schwediſchen nicht weniger als im Deutſchen an ſich unbeholfen und wenig präciſe war.

A. Bergengrün

Riga, Juli 1894.

Neben Patkul trat beim Beginn des Nordiſchen Krieges noch ein anderer Livländer, O. A. Paykull,[1]) bei den Feinden Schwedens in Dienſt; auch ſind ſie beide in die Gewalt des Siegers gerathen und haben in demſelben Jahre den Tod durch Henkershand gefunden. Doch haben ſie ſonſt nichts Gemeinſames mit einander; weder in ihren Abſichten, da der eine ſeinen Rachedurſt ſtillen, der andere nach beſtem Vermögen ſeine allerdings ſtreitige Unterthanenpflicht zu erfüllen ſuchte; noch in ihrer Thätigkeit, da der eine, ein ſchlauer Diplomat, mit der Feder im Kabinet arbeitete, der andere, ein ehrlicher Krieger, ſeinen Dienſt im Heere nahm; nicht einmal in ihrem unglücklichem Schickſal, da der eine im Netze ſeiner eigenen Intriguen gefangen wurde, der andere ſich mit den Waffen in der Hand auf dem Schlachtfeld ergab. Der erſtere fiel wie ein überführter Verbrecher, der letztere als Opfer einer bis auf die Spitze der Abgeſchmacktheit getriebenen Rechtsauffaſſung. Von den Geſchichtsſchreibern der Folgezeit iſt Paykull nicht blos infolge des ähnlich lautenden Namens mit Patkul oft verwechſelt worden, ſondern er hat auch, gleich wie dieſer und mit noch weniger Grund, als Vertreter des mit Schweden unzufriedenen Theils des livländiſchen Adels gelten müſſen. Durch das nachſtehende Lebensbild ſoll gezeigt werden, wie wenig berechtigt es iſt, die beiden merkwürdigen Männer zuſammenzupaaren.

Die Familie Paykull gehört eigentlich zu den deutſchen Adelsfamilien Eſtlands und ſtammt aus dem alten Hauſe Türpſal.[2])

---

[1]) O. A. v. Paykull ſchrieb er ſich in den Briefen an Dahlbergh Gleichzeitige und ſpätere Autoren haben abwechſelnd ſeinen Namen Paykul, Paikull, Patkul, Patkel und Petkel geſchrieben Die ſchwediſche Schreibweiſe Paykull (richtiger Paikkull) hat ihren Grund in der livländiſchen Sitte *(sic)* bei Namen das u und y mit Punkten zu verſehen

[2]) Hupel Nord. Miſc St 15. *(Im 15. Stück der Nordiſchen Miscellaneen habe ich weder über die Familie Paykull noch über Türpsal etwas finden können und vermag daher die Angabe Sjogrens nicht zu kontroliren).* Eine beſtätigte Stammtafel iſt dem Introduktionsgeſuch Karl Paykulls im Ritterhausdeput. Protocoll für 1755 Seite 723 beigefügt (Stockholm Ritterhausarchiv). Aus ihm erſieht man, daß Claes Paykull (welcher um 1625 lebte) zwei Söhne hatte: Jürgen (Stammvater des ſchwediſchen freiherrlichen Zweiges) und Fabian (verm. mit Urſula von Wengarten, welche um 1629 lebte). Des letzteren Söhne waren Friedrich Reinhold P. (Lieutenant) ſowie zwei andere, deren Vornamen nicht aufgegeben ſind. Einer von dieſen letzteren kann O. A. Paykulls Vater geweſen ſein.

Ihren letzten Urſprung hat ſie der Tradition nach in Weſtfalen. In Livland ſoll ſie nach Stjernman[1]) ſchon um 1400 anſäßig geweſen ſein. Ein Zweig des Geſchlechtes ſtieg in der ſchwediſchen Zeit zu bedeutender Stellung empor: Jürgen Paikull, geb zu Reval 1605, als General in den ſchwediſchen Freiherrnſtand erhoben (introducirt unter Nr. 33), wurde 1654 Reichsrath und ſtarb 1657. Dieſes freiherrliche Geſchlecht erloſch jedoch ſchon mit dem Sohne, dem Rittmeiſter Jürgen Paykull, welcher 1676 in der Schlacht bei Lund fiel. Der adlige Zweig, in Livland anſäßig, verſank in Unbedeutenheit. Ein Major Georg Diet. Paykull und ein Kapitän Johann Otto Paykull dienten in Karls XII. Heer.

Die zugänglichſten Angaben für ſeine frühere Lebensgeſchichte hat O. A. Paykull ſelbſt in ſeiner Vertheidigungsſchrift an das Svea Hofgericht[2]) hinterlaſſen. Er wurde um 1662 geboren, als ganz Livland eben durch den Frieden von Oliva definitiv unter die Gewalt Schwedens gekommen war; durch die Geburt war er mithin faktiſch ſchwediſcher Unterthan. Daß er ſich aber in der Folgezeit als ſolchen nicht anſah, ſich auch nur ungern als ſolchen anſehen konnte, hatte jedoch ſeine guten Gründe: der Vater hat nämlich niemals der ſchwediſchen Regierung den Treueid geleiſtet, und daſſelbe iſt auch mit dem Sohne der Fall geweſen. Fünfzehn Jahre alt, verließ der junge Paykull ſein Vaterland um „ſein Glück an fremden Orten in der Welt" zu ſuchen. Wegen der Armuth des Vaters bezog er einige Zeit hindurch die Zehrpfennige von dem Bruder ſeiner Mutter. Sachſen wurde jetzt ſein zweites Vaterland. Schon im erſten Jahre (1677) fand er eine Anſtellung als Page[3]) am ſächſiſchen Hofe; er trat alsdann in die Garde

[1]) *Matrikel öfver Svea Rikes Ridderskap och Adel. Stockholm 1781. Friherrar Nr. 33*

[2]) General Paykulls Erklärung über die wider ihn im Svea-Hofgericht geltend gemachte Forderung des Oberſtlöals (Stockholm, Königl. Bibliothek, Manuſcriptenſammlung).

[3]) Journal de Pierre le gr. 135. Die Angaben von J. C. L. (der deutſche Herausgeber von Hagens Bericht über Patkul), daß er zuerſt in brandenburgiſchen Dienſten war, ſind unrichtig.

Hagens „Nachricht von der Hinrichtung Joh. Reinh. von Patkul" iſt mit Erläuterungen herausgegeben worden von J. C. L., Pr zu Br., Göttingen 1793. Mir liegt dieſelbe Ausgabe nur mit verändertem Titel vor, auf dem der Herausgeber ſich nennt J. C Lindes, Past. zu Brrome — Dieſen Titel finde ich weder im Schriftſtellerlexikon, noch bei Winkelmann verzeichnet.

Johann Georgs II. und diente auch unter Johann Georg III.[1]). Einige Zeit (um 1681)[2]) verbrachte er auch in franzöſiſchen Kriegsdienſten, aber er kehrte nach Sachſen zurück, wo er endlich zum Oberſten befördert wurde. Paykull betrachtete ſich nun ganz natürlich als ſächſiſchen Unterthan, obgleich er allerdings niemals förmlich von der Unterthanenpflicht entbunden worden iſt, mit der er, weil in einem unter der Krone Schweden ſtehenden Lande geboren, nach der ſtrengen Auffaſſung der Zeit, an dieſes Reich gekettet war. Mit ſeines Vaters Tod (1684) mag er das letzte Band, welches ihn an Livland feſſelte, als zerriſſen angeſehen haben. Mit des Vaters Gut erbte er auch deſſen geſchäftliche Verwickelungen, welche er zu ordnen unternahm. Bald darauf (1686) heirathete er in Sachſen die Tochter des damaligen Oberſten, ſpäteren Generallieutenants Minkowitz und ſcheint mit ihr eine bedeutende Mitgift erhalten zu haben, welche ihn in den Stand ſetzte, ſich mit den Gläubigern des Vaters zu vergleichen. In Brabant *(sic)* befriedigte er ſeine Vettern aus dem Hauſe Düker, welche Forderungen an den Vater hatten, und reiſte darauf (1692) nach Livland, um ſich durch den Verkauf des Gutes einigermaßen zu decken und ſich mit den übrigen Gläubigern endgiltig abzufinden. In einer Unterredung mit dem Untergouverneur Soop erklärte er, daß er ſeinen Wohnſitz im Auslande aufgeſchlagen habe und an die Rückkehr nach Livland nicht mehr denke. Die Schlußabrechnung fand nun unbehindert ſtatt. Es gelang Paykull das Gut für 5500 Thaler zu verkaufen und er erlegte als Ausländer dem üblichen Brauche zufolge den 10. Pfennig der Kaufſumme.

Kurze Zeit darauf verließ Paykul den ſächſiſchen Kriegsdienſt und kaufte ſich (1694) ein Gut in der Mark Brandenburg.[4]) In Berlin ſoll

---

[1]) *Johann Georg II. und Johann Georg III. Kurfürſten von Sachſen 1656 - 1680 und 1680—1691.*

[2]) Er diente nämlich zuſammen mit Burenſköld, welcher das Jahr 1681 in franzöſiſchem Dienſte verbrachte (Svenskt Biogr. Lex. ny följd II 233).

[3]) J. C. L. *(indes)* berichtet alſo fälſchlich, „daß Paykull durch die Liquidationskammer ſeines Gutes verluſtig ging."

[4]) Bernoulli erzählt in ſeiner Biographie Paykulls (Anhang zu Patkuls Berichten *III, 326,*) er habe Nachforſchungen nach dem Namen und der Lage des Gutes anſtellen laſſen, aber ohne Erfolg.

Da Kelch (II, 72) nun Paykull den „Colberger-General" nennt, ſo thut er es möglicherweiſe, weil das Gut in der Nähe dieſes Ortes lag. Im Svenskt Biogr. Lex. Artikel C. A. Paykull *VIII, S. 76,* ſteht infolge eines Druckfehlers „1699" anſtatt des hier richtig gegebenen „1694."

er, vermuthlich 1696, mit dem damals landflüchtigen Patkul zuſammengetroffen ſein und ihn dem alten Feldmarſchall Flemming vorgeſtellt haben, mit deſſen Sohn,[1]) dem Günſtlinge des Königs, Patkul ſeitdem in mannigfache Berührung kam.

Bald darauf erfolgte die Wahl *des Kurfürſten* Friedrich Auguſts *von Sachſen* zum Könige von Polen. Patkul, ſchon in gutem Einvernehmen mit dem jungen Flemming, arbeitete mit ſteigendem Eifer, um das gegen Schweden gerichtete Angriffsbündniß zu Stande zu bringen, deſſen Vorſpiel in den fürſtlichen Kanzleien von Statten gehen mußte. Unter den Lockmitteln, welche er anwandte, nahm die Vorſpiegelung einer im livländiſchen Adel herrſchenden Unzufriedenheit mit Schweden einen wichtigen Platz ein. Um dieſer Vorſpiegelung von vorn herein einen Schein der Wahrheit zu geben, ſuchte er möglichſt viele Livländer zum Eintritt in den Dienſt König Auguſts zu bereden. Der in Patkuls Hochverrathsproceß verwickelte, darauf entwichene Officier Löwenwolde wurde in einem ſeiner Promemoria (von 1698) als geeigneter Agent in Vorſchlag gebracht, um die livländiſche Ritterſchaft zu „ſondiren“ und heimlich aufzuwiegeln, und nahm ohne Bedenken einen ſolchen Auftrag an. In demſelben Promemoria wurde dem Könige auch gerathen „den Oberſt Paykull in ſeinen Dienſt zu nehmen, welcher bei dem Unternehmen große Dienſte leiſten könne.“[2]) Patkul dürfte hierbei die livländiſche Herkunft des ihm Vorgeſchlagenen, welche ſeiner Verwendung eine ſcheinbare Bedeutſamkeit geben ſollte, mehr in Rechnung gezogen haben, als etwa ſein Feldherrngeſchick, das noch keine Gelegenheit gehabt hatte, ſich zu bewähren. Paykull erhielt die Aufforderung in den ſächſiſchen Dienſt wieder einzutreten, daß er ihr Folge leiſtete, läßt ſich wohl mehr aus ſeinen früheren langjährigen Beziehungen zu den ſächſiſchen Kurfürſten ſowie aus dem Verlangen nach Thätigkeit und Auszeichnung erklären, als aus irgend einer Unzufriedenheit mit der ſchwediſchen Regierung, welche ihm wohl eben ſo fremd wie er ihr war.

---

[1]) *Muss heissen Neffen. Heinrich Heino von Flemming geb. 1632, † 1706, sächsischer und brandenburgischer Feldmarschall Sein Neffe Jakob Heinrich geb 1667, † 1728, sächsischer und polnischer Cabinetsminister und Feldmarschall, erst in brandenburgischen Diensten, unter Johann Georg IV sächsischer Oberst und Generaladjutant. Als Gesandter August des Starken in Warschau verschaffte er durch geschickte Unterhandlungen 1697 seinem Herrn die polnische Krone.*

[2]) Büſchings Magazin XV, *284 Memorial v. 9 Jan. 1698.*

Im ſächſiſchen Heere wurde Paykull ſofort zum Generalmajor befordert und bis zu Flemmings Ankunft mit dem Oberbefehl über die Truppenmacht (4 Regimenter, 2500 Mann[1]) betraut, welche an der kurländiſchen Grenze unter dem Vorwande verſammelt wurde, bei der Anlage eines Kriegshafens in Polangen zu helfen, thatſächlich um nach Patkuls Vorſchlag ohne Kriegserklärung Riga hinterliſtig zu überrumpeln. Die Truppen rückten weiter durch Kurland, nun unter dem Vorwande von Mißhelligkeiten, die mit den „kuriſchen Junkern" entſtanden ſeien, und Paykull nahm ſein Hauptquartier in Janiſchek. Aber Rigas Generalgouverneur, der alte Erik Dahlbergh, ahnte zeitig genug das wahre Ziel. Ueberdieß war er einigermaßen gewarnt von dem ſchwediſchen Geſandten im Haag, Liljeroth[2]), ſowie von der kurländiſchen Herzogin. Die Darſtellung dieſes Ueberrumpelungsverſuches und des Antheils Paykulls an demſelben laſſen wir hier nach Dahlberghs Relation[3]) an die ſchwediſche Regierung, als der Hauptquelle, folgen.

Im December 1699 begannen verſchiedene ſächſiſche Officiere und andere ausgeſchickte Kundſchafter aus dem Lager in Janiſchek ſich in Riga einzufinden unter dem Vorwande, Wechſelgeſchäfte zu erledigen und Proviant einzukaufen. Dahlbergh erinnerte ſofort daran, daß ſie keine Päſſe hätten, und ſandte den Oberſt Wrangel an Paykull mit dem Erſuchen, die Officiere mit Päſſen zu verſehen, damit ſie von anderen Fremden unterſchieden werden könnten, welche „allerhand Exceſſe verübten". In dem Schreiben vom 14. 24. December verſprach Paykull dieſes Begehren zu erfüllen und hielt zugleich darum an, daß man, „um den Deſertionen unter den königl. Truppen zuvorzukommen vice versa gewiſſe mesures ergreife", wobei er ſich erbot, darüber perſönlich in Riga mit Dahlbergh Raths zu pflegen. Es war hierbei vielleicht erfinderiſch genug ausgedacht, daß die Kundſchafter, welche ihr Spiel mit „allerhand Exceſſen" nicht länger treiben konnten, es von nun ab in der Eigenſchaft von Deſerteuren

[1]) *Nach Buchholtz Beitr. zur Lebensgesch. Patkuls 141 waren es 4 Regimenter Dragoner u. 3 Regimenter Infanterie = 7000 Mann*

[2]) Schreiben vom 6. Dec. 1699 Beilage zu Dahlberghs Relation. *(Vergl. die folgende Anm.)*

[3]) Relation om polska infallet i Liftland. Stockholm Reichsarchiv (Livon. 227.) Dieſe zum mindeſten in ihren Beilagen wichtige Quelle iſt bis hiezu von den Autoren, welche die Geſchichte Karls XII. geſchrieben haben, wenig benutzt worden: Nordberg, Adlerfeld, Limnerus und Lundblad haben ſie garnicht zu Rathe gezogen und Fryxell wahrſcheinlich auch nicht

fortſetzen ſollten. In ſeiner Antwort vom 17. December nahm Dahlbergh Paykulls Vorſchlag an[1]) und hieß ihn willkommen. Aber er überließ dieſen Brief abſichtlich nicht dem von Paykull geſendeten Boten, welchen er gleich wieder heimkehren ließ, ſondern ſchickte ihn mit einem Fähnrich, welcher zugleich Ordre erhielt, ſich über die Zahl und Stellung der ſächſiſchen Truppen zu unterrichten und bei ſeiner Rückkehr darüber Bericht zu erſtatten. Dieſer führte die beiden Aufträge ordentlich aus und brachte auch eine Antwort von Paykull vom 19./29. Dec.[2]) mit, welche Dahlberghs höfliches und loyales Verhalten dankbar anerkannte, ſeinem Wunſche Ausdruck gab „einem wegen ſeiner extraordinären Meriten ſo hoch renommirten und zugleich wegen ſeiner ſonderbahren honnesteté und civilité ſo ſehr gerühmten großen General ſeine unterthänige reverence zu machen, und denſelben ſeiner vor Ihme habender veneration perſöhnlich und mündlich zu verſichern", aber zugleich beklagte, daß von dem Staroſten Oginſky die verdrießliche Nachricht eingegangen ſei, ein großer Theil des litauiſchen Adels unter Sapieha ſei im Begriff, „einen Rocoſch, welches mann auf teutſch nicht anders als eine Rebellion nennen kan, gegen den König zu formiren", weswegen er ſich mit allen ſeinen Truppen bereit halten müſſe, um bei der Unterdrückung der Empörung ſofort mitzuwirken. Das war ein neuer Vorwand, um die Truppen dort ſtehen zu laſſen, während man die für die Ausführung des Anſchlages beſtimmte Zeit abwartete. „Obwohl", äußerte Dahlbergh über dieſen Brief, „veranlaßt durch die in obigeanten Termen in ihm conteſtirte sincerité, man ſich faſt imaginiren ſollte, daß bemeldeter Generalmajor als eingeborener Liviänder und Vaſall Sr. Kgl. Majeſtät nicht capabel ſein ſollte, unter einer ſchmeichelnden Feder ein verſchmitztes und falſches Herz zu verbergen, ſo hat man doch in der Folge klärlich wider alles Vermuthen penetriret und in der Offerte ſelbſt erfahren, wie ſehr man ſich in dieſer aus ſeiner sincère conduite gefaßten

---

[1]) *Zur Geſchichte des Ueberrumpelungsverſuches iſt die neueſte Darſtellung bei Buchholtz, Beiträge zur Lebensgeſch. Patkuls S. 141 ff zu vergleichen. Dahlberghs Relation hat Buchholtz allerdings vorgelegen; aber die Beilagen hat er nur theilweise gekannt.*

Wrangels Sendung wird bei Buchholtz nicht erwähnt, nach ihm ſchrieb Dahlbergh an Paykull zum erſten Mal am 14 24. Dec. 1699 und Paykull antwortete darauf am 19./29, nach Sjögren iſt letzteres ſchon die zweite Antwort Paykulls auf den zweiten Brief Dahlberghs vom 17. 27. Ueberhaupt iſt Sjogren in den folgenden Abſchnitten ausführlicher als Buchholtz.

[2]) Beil. A. *zu Sjögrens Aufſatz.*

guten opinion fruſtrirt hat, weil er mit der im obengenannten Briefe vorgegebenen excuse und mitgetheilten ouverture von dem durch den Feldherren Sapieha gegen die ſächſiſchen Truppen vorbereiteten ſogenannten Rokoſch oder Generalaufgebot kein anderes Abſehen gehabt hat, als uns damit zu aveugliren, um den feſten Vorſatz, uns zwiſchen Weihnachten und Neujahr auf eine falſche, betrügeriſche und hinterliſtige Art zu überrumpeln, deſto glücklicher nach ihrem Wunſche exequiren und bewerkſtelligen zu können".

Einige Tage vor Weihnachten traf der von ſeiner Sendung nach Rußland zurückgekehrte Oberſt Carlowitz in Riga ein, wo er höflich empfangen wurde; bei ſeiner Abreiſe gab er vor, in 6 Wochen wiederkommen zu wollen, um eine neue Geſandtſchaftsreiſe nach Rußland anzutreten, und bat um freie Paſſage für ſein Fuhrwerk, welche auch bewilligt wurde. Inzwiſchen glaubte Dahlbergh auf ſeiner Hut zu ſein zu müſſen. Zu ſeiner Kenntniß gelangte, daß eine Menge Brücken und Sturmleitern[1]) verfertigt wurden, beſonders in Herbergen,[2]) einem Gute des Majors Vietinghof, wo Patkul ſich zufällig aufhielt, und es begann ſich das Gerücht von einem bevorſtehenden ſächſiſchen Einbruch in Livland zu verbreiten. Mitte Januar (1700) erhielt Dahlbergh durch einige Ueberläufer die Nachricht,[3]) daß Patkuli und Carlowitz mit den hervorragendſten ſächſiſchen Officieren einen Kriegsrath gehalten hätten, nach deſſen Schluß die Regimenter Ordre bekommen hätten, mit 36 Schuß pro Mann und Mundvorrath für 4 Tage aufzubrechen, wobei 5—600 Schlitten zuſammengebracht ſeien, auf welchen die Soldaten, als Bauern in weiße Röcke von Wadmal gekleidet, befördert werden ſollten; der Zug ſolle über die hart gefrorene Düna nach Riga gehen, deſſen Wachen man an den Stadtthoren überraſchen wolle. Aber die ſtarke Kälte, auf welche man gerechnet hatte, verhinderte das Unternehmen, indem mehr als 300[4]) von den auf dem Marſch Begriffenen Hände und Füße abfroren, da man überdies Riga wohlbewacht fand, mußte das Unternehmen für dieſes Mal aufgegeben werden und die Truppen kehrten unverrichteter Dinge zurück.

Ohne Kenntniß davon, daß man in Riga von dem mißglückten Attentate wußte, ließen die Sachſen das Gerücht von einem geplanten Aufbruch der Truppen nach Mitau ausſprengen. Dahlbergh aber, der ſich

---

[1]) *stormstangar*

[2]) *Der Name des Gutes bei Buchholtz 142 nicht genannt.*

[3]) Auſage der beeden Sachſiſchen Deſerters ſo den 16. Jan. bey der Reuter wacht angehalten worden ſein. Beilage B. *zu Sjogrens Aufſatz*

[4]) *200 Mann nach Buchholtz 143.*

nicht irre führen ließ und ebenſo wenig ſeinen Gegnern einen Vorwand zu Feindſeligkeiten geben wollte, befahl gleichſam in Ausführung des mit Paykull getroffenen Uebereinkommens, eine Reiterwache an der Grenze aufzuſtellen[1]) „um dem Deſertiren zuvorzukommen," und ermahnte zugleich ſeine untergebenen Befehlshaber „alle Diſpute und bronierie mit den Sachſen zu vermeiden, damit ihnen ihrem Wunſch und Begehren nach keine Urſache zu einem Mißverſtandniß gegeben werde." Nun ſandte Paykull wieder ein Schreiben (vom 3. 13. Febr.[2]), vermuthlich in der Abſicht allen Argwohn zu beſeitigen, in der That aber machte er ſeinem Mißmuth über die verfehlte Speculation allzu deutlich Luft und verrieth ein verzweifeltes Bemühen, in einer erdichteten Begebenheit, ja in den Vorſichtsmaßregeln ſelbſt, welche ſchwediſcherſeits getroffen wurden, den gewünſchten Vorwand zum Kriege zu ſuchen „Man hat nicht allein in Riga und anderwärts dergleichen præparatoria, als ſonſten niemahlen geſchehen, ja nicht weniger, als wan man ſtündlich einen würcklichen Feind vermuthete, gemachet, die Wälle mit Mauren und piquen, Senſen und Morgenſternen, welches kaum in würcklichen Belagerungen geſchiehet, beſetzet .... Ja man iſt ſo weit gegangen, daß man gar espions in Unſere Quartier geſchicket .... Alle dieſe und dergl. demarches haben mich zwar ſehr befremdet, jedoch habe ich es alles dahin paſſiren laſſen wollen, biß endlich ich innen geworden, daß man auch durch Thätlichkeit die gegen uns hegende üble intention zu verſtehen zu geben ſich bemühe." Dann beklagte er ſich darüber, daß 6 ſächſiſche Deſerteure in Riga zurückbehalten würden und daß das Detachement, welches zu ihrer Einholung ausgeſandt war, nicht in die Stadt gelaſſen worden ſei: es war ein Mittel den kurz zuvor mißglückten Ueberrumpelungsverſuch zu bemänteln. Zum Schluß forderte er, daß die zurückgehaltenen Deſerteure ſofort entlaſſen werden ſollten.

Kurze Zeit darauf erhielt der Oberſt Wrangel von dem in Patkuls Hochverrathsproceß verwickelten, nachher aus Riga entwichenen Lieutenant

[1]) *Nach Buchholtz 143 geſchah das ſchon Mitte oder Ende December 1699*

[2]) Das Original unter den Beilagen zu Dahlberghs Relation, eine Kopie in krigsbist. handl (Stockholm riksarkivet Livon. 599). Gedruckt in Livonica fasc. I, 4. 5 Nordberg *Konung Karl den XII Historia Stockholm 1740*, I, 66, *Deutsche Ausgabe von Heubel, Hamburg 1745—51, I, 118*, giebt an, daß nach einem ſpäter eingetroffenen Berichte Paykull den Brief auf Patkuls Rath geſchrieben haben ſoll, I, 71 *(Deutsche Ausg I, 125)* ſagt er, daß Patkul ihn geſchrieben habe

Löwenwolde zwei Briefe, datirt Mitau, den 4. und 6. Febr.[1]) Sie waren darauf berechnet, Dahlbergh vorgelegt zu werden und Gerüchte auszusprengen, welche die Vertheidiger Rigas einschüchtern und die heimlichen Feinde Schwedens ermuthigen sollten. Gleichsam im Vorübergehen streifte er die Mittheilung, daß die Russen rüsteten, daß Brandenburg damit umgehe 4000 Mann dem Zaren zu überlassen, ja daß auch die sächsischen Truppen demselben Ziele zustrebten: alles das jedoch nur als loses Gerücht. In der That, hieß es, wollten die Sachsen, den eingetroffenen Nachrichten zufolge, nach Pilten aufbrechen, und die Kurländer seien schon in Furcht, „daß man ihnen noch eine Contribution abzwingen wolle". Ein sächsischer Lieutenant hätte wohl geäußert „es möge nun kurz oder lang dauern, schließlich solle es doch Riga und Livland gelten", aber darüber könne man nichts sicheres wissen, zumal die Sachsen noch zu schwach wären, so lange sie mit den fremden Truppen noch nicht vereinigt seien. In dem anderen Briefe berichtete er, daß der erwähnte Aufbruch, wie es heiße, sich blos auf 120 Mann beschränke, welche „den Deserteuren die Grenze verlegen sollen"; der Herzog von Kurland und die Ritterschaft seien mißvergnügt und suchten sich darüber zu beschweren. Weit entfernt davon sich durch diesen mit schlauer Findigkeit zusammengestoppelten Brief irreführen zu lassen, konnte Dahlbergh in ihm nur einen weiteren Wink in Bezug auf die Absichten der Sachsen finden.

An Paykull expedirte er am 7. Febr. eine ausführliche und gefällige Antwort, in welcher er zeigte, daß die getroffenen Anstalten nicht ungewöhnliche wären und keine Drohung in sich schlössen; die 6 Deserteure, erklärte er, hätten die Stadt nicht passirt, wenn aber solche kämen, so sollten sie nicht minder als zuvor prompt extradirt werden. Von dem jetzt im sächsischen Hauptquartiere eingetroffenen Flemming langte nichtsdestoweniger am folgenden Tage ein Schreiben[2]) von gleichem Inhalt wie das Paykulls an, auf das er sich auch bezog, dabei wurde angedeutet, daß man auf Grund des Gerüchtes, daß ein finnländischer Truppentheil die rigasche Garnison verstärken und einen Ueberfall des sächsischen Lagers unternehmen solle, sich genöthigt sehe, entsprechende Vorsichtsmaßregeln zu treffen, um die Grenze zu sperren; „obwohl", schreibt Dahlbergh in seiner Relation, „der ganzen ehrenhaften und rechtlich gesinnten Welt das Urtheil überlassen

[1]) *Diese Briefe kennt Buchholtz nicht.*

[2]) *Nach Buchholtz 144 datirt vom 8 Febr., eingetroffen am 9*

bleibt, ob dieſe vorgewendeten und gegen alle Ehre und Redlichkeit ſtreitenden liſtigen und leichtfertigen Gründe als ſufficiente für den Beginn eines Krieges bei irgend einem ehrlichen Menſchen in consideration kommen." In ſeiner Antwort an Flemming *vom 9. Febr.* widerlegte er inzwiſchen „in höflichen Termen" die Beſchuldigung, zu irgend einem Mißverſtändniß Anlaß geboten zu haben.

Bald darauf folgte die Ausführung des Ueberrumpelungsverſuches,[1] welchen Carlowitz dadurch vorbereitete, daß er für ſeine Frachtſchlitten die Erlaubniß, Riga zu paſſiren, erwirkte. In auffallend große mit Stroh und Matten bedeckte Schlitten wurden eine Menge Grenadiere, 3000 Faſchinen, 2 Kanonen und die zur Ueberrumpelung dienlichen Waffen und Geräthſchaften hineingeſtopft; ein Stück hinter den Schlitten ſchlichen 80 Dragoner einher und weiter fort auf anderem Wege eine größere Abtheilung unter Paykulls Befehl; zuletzt kam die Hauptmacht, bei welcher ſich Flemming und Patkul befanden. Beim Dorfe *(sic)* Olai ſtieß der Zug auf einen ſchwediſchen Reiterpoſten unter dem Rittmeiſter Dieterichs. Der Betrug wurde entdeckt, es entſtand ein Tumult, aber die Reiter wurden nach kurzem Kampfe von den herbeieilenden Dragonern überwannt.[2] Dieterichs gewann inzwiſchen Zeit einige Leute mit der Nachricht von dem Ueberfall nach Riga zu ſchicken, bevor er mit den anderen Ueberlebenden gefangen fortgeführt wurde. Paykull, zu deſſen Abtheilung er geführt wurde, ritt ſofort auf ihn zu und fragte ihn, wie er ſich habe erdreiſten können, mit ſo wenig Volk Widerſtand zu leiſten, und welchen Weg die Reiter, welche nicht gefangen worden ſeien, eingeſchlagen hätten. Der Mittheilung Dieterichs, ſie ſeien nach Riga geſendet „um über die Bagage zu rapporturen", wollte Paykull keinen Glauben beimeſſen. Der Marſch wurde eine Stunde lang fortgeſetzt, bis man das Blitzen der von den Wällen Rigas abgefeuerten Alarmſchüſſe ſah und ihr Knallen hörte. Nun bemerkte man deutlich, daß der Anſchlag mißglückt war und hörte von Dragonern die Aeußerung: „Wir ſollten dieſen Morgen in Riga ſitzen und

---

[1] *Die folgenden Details finden ſich bei Buchholtz nicht, Kelch II, 72 und 73, hat ſie auch nicht, obwohl er Dahlberghs Relation gekannt zu haben ſcheint.*

[2] Fryxells Angabe *(Berättelser ur Svenska Historien,* XXI, 144) daß „die Grenadiere gefangen genommen und alles zuſammen nach Riga geſchickt wurden, iſt, wie es nach Dieterichs Rapport ſcheint, unrichtig, wo ausdrücklich die Zurückkunft der Schlitten erwähnt wird. (Dahlberghs Relation Beilage B. 10.)

den Kommandanten über die Mauer werfen, aber nun iſt der ganze Anſchlag verdorben.“ Sie zogen deswegen ab und griffen ſtatt deſſen ſpäter am Tage, und zwar mit größerem Erfolge, die Kobronſchanze an.[1]) Nun ſchickte Dahlbergh nach Stockholm einen Rapport über den Friedensbruch der Sachſen.

Zur ſelben Zeit, da Flemming das Manifeſt anſchlagen und verbreiten ließ,[2]) daß der König von Polen zu den Waffen gegriffen habe, um dem von den Schweden in Ausſicht genommenen Einbruch in Litauen zuvorzukommen, und nun die Bevölkerung Livlands in Schutz und Schirm nehme, ſetzte er auch einen anderen Brief (vom 19. Febr.) an König Auguſt auf, dem er über das Mißtrauen und die Ungefälligkeit klagte, welche von ſchwediſcher Seite den friedlich auftretenden Sachſen erzeigt worden ſeien. Er habe, ſchrieb er, den Generalmajor Paykull zur Rechenſchaft gezogen, um zu ergründen, ob von ſeiner Seite irgend ein Anlaß zu ſolchem Mißtrauen gegeben worden ſei, aber dieſer habe ſich völlig gerechtfertigt und erhärtet, daß Riga ohne den geringſten Anlaß von unſerer Seite auf Kriegsfuß geſetzt wurde. Natürlich war dieſer Brief weniger dazu beſtimmt, in ſeinem Original den König Auguſt aufzuklären, als, im Druck verbreitet, die Maſſen irrezuführen.[3])

Dahlberghs am 3. März ausgefertigte Aufforderung an alle, welche ſchwediſche Unterthanen waren, aber bei den Feinden Schwedens Dienſte genommen hatten, ſchleunigſt, bei Gefahr höchſter Ungnade des Königs ſich wieder unter die ſchwediſchen Fahnen zu ſtellen, wurde von Paykull nicht beachtet, welcher nun, nachdem Flemming am 16. März[4]) mit Patkul nach Polen abgereiſt war, den Oberbefehl über die in Livland bleibenden Truppen erhielt Dahlbergh erhielt am 19. und 22. April zwei Briefe[5]) von

---

[1]) *Nach Buchholtz 145 und Kelch erfolgte der Zusammenstoss bei Olai in der Nacht vom 11 auf den 12. Febr., die Einnahme der Kobronschanze am 14. Febr. 4 Uhr Morgens.*

[2]) *Datirt vom 10./20. Febr. 1700. Buchholtz 148*

[3]) *Zur Orientirung sei daran erinnert, dass Dahlbergh am 15./25. Febr. die Vorstädte Rigas abbrennen liess, woran sich eine gereizte Korrespondenz mit Flemming knüpfte. Riga wurde nun blokirt, da den Sachsen die Mittel zu erfolgreichem Bombardement oder einer ordentlichen Belagerung fehlten. Ein harter Schlag für Riga war die am 13./24. März erfolgende Kapitulation von Dunamünde, das in Augustusburg umbenannt wurde.*

[4]) *25. März (5. April) nach Buchholtz 154.*

[5]) Im Original unter den Beilagen zu Dahlberghs Relation.

Paykull, welcher für die engliſchen Unterthanen und deren Bagage um freie und ungehinderte Abreiſe aus Riga nachſuchte. Dienſtfertigkeit gegenüber den Seemächten ging über den Rahmen des von Patkul für König Auguſt entworfenen politiſchen Programmes hinaus. Dahlbergh machte hier keine Schwierigkeiten und ordnete freie Paſſage für die engliſchen Unterthanen an, jedoch immer für einen zur Zeit.

Durch ein befeſtigtes Lager bei Neuermühlen und die Beſetzung von Salis und Nonneburg ſperrte Paykull die Kommunikation mit Riga auch von der Landſeite ab. Aber von Stockholm war nach dem Eintreffen von Dahlberghs Rapport an die unter Otto Vellingks Befehl ſtehenden finländiſchen Truppen der Befehl ergangen, ſchleunigſt zum Entſatze Rigas aufzubrechen; binnen Kurzem waren dieſe Truppen, 10,000 Mann, zur Hälfte Reiterei zur Hälfte Fußvolk, marſchfertig und rückten in Livland ein. Paykull ließ nun das Lager bei Neuermühlen weiter befeſtigen, in der Nähe von Jungfernhof eine Pontonbrücke über die Düna ſchlagen (24. 26. Apr.) und von beiden Seiten des Stromes eine große Maſſe Vieh und Proviant zum Unterhalt der Mannſchaft zuſammenſchleppen.

Unterdeſſen rückte das finnländiſche Heer immer näher. An der Spitze der Vortruppen paſſirte Maydel mit 3200 Mann Wolmar.[1]) Paykull rückte aus ſeinem Lager aus und nahm mit der Hauptmacht eine vortheilhafte Stellung bei Schmeſingsmühle und Jungfernhof ein, wo er den Angriff erwartete. Um dieſe Zeit (am 2. Mai) kam nach Riga über Hamburg ein königliches Schreiben (avocatoria), vom 3. April, in dem der König verhieß, daß er ſeinen in Livland geborenen Unterthanen, welche ſich zum Feinde und deſſen Genoſſen geſchlagen haben, ſeine Gnade nicht verſchloſſen habe, wenn ſie ſofort wieder zum Gehorſam zurückkehrten, aber für den entgegengeſetzten Fall verurtheilte er ſie zum Verluſt von Leben, Ehre und Gut Paykull, der dieſes Schreiben nicht beachtete, konnte doch aus ihm unſchwer erſehen, welches Schickſal ihm bevorſtand, wenn er mit den Waffen in der Hand von den Schweden gefangen wurde.

Ein ſolches Mißgeſchick ſchien ſchon damals nicht undenkbar. Am 5. Mai ließ Maydel die von Sachſen und Koſaken beſetzte Stellung bei Kupfermühle ſtürmen,[2]) welche er ohne Schwierigkeit eroberte, und gleichzeitig traf Dahlberg Anſtalten, um durch Kanonenböte und Minen die von

[1]) *28. April (8. Mai) Kelch II, 89.*
[2]) *Kelch II, 90.*

Paykull über die Düna gelegte Pontonbrücke zu zerſtören. Hatten dieſe Anſtalten glücklichen Erfolg, ſo entkam vermuthlich nicht ein Mann aus dem ſächſiſchen Heere. In der letzten Stunde noch wurde Paykull davon unterrichtet und erkannte die Gefahr. Mit größter Haſt begann er daher ſchon an demſelben Tage den Troß, das Vieh und einen Theil der Truppen über die Brücke zu führen. Am folgenden Tage ſtürmte Maydel die Stellung bei Schmieſingsmühle; die Sachſen und Koſaken, auf Vertheidigung jetzt nicht weiter bedacht, flohen in größter Verwirrung der Brücke zu, nachdem ſie noch 10 Kanonen verſenkt hatten, welche aber ſpäter doch von den Schweden herausgezogen wurden. Während deſſen ſtürzte ſich das ganze ſächſiſche Heer eiligſt auf die Brücke. Die Finnländer, welche dicht nachdrängten, um die Hauptſtellung zu nehmen, fanden das befeſtigte Lager vollſtändig verlaſſen: das Eſſen war noch warm auf dem Tiſche und die Feldkeſſel ſtanden auf dem Feuer; aber die Sachſen, für die die Mahlzeit zubereitet war, „waren alle davon gelaufen".

Ein Augenzeuge konnte gleich darauf Dahlbergh berichten, „wie haſtig und in welcher Angſt und Schrecken dieſer prahleriſche Feind ſeine Retirade auf die andere Seite der Düna genommen habe, nachdem er ſelbſt die Brücke hinter ſich demolirt und die Anker, mit denen ſie befeſtigt war, abgehauen hatte, ſeine in Neuermühlen ſtehenden Geſchütze in's Waſſer geworfen und ſolchergeſtalt ſich in größter Haſt durch die Flucht ſalvirt." Maydels Leuten, welche von Dahlberghs Vorbereitungen gar keine Kenntniß gehabt zu haben ſcheinen, kam die übereilte Flucht der Sachſen ganz unbegreiflich vor. In dem von dieſer *(ſchwediſcher)* Seite verfaßten Bericht[1]) über den Verlauf des Ereigniſſes heißt es: „Es muß wohl unter ihnen eine terreur panique ausgebrochen ſein, da ſie ohne den geringſten Widerſtand ſo plötzlich von ihren Poſten flohen, die ſie doch nicht ohne viele Arbeit zu ihrer großen avantage befeſtigt hatten, daß ſie den Braten am Spieß und das Eſſen auf dem Tiſche und ihre zuſammengerafften Vorräthe hinter ſich zurück bleiben ließen."

Auf der anderen Seite der Düna ſammelte Paykull unterdeſſen wieder ſeine Truppen. Er hatte Zeit dazu, weil Vellingk mit der Hauptmacht erſt einige Tage ſpäter anlangte und die finnländiſchen Vortruppen

[1]) Kurtze Nachricht Von dem, was bey Annäherung J. K. M. von Schweden aus Finnland . . . . in Liefland geſandten Armée . . paſſiret . . . . 2 Bl. 4°. *(Stockholm* kongl. bibliotekets samling af samtidas berättelser om Sveriges krig. *Vergl. Winkelmann Nr. 6018.)*

vor der Ankunft desſelben nichts unternehmen konnten. Der unverdroſſene Maydel machte wohl, ſo gut es ging, Anſtalten zum Uebergang, aber Paykull begegnete ihnen durch eine eifrige Kanonade vom anderen Ufer her und durch das Feuer der Muskettere, welche aus Böten im Fluße ſchoſſen.

Nach Vellingks Ankunft am 18. Mai begann man Fahrzeuge für den Uebergang herzuſtellen und beſetzte, obwohl nicht ohne Widerſtand von Seiten der Sachſen, das wichtige Dalholm *(Dahlen)*[1]). Aber jetzt erhielt Paykull Verſtärkung aus Litauen und vereinigte ſich mit den vom Prinzen Ferdinand geführten kurländiſchen Truppen, der auch nominell den Oberbefehl übernahm.[2]) Dahlbergh drang unverfort auf den Uebergang über die Düna. Vellingk ging ihm vorſichtig aus dem Wege und ſchützte Mangel an Lebensmitteln als Grund hierfür vor. In einem Briefe an den König[3]) erklärte dagegen Dahlbergh „Mithin bin ich verurſacht, in Unterthänigkeit an die Hand zu geben, wie ganz und gar unrichtig dieſes Vorgeben ſein muß, wofern E. M. allergnädigſt geruhen die veritablen Urſachen zu dieſem verſäumten Uebergang unſerer Armee an den Feind genau unterſuchen zu laſſen, da er *(d. Feind)* beides: ſchwach und in ſolcher consternation iſt, und mehr zur Flucht und Deſertion als zum Stehen und Fechten disponirt iſt".

Anfang Juli traf König Auguſt[4]) und mit ihm das ſächſiſche von Steinau geführte Hauptheer ein. Wahrſcheinlich damals und als Belohnung für ſeine Verdienſte um die Rettung ſeines Heeres aus drohender Vernichtung ſowie um die Verhinderung des vom Feinde betriebenen Flußüberganges wurde Paykull zum Generallieutenant befördert.[5])

[1]) *24. Mai (3. Juni) Kelch II, 93.*

[2]) Lamiers, Hist. de Charles XII (III, 121). *Zu dieſen Ereigniſſen hat Buchholtz 155 u. 156 einige Sjögren unbekannte Briefe Dahlberghs u. Paykulls angeführt.*

[3]) Der Brief, von dem nur der Anfang erhalten iſt, iſt gedruckt bei Ploderus Handlingar rörande till K. Karl XII historien. *Stockholm 1819. 26. 4°.* (IV, 17, 355–64). Zu ſeiner Rechtfertigung ſchrieb Vellingk einen Brief an Fabian Brede, gedruckt bei Wieſelgreen: De la Gardiska Archivet. *Stockholm 1851—43. 20. 8°.* (XIII S. 184).

[4]) *Ueber Auguſts Ankunft vergl. Buchholtz 160.*

[5]) *Im 13. Jahrgang (1893) der Zeitſchrift Hiſtorisk Tidskrift hat Sjögren Buchholtz' Beiträge zur Lebensgeſch. Patkuls angezeigt. Auf Seite 84 des Abſchnitts „Ofverskter och granskningar" bedauert er, daſs Buchholtz die vorliegende Biographie Paykulls nicht gekannt hat, er hätte dann Paykulls plötzlichen Rück-*

Nach König Auguſts Ankunft wurden ſofort Anſtalten zu einem neuen Einbruch in Livland getroffen. Am 19. Juli ging das ſächſiſche Heer bei Uexküll über die Düna (5 Meilen von Riga). Das finnländiſche Fußvolk zog ſich nun nach Riga zurück und die Reiterei ſetzte über die Aa.[1]) Die Sachſen zogen nun wieder in Jungfernhof ein und beſetzten das von den Finnländern verlaſſene Lager bei Dreilingshof *(jetzt Dreilingsbusch)* in der Nähe von Riga, dort wurden Freudenſalven abgegeben und von der Kobronſchanze und Dünamünde beantwortet. Raſch rückten ſie nun näher zur Stadt heran, welche im Auguſt von mehreren Seiten[2]) beſchoſſen wurde. Man ſchickte Streifcorps in das Land um zu heeren und Proviant zu ſchaffen. Ein Brief von dem Befehlshaber eines dieſer Streifcorps an Paykull, welcher mit im Lager vor Riga war, wird im ſchwediſchen Reichsarchiv aufbewahrt;[3]) darin wird rapportirt, daß 100 Stück Hornvieh und 150 Schafe erbeutet worden ſeien, worauf weitere Ordre begehrt wird. Dieſer Brief war datirt vom 2. September. Am 3. September kam der Franzoſe Heron nach Riga um in Auguſts Auftrage um einen Stillſtand nachzuſuchen,

zug nicht so unbegreiflich gefunden und Vellingks Vorsicht nicht so scharf getadelt. In der That hat Buchholtz von Dahlbergks Anstalten zur Zerstörung der Pontonbrücke nichts gewusst und auch von den Verstärkungen, die Paykull damals erhielt, erwähnt er nichts.

Sjögrens Anzeige giebt, worauf hier nebenbei hingewiesen sei, auch eine kleine Ergänzung zu Buchholtz' Mittheilungen über den Process des Ritterschaftssekretärs Reutz. Dagegen erlaube ich mir, bei dieser Gelegenheit ein Versehen Sjörens in der genannten Anzeige zurechtzustellen. Buchholtz hat S 30 u. 31 nur die Vermuthung ausgesprochen, dass Patkuls Erziehung nach ähnlichen Grundsätzen, wie sie im „Unvorgreifl. Bedencken wegen Information eines Knaben von Condition" niedergelegt sind, geleitet worden sei. Sjögren schildert aber die Erziehung Patkuls so, als ob das „Unvorgr. Bedencken" speciell eine Instruktion für seinen Hauslehrer war und kommt zu dem Schluss, dass die Erziehung von Anfang an darauf ausging, die Fähigkeiten in ihm zu entwickeln; welche er später als Politiker und Stilist so glänzend an den Tag gelegt habe.

[1]) *Vergl. den ausführlichen Bericht bei Kelch II, 112 ff. Danach marschirten die Sachsen auf dem linken Dünaufer bis Thomsdorf, gingen hier auf das rechte Ufer nach Pröbstingshof hinüber und warfen die ihnen daselbst u. an der Oger entgegentretenden Schweden nach Uexküll zurück. Die schwedische Infanterie zog sich dann nach Riga, die Kavallerie u. Artillerie über die Aa nach Ruyen zurück.*

[2]) Kelch II, 118–120.

[3]) Biogr. Paykull *(sic)*. In diesem Briefe finden wir ihn zum ersten Mal Generallieutenant titulirt. Gedruckt Beilage C *zu Sjögrens Aufsatz.*

der einige Tage darauf abgeſchloſſen wurde und dem der eilige Abzug der Sachſen aus Livland auf dem Fuße folgte; das war eine Wirkung der Nachricht vom Abſchluß des Friedens zu Traventhal *am 18. Aug. 1700 zwiſchen Schweden und Dänemark.*[1])

In der berühmten Dünaſchlacht vom 9. Juli 1701 waren es eigentlich Paykulls[2]) und des Herzogs von Kurland Truppen, welche auf dem Riga gerade gegenüber liegenden Ufer den Kampf begannen; Steinau mit der Hauptſtärke, getäuſcht durch Meyerfeldts Scheinbewegung gegen Kokenhuſen, in dieſer Richtung abgerückt. Eben weil ein Uebergang der Schweden gerade vor Riga ſelbſt am wenigſten zu erwarten war und der herkömmlichen Berechnung zuwiderlief, war das ſächſiſche Heer auf ihn am wenigſten vorbereitet. Dazu kamen die zweckmäßig gebauten Ueberfahrtprähme der Schweden und das Gelingen des durch die Windrichtung begünſtigten Kunſtgriffes, durch den Rauch von angezündetem feuchten Stroh und Dünger die Anſtalten vor den Augen des Feindes zu verſchleiern. Die mehr als einmal ausgeſprochene Behauptung, daß Paykull abſichtlich

[1]) *Einige Zeit darauf gingen die Sachsen, nachdem sie noch am 17 Okt Kokenhusen erobert hatten, nach Kurland und Litauen in die Winterquartiere Riga war frei. Im Frühling 1701 zogen sich die Sachsen unter Steinaus Oberbefehl wieder näher nach Riga heran, ohne jedoch eine Blokade zu versuchen, und stellten sich schliesslich Riga gegenüber auf dem linken Ufer der Düna auf Im Sommer 1701 rückte Karl XII von Dorpat kommend zur Vertreibung der Feinde heran. Er schickte ein Reiterdetachement unter General Meyerfeld gegen Kokenhusen und eine Abtheilung Infanterie gegen Dalholm (Dahlen), sodass Steinau im Ungewissen blieb, wo der König den Uebergang über die Düna forciren wolle.*

[2]) Kort berättelse om den kärliga seger och framgång etc., ſowie die deutſche Ueberſetzung: Kurzer Bericht von der Siegr Action *Ausser den Anführungen bei Winkelmann, auch Stockholm* kongl. Bibliotheksamling af samtidas ber. om Sv. krig) Reich II, 215 und Nordberg I, 163, *deutsche Ausg I, 258,* haben richtig Paykull als Befehlshaber genannt, Livonica fasc VIII, 10 ſteht infolge eines Druckfehlers oder einer Verwechſelung Patkul Adlerfeld *Histoire militaire de Charles XII 1700 1709. Amsterdam 1740.* I. 133 *(Deutsche Ausgabe mit Zusätzen, Frankfurt und Leipzig 1740 42. I, 150)* wiederholt den Irrthum, auch Voltaire mit Hinzufügung der Phraſe, daß Patkul hier „mit dem Schwert in der Hand ſein Vaterland gegen Karl XII vertheidigte, nachdem er mit der Feder deſſen Rechte gegen Karl XI. vertheidigt hatte" (dreifache Unwahrheit). Gadebuſch wiederholt auch den Irrthum, Livl Bibl II, 329, berichtigt ihn aber in Jahrb. VII, 12. Nichtsdeſtoweniger wird er von Fryxell (XXI, 151) ja ſogar in Sarauws 1881 erſchienenem Buche: Die Feldzüge Karls XII. S 67 wiederholt.

einen Theil der Schweden habe herüber kommen laſſen, um ſich dann mit geſammelter Macht auf ihn zu werfen,[1]) kann darum ſchwerlich vor einer näheren Unterſuchung beſtehen. Schon der frühen Morgenſtunde wegen konnte der Feind noch nicht ganz bereit ſein. Die ganze Ueberfahrt über den Fluß nahm nicht mehr als eine halbe Stunde in Anſpruch und erſt, als die Prähme ſich in der Mitte des Flußes befanden, wurden ſie von der feindlichen Seite entdeckt, da erſt wurden die ſächſiſchen Truppen allarmirt,[2]) und wie raſch ſich dieſe auch geordnet haben mögen, — ſchwerlich konnten ſie damit ſchon fertig ſein, bevor eine große Anzahl Schweden hinübergeſetzt worden war. Die Salven der ſächſiſchen Artillerie brachten den erſten Gruß dar. Als dann die Sachſen „mit klingendem Spiel und in guter Ordnung", alſo in einer Verfaſſung, welche Zeit brauchte, um überhaupt möglich zu ſein, heranrückten, war die ſchwediſche Infanterie ſchon bereit, ſie mit mörderiſchen Salven zu empfangen, und die Reiterei, mit herkömmlicher Verwegenheit einzuhauen, alles mit der Wirkung, daß der erſte Angriff glücklich zurückgeſchlagen wurde. Steinaus Rückkunft ließ einen glücklicheren Erfolg des zweiten Angriffs hoffen; doch dieſer wurde ebenſo ſiegreich zurückgeſchlagen, beſonders als ſich die Schweden der von den Sachſen aufgeführten „Sternſchanze" bemächtigt und die genommenen Kanonen gegen den Feind gerichtet hatten. Noch einmal machte Steinau einen wüthenden Angriff, nachdem er eine weite Schwenkung nach links vorgenommen hatte, um dem Feuer aus den eroberten Schanzen auszuweichen; auf dem rechten Flügel der Schweden waren es dieſes Mal hauptſächlich die Trabanten und das Leibregiment, welche ſich um den Sieg verdient machten. Vielleicht war es dieſer letzte und heißeſte Streit, in dem beide, Steinau[3]) und Paykull, verwundet wurden und aus dem Kampfe geführt werden mußten.

---

[1]) Nordberg I, 163, *(d. Ausg. I, 258)* Lundblad I, 129 not. Fryxell XXI. Dagegen wird dieſe Auffaſſung von Sarauw beſtritten.

[2]) *Kelch II, 213 sagt im Gegensatz dazu ausdrücklich, dass vor der Abfahrt „dem Feinde der obhandene Anschlag dergestalt kund worden war, dass alles bey demselben allarmiret war und die Truppen sich häufig zusammenzogen."*

[3]) *Nach Kelch II, 217 sass der Gen. Lieut. Spens ihm „eine gute Weyle mit dem Degen in den Rücken." Adlerfeld Deutsche Ausg. I, 150 sagt, Steinau habe eine gefährliche Wunde am Arm bekommen, „desgleichen auch der Gen Lieut Patkul (verwechselt mit Paykull), der sich anfänglich nach Mietau bringen liess."*

Zunächſt wurde Paykull durch dieſe Wunde von weiterer Betheiligung am Feldzuge abgehalten. Er erbat und erhielt mittlerweile den förmlichen Abſchied. Die Furcht vor der Nachrechnung, welche ſeiner wartete, wenn er in die Hände des Königs von Schweden fiel, kann das ihrige dazu beigetragen haben. Ihm ging bald genug eine kräftige Mahnung zu: auf des Königs Befehl wurde vor dem Svea-Hofgericht eine Klage gegen die livländiſchen Officiere angeſtrengt, welche „im Dienſte des Königs von Polen ſeien und den Avocatorien S. Kgl. Mt. nicht gehorcht haben.“ Durch Erkenntniß vom 17. Dec. 1702 wurde er nebſt einigen anderen zum Tode verurtheilt, „weil er nach des Königs gnädigem Gebot den Dienſt beim Feinde nicht verlaſſen habe.“ [1])

Paykull zog ſich auf ſein Gut in Brandenburg zurück.[2]) Das konnte für ihn gewiß ein ſprechender Grund ſein, den Kriegsdienſt ſogar für immer aufzugeben, auch wenn er das über ihn verhängte Todesurtheil nicht fürchtete. An dem Verlangen, kriegeriſchen Ruhm zu gewinnen und ſich auszuzeichnen, fehlte es ihm, wie es ſcheint, keineswegs; aber dieſer Krieg, in dem die Schweden bereits ein ſo furchtbares Uebergewicht gewonnen hatten, konnte ihm wenig Hoffnung erwecken. Seine angeborenen Neigungen drängten ihn mächtig in eine andere Richtung. Paykull war eine wiſſenſchaftlich veranlagte Natur; ſein fügſamer, duldſamer, wißbegieriger Charakter machte ihn zweifelsohne geeigneter für Studierzimmer und Laboratorium als für Lager und Schlachtfeld. In der Kriegswiſſenſchaft, Rechtsgelehrſamkeit und Theologie war er wohl bewandert, aber ganz beſonders zog ihn ſeine Neigung zu den Naturwiſſenſchaften und hier feſſelte ihn wieder am meiſten die Experimentalchemie; und wie es mit vielen Naturkundigen dieſer Zeit der Fall war, ſuchte auch er auf den Wegen der Myſtik zu praktiſch nützlichen Erfindungen zu gelangen.

Die Alchemie, die im Mittelalter und zu Beginn der neueren Zeit ſo viele Köpfe beſchäftigte, wurde noch nicht zu den abgethanen Wiſſenſchaften gerechnet. Die Geldnoth, welche die Kriege mit ſich brachten, trieb die Fürſten dazu, es mit außerordentlichen Mitteln zu verſuchen, um ihre leeren Schatzkammern wieder zu füllen. Inſonderheit verſchmähte ſie König Auguſt nicht. Böttcher, von ihm eine Zeit lang in gefänglichem Gewahrſam gehalten, wandte vergebens ſeine „Tinktur“ zur Herſtellung des ſehnlichſt

[1]) Svea-Hofgerichts-Archiv, Sachen aus d. J. 1702. Litt. A.
[2]) Nordberg I, 600 not., *d. Ausg. I, 606 n.*

verlangten Goldes an. Paykull bildete ſich ſchließlich ein, das Geheimniß beſſer enträthſelt zu haben und der rechte Inhaber der einträglichen Kunſt der Goldmacherei zu ſein. Ein polniſcher Officier mit Namen Lubinſki hatte ſich nämlich in Korinth von einem im Sterben liegenden griechiſchen Prieſter die Zubereitung der wichtigen Tinktur anzeigen laſſen. Von dieſem Officier lernte Paykull ſie zu Beginn d. J. 1705 kennen. Die Beſtandtheile der Tinktur hat er niemals mitgetheilt. Zur Tinktur gehörte ein feines Pulver, das wegen ſeiner Flüchtigkeit mit anderen Stoffen, wie Antimon, Schwefel und Salpeter, „figirt" werden mußte, zu einer Quinte des ſo zubereiteten und zuſammengeſetzten Pulvers kamen 6 Quinten Blei, woraus dann Gold werden ſollte.[1]) Wahrſcheinlich hat Paykull ſelbſt an die wunderthätige Macht ſeiner Tinktur geglaubt. (Schluß folgt.)

---

[1]) U. Hjärnes Bedenken über die Kunſt Gold zu machen, welche Gen.-Lieut. Paykull zu beſitzen vermeint (Mſcr Königl. Bibl. in Stockholm). Gedruckt bei Gjörwell: Det svenska bibliotekot 10 (S. 220–37.) Aus der Einleitung zu Berzelius' Chemie.

Gerhardt von Reutern.[1])

IV.

Frankfurt am Main.

Im Frühjahr 1844 erfolgte Reuterns Ueberſiedelung nach Frankfurt, wo ihm ein vom Director Veit verſprochenes Zimmer im deutſchen Ordenshauſe (der Oeſterreichiſchen Regierung gehörig) nach längeren Unterhandlungen zum Atelier eingeräumt wurde. Mit den gleichfalls im Deutſchen Hauſe arbeitenden Malern Veit, Ihle, von Strahlendorff, Ballenberger, Settegaſt, Becker, Grimaur, Luntenſchütz, unterhielt er gute Kameradſchaft. Den größten Genuß aber empfand er im Verkehr mit ſeinem zu mehrwöchentlicher Anweſenheit beim Bundestage in Frankfurt berufenen Freunde Radowitz, in deſſen Geſellſchaft es ihm zum erſten Male in den fünfundzwanzig Jahren ihrer Bekanntſchaft vergönnt war, einen und denſelben Ort zu bewohnen. Die Theeſtunde vereinigte regelmäßig die Freunde Abends an Reuterns gaſtlichem Tiſch und dabei durfte auch Joukovſky, der Dritte in jenem Freundſchaftsbunde, nicht fehlen. Von der durch keinerlei Mißton von Außen getrübten Gemüthsſtimmung Reuterns in jener Zeit zeugt unter Anderem ein eigenhändig verfaßtes Blatt, welches er am 24. October n. St. 1844 auf den Geburtstagstiſch ſeiner Frau legte und das wir hier folgen laſſen:

„Heute vor neunundzwanzig Jahren waren wir zum erſten Male an Deinem Geburtstag zuſammen. Ich brachte dir auch Blumen, weißt Du es noch? Die Worte: „das Schönſte ſucht er auf den Fluren, womit er ſeine Liebe ſchmückt," begleiteten mein Suchen und löſeten in Wohllaut auf den unausſprechlichen Zuſtand meines Herzens! — Fünf Jahre ſpäter

[1]) Vgl S. 294 ff. u. 333 ff dieſes Jahrganges der „Balt. Mon."

führte ich Dich heim. Und nun haben wir ſchon vierundzwanzig Jahre in der Ehe miteinander gelebt und allerlei erlebt. Summa ſummarum: ich bringe Dir wieder einen Strauß, und Schillers Worte wohllauteten wieder in meinem Herzen; es war auch bewegt, aber nicht ſo ahnungsvoll und ſtürmiſch. Damals war es der Morgen unſeres Lebens! Jetzt ſchon gegen Abend wiſſen wir, was der Tag brachte, und ſchaffen noch ein wenig, bis es vollends Abend wird. Wir kennen einander mehr; wir erkennen uns ſelbſt beſſer und Alles hat uns zu Chriſto geführt. Das iſt das Beſte! Das iſt der Zweck dieſes Daſeins! Und wenn die Nacht kommen wird, uns zu bedecken, ſo werden wir verſammelt zu Denen, die ruhen, und reifen, die ruhen dem neuen Morgen entgegen, die reifen und ſich entfalten ſollen zu dem herrlichen Lichte Seines Friedens, Seiner Heiligkeit! O heiliger Geiſt! Du kommſt und biſt bei uns; Du lehreſt uns und führeſt uns, wie Chriſtus ſeine Jünger! Vollende uns und laſſe Niemand der Meinigen zurück! Amen!"

Seine Hauptarbeit im Deutſchen Hauſe betraf die Fertigſtellung des Engels in dem lebensgroßen Bilde: „das Opfer Iſaaks", zu welchem er die ganze Zwiſchenzeit hindurch ſich durch ernſtliche Studien vorbereitet hatte. Die Nothwendigkeit, ſtehend mit gehobenem Arme an dieſem Bilde zu malen, griff jedoch ſeine Geſundheit ſo ſehr an, daß er ſchon nach kurzer Zeit, anſtatt dem begonnenen Werke alle ſeine Kräfte zu widmen, kleinere Arbeiten, bei denen er ſitzen und die Hand aufſtützen konnte, vornehmen mußte. Von dem größten Einfluß auf ſeine Gemüthsſtimmung waren die unter Director Meſſers gediegener Leitung während dieſes Winters vom Frankfurter Cäcilienverein aufgeführten Oratorien Händels und Bachs, aus denen Reutern für ſeine nunmehrige Kunſtrichtung mannigfache Anregung ſchöpfte. Zu Hauſe ließ er ſich dann von ſeinen Töchtern ebenfalls aus jenen Oratorien ſeine Lieblingsarien vorſingen und durch dieſe Melodien für ſeine Arbeiten begeiſtern. Er ſchreibt darüber ſeinen Verwandten nach Livland: „Auf Händel wenden wir uns in der Muſik zurück und haben glückliche Stunden, und eine tiefe edle Richtſchnur geht auch für meine Kunſt und für unſere Seelenwelt daraus hervor. Nach und nach werden wir uns zu anderen Alten verbreiten und ſo dem modernen Unfug entgehen. Wer in Italien ſtudirte, brachte eine Erfahrung mit. Wir aber hier ſind ausgeſetzt der gewöhnlichſten Naturauffaſſung und ſehen Nichts Großes und wahrhaft Schönes. Wie ich mein jetziges Bild, einen Blick in den Himmel und die altteſtamentliche Geſchichte, werde ausführen

können, ohne diesem Stoffe wehezuthun, weiß ich noch gar nicht! Die Liebe in Auffassung und Durchführung reicht dazu gewiß nicht allein hin. Auf jeden Fall wird dies eine Arbeit für Jahre sein, und es ist schon bald zwei Jahre angefangen, dazwischen aber anderthalb Jahre unterbrochen gewesen. Jetzt geht es mir umgekehrt, als vor einigen Jahren! Ich habe zu vielen Stoff! Neben obigen steigen Landschaften auf, z. B. zwei Compositionen, die ich in den letzten vierzehn Tagen zeichnete, da ich nicht hinauskonnte u. s. w. Vergleiche ich mit Händel, so scheint dies Alles von demselben Charakter unserer Zeit angeweht, der Vergänglichkeit prophezeit; und es ist traurig, für die Verwesung zu arbeiten. Doch tröstet mich der Gedanke, daß es damit, wie mit den Beschäftigungen der Kinder, ist. Nicht was sie machen, freut den Aeltern, sondern daß sie sich üben und nicht Zeit zu Unarten dadurch haben. Es ist nöthig auf der Pilgerreise des Menschen!"

Der Winter von 1845 auf 1846 versprach endlich wieder eine ungestörte Arbeitszeit zuzulassen. Angeregt von Steinle und anderen Frankfurter Künstlern, entwarf er eine Bleistiftzeichnung zu einem Madonnenbilde mit Christuskind und Johannes in einer offenen Halle, sowie später eine Farbenskizze davon mit Benutzung lebender Modelle (seiner Tochter Elisabeth und seiner beiden jüngsten Söhne). Vielfachen Antrieb zu eigenem Schaffen gaben überdies die in jenem Winter von den Künstlern des Deutschen Hauses veranstalteten Compositionsabende. Man versammelte sich hierzu einmal in der Woche und besprach eine für diese Abende zu liefernde Vereinsaufgabe, an deren Ausführung Reutern sich in seiner Bescheidenheit anfänglich nicht ohne Zagen betheiligte. Jedoch, ermuthigt durch das freundliche Entgegenkommen seiner erfahreneren Mitarbeiter, lieferte auch er nicht unbedeutende Zeichnungen. Wir besitzen von ihm werthvolle Compositionen über folgende, den vereinigten Künstlern aufgegebene, Themata: „Judas Maccabäus," „der heilige Sebastian," die Bekehrung des Paulus" und „die Sage vom hürnenen Siegfried." Namentlich letztere Zeichnung hatte ihn besonders begeistert und ist auch als ganz ausgezeichnete Leistung anzusehen. Ueber dieser Thätigkeit der er sich mit dem größten Genusse hingab, vergaß er gleichwohl nicht, seine größeren Oelbilder weiterzufördern.

Nachdem er im Sommer 1846 seine Gesundheit im Nordseebade Blankenberghe gestärkt hatte, ging er endlich auch an seine große Composition, für deren Mitte, in Abänderung des früheren Entwurfs, nunmehr

eine Kreuzigung mit Kirche und Sakramenten zur Darſtellung gebracht wurde. Mittelſt eines Modells zeichnete er den Gekreuzigten und verzagte beinah an der Möglichkeit, die hehre Aufgabe in würdiger Weiſe zu löſen. „Mit einem ſo äußerlichen Zeichnen,“ ruft er aus, „habe ich dieſe heilige, Alles, was uns tröſten kann, bedeutende Geſtalt hingeſtellt, und bin faſt nur im Aeußerlichen geblieben! Ach mein Vater im Himmel, gieb daß ich Ihn beſſer erfaſſe und tiefer erkenne und Sein Werk mir ſo vollkommen zueigenmache, daß ich am Ende meines Lebens, Deinen gekreuzigten Sohn im Herzen geſtaltet und herrſchend, abſcheiden kann!“ Dieſe und ähnliche Arbeiten beſchäftigten ihn ununterbrochen während des Winters von 1846 auf 1847.

Das Jahr 1848 begann für Reutern mit der Untermalung des Madonnenbildes im Anſchluß an den früheren Entwurf deſſelben in Bleiſtift. Er componirte, nachdem er ſich bei einem Landſchaftsmaler Funk, ſpäterem Profeſſor der Kunſtſchule in Karlsruhe, gehörig dazu vorbereitet hatte, eine Landſchaft für obiges Bild, während er durch ein hartnäckige Erkältung verhindert war, ſein Haus zu verlaſſen. Dieſe Arbeiten indeſſen konnten bei der allgemeinen Unruhe, welche in Folge der Februarrevolution zu Paris ſich auch in den meiſten Städten diesſeits des Rheins bemerkbar machte, keine anhaltenden ſein. Für's erſte war freilich von einem Aufſtande der Bevölkerung in Sachſenhauſen nichts zu befürchten, da die ganze Bürgerſchaft unter der Anführung conſervativ geſinnter Männer ſich einmüthig gegen den Andrang auswärtiger Ruheſtörer bewaffnet hatte. „Unſere Sachſenhäuſer Truppe,“ ſchreibt Reutern ſeinen Verwandten, „kommt vor unſer Haus und ſendet mir vier Mann, um zu melden, daß ſie uns gegen jede Störung ſchützen wollten. „Schlafe Se nur ganz ruhig; ganz Sachſehauſe wocht und werd Se verthaidige!“ Ich verſicherte die guten braven Leute meiner vollkommenen Zuverſicht auf ſie, und daß wir nirgends lieber und ſicherer wären, als hier bei ihnen.“ Die allgemein hervortretende Unhaltbarkeit der politiſchen Zuſtände in Deutſchland aber gaben ihm ſowohl, als Joukowſky genügenden Grund zu Befürchtungen aller Art und die Veranlaſſung, ernſtlich daran zu denken, Frankfurt zu verlaſſen und Anſtalten zur Rückkehr in's Vaterland zu treffen. Die Ankunft jedoch Joſephs von Radowitz, welcher als Abgeordneter von Weſtphalen zur Volksvertretung in die Paulskirche erwählt worden war, bewog die Freunde, ihren Entſchluß nochmals reiflich in Erwägung zu ziehen. Da vorausſichtlich für die in Deutſchland ſich aufhaltenden Fremden

zunächſt keinerlei Gefahr vorhanden war, ſo entſchied ſich Reutern dafür, wenn auch ohne ſeinen Schwiegerſohn, zu bleiben und den Sommer, ſo weit thunlich, für Landſchaftsſtudien zu benutzen. Auch ſollte, wo möglich, im folgenden Herbſt der Abraham allendlich zum Abſchluß gebracht werden.

„Es ſieht ſchlimm aus wegen der Volksverſammlung auf der Pfingſtweide," notirt er in ſeinem Tagebuch. „Verſchwörung gegen die Rechte der Nationalverſammlung. Am 18. September geh' ich nach dem Paulsplatze; tobende Maſſen in den Straßen; der Platz von preußiſchen Truppen beſetzt, die in der Nacht aus Mainz berufen worden. Nach ein Uhr muß ich ſchon über eine Barrikade ſteigen, ſehe eine am Fahrthor bauen, ſehe einen Angriff der Oeſterreicher mit dem Bajonett auf die Inſurgenten und deren Flucht an mir vorüber. Ich gehe nun, um über den Fluß zu fahren, und bei Tiſche hören wir das Schießen. Es kommen Artillerie und Kavallerie von Darmſtadt auf der Eiſenbahn Abends an, und nach einem halbſtündigen Waffenſtillſtande greifen die Rebellen wieder an. Nun Kartätſchen, nach und nach ſechs Schüſſe, ſpäter um neun Uhr noch zwei; nach einigen Stunden der Nacht iſt der Kampf weiter weg, bis der Sieg entſchieden war. Die Stadt iſt gerettet aus der furchbaren Wuth der Rebellen! Gott hat geholfen durch die braven Truppen!" Eine directe Folge der ſo eben geſchilderten Auftritte für Reutern war der Verluſt ſeines Ateliers im Deutſchen Hauſe, welches in eine öſterreichiſche Kaſerne umgewandelt wurde. Statt deſſen konnte er zu ſeiner nicht geringen Freude einigen ſeiner Kunſtgenoſſen in der von Jonkovſky (der nach Baden-Baden übergeſiedelt war) verlaſſenen Beletage ſeiner Wohnung, als Erſatz für die ihnen abgenommenen Ateliers, paſſende Arbeitsräume anbieten. Hier nun fand er nach all' den Störungen die erſehnte Ruhe wieder, um an den neuerdings wiederum aufgenommenen Compoſitionsabenden ſich zu betheiligen, und lieferte dafür unter Anderem eine Bleiſtiftzeichnung, auf welcher der Hunger nach Dantes dreiunddreißigſtem Geſang der Hölle dargeſtellt war.

Die vier erſten Monate des folgenden Jahres 1849 wurden unausgeſetzt dem Abraham gewidmet, ſodaß er zu Ende April die Freude hatte, das größte und bedeutendſte unter ſeinen Bildern vollendet auf der Staffelei ſtehen zu ſehen. Es wurde, nachdem davon eine photographiſche Aufnahme gemacht worden, im Städelſchen Inſtitut ausgeſtellt, wo es allgemein auch bei ferneritehenden Perſonen das lebhafteſte Intereſſe erregte, ſodann aber nach Berlin geſchickt, um ebenfalls für einige Tage ausgeſtellt und

dem Könige von Preußen in Sanssouci gezeigt zu werden. Von Berlin endlich ward es an seinen Bestimmungsort befördert und später auf Allerhöchsten Befehl in der Kaiserlichen Eremitage zu St. Petersburg im Saale russischer Künstler aufgestellt. Der officielle Katalog der Eremitage (III. Band, II. Ausgabe, 1887, Seite 92) zählt das Bild unter № 1584 auf. In seinen täglichen Aufzeichnungen aus jener Zeit finden wir gelegentlich der Absendung desselben folgende Bemerkung von seiner Hand: „Wird es in Petersburg interessiren? Ich werde wohl nie Etwas tüchtigeres zu Stande bringen! So lange ich male, hängt meine ganze Seele an den Bildern und ich sinne Tag und Nacht über ihre Verbesserung. Sind sie dann hingeschickt, so sollte ich ihr weiteres Loos aus meinem Herzen streichen. Ich diene und danke meinem Kaiser mit solchen Werken, so gut ich kann. Wäre ich nicht Maler, so diente ich mit irgend Etwas anderem meinem Kaiser, und das tägliche Geschäft ginge auch mit dem Tage unter. So ist's nicht: der Künstler denkt, für die Zeit und Nachwelt zu arbeiten, — und das macht mich empfindlicher, als einem Soldaten oder Kanzellisten geziemt. Ich möchte doch meinen Nachkommen Etwas rühmliches hinterlassen! Doch das sind alles Eitelkeiten!"

Der Director der königl. Gemäldegallerie in Berlin Dr. G. Fr. Waagen äußert sich im preußischen Staatsanzeiger vom 9. September n. St. 1849 über Reuterns Arbeit, wie folgt: „Dieser in alter und neuer Zeit von so vielen großen Malern und Bildhauern behandelte Gegenstand ist hier in der entschieden realistischen Weise aufgefaßt, worin Meister, wie Michelangelo da Caravaggio und Rembrandt, so Ausgezeichnetes' geleistet haben. Ja, in der Behandlung der Formen, in der meisterlichen, naturwahren Durchbildung aller Theile erinnert es auffallend an einige der besten Bilder des Ersteren; in der Composition aber zeigt es viel Verwandtschaft zu einer denselben Gegenstand behandelnden Radirung des Rembrandt. Dessenungeachtet ist es weder dem einen, noch dem andern dieser Meister nachgeahmt, sondern trägt durchhin das Gepräge einer bedeutenden künstlerischen Eigenthümlichkeit. Es zeigt eine Erhebung des Gefühls, ein Durchdringen des geistigen Gehalts der Aufgabe, welche man bei dem Caravaggio vergebens sucht, und ist der Composition des Rembrandt wieder in Rücksicht des Geschmacks weit überlegen. Auf dem mit einer brennend rothen Decke, mit spangrünem Futter überbreiteten, in den einzelnen Scheiten sehr fleißig ausgeführten Holzstoß, sehen wir den entkleideten Isaak, einen schönen blonden Knaben, so ausgestreckt, daß die Unterbeine in das Bild hinein

mit großem Geſchick verkürzt ſind. Die Hände gebunden, den vom Vater abgewendeten Kopf, welchen die trefflich individualiſirte Linke des Abraham leicht niederhält, auf dem Rande des Holzſtoßes, erwartet er den tödtlichen Streich von der väterlichen Hand. In den ſchönen Zügen des Knaben lieſt man neben der Ergebung in ſein Schickſal die ſeinem Alter ſo natürliche Luſt am Leben, und unwillkürlich fliegen die Augenſterne nach der Seite, von welcher er den Streich erwartet. Der eigentliche Brennpunkt des Bildes aber iſt der Kopf des hinter dem Holzſtoß ſtehenden Abraham, eines mächtigen jüdiſchen Greiſes in einem gelblichen Gewande. Eben ſoll die erhobene Rechte mit dem ſcharfen Opfermeſſer das furchtbare Gebot Jehovahs vollziehen. Da fühlt er ſeinen Arm von dem des Engels umklammert. Sein Angeſicht wendet ſich nach oben, um die die Erfüllung ſeiner ſchweren Pflicht hemmende Gewalt zu ſchauen. In den bleichen Zügen lieſt man den ſchweren Kampf des Vaterherzens, aber auch die Kraft, aus dieſem Kampf als ein gehorſamer Knecht ſeines Gottes hervorzugehen. Unvergleichlich ſpricht ſich in dem ganzen Ausdruck, namentlich in dem unwillkürlich geöffneten Munde, das Staunende, das Ueberraſchte aus, womit ſein Ohr in dieſem Augenblick die ihn von ſo ſchrecklichem Opfer befreienden Worte des Engels vernimmt. Es iſt, als ob er, um dieſe Botſchaft des Heils mit ſeinem ganzen Weſen in ſich aufzunehmen, außer den Ohren auch noch des Mundes bedürfte. Mit dieſer ſo wahren und ergreifenden Darſtellung des geiſtigen Gehalts ſteht nun aber die Durchbildung auf derſelben Höhe. Vortrefflich iſt die Zeichnung des ſtark verkürzten Kopfs; außerordentlich, ungeachtet des vollen Lichtes, worin er genommen, das Plaſtiſche der einzelnen Theile; höchſt porträtartig — individuell in einem ſoliden Impaſto die Ausführung, zumal der Stirn, der Augen, des weißen Haares und des langen, in den einzelnen Haaren wiedergegebenen, Bartes. Der Kunſtfreund hat hier den wohlthätigen Eindruck, daß der Künſtler mit ſeltener Energie nicht geruht, bis er das Beſtrebte vollſtändig erreicht hat. Der aus dem düſter bewölkten Himmel herabfahrende Engel, in violettem Gewande und ſchönbunten Flügeln, iſt, hier mit ſehr ſtark verkürztem Geſicht, wie meiſt bei dieſer Vorſtellung, mehr als Motiv für Das, was in dem Abraham vorgeht, aufgefaßt. Er weiſt lebhaft auf den Widder, der ſich mit dem Gehörn in einem Gebüſch verwickelt hat. Daß die Wirkung des Ganzen ungemein ſchlagend und lebendig iſt, bedarf nach Vorſtehendem wohl kaum der Verſicherung. Obgleich ich von jeher ein abgeſagter Feind jener kalten, negativen, zerſetzenden Kritik geweſen bin,

welche in unſeren Tagen ſo beliebt iſt, und aus vollem Herzen dem Ausſpruche Winckelmanns beiſtimme, daß es von einer ungleich höheren geiſtigen Bildung zeugt, das Echte, Schöne und Tüchtige eines Kunſtwerks mit Wärme zu empfinden, als einzelne Mängel daran mit Selbſtgefälligkeit hervorzuheben, kann ich doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Wirkung des Bildes harmoniſcher ſein würde, wenn in der Localfarbe des Fleiſches vom Iſaak minder der kalte Ton des Modells feſtgehalten worden wäre. Was verſchlägt aber dergleichen bei einem in allen weſentlichen Theilen ſo ausgezeichneten Kunſtwerk, welches durchhin den Ausdruck einer edel fühlenden und mit dem Einſetzen ſeiner ganzen tüchtigen Kraft ſchaffenden Perſönlichkeit trägt?“

Zu ferneren Aeußerungen über jenes Gemälde gehören die gewichtigen Worte Peters von Cornelius, welche Radowitz aus einem an ihn gerichteten Brief deſſelben, datirt Berlin den 29. Auguſt n. St. 1849, Reutern mittheilte „Nachdem der Boden der verlorenen Tradition in der Kunſt durch ſchwere Kämpfe und große Opfer von den edelſten und höchſtbegabteſten Talenten deutſcher Nation wiedergewonnen war, lag es in der Natur der Sache und der Männer, daß ſie denjenigen Theil des wiedereroberten gelobten Landes mit eifriger Strenge bewachten. Man hielt an dem Typiſchen und Symboliſchen inſtinktartig feſt. Indem man ſich freiwillig in einen gewiſſen Kreis bannte, vermied man mit jungfräulicher Scheu, jene Höhe zu erſtreben, auf welcher ſich die größten Genien des ſechszehnten Jahrhunderts mit ſo großer Freiheit und Macht bewegten. Auf dieſen Punkt nun ſeit dreißig Jahren angelangt, halte ich es im Allgemeinen für eine bedenkliche Sache dort unbeweglich verweilen zu wollen, ohne endlich einer Art von Schematismus anheimzufallen. Eine größere Annäherung an die Natur halte ich für unumgänglich nöthig. In Herrn von Reuterns Bild iſt nun ein großer Schritt nach dieſer Seite hin geſchehen, und ich begrüße dieſe Erſcheinung mit aufrichtiger Freude! Wenn er ſich bemüht, mit dieſem Naturſinn den traditionellen Boden nicht zu verlieren, ſo wird ſeine Erſcheinung für die Entwickelung unſerer Kunſt von großer Bedeutung ſein.“

Hieran knüpfte Reutern noch folgende Betrachtungen, die wir ſeinen täglich im Kalender gemachten Bemerkungen entnehmen: „Ausgegangen bin ich vom Studium und tiefen Eingehen in die Natur; meine weiteren Schickſale und Erfahrungen haben mich zum Herrn geführt; aus dieſem Stande meines Herzens iſt das Bedürfniß gekommen, wie in Allem, ſo auch

in meiner Arbeit, dem Herrn zu nahen und alle meine Zeit auf diesen einzigsten Gegenstand hin zu sammeln! Dadurch entstand meine Composition: Abraham, die Mutter unseres Herrn und was ich Alles noch möchte. Abraham ist nun zuerst vollendet worden. Ein gewagtes Unternehmen! Ich zagte oft und arbeitete mit Leidenschaft. Ich hatte viel zu streiten für die Art seiner Behandlung mit großen Künstlern und meinen theuersten Freunden. Ich tröstete mich bei dem Gehörten mit meiner Beschränktheit, die mich nicht ließ aus dem eigenen Geleise gehen, und eilte, Alles zu vergessen, über und über in meine schwere Aufgabe versenkt. So wurde der Abraham vollendet und erregte große Theilnahme in Frankfurt, Berlin und in der kunstliebenden Welt. Aus Cornelius Urtheil nehme ich den größten Trost. Nun verstehe ich mich besser, ich erkenne meinen Weg bestimmter und werde seine Mahnung nicht vergessen. An dem großen Bau unserer neuen Kunstepoche bin ich auch ein Stein. Wenn Gott hilft, soll dieser Stein noch fester werden! Ich bin in Gefahr, Hochmuth zu fühlen, daß ich nicht zu den nichtigen, vergänglichen Erscheinungen der Zeit gehöre. Ich will aber darauf nicht achten, sondern Gott bitten und vertrauen, daß er mich wird züchtigen und stärken zu rechter Zeit, damit ich nicht verderbe, was Er Gutes gab, — mehr noch, daß er es leiten möge in Seinem heiligen Plan und Rathschluß! Denn wir Menschen alle sind Lehnsträger des Herrn und Jedermann hat Ihm in seinem Theil zu dienen. Wenn Abraham auch künftig Nichts gelten sollte, so weiß ich nun doch, was er werth war und was ich soll!"

Nicht zu übersehen ist weiter, was er in Betreff der lobenden Urtheile über seine Kunstleistung den livländischen Verwandten schrieb: „Ich nehme daraus für meinen Weg eine Kraft und Richtung, die mir bisher ganz fehlten. Ich weiß, daß ich fest und getreu vorzugehen habe. Bisher suchte ich zagend Rath und Hülfe bei Allen und machte es nicht, wie die Anderen, blos weil ich es nicht konnte, weil Niemand aus seiner Haut herauskann, wie einem der Schnabel gewachsen ist. Diese Unfähigkeit ist nun mein Glück, und was ich schaffte, mußte wohl so sein und ist eine Fügung von oben. Die Zeit baut. Der Bau ist den einzelnen Steinen des Baues unübersehbar. Sie fügen sich zum Ganzen, und ich bin nun auch ein Stein dieses Baues, ein nothwendiger Stein! Oft dachte ich, ich sei gar keiner. Ach, wie oft habe ich an mir verzweifelt! Nun plötzlich ist mir Aufschluß geworden; ich weiß, was ich soll, und Gott, der die Geschichte der Menschheit entwickelt, hat mich auch darin gewollt und deshalb

ausgerüſtet. Es iſt ein großer Schritt, ein Schritt, der die Bruſt eines Mannes ſchwellen kann!“ Wir haben bei dieſem Bilde länger verweilen zu müſſen geglaubt, einestheils weil es, nach Reuterns eigenem Geſtändniß, ſein Hauptwerk war, anderntheils aber da es bei ſo competenten Fachmännern, wie gezeigt worden, die vollſte Anerkennung gefunden, deren keine ſeiner ſpäteren Leiſtungen in dem Maaße theilhaftig wurde.

Die dringende Aufforderung ſeines Schwiegerſohnes, ebenfalls nach Baden-Baden überzuſiedeln, bewog ihn, im Mai des genannten Jahres ſeine Frankfurter Exiſtenz aufzulöſen, trotzdem daß ſie ihm wegen der ihm daſelbſt vergönnt geweſenen ungeſtörten Arbeitszeit ſo theuer geworden war, und mit ſeiner Familie an erſteren Ort zu ziehen. Beim Abſchiede ſchenkten ihm die Maler des Deutſchen Hauſes, zum Andenken an die genoſſene Gaſtfreundſchaft, ein Album, in welchem Einer den Andern in Bleiſtift porträtirt und die Zeichnung mit entſprechenden Verſen verſehen hatte. Der Deckel dieſes Albums war von den Frauen der Künſtler ſchön geſtickt und zeigt die Initialen G. und C. v. R. Zunächſt ging Reutern nach Bönigen am Brienzer See. Hier konnte er während dreier Monate die nöthige Muße für umfaſſende Studien nach der ihn umgebenden lieblichen Natur finden. Die maleriſchen Punkte des Berner Oberlandes lieferten den Stoff zu ſeinen damals entſtandenen Schweizerbildern. Er componirte zunächſt „die Sängerinnen im Boot,“ eine Gruppe der drei hübſchen Wirthstöchter aus der Böniger Penſion Schuhmacher im hellſten Sonnenſchein, und dann „ein Mädchen unter einem Nußbaum am See,“ ein dunkel geſtimmtes Bild. Ueberdies pflegte er mit dem Maler Alexander von Kotzebue nach dem benachbarten Iſeltwald auf dem Wege zum Gießbach hinauszupilgern, wo Tage lang ſehr eifrig nach der Natur gezeichnet wurde. Um die Mitte Septembers vereinigte er ſich mit Joukowſky in Baden-Baden. Dort ging er in einem neben ſeiner Wohnung im Hauſe des Herrn von Herzer an der Lichtenthaler Allee eingerichteten Atelier an die Bearbeitung eines Seitenbildes ſeiner großen Compoſition, das die Verſuchung des Herrn in der Wüſte als Gegenſatz zum Sündenfall zum Gegenſtand hatte, und führte daſſelbe in Aquarell mit Benutzung der in der Schweiz gemachten Felſenſtudien aus. Die beiden erwähnten Schweizerbilder übertrug er in vergrößertem Maaßſtabe auf die Leinwand, um ſie zu untermalen; auch vollendete er das fünfte Exemplar der „Mutter mit dem ſchlafenden Kinde.“ Außerdem kam das Porträt einer jungen, der Malerei ergebenen Dame, einer Fürſtin von Hohenlohe-Langenburg,

als Geſchenk für ihre, Reuterns Familie befreundete Mutter zu Stande. Seinen Empfindungen beim Schaffen obiger Werke giebt er in einem Briefe folgende Worte „Wenn ich ein Bild anfange, oder wenn es mir kommt, — ſchönſter Moment! Wenn es in's Werk geſetzt wird, — der thätigſte; wenn ich daran male, — gute, befriedigte, auch ſorgliche Tage; wenn es zuſammengeſtellt iſt, — demüthige Erkenntniß des Verfehlten oder Unzureichenden! Wenn ich es zeigen ſoll, iſt mir unwohl zu Muthe, und ich werde davon unnützer Weiſe erregt. Iſt dies vorbei, ſo bin ich, wie verletzt. Die ganze Hingebung an die Arbeit und das erreichte Reſultat ſind in keinem Verhältniß zu einander. Es iſt und bleibt mir der Acker Adams, der ihm mit Frucht auch Dornen trägt. Es iſt kein Spielwerk, ſondern Beruf!“

Auch den Sommer 1850 brachte er theilweiſe in Bönigen, zum Theil aber, des ſchlechten Wetters im Berner Oberlande halber, in Clarens am Genferſee zu, und förderte dabei ſeine Schweizerbilder um ein Beträchtliches. Der hierauf folgende Winter führte, wie das Jahr vorher, die Freunde im freundlichen Baden zuſammen, wo Reutern im Eſſenweinſchen Hauſe eine geräumigere Wohnung bezog, in welcher ſich auch ein Atelier vorfand. Zum Arbeiten in demſelben kam er jedoch weniger, weil er durch die ihn vielfach in Anſpruch nehmende Geſelligkeit, namentlich die Verlobung und nachfolgende Trauung ſeiner dritten Tochter Charlotte mit dem Herrn Julius von Wulf-Adſel, von ſeinen Beſchäftigungen mitunter auf längere Zeit abgezogen wurde. Hierzu geſellte ſich die Sorge um ſeine beiden jüngſten Söhne, welche fernerhin eines geregelten Schulunterrichtes nicht entbehren konnten. Er hatte ihnen nämlich denſelben während ſeines letzten Frankfurter Aufenthaltes im dortigen Gymnaſium nicht bieten zu dürfen geglaubt, wegen der unter der Schuljugend ſeit dem Jahre 1848 herrſchenden, mit ſeinen Ueberzeugungen nicht übereinſtimmenden, Ideen der Neuzeit. Somit richtete er ſein Augenmerk auf die Blochmannſche Anſtalt in Dresden, welche ihm vor allen anderen Schulen als beſonders zuverläſſige Erziehungsanſtalt geprieſen worden war. Nicht minder verſprach er ſich in künſtleriſcher Hinſicht von dem Umzuge an dieſen Ort, außer dem reichhaltigſten Material in den Gemäldeſammlungen daſelbſt, noch viel Erſprießliches durch den Verkehr mit ſeinen alten Düſſeldorfer Freunden, den Profeſſoren Julius von Hübner, Bendemann, Schnorr von Karolsfeld, welche zur Zeit in Dresden wirkten.

Der Aufenthalt in Dresden, wohin die Familie im Juni 1851 wegen der Erziehung der jüngſten Söhne übergeſiedelt war, hatte für Reutern

ſpeciell nicht den Erfolg, den er ſich in künſtleriſcher Hinſicht verſprochen hatte. Er konnte das Klima in Dresden nicht vertragen. Schon nach 3 Monaten ging er nach Baden und kehrte von da in die gewohnten Frankfurter Verhältniſſe zurück. In einem ſeiner Briefe finden wir darüber Folgendes: „Wie ein ſeit 1849 aufgeſcheuchter Adlerhorſt, ſchweben und ſuchen wir ein ſicheres dauerndes Plätzchen, wo wir uns niederlaſſen. Die Winde und Unruhen haben uns weit nach Nordoſten verſchlagen. Wir haben zwar eine gute Schule gefunden, aber enorm theuer; und außer derſelben ladet uns doch Nichts ein, länger zu bleiben, wenn die Jahre des Lernens vorüber ſind. Einladend, vertraut dagegen, Allem lieben nahe iſt Frankfurt! Und wenn einer dabei verliert, ſo bin nur ich es als Künſtler! Hülfsmittel geringer; ich kenne ſie ja! Aber das Klima, ein großes Hulfsmuttel für den alten Mann zum Arbeiten! Und im Sommer dieſe Nähe von Willingshauſen, auch für meine Kunſt! Ich war immer geneigt für das Nahe, für Frankfurt“

Nachdem alſo an der Hanauer Chauſſee in dem ſogenannten Schützenhauſe vor dem Allerheiligenthore eine paſſende Wohnung nebſt einem Atelier in der Nähe aufgefunden und die beiden Söhne wieder im Gymnaſium untergebracht worden, war Reuterns erſte Arbeit in dieſem neuen Heim eine Bleiſtiftzeichnung nach dem Bilde: „die Frau mit dem Kinde am Grabe,“ für ein Album beſtimmt, welches die Düſſeldorfer Künſtler ihrem hochverehrten Lehrer Schadow zu ſeinem fünfundzwanzigjährigen Directorjubiläum am 30. November n. St. darbringen wollten. Es gereichte ihm zu nicht geringer Freude, auch ſeinerſeits dem Manne, der auf ſeine Entwickelung als Künſtler einen ſo vorwiegenden Einfluß ausgeübt, ein Erinnerungszeichen geſchickt zu haben. Zu Weihnachten 1851 überraſchte er ſeinen Schwiegerſohn, deſſen leidender Zuſtand Grund zu ernſtlichen Beſorgniſſen gegeben und häufige Beſuche der Reuternſchen Familie in Baden-Baden verurſacht hatte, mit einer kleinen Landſchaftscompoſition, welche eine Sennhütte im Berner Oberlande darſtellt.

Nachdem das Oſterfeſt des Jahres 1852 noch einmal die drei Freunde vereinigt geſehen hatte, verſchlimmerte ſich Joukovſkys Augenleiden und zugleich nahmen ſeine Körperkräfte in dem Grade ab, daß ein nahe bevorſtehendes Ende zu befürchten ſtand. Als Reutern am 27. April n. St. ſich nach Baden aufmachte, fand er ſeinen Schwiegerſohn nicht mehr am Leben. Der Schmerz über ſein Hinſcheiden, die Trauer über den Verluſt dieſes in den letzten eilf Jahren ihm ſo nahe geſtandenen Freundes,

von dem er bekannte, es hätte keinen Augenblick in jener Zeit gegeben, an welchem er nicht in Liebe ſeiner gedachte, drückte zu tief auf Reuterns Seele, als daß er das Gleichgewicht ſeiner Stimmung bald hätte wiedergewinnen können. Als das herbſte Leid einigermaßen überwunden war, begab er ſich im Sommer des genannten Jahres zu ſeinen Verwandten nach Willingshauſen, um in der anſprechenden und an troſtreichen Erinnerungen für ihn ſo reichen Umgebung dieſes Ortes durch Wiederaufnahme ſeiner Beſchäftigungen, neben phyſiſcher Erholung, zugleich Ruhe für ſeine verwundete Seele zu finden. So begann dort die Uebermalung des Bildchens: „die Strickerin im Profil," mit dem Saal des Willingshäuſer Schloſſes im Hintergrunde, und ward „die Kleinkinderſtube" bis auf wenige Retouchen, welche er ſpäter während des Winters in Frankfurt nachholte, vollendet. Darauf ſtellte er beide Gemälde im Anfang des folgenden Jahres 1853 im Städelſchen Inſtitut aus und ſandte ſie über Berlin, wo ſie ebenfalls für einige Zeit ausgeſtellt wurden und allgemeine Anerkennung fanden, nach St. Petersburg, um dem Großfürſten Thronfolger und deſſen Gemahlin dargebracht zu werden. Die Bilder befinden ſich jetzt in der Ferme des Kaiſerlichen Luſtſchloſſes Alexandrie zu Peterhof. Bei Alledem war es aber für ihn beſonders ſchmerzlich, der Ueberführung der anfänglich auf dem Badener Friedhofe beigeſetzten ſterblichen Ueberreſte ſeines Schwiegerſohnes nach St. Petersburg nicht beiwohnen zu können. Aus ſeiner ländlichen Einſamkeit heraus ruft er dem Andenken des Freundes nach „Im Walde ſieht's gerade, wie im Leben, aus. Die Beſten unter den Alten ſind weg; leere Stellen veröden den Raum und hin und wieder ſteht noch ein alter Freund einſam unter jüngerem Nachwuchs. Die mächtigen Eichen, an denen ich unter dem Winde ſtand oder in deren Höhlung beim Winterſturm ich Schutz fand, um den Anblick der erhabenen Einſamkeit ruhig zu genießen, ſind dahin und kaum noch ihre Stelle zu erkennen an einem breiten Kranz von Wurzeln. Ein Naturkind grämt ſich darüber; ein Kind der Offenbarung aber weiß, daß Alles Natürliche vergänglich iſt und daß das Samenkorn in die Erde fallen und verweſen muß, um die neue, die rechte ſchöne Pflanze zu bringen, deren Wachsthum herrlich iſt und ewig beſtehen kann vor Gott!"

Im Sommer 1853 beſchäftigten ihn dann ebenfalls in Willingshauſen vornehmlich zwei Compoſitionen, für die er die Modelle unter den dortigen Bauern wählte. Die erſtere, „ein Mägdlein, welches auf dem Kirchhof ein Kreuz ſchmückt," iſt, nach ſeiner eigenen Erklärung, „eine melancholiſche

Composition und soll spielend den Tod ausdrücken; aber, wie Leid und Freude Gesang werden können dem Poeten, so bin ich dabei auch froh und eifrig gewesen, weil in voller Thätigkeit. Nun muß dazu ein Pendant kommen, das Leben, „und wenn er gleich stürbe, die Auferstehung ist gewiß!““ Diese zweite Composition stellt eine Communion in drei charakteristischen Gestalten in der Willingshäuser Kirche dar.

Unter solchen Beschäftigungen traf ihn am Weihnachtstage 1853 die Nachricht von dem Tode seines im September, wie er bereits wußte, schwer erkrankten Freundes Radowitz dennoch unerwartet und erschütterte ihn tief. In Radowitz verlor er seinen bewährten, seit sechsunddreißig Jahren mit ihm engverbundenen, Lebensgefährten, die Zuflucht seines Herzens in jeder wichtigen Angelegenheit, wie er von ihm sagte.

Die schweren Leiden seiner Frau, von denen sie im November 1854 durch den Tod erlöst wurde, die stete Gemüthsbewegung, dabei gichtische Schmerzen und Schlaflosigkeit hielten Reutern das ganze Jahr 1854 vom Arbeiten ab. Erst im März des nächsten Jahres 1855, nach all' den Erschütterungen seiner Seele, worunter der allerfühlbarste Schlag sein bisher ungetrübtes Familienleben durch den Verlust der treuen Lebensgefährtin nach vierunddreißigjähriger glücklicher Ehe betroffen hatte, fand er die Kraft zum Malen wieder. Und da war es ein kleines Stillleben, welches er seiner jüngsten Tochter auf den Geburtstagstisch legte: Lovely, das Hündchen seiner verstorbenen Frau, vor einem Blumentisch mit einem Kanarienvogelbauer. Noch aber schien die Zeit des Ausruhens von den Aufregungen der jüngsten Zeit nicht gekommen zu sein. Aus Moskau trafen beunruhigende Nachrichten über den Gesundheitszustand seiner Tochter Elisabeth ein. Er begab sich zu Anfang des Juni mit seinen drei jüngsten Kindern auf den Weg nach Rußland und mußte hierzu den beschwerlicheren Landweg wählen, weil eine Seereise durch die augenblicklichen Kriegsverhältnisse unmöglich gemacht worden war. Nach dem Besuch des Grabes seines Freundes Radowitz in Erfurt ging er nach Livland zu seinem Bruder Karl, welcher das Ritterschaftsgut Wiezemhof zur Arrende hatte, und entschied sich auf der Durchreise durch Dorpat, wo sein zweiter Sohn bereits seit dem Vorjahre das Universitätsstudium beendigt hatte, nun auch den dritten die Hochschule daselbst beziehen zu lassen. Er selbst aber setzte mit seiner Tochter und dem jüngsten Sohne, welcher entschiedene Vorliebe für eine Künstlerlaufbahn bezeigte, die Reise über St. Petersburg, wo er vom Kaiser empfangen

wurde, fort. Nach fünfwöchentlichem Verweilen in Moskau bei ſeiner kranken Tochter Joukovsky, kehrte er dann wiederum nach Frankfurt zurück.

Seine nächſte Sorge war nun der künſtleriſchen Ausbildung ſeines Sohnes Chriſtoph gewidmet, welcher vor und auch nach der Moskauer Reiſe, unter Profeſſor Steinles Leitung, zur größten Freude des Vaters bisher mit Erfolg gezeichnet hatte. Ganz beſonders lieb war ihm der Gedanke an die künftige Künſtlerlaufbahn dieſes Sohnes. Im Frühling 1856 brachte er ihn nach Düſſeldorf, wo Schadow, bei Durchſicht von Chriſtophs Studienheften, beſonders aber der Federzeichnungen nach der Natur, die der angehende Künſtler ſeinem künftigen Lehrer vorlegen konnte, eine ausgeſprochene Befähigung deſſelben für die Malerei erkannte und ihm die willfährigſte Unterſtützung ſeinerſeits zuſagte. Nach äußerſt genußreich im Kreiſe ſeiner ehemaligen Kunſtgenoſſen verlebten Pfingſttagen, ging Reutern mit ſeiner jüngſten Tochter im Juli nach Bönigen, wo er ſich indeſſen diesmal nicht der erhofften Muße und paſſenden Gemüthsſtimmung für die Beendigung ſeiner unvollendet gebliebenen Schweizerbilder erfreute. Ueber Willingshauſen in's Winterquartier nach Frankfurt zurückgekehrt, ereilte ihn die, wenngleich nicht unerwartete, ſo doch nicht minder ſchmerzliche Nachricht von dem Tode ſeiner Tochter in Moskau.

Der Sommer 1857 endlich brachte ihm nach all' den ſchweren Erlebniſſen und ununterbrochen auf einander folgenden Verluſten der letzten Zeit die Freude, ſämmtliche noch lebende Kinder und Großkinder bei Gelegenheit der Taufe ſeines Großſohnes, Adolfs von Wulf, in Wiesbaden verſammelt zu ſehen. Aus dieſer Zeit ſtammt ein lebensgroßes Porträt ſeines Sohnes Baſil und ein unvollendetes kleineres Gemälde, auf dem das glückliche Zuſammenſein der Familie durch eine Gruppe aller anweſenden Glieder derſelben verewigt werden ſollte. Als aber ſeine Kinder ihn theilweiſe verlaſſen und er im Frankfurter Atelier ſeine gewohnte Ruhe wiedergefunden hatte, ging er, erfriſcht und geſtärkt durch die Eindrücke der verlebten Monate, an die Beendigung ſeiner mehrerwähnten Schweizerbilder und hatte die Freude das Baumbild, zu Anfang des nächſtfolgenden Jahres 1858 fertig auf der Staffelei ſtehen zu ſehen. Mit ganz beſonderem Eifer und erneuter Arbeitsluſt machte er ſich danach an ſein Madonnenbild. Es ward denn auch nach angeſtrengteſter Arbeit im Juni deſſelben Jahres in der Höhe von circa drei Fuß vollendet, worauf es, in einen architektoniſch ausgeführten Goldrahmen eingefügt, für einige Tage auf die Frankfurter Ausſtellung gegeben und ſodann, zugleich mit dem vorher genannten Baum-

bilde, nach St. Petersburg abgesandt werden konnte. Hier wurden beide Gemälde von seinen Söhnen in Empfang genommen und nach Peterhof befördert, um dem Kaiser dargebracht zu werden. Gegenwärtig befinden sie sich in der Ferme von Alexandrie.

Gestärkt durch eine Kur in Wildbad schickte er sich am Schluß des Jahres an, auch das zweite Schweizerbild, „die Sängerinnen im Boot", zu vollenden. Da erhielt er ganz unvorbereitet die erschütternde Nachricht von der schweren Erkrankung seines jüngsten Sohnes in Düsseldorf an einem acuten Lungenleiden, welchem derselbe einige Tage darauf im Alter von einundzwanzig Jahren erlag. Mit diesem letzten Schlage, der den schwergeprüften Greis betraf, war nun auch die beglückende Aussicht, in dem begabten Jüngling seine eigenen künstlerischen Bestrebungen fortleben zu sehen, dahingeschwunden! Es bedurfte der ganzen, Reutern eigenen, Glaubensstärke, um den mit dem Fehlschlagen dieser innigsten, sein Alter erhellenden, Hoffnung verbundenen Schmerz aus der Hand Gottes willig hinzunehmen und demüthig zu ertragen.

Im März 1859 gelang es Reutern, obgleich ihm nach dem Erlebten eigentlich die Lust am Malen fehlte, endlich sein Bootbild fertigzustellen. Späterhin machte er einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in Willingshausen und untermalte das Abendmahlsbild nach dortigen Modellen, letzteres ist jedoch nicht mehr fertig geworden. Ein Rendez-vous im Herbste dieses Jahres mit seinen alten, auf einer Badereise begriffenen, Dienstkameraden, den Generalen Georg von Helffreich und Frommhold von Sivers, in Schlangenbad brachte ihm nach den, wie wir oben gesehen haben, fast unausgesetzt ihn verfolgenden Prüfungen einige Erquickung. Die leider nur zu kurzen Tage des Zusammenseins der drei ehemaligen Krieger gestalteten sich durch die Erinnerung an gemeinsam erlebte interessante Episoden und den Austausch ihrer in den verschiedensten Lebensführungen gesammelten Erfahrungen zu einer höchst genußreichen Zeit und zogen ihn momentan wenigstens von den ihn je mehr und mehr beschleichenden trüben Gedanken ab. Trotz einer durch diese Anregung in seinem Gesundheitszustande eingetretenen Besserung und der damit Hand in Hand gehenden erhöhten Gemüthsstimmung, hatte er sich indessen im Winter von 1859 auf 1860 über eine zunehmende Schwäche der Sehkraft seines rechten Auges bitter zu beklagen und die hierdurch bedingte Unfähigkeit, sich mit seiner Kunst weiter zu beschäftigen, lastete schwer auf ihm. Dies brachte eine allgemeine Ver-

ſtimmung zu Wege, unter welcher ſein ganzer Organismus ſichtlich zu leiden begann. Die dagegen angewandten Mittel, ſo der wiederholte Gebrauch von Schlangenbad und der Aufenthalt an verſchiedenen ſchönen Punkten der Schweiz in den Jahren 1862 und 1863 beruhigten zwar ſeine erregten Nerven auf Augenblicke, gaben ihm jedoch den Schlaf nicht wieder zurück. Auch blieb ſein geſchwächtes Auge ein ſtetes Hinderniß, ſich der Oelmalerei hinzugeben, wenn es gleich das Zeichnen mit Kohle und Kreide auf grauem Papiere ermöglichte. Auf dieſe Weiſe ſind die im Winter 1861 ausgeführten, einen Sturm im Walde und die Ruine von Unſpunnen bei Interlaken darſtellenden, zwei Cartons gewiſſermaaßen als die letzten Compoſitionen ſeiner Hand zu betrachten. Beide Zeichnungen geben den Ausdruck der ſchwermüthigen Stimmung wieder, welche ihm der Zuſtand ſeiner nun mehr erlahmten Kraft zum Bewußtſein brachte!

Mit dem Jahre 1864 überkam ihn ſein altes Nervenleiden in verſtärktem Maaße, ſodaß an irgend eine anhaltende Beſchäftigung ſeinerſeits gar nicht zu denken und er meiſt nur auf die von ſeiner Tochter ihm gebotene Lektüre aus Geſchichtswerken und Belletriſtik angewieſen war. In ſeinem Zuſtande, der ſich durch die Lähmung der ganzen rechten Seite in Folge eines Schlaganfalls noch verſchlimmert hatte, traten nur während der wärmeren Jahreszeit momentane Erleichterungen ein, wozu die Beſuche theilnehmender Freunde und Bekannter nicht unweſentlich beitrugen. Insbeſondere war ihm der Umgang mit dem ehemaligen Rector des Frankfurter Gymnaſiums, Dr. Vömel, angenehm, da er ihm aus den Pſalmen und dem Buche Hiob vorlas und hieran eine dem Seelenzuſtande des Kranken angepaßte Betrachtung zu knüpfen pflegte Auch berührte ihn äußerſt ſympathiſch ſeine Ernennung zum Ehrenmitglied und Meiſter des Freien Deutſchen Hochſtifts in Frankfurt, wodurch, wie es in dem vom 24. Juli n. St. 1864 aus Goethes Vaterhauſe ausgeſtellten Diplome heißt, „ſein Wirken und ſeine Verdienſte eingetragen ſind in das Buch der Ehren des deutſchen Volks, deſſen höchſter Stolz und Ruhm beſteht in Thaten des Geiſtes, in der Veredlung der Menſchheit durch Wiſſenſchaften, durch Künſte und allgemeine Bildung.“

Im neuen Jahre 1865 wiederholten ſich die Schlaganfälle. Die Lähmung ſchritt dabei ſtetig fort: er konnte das Bett nicht mehr verlaſſen. Am 22. März n. St. entſchlief er ſanft, umgeben von ſeinen Angehörigen.

Zahlreiche Freunde und Bekannte geleiteten unter dem Vortritt des viele Jahre hindurch mit Reutern innig verbundenen Seelsorgers, des Pfarrers Anton Wehner, die Leiche auf den Sachsenhäuser Kirchhof, wo sie neben dem Grabmale seines jüngsten Sohnes bestattet ward. Ein in rothem Sandstein von dem Bildhauer Nordheim künstlerisch ausgeführtes Monument mit dem Porträtmedaillon des Verewigten und, als Sargschrift, dem von ihm selbst gewählten Lieblingspsalme 103, Vers 1—4, bezeichnet die Stelle, wo er inmitten seiner ihm vorangegangenen Angehörigen ruht.

Nachdruck verboten

Vermählt.

I.

Welch ſüßer Traum in Deinen Armen
Ruft neu mich in die Welt zurück,
Voll ſtrömt in freundlichem Erbarmen
In's todtgeglaubte Herz das Glück.

Wie könnt ich jemals frei Dich geben
Da Alles hin zu Dir mich drängt,
Du haſt zu viel von Deinem Leben,
Von Deiner Liebe mir geſchenkt.

O gieb dem ſeligen Gedanken,
Dem Traum der Träume Fleiſch und Blut,
Nicht flücht'ge Stunden laß Dir danken,
Verzehren ſoll auch Dich die Glut,

Im Innerſten ſollſt Du entbrennen,
Gefangen geben Herz und Sinn
Dem Fühlen ganz und dem Erkennen,
Daß ich Dir Herr und Heiland bin.

II.

Seit mein Herz ſich voll ergeben
Dir und ewig Dir
Streif ich alles fremde Leben
Mühelos von mir.

Acht' der Stimmen, die mich riefen
Nicht, zu fremder Welt,
Mag mich nur in Dich vertiefen,
Einzig Dir gefellt.

Jahr um Jahr aus öder Wildniß
Heller Frühling bricht
Und Dein wunderſelig Bildniß
Schenkt den Tagen Licht.

Was nur je im Reich der Sinne
Funkelt, blüht und lenzt,
Hat im Feuertrunk der Minne
Mir Dein Mund kredenzt.

Und ich fühl's wie unter Thränen
Sich die Zeit erfüllt,
Fuhl es wie Dein tiefſtes Sehnen
Mir entgegen ſchwillt,

Daß zugleich ſich mir vermähle
Mit dem Leib und Blut,
Deiner ganzen reichen Seele
Ungetheilte Glut.

III.

Wirr vom Leben umgetrieben
Steh auch ich gebannt,
Und mein Denken und mein Lieben
Ruht in Deiner Hand.

Wähnte Alles längſt verloren,
Tief getaucht in Nacht,
Und nun preiſ' ich, neugeboren,
Deines Geiſtes Macht.

Du nur konnteſt mich erlöſen
Von dem Grau, dem Nichts —
Und es ward Dein mildes Weſen
Quelle nur des Lichts.

Bilder, blaß und unverſtanden
Haſt Du voll beſeelt,
Und ich fühl mit weichen Banden
Mich dem All' vermählt.

Sänftigteſt die bittern Schmerzen —
Und auf Dein Gebot
Wuchs die Liebe groß im Herzen —
Treu bis in den Tod.

Selbſt zu ungeahnten Fernen
Lenkſt Du kühn die Schau,
Schmückſt mit räthſelhaften Sternen
Mir des Himmels Blau.

Biſt mir einzig Luſt und Sonne
Die den Pfad erhellt,
Biſt mein Leiden, meine Wonne,
Biſt mir Gott und Welt!

IV.

(Mit einem durch die Erinnerung geweihten Ringe.)

Nicht um zu danken und zu werben,
Nur um zu huld'gen und zu weih'n
Soll nun für Leben und für Sterben
Dies theure Pfand Dein eigen ſein!

Von tiefſter Liebe mag es zeugen
In der mein Herz zu Dir entbrennt
Und Alles, was ihm werth und eigen
Allein mit Deinem Namen nennt!

Guido Eckardt.

Aus alter Zeit.

Von Fr. Hunnius, Probſt in Maholm

Ein Einband in Schweinsleder, eine alte vergilbte Handſchrift iſt eigentlich nur etwas für Kenner. Gewöhnlich geht man an ſolchen Raritäten ziemlich gleichgültig vorüber. Diesmal aber blieb mein Auge doch an einer von ſehr feiner, geübter Hand gemachten Aufzeichnung in meinem Archiv haften. Zumal der Inhalt eine ſehr blutige Geſchichte behandelte, einen verheerenden Krieg, den der Schreiber dieſer Aufzeichnung ſelbſt erlebt hatte. Ich kam in eine feierliche Stimmung, wenn ich mir vorſtellte, daß daſſelbe Buch, das ich in der Hand hielt, vielleicht von dem Mg. Scholbach, der es vor 237 Jahren eingerichtet, melancholiſch zuſammen geklappt ſein könne, nachdem er ſeinen Vergleich der Zerſtörung Maholms mit der Zerſtörung Jeruſalems niedergeſchrieben hatte.

Ich glaube, daß der von mir ausgewählte Theil der Memorabilien des M. Scholbach wohl der Veröffentlichung werth iſt und einige hiſtoriſche Bedeutung beanſpruchen kann. Vor Allem, was er von dem Einfall der Ruſſen in's Maholmſche Kirchſpiel ſagt, iſt wichtig, dann aber auch iſt ſeine Notiz über die Fürſtin von Pernau intereſſant. Um beides verſtändlich zu machen, möchte ich eine Schilderung der damaligen Verhältniſſe voranſchicken, ſoweit ich ſie kennen zu lernen vermochte und dann Scholbachs Aufzeichnungen ſelbſt folgen laſſen.

In einer Unterredung, die die Königin von Schweden kurz vor ihrer Abdankung mit dem polniſchen Geſandten hatte, ſagte dieſer, der König von Polen und deſſen Republik werden ihren Nachfolger Carl Guſtav X nicht als König von Schweden anerkennen. Die Königin eilte ihm zu erwidern Ihr Vetter Carl Guſtav werde Johann Caſimir mit dreißigtauſend Zeugen beweiſen, daß er rechtmächtiger König von Schweden ſei. Bald nach ſeinem Regierungsantritt erfüllte ſich dieſe Vorausſage und die glücklichen Erfolge der ſchwediſchen

Waffen in Polen reizten das benachbarte Rußland auch ſeinerſeits die Waffen gegen das übermächtig werdende Schweden zu erheben. Im Jahre 1656 brach ein großes ruſſiſches Heer in Livland ein, näherte ſich Riga und begann endlich deſſen Belagerung. — Als ſchwediſche Reiter das ruſſiſche Lager beunruhigten, wurden ſie dabei vom Grafen Heinrich von Thurn ermuntert, der von den Ruſſen getödtet wurde. Der Lieutenant von Buddenbrock wollte deſſen Leiche aus den Händen der Feinde befreien, entkam aber nur mit genauer Noth dem eignen Untergang. Endlich gelang es doch den Schweden ſich der Leiche des Grafen zu bemächtigen, aber ihr fehlte der Kopf. Am 25. Auguſt erſchien ein ruſſiſcher Parlamentär vor dem Thor von Riga mit einem Brief an den Grafen de la Gardie, der Brief wurde den Ruſſen wieder zurückgeſchickt. Der Parlamentär brachte aber auch ein Käſtchen, in dem, in ein ſeidenes Tuch geſchlagen, der Kopf des Grafen von Thurn lag. Deſſen Wittwe Johanna Margaretha, Markgräfin von Baden-Durlach empfing den Kopf und ließ dem Ueberbringer eine Erkenntlichkeit reichen.[1])

Ich meine, daß dieſe Frau jene „Fürſtin von Pernau“ geweſen iſt, von der M. Scholbach als Hofprediger und Beichtvater vocirt zu ſein angiebt.

Graf Heinrich von Thurn iſt offenbar der Sohn des aus dem Böhmiſchen Aufſtand bekannten Grafen Mathias von Thurn und ſeiner Gemahlin Magdalena von Hardeck. Nachdem Graf Mathias von Thurn bei Steinau von Wallenſtein gefangen worden war, hielt ſeine Gemahlin Hof in Pernau.[2])

Riga wurde von den Ruſſen nicht bezwungen, das ruſſiſche Heer zog weiter und eroberte Kokenhuſen, auch Dorpat fiel in ſeine Hände. Im Jahre 1657 dauerten die Feindſeligkeiten fort, es wollte den Schweden nicht gelingen, mit den Ruſſen zu einem Frieden zu kommen. Ja, Graf de la Gardie entſchloß ſich die Ruſſen im eignen Lande anzugreifen. Er ging mit 1800 Reitern und 1200 Dragonern ohne alles Fußvolk bei Wask-Narva über die Narowa und drang bis nach Odow vor. Die Bewohner heuchelten Furcht vor den Schweden, aber bald ſammelte ſich ein großes ruſſiſches Heer, Graf de la Gardie ging eilig nach Ehſtland zurück. Ein ruſſiſches Heer von 4000 Mann folgte ihm auf dem Fuß über die Narowa nach Wierland. Hier wurde von den Ruſſen ganz Allentacken verwüſtet, drei Kirchſpiele verheert, die ſchönen, ſteinernen Kirchen in Jewe, Maholm, Luggenhuſen ſowie einige hölzerne Kirchen um Narva herum verbrannt.[3])

[1]) Nach Gadebuſch.
[2]) Olearius p. 45.
[3]) Gadebuſch.

Dieſer ruſſiſche Einfall erſtreckte ſich nur bis zum Sembach, der das Maholmſche vom Weſenbergſchen Kirchſpiel trennt. Hier kehrten die Ruſſen wieder um, und gingen nach Rußland zurück.

Solches erlebte Mg. Scholbach, der eben in Maholm Paſtor geworden war. Er entfloh mit Hülfe des Beſitzers von Poeddes nach Finnland und kehrte im folgenden Jahr nach Maholm zurück. Das Nähere darüber wird ſein eigner Bericht geben. Scholbach iſt von großer Bedeutung für Maholm geweſen. Von den vier Predigern vor ihm, die Schweden geweſen zu ſein ſcheinen, iſt kaum mehr als der Name bekannt. Er ſchuf erſt geordnete kirchliche Verhältniſſe, die Kirche wurde wiederhergeſtellt, das Paſtorat wurde aufgerichtet. Manche noch heute vorhandene Einrichtungen auf demſelben ſtammen von ihm. Er hat den Beſitzſtand der Kirche, die Grenzen der Ländereien, die Zahlungen und Zuwendungen an die Prediger genau angegeben. Raſtlos thätig, hat er ſich im Jahre 1672, zwei Jahre vor ſeinem Tode, eine Familiengruft in der Kirche nahe dem Altar erworben. Der Grabſtein findet ſich noch heute im Chor der Kirche und es ſteht auf demſelben: Dieſer Stein und dieſe Stelle gehört mir M. Michael Scholbach und meinen Erben erb und eigen 1672. Ihm folgten als Prediger bekannte deutſche Namen: Johannes Wartmann, Mg. Arnold von Huſen, Tobias Schonert, zu deſſen Zeiten der Nordiſche Krieg wieder verwüſtend über das Land ging. Nach dieſen einleitenden Ausführungen laſſe ich die Aufzeichnungen Scholbachs ſelbſt folgen.

Jehowa juwa!

Anno 1656 den 20. Decembris iſt der Seel. Paſtor Hr. Elias Gräntzien in Gott dem Hrn Seelig endſchlafen, dem Gott der Herr eine ſanfte Ruhe in der Erde verleihen, und am jüngſten Tage eine fröhliche Auferſtehung zum ewgen Leben beſcheren wolle!

An ſeine Stelle bin ich M. Michael Scholbach, Revaliae-Livonus, anno 1657 d. 19. Mai zum Paſtoren bei genannter Kirchen legitime vociret und vom Herrn Episcopo Joachimo Iheringio confirmiret worden.

In der königlichen Stadt und Feſtung Narva hatte ich dem lieben Gott gedienet bei 11 Jahr an der deutſchen Gemeine, da mich der leidige Neid ſo lange verfolgte, bis ich ſelber meinen Dienſt daſelbſt reſigniren, Haus und Hof verlaſſen und die Nyenſche Vocation ungern (weil mein Gnädigſter König im Reiche nicht anzutreffen, noch um Recht anzurufen war)

bei der deutſchen Gemeine, die da verſammelt war, annehmen mußte. Als ich auch daſelbſt in Ryen dem grundgütigen Gott nach den geringen Gaben, welche mir verliehen waren, aufs treulichſte gedient und der löblich deutſchen Gemeine bis anderthalb Jahren vorgeſtanden, daß auch ipsa invidia mir nichts anders als gutes wird nachzuſagen wiſſen, fiel leider der Moskowiter daſelbſt ins Land und ward ſowol ich als meine lieben Zuhörer von dannen vertrieben, daß wir kaum mit dem Leben davon kamen und nicht allein die Stadt ſondern auch das ganze Land nach uns ruinirt und eingeäſchert ward, worüber ich mit den lieben Meinigen nach Reval mich begeben und andre Promotion von dem lieben Gott erwarten mußte. Darauf erhielt ich obgedachte Vocation von den hochedelgeborenen, geſtrengen, groß achtbaren, feſten und mannhaften Hrn Kirchſpiels-Junkern und Eingepfarrten des genannten Kirchſpiels St. Nicolai zu Maholm, welche waren 1) Hr Hans Engdes, Erbherr auf Poeddes und des Fürſtenthums Ehſten hochbetrauter Landrath, 2) Hr Herman Wrangel von Addinal, 3) Hr Jürgen Uexküll von Angern und Oerthen, 4) Hr Major Johann Müller von Kunda, 5) Hr Dettloff Sommer Pfandhalter auf Waſchul, 6) Hr Heinrich Döhnhoff auf Kappel, 7) Hr Niels Baghuwut auf Sauern, 8) Frau Margarete von Lewolde, ſel. Hrn Herman Büllingshauſens von Paddas hinterlaſſene Frau Wittib, 9) Margareta Lanting ſel. Hrn Salomon Raben nachgelaſſene Frau Wittib auf Wartz, 10) Hans Behrens Amtsverwalter wegen der beiden Hoch Gräfl. Guter Malla und Aſſergen. Welche Vocation auch anno 71 die hochwohlgeborne Frau Gräfin Syria Bielck, des Erlauchten Hoch und Wohlgeborenen Hrn Grafen und ſel. Feldherrn Hrn Guſtaw Horns nachgelaſſene Frau Wittwe mit conſens des hochwohlgeborenen Herrn Baronis und Ober-Kammerherrn Hrn Niels Bielke ſelber eigenhändig confirmiret und bekräftigt hat.

Kaum daß ich von meines ſel. Hrn Anteceſſoris Begräbniß ein (nach Pfingſten) der Frau Wittiben zum beſten bis Michaelis aufgewartet, auf dem hochadlichen Hof Paddas gewohnt und von den Hrn Kirchſpiels Junkern auch andern Eingepfarrten mein reichlich Einkommen und Unterhalt gehabt, fiel der grauſame Feind der Moscowiter an dieſem Orte wieder ins Land und machte Alles bis an die Semmſche Brücke wüſt und kahl, worüber ich mit meinen lieben Kirchſpielsleuten und 3 Söhnen abermal reiß aus nehmen und davon fliehen mußte. Aber habe Gott zuerſt und hernach dem hochedelgeborenen Hrn Landrath Hans Engdes zu danken, welcher einige Wagen nach mir ſandte, mich und die meinigen an den Maholmſchen

Strand abholen ließ und mit ſich auf ſeine Fracht-Schute hinüber nach Finnland nahm, wo ſelbſt die Hochedelgeborne Frau ſel. Hrn Hartwig Nödings nachgelaſſene Frau Wittwe auf Lahoska (nicht anders als wie die Wittwe zu Sarepta den Propheten Elias auf und annahm) mich zu ſich holen ließ und uns alle alſo verſorgte, daß wir's nicht genug rühmen können Jeſus wolle es ihr und den ihrigen auch allen meinen Wohlthätern hier zeitlich und auch dort ewiglich an Leib und Seele wieder belohnen! Nachdem der Winter verfloſſen und ſowohl der Pohl als auch der Muscowiter aus dem Land wieder gewichen war, die grauſame Peſt auch durch Gottes Gnad und Allmacht aufgehört hatte, begab ich mich mit den lieben Meinigen wieder nach Reval und ſtrandete mit einer finniſchen Schute unter Wolſſund, jedoch half uns Gott der Herr abermal davon: und kamen endlich gegen Pfingſten wieder nach der Maholmſchen Kirche. Aber was für Elend wir für uns funden, iſt nicht zu beſchreiben. Die edle Kirche, die zuvor wohlgebauet war, lag wüſte, keine Thür, kein Stuhl, kein fenſter, auch kein eiſen Nagel war mehr darinnen zu finden, die Gräber waren mit Feuer zerſprengt und die Todten beraubet, die Glocken hinweg geführet, das Paſtorat eingeäſchert, die Dörfer und Höfe umher verwüſtet, ſumma die Zerſtörung Jeruſalems war allda vor Augen gleichfalls zu ſehn. Die nächſten Bauern wollten vorgeben, als wenns der Feind Alles gethan hätte, aber es war vielmehr zu beweiſen, daß ſie es ſelber nach des Feindes Abzug ſelber verrichtet: ein Part ſtrafte Gott deswegen und ſie elenden Todes ſterben mußten, die meiſten leben noch, Gott mag es ihnen vergeben und weil die Patronen dazu ſtill ſchweigen, ſelber dermaleins an ſolche Kirchen-Störer ſeine Rache ſehen laſſen.

Weil aber gleichwohl geprediget und der Gottesdienſt verrichtet ſein wollte, mahſen die meiſten Bauern, die noch am Leben waren, ſich von allen Orten wieder verſammelt hatten, achtete ich es nicht und mich die Hochwohlgeborne Fürſtin von Pernau zu ihrem Beichtvater vocirte auch die Hrn Kirchſpiels Junkern von Ampel mich an ihre Kirche berufen hatten, über das auch einige von der Hrn Kirchſpiels Junkern ſelbſt beſorgten, daß ich bei ſolchem Ruin zu Maholm nicht würde leben können und mich daher gerne nach Kegel wollten befördert ſehn, blieb viel lieber hierſelbſt und behalf mich, wie ich konnte, bald wohnte ich auf Malla, bald im Dorf Wörkül, am meiſten im Dorf Waſchel, woſelbſt ich eine Bauern-Riege innehatte und mich ſolange im Rauch aufhielt, bis der Sommer wieder herankam.

Corrigenda:

S. 444 Z. 2 v. u. l. Rienaſt ſtatt Ruiwaſt.
„ 451 „ 20 „ o. „ Bonnnes ſtatt Nonnnes.
„ 451 „ 25 „ „ nach 22. Februar zu ergänzen 1893.
„ 452 „ 8 „ u. „ Ritterbuches ſtatt Retterhauſes.

Herausgeber: Arnold v. Tideböhl.
Redacteur: A. Carlberg.

Otto Arnold Paykull.

Von Otto Sjögren.

Uebersetzt von Dr. A. Bergengrün.

(Schluß.)

Während sich Paykull auf diese Weise in der Goldmacherei und anderen Experimenten übte, verfolgte er doch zweifelsohne mit Aufmerksamkeit den wechselnden Verlauf des Krieges. Dem Anscheine nach hatte August durch die Wahl Stanislaus Leszynskis zum Könige *(1704)* in Polen den Boden unter den Füßen verloren, thatsächlich wurde aber gerade dadurch sein Anhang daselbst vermehrt, die Fortschritte der Russen an der Ostsee, ihr geplanter Einfall in Polen ließen eine Wendung zum Besseren hoffen. Vermuthlich hat Patkul es nicht verabsäumt, diese Aussichten Paykull vorzuhalten und sie durch neue Vorspiegelungen zu steigern. Zunächst stellte nun der frühere Feldherr dem Könige August eine seiner Erfindungen zur Verfügung. Patkul lenkte die Aufmerksamkeit des Königs auf eine von Paykull erfundene Art Schneideeisen „Messerklingen," welche von ungeheurem Nutzen sein sollten; doch mußte die Anfertigung derselben geheim bleiben, damit der Feind nicht in den Stand gesetzt werde, sich diese wichtige Erfindung anzueignen. König August wurde auch bestimmt 200,000 derselben zu bestellen und soll zu dem Ende 100,000 Thaler angewiesen haben. Als Probe sandte Patkul Anfang Januar 1705 einige dieser „Messerklingen" an den Fürsten Golowin; in einem dieser Sendung folgenden Briefe[1]) an Golowin richtet er im Auftrage König Augusts an den Zaren die Aufforderung 300,000 solcher Klingen zu kaufen, sodaß beide Heere bei der bevorstehenden Vereinigung in Polen mit ihnen bewaffnet wären. Außer den Klingen sollten besonders konstruirte

[1]) (Bernouilli) Patkuls Berichte an d. Zaar Cabinet XLVI Dresden 25. Jan (5. Febr.) 1705.

Kanonen und Kartätſchen zur Verwendung gelangen. Aus Beſorgniß für die wichtige Erfindung führte Patkul ſeine Korreſpondenz, ſoweit ſie ſich hierauf bezog, meiſtentheils in Chiffreſchrift.

Das Verlangen nach einer mehr aktiven Theilnahme an den Ereigniſſen war jetzt bei Paykull wieder erwacht. König Auguſt plante einen Einfall in Polen, um den Ruſſen, welche in Kurland und Lithauen ſtanden, die Hände zu reichen.

Patkul, der lange für dieſen Plan gearbeitet und nun ſeinem Ziele nahe gekommen zu ſein glaubte, vermochte es ohne Schwierigkeit Paykull zum Wiedereintritt in den Dienſt als General der Infanterie zu bewegen. Auch ſchickte er ihn im Februar 1705 mit einem Briefe[1]) an den Zaren, in welchem er zur Beſchleunigung des Feldzuges in Polen mahnte und den Ueberbringer rekommandirte. Was die Perſon des Generals betreffe, ſchrieb er, ſo ſei er Livländer; er habe wohl gedient und erfreue ſich eines guten Rufes; inſonderheit ſei er in der Fortifikation und vielen anderen Wiſſenſchaften wohl erfahren; er ſei auch der, welcher dem Könige die Erfindung in Bezug auf die Klingen mitgetheilt habe. (Die letzten Worte in Chiffreſchrift.) Am ruſſiſchen Hofe, wo Paykull in ſeiner Eigenſchaft als Livländer und Schwedenfeind auf eine gute Aufnahme rechnen konnte, ſoll er ſich einige Zeit aufgehalten und „fleißig für König Auguſts Beſtes gearbeitet und geholfen haben, allerhand Anſchläge gegen Polen und Schweden zu ſchmieden.“[2])

Nach ſeiner Rückkehr wurde Paykull an die Spitze des kleinen ſächſiſchen Heeres von 4000 Mann geſtellt, welches nach Strombergs Ankunft aus dem Krakauſchen Gebiete geflohen war, ſich dann nach Brzeſc zurückgezogen hatte und nun von da den Bug entlang weiter rückte[3]). In einem Handſchreiben von König Auguſt wurde Paykull befohlen, durch Ueberrumpelung Warſchaus den dort verſammelten Reichstag zu ſprengen und womöglich die

[1]) l. c. XLVIII. Dresden 10. 21. Febr. 1705.

[2]) Relch II, 513.

[3]) *August II von Polen hatte Ende 1704 Krakau verlassen und sich nach Sachsen begeben. Der Adel in Galizien, Krakau und Sandomierz, der bisher treu zu ihm gehalten, glaubte, dass er seine Sache selbst aufgebe, begann von ihm abzufallen und auf die Seite des Gegenkönigs Stanislaus Leszczinski überzutreten. Um diesem Umschwung den nöthigen Halt zu geben, liess Karl XII durch Stromberg die sachsischen Truppen aus Krakau vertreiben und durch den Kardinal-Primas Radziejowski zum 11 Juli einen allgemeinen Reichstag nach Warschau ausschreiben, auf dem Stanislaus gekrönt werden sollte*

beabſichtigte Königskrönung Stanislaus' zu verhindern. Gegen Ende Juni begann er gegen die Weichſel vorzurücken; er vereinigte ſich darauf mit den 40 Fahnen der litauiſchen Reiterei Wiesnowieckis und den 50 Fahnen der polniſchen Kronarmee unter Chomentowski, insgeſammt gegen 6000 Polen. Im Schrecken über ſeinen Anmarſch floh ein Theil der Reichstagsglieder auf die andere Seite, der Landmarſchall Bronitz dagegen blieb zurück und nahm mit dem ſchwediſchen Heere an dem nun folgenden Kampfe Theil.

Zum Schutze Warſchaus wurde der ſchwediſche Generallieutenant Karl Nieroth mit drei Reiterregimentern aus Gneſen entſandt. Er kam in den erſten Tagen des Juli an; Fußvolk unter Dahldorf rückte zu ſeiner Verſtärkung heran. Als Vortrapp des erwarteten Feindes traf ein Theil von Auguſts polniſcher Reiterei unter Smigelski bei Praga ein; aber ſein Verſuch über die Weichſel zu gehen wurde von Nieroth zurückgewieſen. Am Schluß des Monats fand ſich Paykull mit dem Hauptheere ein. Zwei kleine Rekognoscirungs- und Streifcorps, welche Nieroth auf das andere Ufer ſandte, wurden ſofort übermannt. Belebt durch dieſen Erfolg, ging Paykull in der Frühe des 30. Juli mit dem ganzen Heere über die Weichſel, deren Waſſerſtand infolge der ſtarken Hitze des Sommers bedeutend geſunken war. Der Uebergang erfolgte bei Sakrozin, ein paar Meilen oberhalb Warſchaus. Als *der Oberst-Lieutenant* Klas Bonde, welcher mit 200 Reitern in der Gegend ſtand, dieſes gewahr wurde, griff er die, welche den Fluß bereits überſchritten hatten, ſofort mit nur 26 Reitern an, ohne ſich auch nur Zeit zum Sammeln ſeiner Leute zu geben; aber ſie wurden umzingelt und niedergemacht. Als dann die Hälfte des Heeres übergeſetzt war, wurden die Sachſen mit derſelben Verwegenheit von den übrigen Reitern Klas Bondes angegriffen, welche nun nach dem Tode ihres Führers von deſſen 3 Rittmeiſtern befehligt wurden, nach heftigem Kampf wurden 2 der Schwadronen niedergehauen oder zerſtreut; der dritten glückte es ſich durchzuſchlagen; ſie brachte Nieroth die Nachricht von dem Geſchehenen. Die Sachſen ſchienen durch dieſes Ereigniß eher entmuthigt als angefeuert worden zu ſein, es zeigte ihnen, mit was für einer Art von Feinden ſie es zu thun hatten. Aber Paykull, welcher ſchon den Sieg in Händen zu haben glaubte, fertigte an König Auguſt einen Eilboten mit einem Briefe ab, „in dem er mit vielen großen Worten berichtete, wie er nun ſein Ziel erreicht habe, indem die Schweden verjagt und die Warſchauer Verſammlung geſprengt ſei.“[1] In ſeinem Uebermuthe fügte er hinzu: „Ich hoffe in 14 Tagen

[1] Nordberg 1 601, *u. Deutsche Ausg. I, 607, n*

E. Maj. den wilden, raſenden, ſchwediſchen Jüngling todt oder lebendig überliefern zu können.“ [1])

Nieroth, welcher am Nachmittage benachrichtigt wurde, daß der Feind den Fluß überſchritten habe, brach ſo ſchnell als möglich auf und zog vom Lager aus an Warſchau vorbei, um den Sachſen auf der anderen Seite, eine halbe Meile von der Stadt entfernt entgegenzutreten. Aber weil bei ſeiner Ankunft der Abend ſchon weit vorgeſchritten war, ſo zog er ſich etwas zurück und lagerte ſich zwiſchen Warſchau und dem Dorfe Rakowitz. Am anderen Morgen bei Sonnenaufgang ordneten ſich ſeine Truppen auf offenem Felde zur Schlacht. Viele Einwohner Warſchaus hatten ſich auf die Stadtwälle begeben, um das blutige Schauſpiel anzuſehen.

Nieroths Streitmacht, welche knapp 2000 Mann zählte und demnach gegen eine fünffache Uebermacht zu kämpfen hatte, beſtand aus den Reiterregimentern Småland, Oeſtgöta und Kruſe; das erwartete Fußvolk war nicht eingetroffen. Die Reiter wurden zwei Mann hoch in nur einer Linie aufgeſtellt, um einer Ueberflügelung beſſer zuvorkommen zu können. Nieroth mit den Småländern bildete den rechten Flügel bei Warſchau in der Nähe des Palais Lubomirſky, Kruſe ſtand mit ſeinen Reitern in der Mitte und die Oeſtgötaer unter Burenſköld dehnten ihre Linie bis Rakowitz aus.

Auf der entgegengeſetzten Seite nahm Paykull mit ſeinen Sachſen zu Beginn der Schlacht die Mitte ein; ſie waren in drei Linien aufgeſtellt, jede drei Mann tief, und „bildeten gleichwohl eine Front“, ſchrieb er nachher, „welche doppelt ſo groß war als die des Feindes.“ Auf dem rechten Flügel ſtand die Kronarmee, auf dem linken Wiesnowieckis Reiterei.

Unverzagt rückten mittlerweile die Schweden heran, „ſo daß ich mich,“ ſchreibt Paykull, „über ihre Vermeſſenheit und Kühnheit verwunderte, meine Truppen encouragirte und ihnen zuredete, wie leicht es uns nun wäre den Feind zu ſchlagen und niederzumachen.“ In der Hoffnung die ſchwediſchen Truppen zu umzingeln und nach kurzem Kampfe gefangen zu nehmen, ließ er nun ſeine beiden Flügel ſich ausdehnen, um den Feind von beiden Seiten zu umgehen. Die Bewegung begann auf ſeinem rechten Flügel. Burenſköld ſchob ſich daher nach links vor um die Ueberflügelung zu verhindern, ebenſo wie Nieroth und Kruſe aus dem gleichen Grunde ſchnell nach der entgegengeſetzten Seite den Sachſen entgegenziehen mußten. Paykull merkte nun, daß das ſchwediſche Heer „ſich faſt mitten entzwei theilte, in der Mitte eine

[1]) *Nordberg Anmarckningar wid. . . Carl den XII. Historia. Kiøbenhavn 1754. S. 19.*

große Oeffnung laſſend;“ er ließ alsbald 6 ſeiner Schwadronen in die ſo geöffnete Lücke einbrechen und einen heftigen Seitenangriff auf Kruſes Regiment machen, welches gleichzeitig auch in der Fronte angefallen wurde; es gerieth auch in Unordnung, wurde zum Theil zerſtreut und büßte drei Standarten ein, aber es gelang ihm ſchließlich ſich wieder zu ordnen. Unterdeſſen wurden die Sachſen von den Smäländern zurückgeſchlagen, während die Litauer die letzteren umgingen und nach dem ſchwediſchen Lager eilten. Bei Wola in der Nähe des Feldes, wo die Könige von Polen gewählt zu werden pflegten, ſuchte Paykull ſein Volk aufs neue zu ordnen, während Nieroth ſich gegen die Litauer wendete.

Gleichzeitig kämpften die Oeſtgötaer auf ihrem Flügel einen hartnäckigen Streit aus. Nach einem kurzen, aber heftigen Handgemenge jagten ſie die Sachſen vor ſich her in die Flucht, aber während der Verfolgung bekamen ſie die Polen in den Rücken. Sie wendeten um, um dieſe zu vertreiben, aber unterdeſſen ſammelten ſich die Sachſen wieder und fielen nun ihrerſeits den Oeſtgötaern in die Flanke. Es wurden darum ein paar Schwadronen zum Schutz gegen die Polen aufgeſtellt und die Sachſen wieder angegriffen. Da traf zum Entſatze Burenſköld eine Kompagnie des Weſtgötaiſchen Fußvolks, 90 Mann unter Kapitän Kaſle, ein; ihr wohlgezieltes Feuer zwang die Sachſen ſofort zum Weichen; auch ein Theil von Kruſes Regiment vereinigte ſich mit den Oeſtgötaern, welche nun auf der Verfolgung bis nach Wola galoppirten.

Paykull hatte ſeine übrigen Truppen geſammelt und ſah, daß er es jetzt nur mit einem Theil des ſchwediſchen Heeres zu thun hatte; er hoffte erſt dieſen und dann den anderen ſchlagen zu können. „Aber Gott ſei's geklagt,“ ſchrieb er nach der Schlacht an König Auguſt, „es ging dieſes Mal faſt ſchlimmer als vorher, indem der rechte Flügel wohl etwas ausrichtete, aber der linke, bei welchem ich mich ſelbſt befand, lief davon, bevor noch der Feind ſich recht genähert hatte, worüber ich dann gefangen wurde.“ Als er auf der Flucht hart bedrängt wurde, ohne Ausſicht zu entkommen, warf er einige Briefe und Dokumente, die er bei ſich trug, fort; doch wurden dieſe von den ſchwediſchen Reitern aufgehoben. Paykull war raſch eingeholt und zwei Reiter hoben ſchon ihre Degen, um ihn niederzuhauen, als der Rittmeiſter Ridberg auf dem Platze eintraf. Paykull gab ſich ihm zu erkennen und erzählte ihm, daß er mit Burenſköld gut bekannt ſei ſeit der Zeit, da ſie gemeinſam in Paris dienten. Ridberg nahm ſeinen Degen in Empfang und führte Paykull mit ſich, während die Oeſtgötaer das Feld

vom Feinde ſäuberten und dann davonſprengten, um Nieroth aufzuſuchen, der die Litauer geſchlagen hatte und einen Theil derſelben in die Weichſel jagte. Endlich kehrte das ſiegreiche Heer unter dem Schall der Trompeten und Trommeln ins Lager zurück,[1]) eben dahin wurde auch Paykull als Gefangener gebracht.

So ſchimpflich endete der prahleriſch in Ausſicht genommene Ueberrumpelungsverſuch. Als Paykull zu Burenſköld geführt wurde, ſagte er zu ihm: „Bruder, ich hatte gehofft, dich heute gefangen in meinem Zelte zu ſehen, als ich den kleinen ſchwediſchen Haufen erblickte; aber das Kriegsglück iſt ſchwankend, und an Stelle deſſen hat die Feigheit meiner Truppen ihren Anführer zum Kriegsgefangenen gemacht.“ Er blieb die erſten Wochen ſeiner Gefangenſchaft bei Burenſköld und wurde von ihm „honnett gehalten.“[2])

Am 29. Juli brach der König vom Lager bei Rawitz auf und unternahm einen Eilmarſch nach Krotoczin, wo der Sammelplatz für mehrere von verſchiedenen Seiten herankommende Regimenter war. Paykull, deſſen Beaufſichtigung damals Burenſköld entzogen worden zu ſein ſcheint, wurde unter ſtrenger militäriſcher Bewachung dorthin abgeführt. Man unterzog ihn auch einer Viſitation und fand bei ihm einen Brief, aus welchem man unter anderem erfuhr, daß der Zaar am 20. Auguſt mit 40,000 Mann in Warſchau einzuziehen beabſichtigte, um in Verbindung mit den Sachſen das ſchwediſche Heer dort einzuſchließen *(sic)*. Karl XII, welcher ſchon damals an einen Einfall in Sachſen dachte, wurde durch dieſe Nachricht beſtimmt nach Warſchau zu marſchiren, und verlegte ſein Hauptquartier nach Blonie in der Nähe der Stadt.[3]) Paykull blieb fortwährend im ſtrengſten Gewahrſam. Hierdurch beunruhigt ſandte er dem Könige ein Schreiben, in welchem er, veranlaßt durch die Befürchtung, daß „ſeine geringe Perſon bei S. K. Maj. ſchlecht durch den Umſtand empfohlen werde, daß er in Livland geboren ſei,“ ſeine Lebensumſtände auseinanderſetzte, um zu beweiſen, daß er nicht mehr als ſchwediſcher Unterthan anzuſehen ſei. Zum Schluß erſuchte er den König, ihn um ſeiner Herkunft willen nicht härter als andere gefangene ſächſiſche Generale zu behandeln[4].)

---

[1]) Utförlig berättelse om den mellan de sv. trupperna under gen.-lieut. Nieroth och de saxiska förbundna actionen vid Varsjav Paykulls Brief an König August vom 2. Aug. 1705 (Beide in Stockholm Kön. Bibl. samling af samtidas berättelser om Sveriges krig). Relch II, 514 16. Nordberg I, 601, 602 (*d. Ausg I, 607, 609*). Adlerfeld II, 441 45 *(d. Ausg. II, 212 220)*.

[2]) Nordberg I 602 *(d Ausg I, 608)*.

[3]) Adlerfeld II, 450 *(deutsche Ausg II 221)*.

[4]) Relch II. 517.

Indeſſen wurde beim Könige nur ausgewirkt, daß Paykulls Proceß, obwohl derſelbe durch das Urtheil des Svea-Hofgerichts beendigt war, zu neuer Verhandlung demſelben Gerichtshofe überwieſen wurde. Daß Karl XII ſeine Einwilligung hiezu nur widerwillig gab, geht doch aus dem Wortlaut derſelben hervor. Durch Königliches Schreiben, datirt Blonie 1705 December 21, wurde nämlich das Svea Hofgericht benachrichtigt, daß obwohl Paykull ſchon in contumaciam zum Tode verurtheilt ſei, S. K. Maj. ihn doch einem neuen Verhöre unterziehen laſſen wolle, „wobei er alle ſeine vermeintlichen Gründe wieder vorbringen möge.“[1]) Indem ſo Paykulls Rechtfertigungsgründe im voraus als „vermeintliche“ bezeichnet wurden, gab man dem Hofgericht einen Fingerzeig, in welcher Richtung es ſeine Entſcheidung treffen müſſe.

Paykull wurde nun zu Anfang d. J. 1706 über Pommern nach Stockholm gebracht, wo ſein Proceß in den geſetzlichen Formen vor dem Svea-Hofgericht wieder aufgenommen wurde. Ankläger war der neuernannte Fiskaladvokat Thomas Fehman, ſpäter bekannt als Aktor im Proceße gegen Görtz. Die Klageſchrift hob hervor, daß Paykull, welcher durch ſeine Geburt ſchwediſcher Unterthan ſei, „den feindlichen Schild gegen S. K. Maj. und ſein Vaterland getragen habe,“ dafür werde für ihn Verluſt von Leben, Ehre und Gut beantragt. Als Rechtsbeiſtand erhielt der Beklagte auf eigenen Wunſch den Häradshöfding *(Amtsrichter)* Andreas Forßell, einen der gelehrteſten und fähigſten Juriſten Stockholms[2]). Die wichtigſten Vertheidigungsgründe waren: daß Paykull ebenſo wenig wie ſein Vater, jemals den Königen von Schweden gehuldigt, daß er ſchon in jungen Jahren Livland verlaſſen habe und ſchon längſt vor dem Beginne des Krieges im ſächſiſchen Dienſte geweſen ſei und daß er, wie er eben nicht blos zufälliger Weiſe ſondern beſtändig ſeinen Wohnſitz außerhalb Livlands gehabt habe, auch von den ſchwediſchen Behörden als Ausländer dadurch anerkannt ſei, daß er beim Verkauf ſeines väterlichen Gutes mit dem 10. Pfennig beſteuert worden ſei. Zu ſeinen Gunſten wurde auch § 12 der adligen Privilegien herangezogen. Das Hofgericht fand, daß dieſe Gründe, wenn auch nicht für eine Freiſprechung ausreichten, doch ſchwerwiegend als „mildernde Umſtände“ in Betracht kämen. Es entzog ſich deshalb der Fällung des Urtheils und begnügte ſich damit, in einem Gut-

[1]) Des Svea Hofgerichts Sententiæ u. Urtheil vom 14 Nov. 1706. (Kopie im Stockh. Königl. Bibl.)

[2]) Aelch II, 557

achten dieſe mildernden Umſtände zuſammenzufaſſen und ſie als Motiv zur Begnadigung der Prüfung des Königs anheim zu geben.

Die nach Faßmann[1]) von Zeit zu Zeit wiederholte Sage, daß Auguſt den von Paykull kurz vor der Schlacht bei Warſchau geſchriebenen Brief Karl gezeigt und daß dieſer eigentlich erſt durch dieſen Brief in eine ſo unverſöhnlich erbitterte Stimmung gerathen ſei, welche der gefangene General mit ſeinem Leben entgelten mußte, klingt durch und durch kindiſch. Solche Mittheilungen pflegte Karl, wenn ſie nicht einen Wortbruch oder eine Gemeinheit aufdeckten, gar nicht zu berückſichtigen. Schon von Dahlbergh war Paykull als „Vaſall" des Königs bezeichnet worden; im Avokatorium waren die Gründe ausgeſprochen worden, die für ſeine Behandlung maßgebend ſein ſollten, und ſie wurden durch das Urtheil des Hofgerichts von 1702 beſtätigt. Wie ein verurtheilter Staatsverbrecher wurde er auch ſchon beim Beginn ſeiner Gefangenſchaft bewacht. Wohl wurde die Wiederaufnahme des Proceſſes angeordnet, aber in Ausdrücken, welche mehr das Beſtreben, vor aller Welt das Verbrechen klar zu legen und die Strafe ſchnell zu vollziehen, als die Möglichkeit eines freiſprechenden Urtheils errathen ließen. Das Hofgericht wagte nur Gründe anzuführen, welche für eine Begnadigung *(nicht für eine Freisprechung)* ſprachen; aber auch ſie waren Karl zuwider. Das ſchwediſche Staatsrecht ruhte zu Karls XI und Karls XII Zeiten auf einigen wenigen, einfachen Grundſätzen; aber an dieſen Grundſätzen hielt man mit eiſerner Strenge feſt und verfolgte ſie unerbittlich bis in ihre äußerſten Konſequenzen. Rückſichtslos wurden ſie in dem Verfahren gegen Paykull auf die Spitze getrieben.

Auf Befehl des Königs verfaßte O. Hermelin eine Reſolution[2]) in Anlaß des Umſtandes, daß das Urtheil vom Hofgerichte dem Könige anheimgeſtellt worden war. Gleich am Anfang wurde als tadelnswerth hervorgehoben, daß das Hofgericht nicht bereits gemäß dem Königlichen Schreiben aus Blonie in der Sache geurtheilt und das Urtheil habe vollſtrecken laſſen; dieſes um ſo mehr, als das Hofgericht „darüber nimmer im Zweifel ſein konnte, daß der Grund und Sinn des Geſetzes klar genug ſeien, um Paykull für ſtrafwürdig zu erklären, wir haben auch vormals den Königl. Räthen geantwortet, daß ſie ſich nicht über irgend eine Erläuterung des

[1]) *Leben u Thaten Fr Auguſti Königs in Polen etc Hamburg 1733*

[2]) Der größte Theil des Koncepts hat ſich erhalten; er wurde kürzlich *(vor 1881)* beim Ordnen der Hermelinſchen Papiere gefunden und wird im Reichsarchiv zu Stockholm aufbewahrt.

Geſetzes äußern können, welches vorab klar und deutlich iſt.“ Gegenüber der vom Hofgericht hervorgehobenen Vertheidigung Paykulls, daß er verzeihlicher Weiſe ſich als Ausländer betrachten konnte, weil er in frühen Jahren das Reich verlaſſen habe (peregrinatio) und dann im Auslande verblieben ſei (migratio), wurde geltend gemacht, daß er in ſeiner Eigenſchaft als ſchwediſcher Unterthan niemals von der Pflicht der Treue entbunden worden ſei und ihm auch nicht verziehen werden könne, weil er die Waffen gegen ſeine rechtmäßige Obrigkeit ergriffen habe. Die Auswanderung aus dem Reiche ſei allerdings zuläßig, „woraus aber nicht geſchloſſen werden darf, daß dieſe Auswanderer Macht hätten, ihre Obrigkeit und ihr Vaterland zu bekriegen; ja, wenn er los wäre von ſeinem früheren Eid und Pflicht, was zu ſein Paykull gleichwohl nicht beweiſen könne, ſo müßten doch die natürliche Liebe, die Wohlthaten, welche er daſelbſt in der Kindheit genoſſen, das Leben, welches er dort empfangen, ihn von jedem feindlichen Vornehmen gegen das Land, ſeine Obrigkeit und Einwohner abhalten.“ Der zu Paykulls Gunſten angezogene § 12 der adligen Privilegien, wurde erklärt, ſtehe mit dem Proceß in gar keinem Zuſammenhang, „weil er ſich nur auf diejenigen beziehe, welche voller Haß und Verachtung gegen das Vaterland daſitzen, aber gleichwohl ſich nicht zum Kriege gegen dasſelbe brauchen laſſen, weshalb ſie auch als Wildfremde gelten.“ Daß man von Paykull den 10. Pfennig gefordert, ſei völlig in der Ordnung und hebe ſeine Eigenſchaft als ſchwediſcher Unterthan nicht auf, „weil das Geſetz dort in Uebung iſt, kraft deſſen derartige Abgaben erfolgen müſſen, wenn Eigenthum aus dem Lande geführt wird; und dieſes wird in vielen Orten und in Städten, ſo in Schweden wie anderwärts, beobachtet, ja auch wenn man von einem inländiſchen Orte zum anderen verzieht; aber daraus kann man nicht ſchließen, daß der Fortziehende dadurch von ſeiner Unterthanenpflicht befreit ſei. Der Schlußſatz lautete: „Darum, wenn man das Geſetz und die Verordnungen den Gründen und Umſtänden entgegenhält, welche mildernde genannt werden, kann man unvorgreiflich nicht ſehen, wie Paykull vom Hochverrath (*uvogsköld = feindlicher Schuld*) freigeſprochen werden kann.“

Dieſes Schreiben mit dem direkten königlichen Befehl an das Hofgericht, das Todesurtheil zu fällen und unverzüglich ausführen zu laſſen, hatte die beabſichtigte Wirkung. Am 14. November 1706 wurde das Urtheil des Hofgerichts verkündigt, durch welches Paykull Leben, Ehre und Gut verlor. Schon am ſelben Tage wurde der Kanzlei des Oberſtatt-

halteramtes das versiegelte Exekutoriale übersandt, das an Oberstatthalter Graf Knut Posse adressirt war. Da dieser sich seit längerer Zeit in Sachsen im Lager befand, so wurde das Schreiben von dem Unterstatthalter Stjernhoff geöffnet, welcher Paykull sofort benachrichtigen ließ, daß er binnen drei Wochen seine Angelegenheiten zu ordnen und sich auf die Vollziehung seiner Strafe vorzubereiten habe.[1])

Das Verfahren des Hofgerichts zeugt von einem Billigkeitsgefühl, welches sich nur nothgezwungen den strengen Rechtsforderungen des Königs beugte. Dasselbe Gefühl scheint sich auch bei der Behandlung des Gefangenen geltend gemacht zu haben. Allerdings wurde er im Schmiedehofgefängniß in Haft gehalten, aber in einem besonderen Raum und unter der humanen Aufsicht des Obersten Hugo Hamilton. Die Angabe des dänischen Ministers, man habe ihn ins Zuchthaus unter Diebe und andere grobe Verbrecher setzen wollen, aber das habe Hamilton verhindert,[2]) kann man ungestraft in die Reihe so vieler anderen mehr oder minder wahrscheinlichen, meist herabwürdigenden Erzählungen stellen, welche von derselben Seite ausgegangen sind.

Zu den Personen, welche sich von Anfang an am meisten für Paykull interessirten, gehörten die alte Königin-Wittwe[3]) und die Herzogin Hedwig Sophie,[4]) welche auch in Bezug auf ihn am Hofe den herrschenden Ton angaben. Von beiden erging sofort an den König eine schriftliche Fürbitte um Gnade für den Unglücklichen. Gleichzeitig schrieb Hedwig Eleonore an den Oberstatthalter Knut Posse einen Brief, in dem sie unter Bezugnahme auf die Einreichung des Gnadengesuches Aufschub der Exekution forderte. Aber bevor noch das Gnadengesuch an seine Adresse gelangt war, erhielt das Hofgericht ein Königliches Schreiben mit der Aufforderung, das gefällte Urtheil unverzüglich zur Ausführung zu bringen. Einigen Aufschub glaubte man doch wagen zu können. Nun traf ein Brief Knut Posses aus Altranstädt vom 19. December an den Unterstatthalter Stjernhoff des Inhalts ein, daß der König nicht anders wisse, denn daß die Exekution

[1]) Svea-Hofgerichts Archiv, Sachen a. d. J. 1707, litt. E.

[2]) Schreiben des dänischen Ministers vom 20. Jan. 1706, bei Fryxell XXVII, 154.

[3]) *Hedwig Eleonore, Gemahlin Karl Gustavs X., Karls XII. Grossmutter. Karls XII. Mutter, Ulrike Eleonore, war schon 1693 gestorben.*

[4]) *Hedwig Sophie, Schwester Karls XII., vermählt mit Herzog Friedrich von Holstein-Gottorp.*

ſchon angeordnet ſei, woher denn befohlen werde, ohne Verzug dieſelbe zur Ausführung zu bringen. Auf Grund deſſen wurde auch der Schloßvogt ſofort an Paykull mit der Meldung geſandt, daß er ſich ſchnell auf den Tod vorbereiten ſolle. Aber man befand ſich mitten im Weihnachtsfeſt und die Geiſtlichen entſchuldigten ſich, daß ſie ihrer Weihnachtspredigten wegen keine Zeit hätten, den Gefangenen, ſo wie ſich's gebührte, vorzubereiten, „ohnedieß ſei es auch ungewöhnlich während ſo großer Feſttage ſolcherlei actus zu vollziehen;" Paykull ſelbſt begehrte gleichfalls Aufſchub bis zum 7. Januar, dem Tage nach Epiphanias. Mit genauer Noth wurde dieſes ausgewirkt. Am 7. Januar war der Stadtkapitän ſchon angewieſen, den Gefangenen zum Richtplatz auf Norrmalm führen zu laſſen, und dem Scharfrichter angeſagt, daſelbſt ſeines Amtes wahrzunehmen, als in neuer Veranlaſſung wieder ein Aufſchub erwirkt wurde.[1])

Dem Oberſten Hamilton gegenüber hatte Paykull die Behauptung ausgeſprochen, daß er die Kunſt Gold zu machen kenne und von ihm auch den Rath erhalten, er ſolle verſuchen, ſie als Mittel zur Rettung ſeines Lebens zu benutzen. Die Sache erregte ſofort großes Aufſehen. Paykull durfte unter genugſamer Ueberwachung einige Proben ſeiner Fertigkeit veranſtalten und man erzählte bald, daß er in Hamiltons Gegenwart mit Hilfe ſeiner geheim gehaltenen Tinktur aus Blei und anderen Ingredienzen 147 Dukaten angefertigt habe, welche ſeinem Golde ganz gleich ſähen. Der gelehrte Urban Hjarne[2]) intereſſirte ſich von Anfang an warm für den Gefangenen und ſeine Erfindung. Eine Medaille aus Paykulls Gold wird noch im Königl. Münzkabinet zu Stockholm aufbewahrt; ſie zeigt auf der einen Seite Karls XII Bruſtbild, auf der anderen lieſt man die Inſchrift: „Hoc aurum arte chemica conflavit Holmiae 1706 O. A v. Paykull."[3])

Hamilton machte nun den Königlichen Räthen die Meldung, daß Paykull im Falle der Begnadigung ſich verpflichte, der Königlichen Majeſtät

[1]) Underdånig besked hvarför exekutionen är kommen att uppehållas. (Svea-Hofgerichts-Archiv l. c.)

[2]) *geb. zu Nyen in Ingermannland 1641, † zu Stockholm 1723, ſtudirte anfangs in Dorpat, dann in Schweden Medizin war 1668 Inſpektor der Feldhospitäler in Livland, 1684 Leibarzt des Königs u. der Königin Hedwig Eleonore, Direktor des chemiſchen Laboratoriums zu Stockholm, 1713 Präſident des Bergkollegiums.*

[3]) Hjärnes Gutachten ſowie Gjörwells Anm. in Sv. Bibl. S. 120. V. E. Hildebrand Sveriges och Svenska konungahusets Minnespenningar 1. 544.

jährlich 100,000 Reichsthaler zu liefern und überdies einen geborenen Schweden die Kunſt der Goldmacherei zu lehren, wenn er nur, auch bei fortdauernder Gefangenſchaft, ſein Leben behalten dürfe. Fabian Wrede[1] und mit ihm mehrere andere hielten die Erfindung für ein Phantaſieprodukt oder für Betrug; einige meinten, „daß Paykull Schwefel oder Farbe aus Gold gezogen und dann mit derſelben Farbe anderes Gold tingiert habe, ſo daß hier die Suppe theurer ſei als das Fleiſch," andere meinten, daß er als Militär ſchwerlich die Kenntniſſe erworben haben könne, welche erforderlich ſeien, um ein ſolches Ziel zu erreichen. Urban Hjärne, ſelbſt dem Myſtiſchen zugethan, verfaßte bald nach der Hinrichtung des Gefangenen ſeine Schrift uber Paykulls Goldmacherei. Er begegnet hier den Einwürfen, welche erhoben worden waren; in Bezug auf den letztgenannten äußert er ſpitzig: „Gott, welcher dieſen Segen giebt wem er will, haßt den Militarſtand nicht ſo, daß er ihm nicht zu Zeiten[2] etwas beſonderes beſcheeren könne." Die Reinheit der Motive bei ſolchem Einwurf wird in Frage geſtellt, denn „der Neid nimmt hier im Norden allzuſehr überhand zum Schlimmſten und Aergſten, indem er ſolches Alles fur eitel Betrügerei und werthlos hält, meiſt damit ſie nicht für leichtgläubig gehalten werden und ſo ihren großen Verſtand leuchten laſſen, wie ſie mehr aufgeklart als andere ſeien und man ihren Augen keinen blauen Dunſt vormachen könne." Er ſucht zu beweiſen, daß Paykull wirklich im Beſitze der Kunſt Gold zu machen geweſen ſei, und klagt bitter darüber, daß die wichtige Erfindung dem Reiche verloren gegangen ſei.

Mehrere Verſuche von Karl XII die Begnadigung des zum Tode Verurtheilten zu erwirken waren mißglückt, die Königin-Wittwe und die Herzogin hatten für ihn Fürbitte eingelegt, die Höfe in Wien, Berlin, Kopenhagen machten Vorſtellungen zu ſeinen Gunſten. Paykulls Gattin ſuchte den König in Altranſtadt auf; ſie fiel vor ihm nieder, umfaßte krampfhaft ſeine Füße und flehte ihn weinend um Schonung an; Karl riß ſich mit ſo großer Heftigkeit los, daß die Unglückliche dabei durch die Sporen verwundet wurde.[3] Des Königs Antwort blieb immer dieſelbe, daß um des Exempels willen das Urtheil gefällt und die Strafe vollzogen werden müſſe. Ein letzter Verſuch, ihn zur Nachgiebigkeit zu bewegen, wurde

[1] *Schwedischer Reichsrath u. Reichs-Vormund*

[2] *under tiden*

[3] Nach der deutſchen Bearbeitung von Hagens Bericht über Paikuls letzte Stunden wiederholt von Bernoulli und Fryxell.

mit Hilfe der Schätze gemacht, welche die Kunst und das Angebot des Gefangenen dem armen Staat zufließen lassen könnten.

Am 7. Januar, als die Vorbereitungen für Paykulls Hinrichtung schon getroffen waren, langte beim Unterstatthalter Stjernhoff ein Schreiben der Königin-Wittwe an, dem zufolge sie und die Herzogin „aus besonders wichtigen Gründen" einen Aufschub der Exekution veranlassen wollten, bis daß die letzten Befehle von S. Maj. eingetroffen sein würden, „indem wir," heißt es zum Schluß, „uns dessen sicher vertrösten, daß S. K. Maj. diese auf Unseren und J. K. H. Wunsch erfolgte Verzögerung nicht ungnädig vermerken werden." Der Unterstatthalter, welcher sich durch diesen Brief in „große Angst und Zweifel" versetzt sah, remittirte das Schreiben an das Hofgericht, welches auf eigene Verantwortung den Aufschub bewilligt oder zu demselben gerathen haben muß, weil er wirklich eintrat.[1]) Sofort wurde ein Kurier an den König abgefertigt, welcher die Nachricht von Paykulls Anerbieten und von der auf dieses gestützten Fürsprache der Königin-Wittwe und der Herzogin überbrachte. Die Antwort Karls XII ist bekannt und manche haben sie gerühmt: „Ich habe ihn nicht begnadigen wollen, obschon ich darum gebeten worden bin von Personen, welche mir lieb und werth waren, noch weniger thue ich es aus Eigennutz, um Geld zu gewinnen Wenn Paykull auch den ganzen Brunkeberg in Gold verwandelte, so müßte er dennoch sterben."

Das Urtheil mußte nun vollzogen werden. Paykull bereitete sich gefaßten Sinnes auf den Tod vor und unterhielt sich mit den Geistlichen viel über theologische Gegenstände, besonders mit dem Hofprediger Norling, der zu seinem Seelsorger bestellt war. Von sich selbst sagte er, daß er „diese Todesstrafe billig leiden müsse, alldieweil er nicht zufrieden gewesen sei mit dem Segen, den Gott ihm mit der Tinktur bescheert, sondern durch ungebührliche Ambition sich habe verleiten lassen im Kriegswesen zu continuiren, wo er mit einem guten Gewissen in Ruhe hätte *(zu Hause)* sitzen müssen." Der 1. Februar 1707 war der Tag seiner Hinrichtung. Er fuhr schwarz gekleidet neben einem Geistlichen zum Richtplatz, wo er enthauptet wurde. Seine Leiche wurde sofort in einem nicht weit vom

[1]) Hedwig Eleonorens Brief vom 5. Januar, Stjernhoffs Schreiben an d. Hofgericht von 7 Januar (Svea-Hofgerichts-Archiv, Sachen aus d. J. 1707, litt. E.) Aus beiden Schreiben geht hervor, daß Hedwig Eleonore keineswegs irgend welche Verantwortung übernahm, wie Fryxell nach dänischen und französischen Depeschen berichtet.

Schaffot bereiteten Grabe beerdigt. „Als es zum Aeußerſten ging," ſchreibt Hjärne, „war er in ſeiner unglaublichen Freimüthigkeit ſo reſolvirt, daß er zu aller Verwunderung mit Freuden ſo ſchnell als er konnte zum Tode eilte." Die Stelle, an der ſein Haupt fiel und in der ſeine Gebeine ruhen, heißt noch bis zum heutigen Tage „Paijkulls backe" *(Erde.)*

In Bezug auf Paykulls Vermögen *(gods)* konnte das gefällte Urtheil nicht vollſtreckt werden. Fehman erkundigte ſich freilich nach ſeiner Hinterlaſſenſchaft im Auslande, erhielt aber den Beſcheid, daß nichts dergleichen vorhanden ſei, weil das, was Paykull hier hin *(hit)* mitgenommen hatte, von ihm fortgegeben und von geringem Werthe geweſen ſei. Aber weil „in Sachſen und Brandenburg verſchiedenes ſowohl bewegliches als unbewegliches Beſitzthum, welches ihm zugehört habe, zu finden ſei," ſchlug er vor, dem Könige die Entſcheidung zu überlaſſen, wie weit darauf geſetzliche Anſprüche gemacht werden ſollen.[1]) Ein derartiger Beſchluß wurde auch vom Hofgericht gefaßt. Aber die Antwort des Königs lautete, daß „weil das genannte Beſitzthum nicht innerhalb der Grenzen Schwedens gelegen ſei, ſondern unter fremder Herrſchaft, ſo wollen wir dasſelbe nicht beanſtanden, beſonders weil es ſchwer halten wird etwas davon herauszubekommen." Später erging ein neues Schreiben Fehmans an das Hofgericht, in welchem gemeldet wurde, daß zwiſchen der Wittwe Paykulls und ſeinen übrigen Erben ein Streit über die Theilung des Nachlaſſes ausgebrochen ſei, „woraus nothwendig folgen müßte, daß das Quantum und die Qualität des Beſitzes bekannt werde, damit S. K. Maj. Hohes Recht an dasſelbe ohne Beſchwer und Mühe ausgeſucht werden könne." Er beantragte deswegen, das Hofgericht möge den ſchwediſchen Envoyé in Berlin, Lejonſtedt, erſuchen, im Namen der Kon. Maj. Anſpruch auf daſſelbe zu erheben, bis des Königs Entſcheidung eingeholt werden könne, beſonders weil der Grund, weſswegen der König den Beſitz nicht anfechten wollte, „verſchwunden muſſe, weil man auf obenerwähnte Art über ihn genugend Nachrichten erhalten könne".[2]) Dieſer Antrag wird aber inzwiſchen keine weitere Maßregeln von Seiten des Hofgerichts herbeigeführt haben.

[1]) *Die Widerſprüche und Unklarheiten der letzten Satze fallen nicht dem Ueberſetzer zur Laſt.*

[2]) Fehmans Memorial v 7 Febr., Schreiben des Hofgerichts an den König vom 9. Febr., Antwort des Königs vom 26. Febr., Fehmans Memorial vom 19. Dec., — alle im Hofgerechts-Archiv zu Stockholm, Sachen a. d. J. 1707 litt. F.

Die ausgedehnten Kenntniſſe, die Paykull beſaß, ſind von vielen Zeitgenoſſen gerühmt worden. Hjärne ſagt darüber: „Wie weit er in der Theologie gekommen iſt, das wiſſen die Geiſtlichen, die ihn zum Tode führten, zu erzählen, ebenſo in jure, wie ſein Advocat erzählen kann; was er in den Sprachen, beſonders lateiniſch und franzöſiſch vermochte, daß wiſſen die, welche ihn gekannt haben, zu erzählen; was er aber in der Naturwiſſenſchaft, beſonders in der Chymia gewußt hat, das kann ich, der in meinen alten Tagen in kurzer Zeit viel Gutes von ihm gelernt, am allerbeſten erweiſen."

Als Heerführer hat Paykull nur Niederlagen erlitten. Unter ungünſtigeren Verhältniſſen als er ſind doch nur wenige Heerführer aufgetreten· die Truppen, welche er unter ſich hatte, gehörten zu den ſchlechteſten, und die, welche er gegen ſich hatte, waren zu ſeiner Zeit die anerkannt beſten der Welt. Auch für ſolche Männer wie Schulenburg[1]) und Ogilvy,[2]) war es unter ſolchen Umſtänden unmöglich, Lorbeeren zu ernten. Es hat indeſſen doch den Anſchein, als wenn Paykull etwas von Schulenburgs methodiſcher Strategie eigen geweſen iſt, während ihm die Geſchwindigkeit der Eingebung fehlte, welche Karl XII in ſo ſeltenem Maße auszeichnete. Sein moraliſcher Charakter mit ſeiner Fügſamkeit und Gutmüthigkeit, ſeiner Ruhe und Geduld hat manches, was Theilnahme einflößt; aber ihm fehlten auch nicht ſeine Flecken. Den tückiſchen Anſchlägen der Hinterliſt vor Riga lieh er nur allzu bereitwillig ſeine Mitwirkung; von Prahlerei und Eitelkeit kann er ſchwerlich freigeſprochen werden, mit einer vielleicht edlen Ruhmbegierde miſchte ſich bei ihm vielleicht auch eine unedle Gewinnſucht. Sittenreinheit und Charakterfeſtigkeit leuchten jedoch überwiegend nicht nur in ſeinem Leben hervor ſondern mehr noch in der ſchlichten, männlichen Würde, mit der er dem Tode entgegen ging. Daraus iſt ihm ein Ruhm erwachſen, welchen ihm kein menſchlicher Richterſpruch hat nehmen können.

Karls XII Härte in dem Verfahren gegen Paykull kann nicht wohl verdammt werden, da ſie aus einer Rechtsauffaſſung entſprang, welche ſowohl er wie ſein Zeitalter theilten, auch möge er nicht allzu ſcharf getadelt

[1]) *Geb. 1661, † 1747, hervorragender Feldherr, der an allen grossen Kriegen seiner Zeit theil nahm, am nordischen, am spanischen Erbfolgekr. u. an den Türkenkriegen 1702 u 1705 wurde er von den Schweden bei Klissow u Fraustadt geschlagen*

[2]) *Russischer General im Nordischen Kriege*

werden *(sic)*, wenn man bedenkt, daß auch Paykull, freilich im Auftrage eines höher Stehenden, einer beiſpielloſen That ſchändlicher Hinterliſt und Betrügerei ſeine Mitwirkung lieh, welche der rechtſchaffene König mit ſo tiefem Abſcheu aufdeckte, ſodaß er ſich berufen fühlte, in einer für alle Zeiten warnenden Weiſe zu ſtrafen.[1]) Aber wohl mag man beklagen, daß das summum jus der Gerechtigkeit durch eine unbeugſame Rückſichtsloſigkeit über die Grenzſteine der Billigkeit hinaus in das Gebiet der summa injuria getrieben wurde.

[1]) *Som den rättrådige konungen med så djup afsky ertappat och kände sig kallad att på ett för all framtid varnande sätt straffa.*

Woher ſtammen die Rigenſer?[1])

„Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gaſtlich hier zuſammenkamen?“

Fragt man einen Rigenſer außerhalb Rigas, woher er ſtamme, ſo wird man in den meiſten Fällen die Antwort erhalten: aus Riga. Dieſe Antwort iſt jedoch für den größten Theil der Rigenſer nicht zutreffend: wohl ſind ſie alle aus Riga her, kommen aus Riga, aber nicht ſtammen ſie alle aus Riga. Was heißt ſtammen, herſtammen? Das Zeitwort „ſtammen“ iſt ſichtlich von dem Hauptwort „Stamm“ abgeleitet. Es ſchwebt dem wortbildenden Volke beim Ausdruck des abſtracten Begriffes „ſeinen Urſprung nehmen“ das concrete Bild des Baumes vor, der auf dem Fundament der im Dunkel der Erde ruhenden Wurzeln ſich ſichtbar zuerſt mit einem Stamme erhebt und von dieſem aus in mannigfaltiger Veräſtelung nach allen Richtungen hin ſeine Zweige ſendet. Und der Baum iſt ein vortreffliches Bild für die menſchlichen Geſchlechter, deren Vorgeſchichte ſich auch den Blicken entzieht, und deren Glieder, mögen ſie auch noch ſo ſehr in die Weite gegangen ſein, auf einen Mann zurückgehen, auf den, der zuerſt den Geſchlechtsnamen getragen. Fragen wir alſo einen Rigenſer, woher er ſtamme, ſo hat er als Antwort nicht Riga, den Ort ſeines Aufenthalts, zu nennen, ſondern den Ort, von welchem der Mann her war, der im „Stammbaum“ der Familie der „Stammvater“ iſt, von dem die verſchiedenen Familienglieder als Aeſte und Zweige ausgingen. Nur diejenigen Rigenſer werden folglich mit voller Berechtigung von ſich ſagen dürfen, daß ſie aus Riga ſtammen, deren den Familiennamen zuerſt tragender Ahnherr aus Riga her war; und ſolcher befinden ſich vielleicht anderwärts mehr, als in Riga ſelbſt. Hiernach hat es den Anſchein, als wäre es unmöglich, die Frage „woher

[1]) Vgl. „Baltiſche Monatsſchrift.“ Bd. 40 (1893) S. 285 ff.

ſtammen die Rigenſer?" zu beantworten: wer ſollte die Stammbäume oder Geſchlechtsregiſter aller Rigenſer durchſtöbern? wer ſollte die meiſt überhaupt nicht vorhandenen Familienliſten herſtellen und bis auf den Stammvater zurückführen? Natürlich kann auf die Frage keine auch nur annähernd vollſtändige Antwort gegeben werden, aber doch ſind uns einige Anhaltspunkte geboten, und zwar in den Familiennamen, die, manchem ihrer ahnungsloſen Träger zur Ueberraſchung, Kunde davon geben, wo des Geſchlechtes Stamm wurzelte.

Schon inſofern der Familienname als Wort einem beſtimmten Idiom angehört, weiſt er auf die Herkunft des Geſchlechtes. Heißt ein Mann Schmidt, ſo ſtammt er wohl aus einem Lande, in dem Oberdeutſch geſprochen wird, während er als Smed ein Niederdeutſcher wäre, als Smith ein Engländer; derſelbe Name iſt in Frankreich Favre, Fabre, Lefèvre, in Italien Fabri, de Fabris; der Stammvater eines Kusnezow war ein Ruſſe, eines Kowal ein Pole, eines Kalley ein Lette, eines Sepp ein Eſte. Doch nicht in allen Fällen leitet die Mundart, welcher der Name angehört, uns richtig, denn wir müſſen uns die Entſtehung der Familiennamen ſo denken, daß dieſelben ſehr oft nicht von den erſten Trägern ſelbſt gewählt, ſondern dieſen von anderen, namentlich Verwaltungsbeamten, die bei einem ſchriftlichen Geſchäftsabſchluß eine Perſon möglichſt genau bezeichnen wollten, als Zunamen gegeben wurden. So wäre es wohl denkbar, daß z. B. der Stammvater eines Schmidt ein nach Riga eingewanderter Pole war, der vom deutſchen Rath der Stadt Riga den Zunamen „der Schmidt" erhielt, welcher letztere ſich dann auf die Nachkommen des in Riga bleibenden Mannes als Familienname vererbte. Wir brauchen hier nur an die Einführung der Familiennamen bei unſerem baltiſchen Landvolk zu denken, das zu einem großen Theil deutſche Namen trägt, ein Beweis dafür, daß die Stammväter unſeres Landvolkes aus einem Lande ſtammen, in dem, wenigſtens zum Theil, deutſch geſprochen wird, jedoch auch dafür, daß aus dem Namen nicht ſicher auf die Nationalität des Stammvaters geſchloſſen werden kann.

Aber nicht nur die Mundart des Familiennamens bietet uns einen, wenn auch nicht immer ſicheren, Anhalt bei der Beſtimmung des Familienurſprungs. Viele Familiennamen geben die Herkunft ihrer Träger an, indem ſie geradezu einen Ort nennen. Es iſt dies eine ſehr zahlreiche Gruppe von Familiennamen, eine ſo zahlreiche, daß wir nach Betrachtung der in Riga vorkommenden Namen dieſer Art wohl gar auf die Zuſammen

ſetzung der ganzen Einwohnerſchaft Rigas ſchließen dürfen. Das Material für unſere Betrachtung liefere Krögers Rigaſches Adreßbuch, und zwar die Ausgabe von dem für Rigas Entwickelung epochemachenden Jahre 1887/88.

Als ſich das Bedürfniß herausſtellte — und das geſchah zuerſt in den Städten, — eine Perſon neben dem Taufnamen, den ſie vielleicht mit vielen theilte, noch durch einen Zunamen genauer zu bezeichnen, lag es nah, in dieſem Zunamen den Ort zu nennen, an welchem die Perſon lebte oder gelebt hatte. Ein Mann, Namens Friedrich, deſſen Haus am Teich lag, wurde Friedrich beim Teich genannt; vor der Stadt erhob ſich ein Hügel, an deſſen Fuß ein Bernhard hauſte, welcher als Bernhard am Berg bezeichnet wurde; der an der Brücke wohnende Johannes wird in die Bürgerrolle eingetragen als Hans Brückmann; ein Heinrich iſt aus Holland zugewandert, man heißt ihn Heinrich Hollander; ein aus Lübeck gekommener Konrad wird Konrad von Lübeck geſchrieben; ein von ſeiner Ritterburg niedergeſtiegener Eberhard nannte ſich nach ſeinem Horſt Eberhard von Falkenſtein.

Aus den angeführten Beiſpielen iſt erſichtlich, daß wir zwei große Gruppen von Ortsfamiliennamen unterſcheiden können, ſolche, die den Wohnſitz, und ſolche, die die Herkunft des erſten Trägers nennen, wollen wir ſagen topographiſche und geographiſche. Die Ortsnamen beider Gruppen gehören zu den älteſten unter den Familiennamen, beſonders die geographiſchen überall da, wo alter Adel mit Grundbeſitz oder beſitzliche Kaufleute aus der Fremde zuzogen und ſich nach ihrem Beſitz oder ihrer Heimath nannten. In dieſem Falle iſt Riga, in erſter Reihe eine deutſche Handelskolonie, in zweiter Mittelpunkt für die nach damaligem Brauch durch Ritter bewerkſtelligte Ausbreitung des Chriſtenthums. Unternehmende, raſch zu Beſitz gelangende Kaufleute und abenteuernde, ſich in den Dienſt der Kirche ſtellende Edelleute aus deutſchen Landen, unter Gefahren und Mühſalen in der heidniſchen Fremde gern der trauten Vaterſtadt und der Burg der Väter gedenkend, ſchrieben und nannten ſich, wo es nöthig wurde, naturgemäß am liebſten nach dem Ort ihrer Herkunft. Und der Rath, der die Liſte der Bürger führte und den Zunamen hinzufügte, wo der Bürger ſelbſt ihn nicht angab, beſtand ja anfangs auch aus eben ſolchen Zugewanderten, denen es ebenſo nahe lag, die zu notirenden Perſonen nach ihrer Herkunft zu nennen. — Schon in dem älteſten der Stadtbücher Rigas, dem „rigiſchen Schuldbuch," das uns eine ſtattliche Reihe von Einwohnern Rigas aus den Jahren 1286—1352 nennt, ſind, gering

gerechnet, etwa zweihundert mit ſolchen Ortszunamen verſehene aufgezeichnet. Unter ihnen ſind beſonders viele aus den jetzigen preußiſchen Provinzen Weſtfalen, Hannover, Sachſen, und ebenſo aus Livland, in zweiter Reihe ſtehen die Hanſeſtädte, Mecklenburg, Schleswig-Holſtein, Pommern, Lippe, Schweden, Rußland, Eſtland, weniger Landeskinder weiſen auf: Kurland, Oſtpreußen, Rheinprovinz, Oldenburg, Braunſchweig, Sachſen, Brandenburg, Dännemark; vereinzelt finden ſich dann. de Ungaria, Polonus, de Anglia, Friſo, Spaniul. Wir erhalten hierin ein ungefähr richtiges Bild von der Zuſammenſetzung der Einwohnerſchaft und den Verbindungen Rigas in jenen alten Tagen. Daß die Hanſaſtädte, Rigas Mütter, nicht an erſter Stelle ſtehen, darf uns nicht wundern, denn abgeſehen davon, daß der Name mancher Hanſaſtadt unter den Städten der oben genannten deutſchen Länder zu finden iſt, können, da Familiennamen urſprünglich Unterſcheidungsmerkmale gleichbenannter Perſonen ſind, die einzelnen Städte auf dem Gebiete der Ortsfamiliennamen nicht mit ortreichen Ländern und Provinzen concurriren.

Welches Bild nun von Rigas Einwohnerſchaft gewähren uns die jetzigen Familiennamen mit einer Ortsangabe? Betrachten wir diesmal die auch in Riga älteren geographiſchen Ortsnamen. Vorher muß aber im Intereſſe des Namenerklärers ſelbſt auf mehrere Umſtände hingewieſen werden, wo alle Kunſt des Deutens verſagt. Vor allem iſt im Auge zu behalten, daß ein Ortsname nicht immer die Herkunft des Trägers zu nennen braucht: der erſte Träger desſelben iſt vielleicht einmal in dem Lande, an dem Orte geweſen, er wußte von ſeiner Reiſe viel zu berichten, oder er ſtand mit dem Ort in beſonders reger Handelsbeziehung, oder er hatte irgend eine Aehnlichkeit mit Leuten jenes Landes, oder was ſonſt zu ſolch einer Bezeichnung, die vielleicht nur ein Spitzname war, die Veranlaſſung gegeben haben mag; nicht ſehr wahrſcheinlich z. B. iſt es, daß der im Schuldbuch erwähnte Spaniul ein ſtolzer Spanier geweſen. Als weiteres Hinderniß ſtellt ſich dem Namendeuter die Thatſache in den Weg, daß die verſchiedenen Sprachen die gleichen Lautcompoſitionen zur Bezeichnung ganz verſchiedener Begriffe gebrauchen; der Familienname Irbit wird wahrſcheinlich nicht bedeuten „der aus Irbit im Gouvernement Perm,“ ſondern wird ein lettiſcher Name mit der Bedeutung „das Feldhuhnchen“ ſein, „der aus dem Irbit-Geſinde.“ Auch ſonſt concurriren oft vorſchiedene Erklärungen desſelben Familiennamens mit einander; Nicolai heißt eine Stadt in Schleſien, Sattler kann ein Mann aus Sattel ſein, welchen

Namen mehrere Dörfer tragen. Ferner: Entdeckungsreiſende und Gründer neuweltlicher Städte wählen zur Benennung der Oertlichkeiten gern Familiennamen berühmter Perſonen; thöricht wäre es z. B. anzunehmen, daß der Ahnherr der Familie Glaſenap als Eskimo auf dem „Cap Glaſenap“ am Weſtende der Aljaſka Halbinſel in Nordamerika geſeſſen. Weiter iſt zu erwähnen, daß geographiſche und topographiſche Namen nicht recht auseinanderzuhalten ſind, da Oertlichkeiten ganz gewöhnlich nach charakteriſtiſchen Merkmalen ihrer Umgebung benannt ſind. wer kann entſcheiden, ob der Stammvater eines Mannes namens Buchholz aus einer Stadt Buchholz her war, oder ob ſein Haus an einem Buchengehölz geſtanden? Der Name Buchholz iſt auch ein paſſendes Beiſpiel für noch ein Hinderniß bei der Erklärung der Ortsfamiliennamen: das mehrmalige Vorkommen desſelben Ortsnamens; die „Encyklopädie der Erd-, Völker und Staatenkunde“ von Dr. Wilhelm Hofmann nennt 53 Ortſchaften mit dem Namen Buchholz, ſie alle haben für den in die Familiengeſchichte der vielen Buchholz' nicht eingeweihten Namendeuter die gleiche Berechtigung, den erſten Buchholz beherbergt zu haben:

Ἑπτὰ πόλεις διαρίζουσιν περὶ ῥίζαν Ὁμήρου.

Nach Anerkennung all der gemachten Einſchränkungen wird der Leſer nun wohl erwarten, die Ortsfamiliennamen Rigas vollſtändig zu vernehmen. Doch der Erklärer iſt mit der Darlegung ſeines testimonii paupertatis noch nicht zu Ende. Denn abgeſehen davon, daß er im Fach der Geographie ſich nur als Bönhaſen fühlt, wird ihm bei manchem Namen ſelbſt der zünftigſte Geograph nicht helfen können, da einerſeits die Deutſchen und nach ihnen die Letten, ſeit Alters auf Einzelhöfen ſitzend, in ihren Familiennamen eine ſolche Fülle von Namen kleinſter, unbedeutendſter Oertlichkeiten bieten, daß ſelbſt die genauſten Ortslexika den Suchenden im Stiche laſſen würden, da andrerſeits die Namen der Ortſchaften wie auch die Namen der Familien ſich dem Wandel der Sprache nicht haben entziehen können, und da endlich in manchem Familiennamen ſich der Name einer Ortſchaft erhalten hat, die ſelbſt ſchon lange vom Erdboden verſchwunden, von der kein Geographiebuch mehr berichtet, von der nicht einmal mehr Ruinen auf das Leben der Gemeinde deuten, in welcher der erſte Träger jenes Familiennamens gewirkt.

Immerhin bleibt des Sichern, des Wahrſcheinlichen oder wenigſtens Erwägenswerthen ſo viel, daß ich noch werde weglaſſen müſſen, um nicht zu ermüden.

„Mutterſprache, Mutterlaut,
Wie ſo wonnefam, ſo traut!“

Es giebt ein Epigramm, welches die Zerſplitterung Deutſchlands und den Mangel an Nationalgefühl bei den Deutſchen geißelt und alſo lautet.

„Ich bin Franzos!“ „Engländer!“ „Ich Ruſſe!“ Und Sie, mein Verehrter?
„Schulze aus Meiningen, Herr! Dero ergebener Knecht!“

Dieſe böſen Verſe haben in Riga nicht Recht, denn hier leben Leute, die ſich Deutſch, Deutſchmann, Deitſchmann nennen, in polniſcher abgeleiteter Form Nemtſchinow, Nemizky, Nemzewitſch, in lettiſcher Wazet, wogegen Purswahzet, „der Maraſtdeutſche“, ein Spottname für einen Letten iſt, der gern ein Deutſcher ſcheinen möchte. Zum Theil aber wird die Behauptung des Xenions durch die Familiennamen Rigas auch wieder unterſtützt, denn kaum finden wir bei einem andern Volk — ein Zeichen treuer Anhänglichkeit an die engere und engſte Heimath — eine derartige Berückſichtigung der Volksſtämme und -ſtämmchen, wie beim deutſchen. Man höre, was Riga an germaniſchen Volksſtämmen in ſeinen Familiennamen nennt: Sachs, Sahs, Sax, Sacks, Saks, „der Sachſe“, einige von ihnen vielleicht eſtniſche Namen mit der Bedeutung „der Deutſche“; Weſtphal nebſt aus ihm entſtelltem Weſtwall, „der Weſtfale“; Heſſe und Heß, „der Heſſe“, Döring, „der Thüringer“; Frieſe, Freſe mit den Diminutiven Frieſel und Freſing, „der Frieſe“; Flaming und Fleming, „der Flamänder“; Franke, Francke, Frank, Franck, Frankmann und das Diminutiv Fränkel, „der Franke“; Schwabe, „der Schwabe“, nebſt Lützelſchwab, „der kleine Schwabe“; Bayer, Beier, Beyer und Beyermann, „der Baier“; endlich die Nordgermanen. Schwede nebſt lettiſchem Sweedre, „der Schwede“, und Normann, Norrmann, „der Norweger“. Und dazu kommt noch eine ganze Reihe ſolcher, die nach dem Lande, der Provinz benannt ſind und ſpäter genannt werden ſollen. Nächſt den germaniſchen finden wir ſlawiſche Volksſtämme am meiſten vertreten: Ruß, lettiſch Kreews, Kreew, diminutiv Kreewing, „der Ruſſe“; Chochlow und Chachlow von chochol „der Kleinruſſe“; Pole, Pohle, Pol, Pohl, Pohlmann, lettiſch Pohlis und Diminutiv Pohlith, polniſch Pohlowſky, Polowſky, ruſſiſch Poläkow, Polackow, Poljäkow, Poljakow, Polakow, kleinruſſiſch Poleko, „der Pole“; Tſchiſch, Cziesch, Cziſch, Zieſe, „der Tſcheche“; Kropath, „der Kroat“; Wende, Wendt, Diminutiv Wendel und Wendlin, „der Wende“; Koſakoff nebſt Koſakoffky, Koſakowſky, Koſakewitz, Koſakewitſch, „der Koſak“. Dem littau-lettiſchen Sprachſtamm gehören an: Latwis, „der Lette“; Litowſky, lettiſch Leite, Leit, Leitz ſtatt Leitis, Diminutiv Leiting,

„der Littauer“. Von Indogermanen finden ſich außer den Genannten nur noch aus dem Weſten der Franzmann, „der Franzoſe“, und aus dem Oſten Tſcherkeß nebſt Tſcherkeſſow, „der Tſcherkeſſe“. Finniſche Stämme ſind wieder recht zahlreich da: Tſchude, „der Tſchude, Eſte“; Libet, wie im Lettiſchen „der Live“ heißt, und Liven, „von den Liven“; Karelin, „der Karelier“; Tatarin und vielleicht Tatter, „der Tartar“, Turk, Turkow und Turetzky, „der Türke“; Ungar und Unger, „der Ungar“; Baſchkirow und Baſchkyrow, „der Baſchkir“; Jakutowſky, „der Jakute“. Als letzten nennen wir den Kitai, Kittai, den „Chineſen“.

„Dem Land, wo meine Wiege ſtand,
Iſt doch kein andres gleich“

Mit den Volks- und Stammesnamen eng zuſammenhängend, oft kaum von ihnen zu unterſcheiden, ſind die Ländernamen, die wir an jene erſte Gruppe anſchließen wollen. Da haben wir den lettiſchen Namen Wahdſemneek, „der aus Deutſchland“. Als Angehörige des deutſchen Reiches ſind dann noch zu nennen: Preuß, Preiß, Preis, in lettiſcher Form Pruhs, in ruſſiſcher Pruß, Prusow, in polniſcher Pruſchinſky und Pruſchewſky, „der aus Preußen; Mark und Märker, „aus der Mark“, und Neumark, „aus der Neumark“, einer Landſchaft in Preußen; Uckermann, „aus dem Uckerlande“ in der Provinz Brandenburg; Suhrlandt, „aus dem Sauerlande“ in Weſtfalen; Berg und Berger, „aus dem Herzogthum Berg“, Klever, „aus dem Herzogthum Cleve“; Salm, „aus dem Fürſtenthum Salm“ in Weſtfalen; Stolberg, „aus der Grafſchaft Stolberg“; Maſuhr, Maſur, Maſurewitſch, Maſurewitz, „aus Maſuren“, dem polniſchen Süden Oſtpreußens; Schleſe, Schloeſing, Schlöſing, „aus Schleſien“; Holſtein, Holſten, Holſt, „aus Holſtein“; Mekelburg, „aus Mecklenburg“; Pfaelzer, Pfeltzer, Felzer, „aus der Pfalz“; Baar, „aus der Landgrafſchaft Baar“ in Baden; nicht, wie Baar, Berg, Stolberg und Salm, dem Schickſal der Mediatiſirung verfallen ſind Lippe, Reuß und Lichtenſtein. — Es folgen die nicht zu Deutſchland gehörigen Länder und Landſchaften: Livonius und Livamez, „der Livländer“; Kurlandſky, „der Kurländer“, nebſt Oberländer, „aus dem kuriſchen Oberlande“; vielleicht Wieck, Wieckmann, Wiekmann, „aus der Wiek“ in Eſtland; Polen, Pohland, Boland, „aus Polen“; Krimm, „aus der Krim“; Nyländer, Nyeländer, „aus Nyland“ in Finnland Oeſtreich, Auſtreich und Auſtrich, „aus Oeſterreich“; Böhme, Boehm, Böhm, „aus Böhmen“; Zagorſky und

Sagorſky, „aus Sagorien“, einer Landſchaft in Kroatien. Schweitzer und Sweitzer, „aus der Schweiz“. March, „aus der March“, einem Bezirk im Canton Schwyz; Wallis, „aus dem Canton Wallis“. Hollander und Holländer, „aus Holland“, nebſt Friesländer und Frislander, „aus Friesland“. Dänemark und Dännemark, „aus Dänemark“, nebſt Seeland, „aus Seeland“. Pickardt und Picardt, „aus der Picardie“; Meuſe, „aus dem Departement Meuſe“. Anatoljew, „aus Anatolien“ in Kleinaſien. Am weiteſten her ſind in dieſer Gruppe Kaſchmir und Japan.

Den Uebergang von den Ländernamen zu den deutlich von einer Stadt hergenommenen bilden diejenigen, bei denen man nicht erkennen kann, ob ſie die Provinz oder die gleichnamige Hauptſtadt derſelben meinen. Aſtrachan, Kaſanſky, Moskowkin, Nowogrod, Pleskau, Kalugin, Twerſky; Podolſky, Minsk und Minske, Witebsk; Plotzky, Auguſtowſky. Brandenburg und Brandenburger, Meiningen und Meiniger, Poſner nebſt Poſnikow, „aus Poſen“, Oldenburg und Birkenfeld, „aus Birkenfeld“, dem zu Oldenburg gehörigen Fürſtenthum. Bern und Berner, „aus dem Canton oder der Stadt Bern“; Glarner, „aus dem Canton oder der Stadt Glarus“. Salzburg, Halicki, „aus Halicz oder aus Halizien“, was die ältere Form für Galizien iſt. Vielleicht Bergner als der „aus dem Stift oder der Stadt Bergen in Norwegen“, doch wahrſcheinlicher ein Deutſcher. — Hier wären noch viele Namen zu nennen, wenn man bedenkt, daß bei jüngeren Eintheilungen eines Landes Bezirke und Aemter am einfachſten nach der wichtigſten Stadt benannt wurden. Doch werden wohl in den meiſten Fällen die Städte vor den Bezirken den Vorzug bei der Namenerklärung verdienen, da die Namen ſolcher durch Adminiſtrativbeſtimmungen geſchaffener Landestheile unpopulär ſind.

„Aus dem felſigten Kern hebt ſich die thürmende Stadt“.

Die nach der Nationalität und dem Vaterlande Benannten kommen in Riga zum Theil in recht anſehnlicher Zahl vor, ſo z. B. weiſt der Name Heß reſp. Heſſe 23, Franke mit ſeinen Formvariationen 25 Adreſſen auf, als Polen ſind dem Namen nach 35 Perſonen im Adreßbuch verzeichnet, u. ſ. w. Damit ſind aber noch lange nicht alle Heſſen, Franken, Polen u. ſ. w. erwähnt, denn bei weitem die meiſten von ihnen werden nicht nach dem ganzen Lande, ſondern nach einer Ortſchaft im Lande genannt. Betrachten wir die Städte zuerſt; bei der Zuzählung zu einem beſtimmten

Lande habe die größere den Vorzug vor der gleichnamigen kleineren. Beginnen wir mit den Riga am nächſten liegenden Provinzen und Staaten.

Livland iſt vertreten mit den Städtenamen: Wenden nebſt den lettiſchen Zeeſe, „Wenden“, und Zehſneck, „der Wendenſer“, Wollmer, „Wolmar“ und Wolmerowitſch, „der Wolmaraner“, Walk und Schloker. — Aus Kurland ſtammen: Mitawſki, Liebau, Grobin und Grobien, Eisputten, „aus Hafenpoth“, Goldinger, Zabel, Baldon und Baldohn. — Eſtland iſt mit keiner einzigen ſeiner Städte vertreten. — Ebenſo finde ich keine der Städte des Großfürſtenthums Finnland. — Aus den littauiſchen Provinzen Rußlands ſtammen außer den bereits genannten Minsk und Witebsk noch folgende: Boriſſow nebſt Boriſſowitſch; Braslauſka, „aus Braslaw, Dombrowſky, „aus Dombrow“; Kamien; Keidan, „aus Keidany“; Moſcheikin, „aus Moſcheiki“; Pinsk, Pinſky, Pinzker, „aus Pinsk“; Polotzky, Poſwol und Poſwolk; Mereszcynſky, „aus Merecz“; Schawlow, „aus Schaulen“; Slutzkin, „aus Sluzk“; Stanislawow; Taurogg, „aus Tauroggen“. — Es folge das Königreich Polen mit folgenden Städtenamen: Plotzky, Auguſtowſky; Baranow nebſt Baranowſky; Conſtantinowitſch; Dobre; Grajewſky, „aus Grajewo“, Janikow; Janow nebſt Janowſky; Klimontowitſch, „aus Klimontow“; Kock; Konſtantinow, Koſow, Kowalow nebſt Kowalewſky, „aus Kowal“; Kraſnik nebſt Kraſnikow und Kraſſnikow; Adamow; Okunew; Makowſky, „aus Makow“; Rakowſky, „aus Rakow“, und Rakofffky; Sokolow nebſt Sokolowſky und Sokolowitſch; Lukow nebſt Lukowſky und Lukowitſch. — Auf Städte des übrigen ruſſiſchen Reiches weiſen folgende Familiennamen Rigas: Aſtrachan, Kaſanſky, Kalugin, Moskowkin, Nowogrod, Pleskau und Twerſky nannten wir ſchon als Namen von Gouvernements. An ſie ſchließen wir aus dem Gouv. Woroneſh: Bobrow nebſt Bobrowſky, Pawlowſky, „aus Pawlowſk“; aus dem Gouv. Charkow. Choroſchewſky, „aus Choroſcheiwa“; aus dem Gouv. Jaroſlaw: Danilow, Romanow nebſt Romanowſky; aus dem Gouv. Kurſk: Dmitriew nebſt Dmitriewſky; aus dem Gouv. Tſchernigow: Gluchowſky, „aus Gluchow“, Soſnitzky, „aus Sosnitza“; aus dem Gouv. Wolhynien: Gorochow, Konſtantinow, Koretzky, „aus Koretz“; aus dem Gouv. Podolien: Kamenetz und Podolſky; aus dem Gouv. Tula: Jefremow, Wenewitz, „aus Wenew“, Nowoſelſky, „aus Nowoſil“, Odojewzew, „aus Odojew“; aus dem Gouv. Orel: Jelec; aus dem Gouv. Beſſarabien: Ismailow, „aus Ismail“, Sorokin, „aus Soroki“, vielleicht gar Akkermann; aus dem Gouv. Wladimir: Jurjew, Koworowſky, „aus Kowrow“, Alexandrow; aus dem Gouv Twer:

Kaſchin, Rſchewſky, „aus Rſchew“; aus dem Gouv. Nowgorod: Kirilow, Tichwinſky, „aus Tichwin“; aus dem Gouv. Tambow. Koſlow nebſt Koſlowſky; aus dem Gouv. Kiew: Swenigorodcky, „aus Swenigorodka“, Tſcherkaſſow, „aus Tſcherkaſſy“, Waſſilkow; aus dem Gouv. Orenburg: Troitzky, „aus Troitzk“, aus dem Gouv. Nishnij-Nowgorod: Waſſil; aus dem Gouv. Rjaſan: Michailow nebſt Michailowſky, aus dem Gouv. Cherſon: Nikolajew und Nicolajew; aus dem Gouv. Wologda Nikolſky, „aus Nikolsk; aus dem Gouv. Taurien: Orechow; aus dem Gouv. Wiatka: Orlow nebſt Orlowſky; aus Kaukaſien: Lori; aus Tobolsk: Bereſow; aus dem Gouv. Pleskau: Noworſchew; Podolſky aus dem Gouv. Moskau; Luga nebſt vielleicht Lugawin aus dem Gouv. Petersburg. — Ueberblickt man die eben genannten ruſſiſchen Familiennamen dieſer Gruppe, ſo wird einem unbedingt die Uebereinſtimmung mit Perſonennamen auffallen; man wird alſo gewiß eine ganze Reihe von ihnen aus dem Gebiet der Ortsfamiliennamen ſtreichen dürfen. Ueberhaupt kommen unter den ruſſiſchen Familiennamen Ortsnamen verhältnißmäßig nur in geringer Zahl vor, was ſich einerſeits daraus erklärt, daß in Rußland die Anhänglichkeit an den Ort nicht ſehr ſtark ausgebildet zu ſein ſcheint, die Ortſchaften auch nicht ſo dicht geſät ſind, wie z. B. in Deutſchland, andrerſeits aber daraus, daß dem Ruſſen ein Name außer dem Tauf- und dem Vaternamen überhaupt noch als etwas Unnützes, Fremdes, bloß Anbefohlenes erſcheint, weshalb ja auch zur Bildung der Familiennamen faſt nur die Vaternamen verwandt worden ſind und vor den Iwanow, Petrow, Pawlow und Waſſiljew faſt alles Uebrige verſchwindet.

Welche Rigenſer ſtammen aus Städten Deutſchlands? Preußen, der führende Staat Deutſchlands, eröffne die Reihe! Da ſind die Oſtpreußen: Königsberg, Memel, Rößler, „aus Röſſel“, Allenſtein, Braunsberg, Friedland nebſt Friedländer; die Weſtpreußen: Marienburger, Tietz nebſt Tietzmann, Berent, Danziger; die Pommern: Poltzien, „aus Polzin“, Bahn, Barth, Belgard, Bublitz, Damm, Gartz, „aus Garz“, Köslin, Kolberg; der Holſteiner Kiel; die Brandenburger: Brandenburg und Brandenburger, Berlin, Sommerfeldt, Bernſtein, Brückmann, „aus Brück“, Friedeberg, Löwenberg und — ich mache keinen Kalauer — Kalau; die Schleſier: Breslau, Brieger, „aus Brieg“, Goldberg, Grünberg, Hirſchberg, Lewin nebſt Lewinſky, Liebau, Löwen, Toſtmann, „aus Toſt“, Schmiedeberg, Seidenberg, Silberberg, Roſenberg, Sagan; die Poſener: Poſner und Poſnikow, Reiſner und Reiſſner, „aus Reiſen“,

Sandberg, Bromberg; die Sachſen. Brückner, „aus Brücken“, Herzberg, Hornburger, „aus Hornburg“, Jeſſen, Magdeburger, Mansfeld, Mühlberg, Mühlhauſen, Nordhauſen, Trefurt, Wittenberg, Zeitz; die Hannoveraner: Dannenberg, Grund nebſt Grundmann, Melle, Schnackenburg, Springe nebſt Springer, Ulzen, „aus Uelzen“; die Weſtfalen: Arnsberg, Bielefeldt, Dorſter, „aus Dorſten“, Hagen, Hammer, „aus Hamm“, Münſtermann, „aus Münſter“, Witten; die Rheinländer: Emmerich, Eſſen, Klever, „aus Kleve“, Koblenz, Langenberg, Stolberg, Stromberg, Wendel; die Heſſen: Caſſel und Kaſſel, Dietz nebſt Dietzmann, Roſenthal, Wietzenhauſen und Witzenhauſen, Holzapfel, „aus Holzappel“. — Es ſchließen ſich an die zuletzt Genannten die nicht preußificirten Heſſen. Friedberg, Hirſchhorn, Müntzenberger, Offenbach, Oppenheim, Worms. — Das Königreich Sachſen hat hergeſandt: Brand, Buchholz und Buchholtz, Burger, „aus Burg“, Lauenſtein, Meißner und Meisner, „aus Meißen“, Oſchatz, Dresden und Drehsden, Frauenſtein, Freiberg und Freyberg, Geier, Hohenſtein, Rochlitz, Schneeberg, Schwartzenberg. — Aus den mitteldeutſchen Herzog- und Fürſtenthümern ſtammen: Meiningen nebſt Meininger, Raſtenberg, Sonnenberg, Eiſennack, „aus Eiſenach“, Eiſenberg, Berka, Blomberg, Horn, Tanna, Schleizer, „aus Schleiz“. — Mecklenburger Städter giebt's folgende: Malchin, Marloff, „aus Marlow“, Roſchtok, Stavenhagen und Wittenburg aus Schwerin und Schönberg nebſt Schönberger aus Strelitz. Aus Oldenburg ſtammt Oldenburg. — Ein Braunſchweiger iſt Blankenburg. — Auch Hanſeaten finden ſich. Hamburger, Lübeck, Bremer und Brehmer und vielleicht Brehm und Brehme; zu Bremen gehört auch Amt nebſt Flecken Vegeſack. — Aus Elſaß-Lothringen haben Mühlhauſen, Zabern und Seltz den Weg nach Riga gefunden. — Städten Baierns entſtammen: Anspach, Augsburg, Bernheim, Günzburg, Hofer, „aus Hof“, Klingenberg, Kuſel, Landsberg nebſt Landsberger, Landau, Neuburg nebſt Neuburger, Nürenberg, „aus Nürnberg“, Oettingen, Roth nebſt Rother, Weiden und Weyden nebſt Weidner, Schweinfurth. — Auf Städte Württembergs weiſen Hall nebſt Haller, Herrenberger, „aus Herrenberg“, Kalwer, „aus Kalw“, Löwenſtein, Roſenfeld, Scheer nebſt Scheermann. — Als Städter aus Baden weiſen ſich aus: Freudenberg, Eppinger, „aus Eppingen“, Kehl, Mosbach, Steinbach.

Von Städten Oeſterreichs finden ſich folgende Namen unter Rigas Familiennamen: aus Oeſterreich ob der Enns Ens und Greiner, „aus Grein“; aus Oeſterreich unter der Enns: Stein nebſt Steinmann

und Steiner; aus Salzburg: Salzburg; aus Tirol: Brixius, „aus Brixen“; aus Mähren: Saar, Sternberg, Stramberg; aus Galizien: Krakau, Lemberg, Tarnowſky, „aus Tarnow“, Witkowſky, „aus Witkow“, aus Böhmen: Einſiedel, Neuhaus, Neumark, Politzin, „aus Politz“, Priſen, Schönfeld, Bilinſky, „aus Bilin“, Birckenberg und Burkenberg, Friedland nebſt Friedländer, Graupner, „aus Graupen“, Horowitz, Janowitz, Kaden nebſt Kadner. — Aus Ungarn ſtammen: Eiſenſtadt, Gran, Durand; aus Kroatien: Kreutzer, „aus Kreutz“.

Der Schweiz entſtammen folgende Städter: Bern nebſt Berner, möglicherweiſe, wenn auch unwahrſcheinlich, Bulle nebſt Buller, ferner Sion und Zürich. — Auf Schweden weiſt der Städtename Lund nebſt Lundmann, auf Norwegen Bergner, „aus Bergen“, auf Dänemark Rönne und Stegemann, „aus Stege“.

An die Niederlande kann beim Städtenamen Grave gedacht werden; an Belgien bei Lier, Brüggemann, „aus Brügge“, und Löwen.

Engliſche Städte finden wir in den Namen: London, Milton, Carlile, „aus Carliſl“, George, March, Ramſay, Wells.

Frankreich iſt mit folgenden Städtenamen vertreten: Paris, Lille, Mende, Remy, Seyſſel, Thiers, Beſſe, Breſt, Cordes.

Aus Italien finden ſich: Roemer, Turin, Capaccio.

„Muntre Dörfer bekränzen den Strom, in Gebüſchen verſchwinden Andre, vom Rücken des Bergs ſtürzen ſie jäh dort herab“.

Wenn es ſchon unter den Städten nicht wenige gleichnamige giebt, weshalb es oft unmöglich iſt, dem Träger eines Städtenamens ſeine urſprüngliche Heimath anzuweiſen, ſo iſt das bei den Dörfern natürlich noch häufiger der Fall. Fünfzig und mehr Dörfer gleichen Namens ſind im Ortslexikon keine Seltenheit. Ebenſo, wie bei den Städtenamen, ſoll auch hier dem größeren Ort, falls die Größe zu conſtatiren möglich geweſen, vor dem kleineren der Vorzug gegeben werden; ich bitte daher die Träger eines Dorfnamens, die über die Lage ihres Heimathsdorfes beſſer orientirt ſind, den Fehler dem Wahrſcheinlichkeitsrechner nicht zu hoch anzurechnen.

Namen von Dörfern Rußlands finde ich nicht viele unter den Familiennamen Rigas: Sawin nebſt Sawinitſch aus dem Königreich Polen; Maletz, Goldowſky, „aus Goldow“, Iwaſchkewitſch aus dem Gouvernement Grodno, Okmian, „aus Okmiany“, Pokroi, Remigolſky,

„aus Remigoly“, Kowarſky, „aus Kowarſk“, aus dem Gouv. Kowno; Solock, Bogdanow nebſt Bogdanowitſch, Ilgin, „aus Ilghi“, aus dem Gouv. Wilna; Korenin, „aus Koreni“, aus dem Gouv. Minſk, Smolian, „aus Smoliany“, aus dem Gouv. Mohilew; Karpow nebſt Karpowſky und Karpowitſch, Andruſſow, aus dem Gouv. Smolenſk; Repkin, „aus Repky“, Klimow, Kulagin, „aus Kulaga“, aus dem Gouv. Tſchernigow; Raſchkoff, „aus Raſchkow“, Balin nebſt Balinſky, Kublitzky, „aus Kublicz“, aus dem Gouv. Podolien; Makarow, Obuchowſky, „aus Obuchow“, Kanewſky, „aus Kanew“, Korſun aus dem Gouv. Kiew; Senkow nebſt Senkowitſch aus dem Gouv. Charkow; Jelenſky, „aus Jeleniy“, Kostina aus dem Gouv. Pleskau; Iwanowſky, „aus Iwanowſkoje“ im Gouv. Orel; Kusmin nebſt Kusminitſch, „aus Kusmina“ im Gouv. Tambow, Dratſchewſky, „aus Dratſchewo“, Gouv. Wladimir; Gluſchitzky, „aus Gluſchitza“ im Gouv. Wologda; Alexejew aus dem Gouv. Saratow; Muraſchkin, „aus Muraſchkino“, Semenow nebſt Semenowitſch aus dem Gouv. Niſchnij-Nowgorod; Jerapolſky, „aus Jerapolſk“ im Gouv. Moskau; Blumenſtein und Blumenthal aus dem Gouv. Taurien. — Auf Finnland weiſt als Name eines Kirchſpiels Karis.

Aus Schweden haben wir: Schloß Karlberg und Kirchſpiel Karp; aus Norwegen die Dorfnamen Sell nebſt Sellmann, Stange, Sund, Tiller und die Kirchſpielnamen Land, Gran und Holt; aus Dänemark Sorgenfrei.

In Großbritannien und Irland finden wir von Rigas Familiennamen als Ortſchaften wieder: Bradſhaw, Brigg, Coats, „aus Coates“, Gordon, Goring, Gower, Grade, Hay, Hill, Holt, Iken, Langford, Loudon, Mellis, Mitſchell, „aus Mitchell“, Penn, Ramſey, Nath, Roß, Row, Ruston, Winnal, Wood.

Belgien darf für ſich vielleicht in Anſpruch nehmen. Moll, Cordes, Footz, Gerding, „aus Gerdingen“, Henis, Jette, Kain, Keſſel nebſt Keßler, Schelle, Somme, Wellin.

Den Niederlanden könnten zugewieſen werden: Appelius, „aus Appel“, Beek, van Beuningen, Born, Empel, Eylandt, Jooſt, Keppel, Lith, Loſſer, Mademann, „aus Made“, Nuth, Oſch, Weller und Wellmann, „aus Well“, Weltner, „aus Welten“. — Luxemburger könnten Bechmann, „aus Bech“, Eich, Wahl und Helmſing, „aus Helmſingen“, ſein.

Franzöſiſche Dörfler ſcheinen die Ahnherren folgender Rigenſer geweſen zu ſein: Aſſas, Corny, la Croix, Lods, Lury, Mellé, Noë, Ruch, Segal, Strach, Villebois. — Italiener ſind Pescantini, „aus Pescantina“, einem Dorf in Venezien, und à Campo. — Molinos aus dem Dorf Molinos bei Saragoza vertritt Spanien unter den Rigenſern. — Aus der Schweiz laſſen ſich nennen: Blumenſtein, Bollinger, „aus Bollingen“, Buchs, Egger, „aus Egg“, Eichberger, „aus Eichberg“, Engelberg, Ettinger, „aus Ettingen“, Frick, Heimberger, „aus Heimberg“, Kieſen, Landenberg, Latſch, Lehn nebſt Lehner, Meßner, „aus Meſſen“, Neudorf, Neukirch, Riſch, Rohrbach, Sattler, „aus Sattel“, Sax, Schachner, „aus Schachen“, Seedorf, Seen, Sils, Suhr, Thal nebſt Thalmann, Trey nebſt Treymann, Wallbach, Windiſch

Serbien ſandte: Subarow, „aus Subar“, Jagodinſky, „aus Jagodin“.

Mit einer ſehr großen Anzahl Dorfnamen ſind Oeſterreich-Ungarn und Deutſchland vertreten. Zuerſt Oeſterrich-Ungarn! Aus Oeſterreich ob der Enns ſtammen: Ahberg, Alandt, Altmann, Brammer, „aus Bramm“, Dieſenberg, Eck, Eidenberg, Forſtberg, Frei, Freidenthal, Freundling, Goller, „aus Gollen“, Gramberg, Gröning, Grünburg, Grundberg, Harr, Hernberger und Herrnberger, „aus Hernberg“, Kaining, Kapping, Kochberg, Kriegen, Lambach, Lichtenegg, Lien, Luckmann, „aus Luck“, Muhring, Müllberg, Neudorf, Oberländer, „aus Oberland“, Ohmann, Preiß, Reniger, „aus Renigen“, Riedel, Rinneberg, Roſeneck, Sandel nebſt Sandler, Seeling, Sieberg, Speer, Stangel, Uttendorff, Warter, „aus Wart“; — aus Oeſterreich unter der Enns ſtammen: Anger, Baumgarten, Blank, Brunner, „aus Brunn“, Erdberg, Groſchopf und Groſchoff, „aus Groſchopf“, Grünung und Grünning, Harras, Hein, Henning, Karlſtein, Klamer, „aus Klam“, Kleinberg, Kott, Kreisberg, Kreiſer, „aus Kreis“, Kronberg, Kruth, Lilienfeld, Lunz, Maſing, Melk, Penz, Perniz, Plank, Prein, Raming, Raßpach, Rattner, „aus Ratten“, Reinthal, Reiſter, „aus Reiſt“, Siering, Spitzmann, „aus Spitz“, Stöſſinger, „aus Stöſſing“, Straß nebſt Straßmann, Stremberg, Tesdorff, Tiefenthal, Wegling, — Steiermärker ſind: Alp, Alpe, Birn, Dörfling, Eckberg, Eisbach, Feldbach, Feldenhof, „aus Feldenhofen“, Flach, Freiland, Franz nebſt Franzius, Greil, Greim, Großberg, Kapeller, „aus Kapell“, Kinder, „aus Kind“, Laming, Landelius, „aus Landel“, Langer, „aus Lang“, Lankowitz, Laurenz, Libon, Liſſing, Pack, Petſchke, Plath,

Raß nebſt Raßmann, Rein, Rudnitzky und Rudnitzky, „aus Rudnitz“, Roetſcher, „aus Rötſch“, Schloßberg, Seitz, Sieſenberg, Sobath, Sommer, Stallbaum, Steindorf, Stübing, Teitz, Thalberg, Klaus, Kugelberg; — Kärnten ſandte: Aſſing, Blut, Höflinger, „aus Höfling“, Lack, Laſſen nebſt Laſſenius, „aus Laſſen“, Laufenberg, Lautz, Neudorf, Schwager, „aus Schwag“, Wießner, „aus Wießen“; — aus Krain kamen: Borſt, Brückel, Doll, Druſche, Goba, Griſche, Kauze, Kollmann, „aus Koll“, Lerchendorf, Loſchinſky, „aus Loſchin“, Lunger, „aus Lung“, Sagorſky, „aus Sagor“, Saplan, „aus Saplana“, Seele, Stauden, Tſchernitz, Wetſcher „aus Wetich“; — aus Salzburg: Guring, Glas, Imlauer, „aus Imlau“, Schmieden, Schweineck, Schwemberg, Weiland; — aus Graz: Neuberg; — aus Iſtrien: Ports; — Tiroler ſind: Bitzau, Bratz, Fennberg, Garten, Graf, Igels, Klim, Latz, Majon, Matſch, Maurach, Olle, Panberg, Paton, Pillmann, „aus Pill“, Prutz, Rathfelder, „aus Rathfelden“, Reva, Sarro, Tiers, Toß; — Dalmatiner ſind: Galla, Plat, Trau; — aus der Militärgrenze ſtammen: Gerker, „aus Gerk“, Kruſewetſch, „aus Kruſewicza“, Kute, Lappat, Roch, Ruska; — aus Schleſien: Zuckow und Zukowitſch, „aus Zukow“; — aus Mähren: Benke, Bleich, Eulenberg, Gentſch, Jambowitz, Jentſch, Ketkowitſch, Laaß, Ladin, Liebe, Lipawſky, „aus Lipau“, Lipow, Loſch, Malikowſky, „aus Malikow“, Orlowitz, Oſtrowſky, „aus Oſtrow“, Paskowſky, „aus Paskow“, Perlow, Peſchkow, Pohl nebſt Pohlmann, Polowſky, „aus Polow“, Pruß, Raabe, Ratkowſky, „aus Ratkow“, Rattay, Ritſcher, „aus Ritſch“, Roſſitzky, „aus Roſſitz“, Rumberg, Saſchin, „aus Saſchina“, Scharow, Strutzky, „aus Strutz“, Swanow, Tenn, Trubeck, Tſchechowitſch, Turowitſch, Urbanowitſch, „aus Urbanow“, Urinowitz, „aus Urinow“; Uſtinow, „aus Uſtin“, Wachtel, Wallberg, Wieſenberg, Wieſe nebſt Wieſemann, Zakowſky, „aus Zakow“, Zilinſky, „aus Zilin“; — auf Galizien weiſen: Bykow, Bukowſky, „aus Bukow“, Chronau, Dukowſky, „aus Dukow“, Godycky, „aus Goby“, Horbatſchewſky, „aus Horbacze“, Jaskowſky, „aus Jaskowa“, Jeblicka, „aus Jeblice“, Jurkowſky, „aus Jurkow“, Kopkin, „aus Kopki“, Krukel, Kulikow nebſt Kulikowſky, Labowſky, „aus Labowa“, Laske, Liſſakow, Malowſky, „aus Malow“, Milkowſky, „aus Milkow“, Nadolſky, „aus Nadoli“, Orzechowſky, „aus Orzechow“, Piotrowſky, „aus Piotrow“, Polen, Rabbe, Rudnicki, „aus Rudnik“, Ruſſin, Rykow, Sadowſky, „aus Sadow“, Sieniawſky, „aus Sieniawa“, Sinkow, Sliwkin, „aus Sliwki“, Smolnik, Saroko, Sosnowſky, „aus Sosnow“,

Stanislaw nebſt Stanislawſky, Surowſky, „aus Surow“, Urmann, „aus Urman“, Weremjenko, „aus Weremjen“, Witkin, Witowſky, „aus Witow“; Woronetzky, „aus Woronetz“, Woiciechowſky, „aus Woiciechow“, Zurowſky, aus Zurow“. — Folgende Familiennamen Rigas finden ſich als Dorfnamen in Ungarn: Baar, Babin, Bank, Battar, Burda, Cſejtey, „aus Cſejd„ oder „aus Cſeitha“, Einſiedel, Foth, Grebitz, Gros, Guth, Inke, Kallenberg, Kaplun, „aus Kaplony“, Karo, Kekmann, „aus Kek“, Kermann, „aus Ker“, Koffiky, „aus Koff“, Krieger, „aus Krieg“, Leß nebſt Leſſer und Leßmann, Litke, Lukin, Mikulin, „aus Mikula“, Nevermann, „aus Never“, Pamukow, „aus Pamuk“, Petz, Puchowſky, „aus Puchow“, Rabe, Rima, Rum, Saß nebſt Saßmann, Schütz, Skubin, Solt, Stillbach, Taback, Wiesner, „aus Wieſen“, Zauka, Zaskowitſch, „aus Zasko“, Antonius; — aus Siebenbürgen ſind: Mon, Groß, Kant, Kundt, Petrotzky, „aus Petrotz“, Nemetzky, „aus Nemete“, Spring nebſt Springer; — aus Kroatien ſtammen: Goſche, Pasnikow, „aus Pasnik“, Puſchinſky, „aus Puſchina“, Resnik, Rube, Selin. — Wenn uns jemand von unbekannten Dingen erzählt, zumal uns Namen nennt, die unſere Zunge nicht ausſprechen, unſer Gedächtniß nicht behalten kann, ſo ſagen wir: das ſind mir „böhmiſche Dörfer“. Nun, folgende Namen, Familiennamen von Einwohnern Rigas, dürfen den Rigenſern keine „böhmiſchen Dörfer“ ſein, obgleich ſie wirklich Namen böhmiſcher Dörfer ſind: Barau, Barochowitſch, „aus Barochow“, Berkowitz, Bernsdorf, Borowſky, „aus Borow“, Boſchowſky, „aus Boſchow“, Brenn nebſt Brenner, Budkowſky, „aus Budkow“, Budowa, Butowitz, Dechterow, „aus Dechter“, Dobrowſky, „aus Dobrowa“, Dobſchinſky, „aus Dobſchin“, Drewes, Drewnick, Dubitzky, „aus Dubitz“, Dublinſky, „aus Dublin“, Dubow, „aus Dub“, Dubowitz, Eichwald, Eiſenſtein, Eule, Fleißner, „aus Fleißen“, Grünwald und Grünwaldt, Hajkowicz, „aus Hajko“, Himmelreich, Jeſchinſky, „aus Jeſchin“, Jewanow, „aus Jewan“, Kain, Kanin, Karlow nebſt Karlowſky, Kaſtrowſky, „aus Kaſtrow“, Kaut nebſt Kauter, Kellner, „aus Kellne“, Kettner, „aus Ketten“, Kinitzin, „aus Kinitz“, Klatzo, „aus, Klatzow“, Knie, Kobro, „aus Koberow“, Komarowſky, „aus Komarow“, Kopitz, Koſter, „aus Koſt“, Kozakowſky, „aus Kozakow“, Kozeliowſky, „aus Kozel“, Krall, „aus Krallen“, Kraſſowſky und Kraſowſky, „aus Kraſſow und Kraſow“, Krone, Kruſiſchanowſky, „aus Kruſiczan“, Kurau, Kurſchinſky, „aus Kurſchin“, Kutſcher, Pern, Lan, Langfeld, Laſchinſky, „aus Laſchin“, Laudon, Lawitzky, „aus Lawitz“, Leſſel, Lipinſky, „aus Lipin“

Lipkin, „aus Lipka“, Lipnizki, „aus Lipnitz“, Liſſowſky, „aus Liſſow“, Liſowſky, „aus Liſow“, Lukmann, „aus Luk“, Luſt nebſt Luſtmann, Malkow, Markow nebſt Markowſky, Martinow nebſt Martinowſky, Matſchkow und Matzkow, Mekler, „aus Mekl“, Melnikow, „aus Melnik“, Merklin und Mercklin, Mezholz, „aus Mezholez“, Neider, „aus Neid“, Neßler, „aus Neſſel“, Niemzowitſch, Nikel, Padolſky, „aus Padol“, Palkowſky, „aus Palkow“, Panzer und Pantzer, Paß, Paſſern, Paulow, Perna, Petrinin, „aus Petrin“, Platz, Podſkal, Pohlig, Pole, Poliſow, „aus Polis“, Powitz, Prawikow, Prokop, Pſchenitzky, „aus Pſchenitz“, Ptizin, „aus Ptiz“, Radetzky und Radecki, „aus Radecz oder Radetſch“, Raſcha, Raſowſky, „aus Raſow“, Ratſchin nebſt Ratſchinſky, Rentſch, Ribinin, „aus Ribin“, Rikow, Ritter, „aus Ritte“, Rohl, Rohn, Roſendorf, Roſenſtern, Roſitzky, „aus Roſitz“, Ruſinſky, „aus Ruſin“, Schaar, Schachow, Schekowitz, Schimanow, Schitin, Schönhof, Schwan, Sedlitzky, „aus Sedlitz“, Seeberg, Selau, Selzer, „aus Selz“, Seminſky, „aus Semin“, Skrey, Slibowicz, Steingruber, „aus Steingrub“, Stern nebſt Sternmann, Sticks, Strachowitſch, Strahl, Sturz, Swetlow, Switkow, Wanowſky, „aus Wanow“, Welkan, Wilinſky, „aus Wilin“, Wilkowſky, „aus Wilkow“, Wittig und Wittich, Wittinſky, „aus Wittin“, Wolichow, Zernow, Zettel, Zirk nebſt Zirkmann, Zitowitſch, „aus Zitow“. Wie deutlich ſpricht ſich der Charakter Böhmens als zweiſprachigen Landes in dieſer Namenreihe aus! Dieſe Thatſache, daß man den ſprachlichen, ja ſogar mundartlichen Charakter aus einer längeren Reihe von Ortsnamen herausfühlen kann, muß ſchon neben dem Finden bekannter Familiennamen die beim Leſen ſo namenreicher Liſten nöthige Geduld ſtärken; es ſind das Oaſen in der Wüſte von Namen.

Mit den Dörfern Deutſchlands beſchließen wir dieſen Abſchnitt. Das Oeſterreich benachbarte Baiern eröffne die Reihe: Benk, Berblinger, „aus Berbling“, Birk nebſt Birkmann, Blaubach, Bocksberg, Boos, Bramberg, Breitenberg, Brumberg, Clauſen, Dahn, Detenhof und Detenhoff, „aus Dettenhofen“, Ebersperger, „aus Ebersberg“, Eckenberg, Emſing, Eppſtein, Ettinger, „aus Etting“, Feldheim, Göggінger, „aus Gögging oder Göggingen“, Guttenberg, Haberland, Heſſelberg, Hachfeld, Hördt, Hoffleidt, „aus Hofleiten“, Hohl, Holach, Hopfe, „aus Hopfen“, Kahl, Kalling, Kellberg, Knopp, Kollberg, Kranzberg, Krawitz, Kreuzberg, Kreuzer und Kreuzmann, „aus Kreuz“, Krondorff, Krum, Kunſtein, March, Lahm, Lauer, Legau, Lindberg, Lindenberg, Luger, „aus Lug“, Mailach, Mantel, Nagel, Offenberg, Penck

Pfuhl, Pulling, Ramſee, Ranzing, Rappenberg, Raſch, Reinhauſen, Reis, Reiter und Reitmann, „aus Reit“, Reſler, „aus Reſel“, Rieger, Riemer, „aus Riem“, Rumbach, Salzberg, Sam, Schauberg, Schlicht, Schwand, Schwanfeld, Schweineberg, Seelig, Stahl nebſt Stahlmann, Stallbaum, Stebner, „aus Steben“, Stegmann, „aus Steg“, Steinfeld und Steinfeldt, Steinwender, „aus Steinwenden“, Wachſtein, Weinberg, Wetzel, Wimberg, Winder, „aus Wind“, Währmann, „aus Wöhr“, Wolfsbach. — Württemberger ſind: Erting, „aus Ertingen“, Freudenſtein, Gutenberg, Hochberg, Korb, Bach nebſt Bachmann, Lehr nebſt Lehrmann, Murr, Reichenecker und Reichnecker, „aus Reicheneck“, Reisfeld, Rothfelder, „aus Rothfelden“, Schön, Spiegelberg, Steinbrück, Streich nebſt Streicher, Wain nebſt Wainer, Warth. — An Badenſern finden wir: Buchheim, Durbach, Eichel nebſt Eichler, Graben, Palmbach, Raſt, Waſſer nebſt Waſſermann, Weiler, Weizen, Wiedner, „aus Wieden“, Wollenberg. — Iſenheim und Stiller, „aus Still“, ſind Elſäſſer. — In Sachſen finden wir: Gablenz, Gersdorff, Blaſéwitz, „aus Blaſewitz“, Bodenius, „aus Boden“, Deubner, „aus Deuben“, Grün nebſt Grüner, Hauswald, „aus Hauswalde“, Hirſchfeld, Remnitz und Remniz, Lauterer, „aus Lauter“, Lenz, Leſtner, „aus Leſten“, Lichtenberg, Lichtenſtern, Lindenau, Marſchütz, Michaelis, Morgenroth, Nauberg, Neukirch, Oppitz, Pannewitz, „aus Pannewitz“, Papperitz, Pfannenſtiel, vielleicht Poenigkau, „aus Ponickau“, Polentz, Reichſtein, Schoenerſtaedt, Schweinfurth, Stahlberg, Thalheim, Wiederſperger, „aus Wiedersberg“, Zinnberg. — In den ſächſiſchen Herzogthümern liegen. Einberg, Held, Körner, Legefeldt, Roſa, Scheibe, Thieſſen, Wege; aus Borſch kam der Borſchmann, aus Knau Knauer, aus Treben Trebner. — Dorfnamen aus Braunſchweig ſind: Bergfeldt, Lobach, Graver, „aus Grave“, Lutter, Tanne, Wahle. — In Oldenburg finden wir Berne, Damme, Eiſen, Loy, Sage. — Aus Mecklenburg-Schwerin ſtammen: Below, Bobbin, Boehlendorff, Böſſow, Brunow nebſt Brunowſky, Buelow, Burowſky, „aus Burow“, Grambow, Helmer, „aus Helm“, Klink, Klüßmann, „aus Klüß“, Koelpin, Krohn, Krümmel, Krukowſky, „aus Krukow“, Marnitz und Marniz, Neeſe, Parkowſky, „aus Parkow“, Rambowſky, „aus Rambow“, Ramm, Sabel, Satow, Schabowſky, „aus Schabow“, Schutoff, „aus Schutow“, Slate, Sukowſky und Sukofffky, „aus Sukow“, Walowſky, „aus Walow“, Wiethow, Wolde nebſt Waldemann. — Aus Mecklenburg-Strelitz ſind: Feldberg, Gantzkow nebſt Gantzko und Ganzko, Mentzendorf, Mirow, Schwichtenberg, Spohnholz, Zinowſky, „aus Zinow“. — Heſſen ſind: Bieber, Brandau, Gronau,

Hahn, Hering, König, Offenheim, Reibach, Rendel, Ulſa. — Zum Schluß Preußen mit der weitaus größten Zahl von Dorfnamen: Aus der Provinz Heſſen: Ahl, Beſſe, Dreyfeldt, „aus Dreifelden“, Ellenberger, „aus Ellenberg“, Epſtein, Friede, Hinterwald, Katzenellenbogen, Kirchhof, Lorch, Rod, Salz, Spielberg, Streitberg, Tann, Wallenſtein, Winkler und Winkelmann, „aus Winkel“; — aus Rheinland: Alsdorf, Alzen, Bauler, Beeck, Bendorf und Bendorff, Berk nebſt Berkmann, Beſch, Biber, Birkner und Birckner, „aus Birken“, Birgel, Bockruht, „aus Bockerodt“, Bockum, Bohl, Breit, Brenck, Brey nebſt Breyer, Buſch nebſt Buſchmann, Dorn, Eiche, Ecken, Eilenberg, Elten, Elz nebſt Elzer, Eſſenberg, Eſſig, Felder und Feldmann, „aus Feld“, Felſer, Flachsberger, „aus Flachsberg“, Freund, Goldenberg, Green, Großwald, Haas, Hähn, Haffner, „aus Haffen“, Haken, Hardt, Harff nebſt Harffer, Hecker, „aus Heck“, Hehn, Herberg, Herwegh, Heydtmann, „aus Heydt“, Holt, Holz nebſt Holzmann, Huck, Hülſe, Junker, Kalk, Kamberg, Kamp und Kampe nebſt Kamper, Karſtein, Kauſe, „aus Kauſen“, Kelberg, Kirſch, Kiſſel, Klauberg, Klewer, „aus Klew“, Kloppmann, „aus Klopp“, Knorr, Kohl, Kopp, Krahn, Kretzer, „aus Kretz“, Kreutzberg, Kuhle, Kuhr, Lepp, Leye nebſt Leyer, Licht, Linge, Lipp, Ludendorf, Mandel, Metzner, „aus Metzen“, Morgen, Morr, Muß, Ney, Noll, Nitz, Oberkampf, „aus Oberkamp“, Paſrad, „aus Paffrath“, Perl nebſt Perlmann, Quint, Rath, Reich nebſt Reichmann, Rengert, Ringenberg, Roll nebſt Roller und Rollmann, Salm, Scheel, Schleicher, „aus Schleich“, Schnepper, „aus Schneppe“, Schreck, Schroeter, „aus Schrot“, Sehl, Sengbuſch, „aus Sengebuſch“, Steinberg, Stock, Strauch nebſt Strauchmann, Streit, Struck, Till nebſt Tiller und Tillmann, Titz, Unterkirchner und Unterkircher, „aus Unterkirchen“, Morbach, Welling, Wende nebſt Wender, Weyer, „aus Wey“, Winter, Wolf, Worm, Zander, „aus Zand“, — aus Weſtfalen: Ahle, Beck nebſt Beckmann, Behling, Belke, Bigge, Blankenſtein, Boſſel, Brock nebſt Brockmann, Bulder, Dahl, Dernen, „aus Derne“, Dieke, Drohne, Dumberg und Duhmberg, Eber, Eigener, „aus Eigen“, Einecke, Eisberg, „aus Eisbergen“, Eſter, Frölig, und Fröhlich, „aus Frölich“, Geiſt, Gelling, Haſenkamp, Harthum, Haslei, „aus Haßley“, Hege nebſt Hegemann, Heller, Heppner und Hepner, „aus Heppen“, Herzfeld, Hillner, „aus Hillen“, Hiller, „aus Hille“, Hoberg, „aus Hoberge“, Horſt, Kesber, „aus Kesbern“, Kipper, Klee nebſt Kleemann, Kleimann, „aus Klei“, Knapp, Kratz, Kreiſchmann, „aus Kreiſch“, Kump, Kunſt nebſt Kunſtmann, Mark, Lerche, Lindner, „aus Linden“,

Lübbe, Maſt, Mehring, Mentzel und Menzel, Meſten, Nachtigall, Neukirche, Nieländer, „aus Nielande“, Poeppinghauſen, Rahlenbeck, Rehmann, „aus Reh“, Reisfeld, Rodde, Rohde, Roſenhagen, Schiel, Schnee, Tempelmann, „aus Tempel“, Voß, Weiner, Wengemann, „aus Wenge“, Werth, Winzmann, „aus Winz“, Witte; und endlich erinnert eine Reihe Namen noch daran, daß der Stamm des baltiſchen Adels aus Weſtfalen her iſt: Aurep, „aus Anreppen“, Blankenhagen, Brackel, Budberg, Delwich, „aus Delwig“, Mengden, „aus Mengede“, Middendorf, Rahden, Staden, — ein Hohenzoller iſt Gruel; — aus Hannover ſtammen: Baſſe, Beber, Behrenſen, Bitter, Borſtelmann, „aus Borſtel“, Boſſe, Breeſe, Brink und Brinck nebſt Brinkmann, Brockhauſen, Campe, Dahlenburg und Dalenburg, Dalitz, Drehl, „aus Drehle“, Dreyling, „aus Dreilingen“, Edeſſen, „aus Edeſſe“, Dyk, Endel, Gauer, „aus Gaue“, Gravenhorſt, Haſſelhorſt, Heede, Heine, Heiſe, Hertel, Höniſch, Holſten, Horneburger, „aus Horneburg“, Hülſen, Ilter, „aus Ilten“, Kalle, Koehr, „aus Köhren“, Lauenberg, Lemke, Lilienthal, Lucht, Magnus, Malchau, Martfeld, Moor, Neindorf, Neuenkirchen, Neuland, Oberg, Okel, Oſten, Ottersberg, Pohle, Radbruch, Rautenberg, Reine, Repke, Rhode, Rotenfeldt, „aus Rothenfelde“, Sack, Sander, Schinkel, Sieber, Siecke nebſt Sieckmann, Spahn, Straße, Strieper, „aus Striepe“, Strohmann, „aus Stroh“, Teich nebſt Teichmann, Uttel nebſt Utlmann, Willner, „aus Willen“; — aus Holſtein, Behlau, Bendfelt und Bendtfeldt, vielleicht Bornhaupt, „aus Bornhöved“, Bornholdt, Brohde, Einfeld, Grebin, Grube nebſt Gruber, Heide nebſt Heidemann, Holm, Köhne, „aus Köhn“, Lieth, Mühlenberg, Neufeld, Pahlen, Puls, Reinfeld, Schacht, Schleuer, Siekmann, „aus Siek“, Sprenger, „aus Sprenge“, Steinburg, Stelling, Wiſchmann, „aus Wiſch“; — aus Schleswig: Goldbek, Gulde, Högel, Hönning, Hoyer, Kropp, Lindeberg, Lindholm, Lundmann, „aus Lund“, Roſenkranz, Stepping, Weltmann, „aus Welt“, Wenning, Wykmann, „aus Wyk“; — aus Gudow in Lauenburg ſtammt vielleicht Gudowſky; — aus der Provinz Sachſen ſtammen: Arensberg, Ballhauſen, Bergwitz, Breitenſtein, Buch, Deutſch nebſt Deutſchmann, Elſing, Falken, Göbel, Griebner, „aus Grieben“, Grützmann, „aus Grütz“, Kerkau, Klinke, Knoblock, „aus Knobloch“, vielleicht Köſe, „aus Köſen“, Kühndorff, Kugel, vielleicht Ments und Mentz nebſt Mentzer, „aus Menz“, Meyendorf, Parey, Preßler, „aus Preſſel“, Rößner, „aus Röſſen“, Rohr, Schwaneberg, Schantze, Tilſner, „aus Tilſen“, Weißenborn, Wünſch; — Dorfnamen in Brandenburg ſind: Bergholz, Berkholz, Borck, Brandt,

Britz nebſt Britzmann, Dahlitz, Dölle und Dölen, „aus Döllen“, Dreeſche, „aus Dreeſch“, Drewer, „aus Drewen“, Drewitz, Dubner, „aus Duben“, Dubrowſky, „aus Dubrow“, Elsholz, Friedenfeldt, „aus Friedenfelde“, Ganz, Gohſen, Grieſl, „aus Grieſel“, Grünfeld und Grünfeldt, Grünow, Grunow, Grunwald, Guhde, „aus Guhden“, Hackenberg, Jamaiker, „aus Jamaika“, Jordan, Kagell, „aus Kagel“, Kalke, Kapan, „aus Kappan“, Karzow, Keller nebſt Kellermann, Kerkovius, „aus Kerkow“, Kirſchbaum' Kletzke, Klockow, Königſtädter, „aus Königsſtädt“, Kotzen nebſt Kotzer, Kruge, Kuhtz, Legel, Ließner, „aus Ließen“, Lochow, Machnowitſch, „aus Machnow“, Marquard, Mohr, Pirow, Porep, Redelien, „aus Reddelin“, Rehfeldt, „aus Rehfeld“, Reichenow, Rohrbeck, Schadewitz, Schadowſky, „aus Schadow“, Schwanow, Seeren, Seidlitz, Silber nebſt Silbermann, vielleicht Steffenhagen, „aus Steffenshagen“, Stendel, Straube, Teuermann, „aus Teuer“, Tornow, Tſchernow, Vogelſang, Wildau, Zaue, Zellinſky, „aus Zellin“, Zelſer, „aus Zels“, Zeſch, Zichowſky; — in Pommern finden wir: Begrow und Beggrow, „aus Beggerow“, Binz, Brunnow nebſt Brunnowſky, Budowſky, „aus Budow“, Butowitſch, „aus Butow“, Dieck, Döbel nebſt Döbler, Dragheim, „aus Draheim“, Franzen und Frantzen, Gans, Geritz, Goerke und Goercke, Graſſe, Güſter, „aus Güſt“, Gumnitzky, „aus Gumnitz“, Guſt, Jatzkowſky, „aus Jatzkow“, Jeſſinſky, „aus Jeſſin“, Karkowitſch, „aus Karkow“, Katzenowitz, „aus Katzenow“, Katzow, Kentz, „aus Kenz“, Kleiſt, vielleicht Klemm, „aus Klemmen“, Kolzow, Koſtin, Kummerow und Kummerau, Selz, Landsdorf, Lankowſky, „aus Lankow“, Lentſchow, Lentz, Linde, Lübkow, Miß, Maskowſky, „aus Maskow“, Mellin, Nawitzky, „aus Nawitz“, Nemitzky, „aus Nemitz“, Neſt, Parowſky, „aus Parow“, Pampo, „aus Pampow“, Rambowſky, „aus Rambow“, Ramin und Rammin, Rebel, Rehberg, Reitz, Rentz und Renz, Sabowitſch, „aus Sabow“, Sager, Schnatowitſch, „aus Schnatow“, Schorin, Schurow, Schwedenberg, Sehring, Seibel nebſt Seidler, Silkowſky, Speck, Tootz, Vierecke, „aus Viereck oder Vieregge“, Volz, Waldowſky, „aus Waldow“, Wampen, Wieck nebſt Wieckmann, Wiek nebſt Wiekmann, Wolkow, Zickermann, „aus Zicker“; — ſchleſiſche Dorfnamen ſind: Badewitſch, „aus Badewitz“, Bartſch, Borin, Brune, Bruſchewitz, Ecke, Eckersdorff, Ehrenfeldt, Eichholz, Glinietzky, „aus Glinitz, Grottky, Heiduck, Hummel, Jedlinſka, „aus Jedlin“, Kalinowſky, „aus Kalinow“, Kamien, „aus Kamin“, nebſt Kaminſky, Kaſimir nebſt Kaſimirſky, Kern, Kawall, „aus Kawallen“, Klautſch, Kopatſch, Koppen, Koppitz, Kozlowſky, „aus Kozlow“,

Kranz, vielleicht Kreuzbahl, „aus Kreuzthal“, Kroitſch, Krug nebſt Kruger, Kunitz, Kunzendorff und Kuntzendorff, Kurtwitz, Kuſchewitz, „aus Kuſchwitz“, Loos, Marienfeld, Murowſky, „aus Murow“, Paulwitz, Pilzer, „aus Pilz“, Plaetz, Poſſener, „aus Poſſen“, Radau, Raden, Raſchwitz, Ratzen nebſt Ratzner, Rauske, Reichwald, Reiher, „aus Reihe“, Reinberg, Roſen nebſt Roſener und Roſner, Roſenbach, Roßberg, Sacken, Salau, vielleicht Sawadſky, „aus Sawade“, Saul nebſt Sauler, Schadewald, „aus Schadewalde“, Schlegel, Schönbrun, „aus Schönbrunn“, Schummer, „aus Schumm“, Spree, Stolz und Stoltz nebſt Stolzer und Stoltzer, Strans, Stumberg, Suckau, Tempelfeld, Weizenberg, Weyde nebſt Weydemann, Wiſchke nebſt Wiſchker, Zahn, Zeſſel nebſt Zeßler, Zirkwitz, Zabel; — aus der Provinz Poſen ſtammen: Babkin, „aus Babki“, Bednarſky, „aus Bednary“, Behle, Boruchowitz, „aus Boruchow“, Bronikowſky, „aus Bronikow“, Bronowſky, „aus Bronow“, Chmelewſky, „aus Chmelewo“, Dembowſky, „aus Dembowo“, Feuerſtein, Friedenthal, Golejewſky, „aus Golejewo“, Granowſky, „aus Granow“, Grochowſky, „aus Grochow“, Großdorf, Grünthal, Gutowſky, „aus Gutow“, Jankow nebſt Jankowſki und Jankowſky, Jaſinſky, „aus Jaſin“, Kabell, „aus Kabel“, Karnow, „aus Karnowo“, Kawitzky und Kawitſchky, „aus Kawicz“, Komorowſky, „aus Komorow“, Kocialkowſky, „aus Kocialkowo“, Kowalew nebſt Kowalewſky, vielleicht Krolik, „aus Krol“, Kwätkowſky, „aus Kwjatkow“, Laskin, „aus Laski“, Laube, Lenartowitſch, „aus Lenartowice oder Lenartowo“, Lewitz nebſt Lewitzky, Lippinſky, „aus Lippin“, Lubanowſky, „aus Luban“, Luginſky, „aus Lugi“, Maslowſky, „aus Maslowo“, Michalowſky, „aus Michalowo“, Mjaskowſky, „aus Miaskowo“, Mochel, Nitſche, Pinne, Puſch, Raczynſky und Raczinſky, „aus Raczyn“, Radloff, „aus Radlow“, Reklin, Schilling, Sulejew, „aus Sulejewo“, Tomaſchew nebſt Tomaſchewſky, „aus Tomaſchewo“, Turewſky, „aus Turew“, Twardowſky, „aus Twardow“, Wilde nebſt Wildmann, Wroblewſky, „aus Wroblewo“, Wyganowſky, „aus Wyganow“; — auf Dörfer in Weſtpreußen weiſen folgende Namen: Baldau, Bartel, Barwig, Blumfeld und Blumfeldt, „aus Blumfelde“, Brunau, Bruß, Dyck, Glinka, Grenz, Grunau, Jacubowſky, „aus Jacubowo“, vielleicht Junger, „aus Jungen“, Katz nebſt Katzmann, Kieſeling, Konſt und Konſky, „aus Kon“, Krebs, Lehmberg, Leske, Leſſenſky, „aus Leſſen“, Leſſnikow, „aus Leßnik“, Lubianſky, „aus Lubianen“, Miſchke, Münder, „aus Münde“, Peplin, Polken, Putz, Rehwald, „aus Rehwalde“, Rennenberg, Rompa, Roſe, Ruhtenberg, Ruthenberg und Rutenberg, Seide nebſt

Seiber, Siemon, Steinborn, Szymkowicz, „aus Szymkowo“, Tragheim, Wachsmuth, Wallenburg nebſt Wallenburger, Weide nebſt Weidemann, Weſſel, Wittkowſky, „aus Wittkow“; — endlich die aus Oſtpreußen: Baginſky, Balga, Baum, Baumgart und Baumgarth, Benſe nebſt Benſemann, Bergfriedt, „aus Bergfriede“, Bledau, Bludau, Bredau, „aus Bredauen“, Bundel, „aus Bundeln“, Deppe, „aus Deppen“, Dwariſchkis, „aus Dwariſchken“, Dziengel, „aus Dziengellen“, Fielitz, Forker, „aus Forken“, Friedenberg, Fuchsberg, Goldſtein, Grigoleit, „aus Griguleiten“, Grünbaum, Grünhof, Guhſe, „aus Guhſen“, Hartwig, Heidenberg, Heydemann, „aus Heyde“, Jedwillat, „aus Jedwilleiten“, Jenner, „aus Jennen“, Jodeikin, „aus Jodeiken“, Kalweit und Kallweidt, „aus Kallweiten“, Kaull, „aus Kaul“, Kiehl und Kiehle, „aus Kiehlen“, Korſch, „aus Korſchen“, Kuine, „aus Kuinen“, Kutten, Kutze, „aus Kutzen“, Laſchenſky, „aus Laſchen“, Laugall, „aus Laugallen“, Leipmann, „aus Leip“, Löwenthal, vielleicht Lottersbach, „aus Lotterbach“, Marienhof, Milken, Mühlenthal, Olſchewſky, „aus Olſchewen“, Peiſer, „aus Peiſe“, Poſinger, „aus Poſingen“, Radwill, Retſch, Rogal, „aus Rogallen“, Roſengarten, Roſenwald, „aus Roſenwalde“, Schlepin, Schmelzer, „aus Schmelz“, Schorell, „aus Schorellen“, Schorſchinſky, „aus Schorſchinen“, Sorgenfrei, Sperling, Spohr, Stamm, Stankus, Straſchewitz, „aus Straſchewo“, Struve und Struwe, Thurau, Timber, Tolksdorff, Unruh, Wange, Warkall, „aus Warkallen“, Wilken.

Ich bin ſelbſt erſtaunt, für ſo viele Rigenſer das Heimathsdorf des Stammvaters gefunden zu haben. (Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

In der Fremde.

I.

Ich weiß was Liebes fern von hier,
Dort hinter Nebeln;
Aus Träumen winkt's und ſpricht's zu mir,
Singt leis von längſtvergangner Zeit
In waldesgrüner Einſamkeit —
Weit hinter Nebeln.

Weiß taucht das alte Herrenhaus
Aus grauem Nebel;
Die Schwalben fliegen ein und aus
Am Firſt, umrankt von wildem Wein,
Und wiegen ſich im Sonnenſchein
Hoch über'm Nebel.

Auf der Veranda ſchattenkühl
In grünem Nebel,
Sind ſtill vertieft in's Puppenſpiel
Goldlock'ge Kinder, während nah
Sein Pfeifchen ſchmaucht der Großpapa
In Rauch und Nebel.

Doch dort im Garten, mittagsſchwül,
Im Strahlen-Nebel
Gehn zwei umſchlungen, die ſich viel
Zu ſagen haben — und doch nichts
Zu ſagen wiſſen, froh des Lichts
Nach langem Nebel.

O Jugendzeit am Oſtſeeſtrand,
Weit hinter Nebeln!
O Herrenhaus im „Gottesland,“
Wo einſt ich Sonne fand und Lieb, —
Ein bleicher Strahl davon nur blieb
Hier unter Nebeln!

II.

Ich wandre durch die große Stadt,
Bin heute hier und morgen dort,
Setz' mich zu Fremden, wenn ich matt,
Hör' fremden Laut und fremdes Wort.
Ich ſeh' Paläſte goldgeſchmückt,
Seh' Hütten, voll von Noth und Leid,
Fühl' mich in's Reich der Kunſt entrückt
Und preiſ' die Größe meiner Zeit.
In ihren wilden Wirbel reißt
Mit droh'ndem Ernſt und tollem Scherz
Die laute Weltſtadt meinen Geiſt, —
Doch kühl und einſam bleibt mein Herz.

Wo ſilberſtämm'ge Birken ſtehn
Am buntgeblümten Wieſenrand
Und helle Bächlein murmelnd gehn
Zum föhrendunklen Oſtſeeſtrand;
Wo auf die ſtaub'ge Straße mild
Das weiße Kirchlein niederſchaut,
Des Friedens und der Liebe Bild,
Vom nord'ſchen Himmel weit umblaut;
Wo herzlich iſt ein jeder Gruß
Und tüchtig jeder Druck der Hand
Und Treu' verheißend jeder Kuß —:
Iſt meines Herzens Heimathland! . . .

III.

Hier die Bank, auf der wir oft geſeſſen
Unterm blüthenvollen Flieder ſtrauch, —
In der Luft

Blüthenduft
Und ſehnſuchtsbang
Vom lauen Abendhauch
Verwehter Klang,
Aber dort — ja dort — im Dämmerſchein —
Dort — ? O, Gott, wie konnt' ich's nur vergeſſen!

Wehmuthvoll gedenken muß ich deſſen,
Was Dein lieber Mund mir oft geſagt,
Wenn, zwei-einſam,
Wir gemeinſam
Durch das abendrothe Land
Dorthin, wo das weiße Kirchlein ragt,
Gingen Hand in Hand;
Und ein Wort vor allen, ja ein Wort — ein Wort —
Welches? Gott, wie konnt' ich's nur vergeſſen!

Was ich einſt vor Jahr und Tag beſeſſen,
Als die Heimath noch mich warm umhegt,
Iſt mir fern,
Wie der Stern
Droben in der Unermeßlichkeit,
Deſſen bleicher Schein mein Herz bewegt
Wie ein Klang aus ſchön'rer Zeit,
Wie ein ſüßes Lied — ja welches — welches Lied?
Ach, ich hab' ſo viel, ſo viel vergeſſen! —

L. F.

Shakeſpeares Märchendramen

im Lichte chriſtlicher Ethik.

Der Verfaſſer des folgenden Aufſatzes, Ernſt Georg Engelmann, geb. zu Riga den 19 September 1799, geſt zu Mitau den 30. November 1882, war eine der originalſten und geiſteskräftigſten Perſönlichkeiten, die das baltiſche Land hervorgebracht hat Zuerſt Vorſteher einer Privatknabenſchule in Riga, dann, ſeit 1828 nach einander Oberlehrer der Religion, der Geſchichte, der griechiſchen Sprache und wieder der Religion, endlich Inſpector am mitauſchen Gymnaſium, hat Engelmann viele Generationen von Schülern an ſich vorüberziehn ſehen und auf die Empfänglichen unter ihnen ſehr anregenden Einfluß ausgeübt. Auch der Herausgeber der hier zum Abdruck gelangenden Blätter bekennt es gern und freudig, daß er ſeinem verewigten Lehrer und ſpäteren Collegen tiefgehende Anregungen und bedeutſame Einwirkungen auf die Entwickelung ſeines geiſtigen Lebens verdankt. Leider hat Engelmann während ſeines Lebens faſt nichts veröffentlicht und die vielfach gehegte Hoffnung, in ſeinem Nachlaſſe größere abgeſchloſſene Arbeiten vorzufinden, hat ſich leider nicht erfüllt. Um ſo mehr freut ſich der Unterzeichnete, der ſeit längerer Zeit mit der Lebensdarſtellung des ungewöhnlichen Mannes beſchäftigt iſt, den nachſtehenden in vollkommen abgeſchloſſener Form vorliegenden Aufſatz, der ſich mit einigen andern Aufzeichnungen unter des Verewigten Papieren vorgefunden hat, der Oeffentlichkeit übergeben zu können Engelmann war einer der größten Bewunderer und Kenner Shakeſpeares, den er über alle neueren Dichter ſtellte. Auch nach all' dem Vielen, was ſchon über Shakeſpeare veröffentlicht worden iſt, ſcheint uns daher dieſer eigenartige, gegen Ende der 60-er Jahre niedergeſchriebene, Beitrag zum Verſtändniß des großen Dramatikers von nicht geringem Werthe. Der Herausgeber iſt überzeugt, daß der gedankenvolle Aufſatz ſeines ehrwürdigen Lehrers und Freundes vielen Leſern der Balt. Monatsſchrift eben ſolchen Genuß und ähnliche Geiſtesanregung gewähren wird wie ihm ſelbſt. Ein Aufſatz über Dante, der ſich ebenfalls im Nachlaſſe befindet, wird vielleicht nächſtens auch zur Veröffentlichung gelangen.

H Diederichs.

Shakeſpeares Märchendramen.

Es iſt ein ſelten lehrreicher Zuſammenhang, der die drei Shakeſpeareſchen Märchendramen verbindet: Sommernachtstraum — Sturm — Wintermärchen. Alle drei ſchärfen uns eine und dieſelbe wichtige Lebenswahrheit ein — das erſte in anmuthig gaukelnden, neckiſchen Bildern, das zweite in ernſt warnenden, — das dritte in drohenden erſchütternden.

Es iſt eine unheilvolle Neigung der Menſchennatur, das Sein dem Schein zu opfern. Wir verkümmern uns muthwillig und ohne Noth die reichen Schätze des Lebens, die uns der gnadenvolle Gott mit vollen Händen bietet, durch ſelbſtgeſchaffene Illuſionen. Anſtatt zu *leben* im Vollgenuß der Seligkeiten, mit denen unſer Erdenwallen reichlich ausgeſtattet iſt, verträumen wir die dazu zugemeſſene Zeit im Jagen nach ſelbſtwähleriſch ausgedachten, ausgeklügelten Herrlichkeiten, die uns wie bethörende Irrlichter immer tiefer und tiefer hinein in die Sumpfregion einer ewigen Ruheloſigkeit, einer lechzenden Unbefriedigung führen müſſen! Was wir *haben*, was unſer eigenſter, befriedigendſter Beſitz ſchon *iſt*, ſehen wir nicht, beachten wir nicht und genießen wir darum nicht! — weil wir *ſuchen*, was wir nie *finden* werden, und nie finden können, weil es ein Wahn iſt, eine ſelbſtgeſchaffene Illuſion, keine Weſenheit, kein Daſein hat, nicht exiſtirt. Illuſionen des Scheines betrügen uns um die Wirklichkeit des Seins.

Im Sommernachtstraum ſchärft der Dichter dieſe Wahrheiten uns ein in einer Reihe bunt und drollig einander durchkreuzender Scenen. Wie in tollen Träumen werden ſelbſtgeſchaffene Wahngebilde zu angſtvollen Wirklichkeiten geſtempelt und verrinnen in Nichts, ſobald die Bethörten zu ruhigem Bewußtſein erwachen, ein Bild der Alltagswelt, des gedankenloſen Treibens im Alltagsleben. Das Leben wird zum Narrenſpiel, zur ſpukhaften Wahnregion, in dem keiner das Woher und Wohin auch nur ahnt — ſobald der Menſch ſich verlocken läßt knechtiſch oder thieriſch zu folgen den Irrungen des blinden Triebes, der ſinnlichen Neigung, wie ſie beide mit Naturgewalt ihn herriſch treiben und neigen.

Wo der Geiſt vergißt, daß es ſein Beruf und ſein Prärogativ iſt, die Natur zu beherrſchen, verſenkt ihn dieſe in ein Traumleben, in welchem Vernunft und Bewußtſein, Gemüth und Charakter ſchwinden und der Bethörte aus Narrheit in Narrheit fällt. Getrieben von Täuſchungen blinder Leidenſchaft, von Gaukelſpielen der Sinnlichkeit lebt er ein halb-

wachtes Launen- und Grillenleben, in welchem er nicht von innern, ſittlich bewußten Seelenentſchlüſſen in Bewegung geſetzt wird, ſondern von äußern Gewalten (im Drama: Die Elfen). Wie der Wind weht, ſo treibt es und neigt es den Wahnumfangenen, das Leben von dieſer Seite ſchildert der Dichter im Sommernachtstraum. Vier neben einander hergehende Gruppen greifen, ohne von einander zu wiſſen, in einander hinüber auf ſeltſame Weiſe.

Die Hochzeit des Theſeus iſt der Mittelpunkt des Ganzen: drei andere Gruppen reihen ſich an ihn an, und werden durch ihn äußerlich zu einem harmoniſchen Ganzen ſinnreich vom Dichter verbunden: einerſeits die tölpelhaft äſthetiſirenden Handwerker mit ihren derben Händen und groben Köpfen, andererſeits die überzarten, aber herz- und rückſichtsloſen Elfen; und zwiſchen beiden, zwiſchen Elfen und Tölpeln, der mittlere Menſchenſchlag, wie er im Leben die Ueberzahl bildet, repräſentirt durch die beiden Liebespaare, leicht zugänglich der Bethörung des blinden Triebes und ſelbſtſüchtiger Neigung.

Die Individuen dieſer beiden Liebespaare ſündigen in unbedachtem gewiſſenloſem Durcheinander an Hermias Vater und an einander. Sie gerathen dadurch erſt in wunderliche Irrungen und dann unverſehens, ohne es zu ahnen, in das Gebiet und die Gewalt der Elfen. Dieſe Elfen ſind ein ſauber gezeichnetes Bild jener angeblich höher Gebildeten, die für alles Schöne, Gefällige, Anmuthige entſchiedene Befähigung haben, aber damit nur ſpielen, darin nur Genuß und Amüſement ſuchen, im entfernteſten aber nicht Erweiterung, Bereicherung, bleibenden Gewinn für ihre unſterbliche Seele. Im Streben nach Genuß kommt ihnen Sinn und Geſchmack für ſittliche Ziele und Zwecke abhanden; zugleich herrſcht in dem Elfenreiche eine ähnliche Verwirrung zwiſchen Oberon und Titania, die, wie ein Spiel des Zufalls, in die Verwickelungen der Alltagsmenſchen hinüberſchlägt. Die burleske Welt der ehrſamen kunſtübenden Handwerker tritt nun einerſeits in derbem Gegenſatz auf zu dem zarten und duftigen Elfenleben; ſchroff ſteht hier das Plumpe, Grobe, Phantaſieloſe neben dem Luftigen, Anmuthigen, Phantaſtiſchen. Beides hebt ſich an einander heller, lebendiger heraus.

Andererſeits iſt die klägliche Tragödie der ſchauſpielenden Tölpel eine ergötzliche Parodie zu Hermias und Lyſanders Flucht. Sie handelt eben auch von dem kläglichen Schickſal zweier Liebenden, die um einander hinter ihrer Eltern Rücken im Mondſchein werben. Unverſehens verſtrickt ſich bald auch die Tölpelwelt in die Netze der ſie unbewußt umgaukelnden

Elfenwelt, die sich mit ihrer ungezügeltsten Lust, ihren derbsten Neckereien an dem Handwerkerwesen und Treiben jener reibt. Damit wird die Verwirrung allgemein; Zwielicht und Dämmerung eines wirren Traumlebens breitet sich über das Ganze aus. Es fehlt nur noch, daß Zuschauer oder Leser von den Fäden dieses Wahngewebes mitumsponnen und in den tollen Taumel mithineingerissen werden. Welchem empfänglichen Leser oder Zuschauer ist nicht bei der ersten Anschauung dieses meisterhaften dramatischen Bildes so zu Muthe gewesen, als beginne es bei ihm schon im Kopfe zu wirren und zu schwirren, und es wird wahrlich die ganze Geisteskraft in Anspruch genommen, sich in diesem Gewirr zurecht zu finden und zum richtigen Verständniß der meisterhaften Zusammenfügung dieser Gegensätze durchzudringen.

Kann man aber auch das Alltagsleben der gemeinen Wirklichkeit, wie es sich vor unsern Augen in unablässigem Kreisen entwickelt, treuer und wahrer schildern, naiver und humoristischer geißeln? Wahrlich, der Schauspieler vom blackfriars-Theater hat gut gesehen und trefflich verstanden, was er gesehen hat.

Inmitten dieser bunten Verwirrung steht Theseus mit der ihn umgebenden Gruppe in ruhiger, besonnener Betrachtung des sonderbaren Getümmels: Der charaktervolle, aber einseitige Verstandesmensch, der die Dinge zwar richtig zu sehen weiß, wie sie sind, aber nicht hindurchzublicken versteht durch die Erscheinung bis zu den Hebeln dahinter, die das Ganze in Bewegung setzen, und darum nicht helfen kann. Treffendes Urtheil hat er, weil scharfen, unbeirrten Blick; aber die Intelligenz fehlt ihm, die bis zum letzten Grunde vordringt und ihm zum Verständniß verhilft.

Durch alle Illusionen unbeirrt, erblickt er das, was die Liebenden, geborne Dichter gelebt haben, als Kunst und erkennt in dem, was Kunst zu sein prätendirt, in dem Drama der Handwerker, nur wohlgemeinte, doch übelgerathne rohe Natur, aber die eigentlichen Störenfriede, die rechten Anrichter des ganzen Spektakels, die Elfen, spürt er nicht: die richtige Ansicht hat er wohl, die rechte Einsicht fehlt ihm doch.

Dieß Gemälde des alltäglichen Lebens faßt die Sache von der komischen Seite, dargestellt im Rahmen beschränkter harmloser Verhältnisse. Der durch das hier bezeichnete falsche Gebahren angerichtete Schaden ließ sich mit leichter Mühe ausgleichen. Das Alltagsleben bewegt sich in einfachen, im Grunde beschränkten Verhältnissen, die in demselben entstandenen Mißverhältnisse und Störungen lassen sich darum auch einfach in Ordnung

bringen, ſo bald nur einiger guter Wille und wohlmeinender Sinn vorhanden iſt, es bedarf nur des Erwachens aus dem Traum der Illuſionen eingebildeter Klugheit und das hat um ſo weniger Schwierigkeiten, je rechtzeitiger der rechte Wecker zu uns herantritt. So erwachen hier im Sommernachtstraum die handelnden Perſonen wie aus einem Schlaf der Ermüdung und haben von ihren Erlebniſſen den Eindruck eines Traumes und mit dem wiederkehrenden Bewußtſein iſt der richtige Sachverhalt für alle leicht hergeſtellt.

Für uns, die wir die im Drama geſchilderten Vorgänge wie von außen her betrachten, hat der Dichter mit künſtleriſcher Abſicht darauf hingearbeitet, das Drama wie einen Traum an uns vorübergleiten zu laſſen, und warnt uns damit vor der Thorheit, das Leben mit ſeinen reichen Befriedigungen in unbeſonnener Weiſe wie einen beängſtigenden Sommernachtstraum zu verträumen. Das Stück ſelbſt gehört, wie die beiden andern Märchendramen: der Sturm und das Wintermärchen, in die Gattung des Singſpiels, des Paſtorals, d. h. iſt als Gelegenheitsdrama für Privataufführung zunächſt beſtimmt.

Ernſter ſtellt ſich die Sache im zweiten dieſer Dramen, im Sturm. Auch hier führt uns der Dichter vor Allem in das luftige Reich der Elementargeiſter, doch mit den Wundern der unſichtbaren Welt verbindet er hier die ſichtbaren Wunder der Natur und der Ferne in der damals neuentdeckten amerikaniſchen, oceaniſchen Welt, ſammt den ſich daran knüpfenden Abenteuern. Unter den Klängen der Geiſterwelt, welche geheimnißvoll die entlegene Inſel umrauſchen, umweht uns Schiffs- und Seeleben, fremde Natur und Luft, ſehen wir vor unſern Augen Reiſeabenteuer, Verſchlagung und Sturm, befremdet den überraſchten Blick ein ſeltſames Ungeheuer, halb Menſch, halb Thier, mit Fiſchgeruch und Unſinn reichlich begabt, das mit ſeinem Namen, Caliban, an die ſagenhaften Kanibalen erinnert, von denen jene Zeit viel und mancherlei zu erzählen wußte.

Aber der Mann, der ſich hier ſein Leben durch ſelbſtgewählte Illuſionen verkümmert hat, hat auch in Folge deſſen über weite Kreiſe unſägliches Unheil heraufbeſchworen und ſeelenverderblich auf Andre gewirkt. Nicht mehr auf beſchränktem Raume, in harmloſen Verhältniſſen, wie im Sommernachtstraum, bewegen ſich die Vorgänge dieſes Dramas, nicht ſo einfach ſind hier die Störungen. Hier haben die Illuſionen, von denen ſich die Hauptperſon hat bethören laſſen, eine Reihe von Verwickelungen ernſterer

Art und umfaſſenderer Tragweite herbeigeführt und haben ihn in dieſe hilfloſe Lage verſetzt auf der von allem menſchlichen Verkehr abgeſchiedenen Inſel.

Proſpero, der entthronte und nach dem menſchenleeren Eiland, der damals ſogenannten Teufelsinſel (den Bermudas,) verſchlagene Herzog von Mailand, iſt keine unbedeutende, charakterloſe Perſönlichkeit ordinären Schlages. Er iſt weder thieriſch, noch knechtiſch gefolgt der Naturgewalt des blinden Triebes oder der Laune der ſinnlichen Neigung, er hat nicht in der ſchmeichelnden Annehmlichkeit materieller Genüſſe den Zweck des Lebens und ſeine Befriedigung geſucht. Er iſt eine edle Natur, die in zurückgezogener Stille die Beſſerung und Veredelung der Seele, Erhebung und Erweiterung des Geiſtes geſucht hat. Er wähnte das Alles zu erreichen durch die Beſchäftigung mit den freien Künſten, in der verzückten Hingebung an die geheimen Wiſſenſchaften, welche die Geheimniſſe der Geiſterwelt aufſchließen, ganz in Geſchmack und Richtung jener Zeit, wie man heutzutage Aehnliches anſtrebt in ſchönſeligem Kunſtgenuß und philoſophiſcher Aufklärung. Ihn betrog der an ſich nicht unedle Hang nach geiſtigen Dingen. Ein an ſich edles, aber eigenbeliebig gewähltes, ihm nicht durch Beruf und Leben gebotenes Ziel verſenkte ihn in die unheilvolle Illuſion erträumten Glückes, das ihn früh oder ſpät herb enttäuſchen mußte. Und ſo geſchah es. Die Untreue gegen den ihm aus Gottes Hand beſchiedenen Beruf rächte ſich bald und ſchwer an ihm. Nicht den Zauberſtab, der ihm die Geiſterwelt unterthan machte, hatte Gott ihm in die Hand gegeben, ſondern den Herrſcherſtab über ein Erdenvolk, das ſeiner weiſen, milden, aber kräftigen Leitung bedurfte, gegen das er Pflichten zu erfüllen hatte. Und im Grunde war, was er ſuchte, doch nur eine verfeinerte, vergeiſtigte Lüſtelei, ein Genußleben ausgeſuchterer Art, als die des gemeinen Schwelgers. Nicht das ſäuiſche Umherwälzen in grobſinnlichen Genüſſen der gemeinen Liederlichkeit war es, was ihm eben zuſagte, ſondern jenes ſublimere Schlemmen in geiſtigen Genüſſen, ein ſchlaffes Sichgehenlaſſen in gewählteren Liebhabereien. Und nicht nur bald, ſondern auch empfindlich, wie ſchon bemerkt, rächt ſich das an ihm. Jene Untreue gegen den eigenen Beruf erzeugte Untreue in ſeiner Umgebung; das eben iſt der Fluch der böſen That, daß ſie fortzeugend, Böſes muß gebären. Er war berufen zum König von Gottes Gnaden, der im Namen Gottes Pflichten gegen ſein Volk zu üben hatte: über die Hintanſetzung dieſer Pflichten verlor er ſeine Rechte, ſeine Legitimität. In ſeine magiſche Studien vertieft, überläßt er ſeine Regierungspflichten dem Bruder (Antonio) und dieſer Mißgriff erweckt des Bruders

böſe Natur: Proſpero's unzeitiges Vertrauen erzeugt in Antonio Falſchheit und die Gewöhnung an Macht und Herrſchſucht zieht den Ehrgeiz noch mehr in ihm groß und das führt zum Verrath. Er findet Genoſſen im Reich und außer Landes, entthront den Bruder und ſchreitet dann zu einem ganz gleichen Entſchluſſe niederträchtigen Verraths und Undankes gegen ſeinen Bundesgenoſſen und Lehnsherrn. Und dieſe Kette von Abſcheulichkeiten entſpinnt ſich aus Proſperos Mangel an Berufstreue. Grauenvolles Geheimniß aus der Geſchichte der Sünde! So tragen oft edlere Naturen die ſchwere Schuldenlaſt gemeiner Verbrecher, die tief unter ihnen ſtehn. Weil ich mich ſo gehen laſſe, wie ich eben bin, ſo muß mein Nächſter den ich oft tadle, ſündigen; ich reiße ihn, die ſchwächere Natur, dazu fort. Er iſt damit nicht entſchuldigt und wird darum auch ſeiner Strafe nicht entgehn. aber ein Jeder wird ſeine Laſt tragen und auf mir laſtet die ſchwerere Verantwortlichkeit.

Judex quondam quum sedebit,	Sitzt der Richter einſt und richtet,
quidquid latet, apparebit,	wird was dunkel iſt, gelichtet,
nil inultum remanebit.	keine Schuld bleibt ungeſchlichtet

Aber Proſperos, des verbannten Herzogs, noch nicht völlig zu Grunde gerichtete beſſere Natur kommt zur Beſinnung in der Trübſal, er erwacht aus dem Traum ſeiner Illuſionen und ermannt ſich noch zur rechten Zeit, ehe es zu ſpät iſt. Er lernt hier auf der einſamen Inſel üben, was er auf ſeinem Berufsplatze in der Welt verſäumt hatte: die Regierungskunſt, er lernt hier Zucht üben und Regentenſtärke entfalten. Ein mitleidiger Rath (Gonzalo) hat ihn bei ſeiner Ausſetzung auf das Meer mit den Lebensmitteln auch ſeine Zauberbücher, ſeinen Zauberſtab mitgegeben. Mittelſt derſelben richtet er eine doppelte Herrſchaft ein. Einerſeits über den einzigen Bewohner der Inſel, über Caliban, das Ungethüm, halb Dämon und Gnom, halb Thier und Wilder, den er menſchlich zu civiliſiren beabſichtigt, andererſeits über das Geiſterheer, das er unter ſeine Botmäßigkeit zwingt, um wieder einzubringen, was ihn dieſe Studien gekoſtet haben. Er hat durch den Betrieb ſeiner Geheimkünſte den Thron verſcherzt, nicht allein für ſich, auch für ſeine Tochter Miranda. Er will die Entfaltung ſeiner Magie ganz auf den Zweck ihrer, nicht ſeiner Herſtellung richten. Iſt dieſes Ziel erreicht, ſo will er ſeinen Stab begraben und ferner nur an ſein Ende denken, denn Herrſchaft über die Geiſterwelt iſt ſündige Anmaßung und unnatürlicher Ehrgeiz.

Proſpero iſt durch ſein Schickſal achtſam geworden, vorſichtig und ſtreng, darum führt er ein ſtrenges Regiment über Caliban und Elfen, ein

ſtrenges, kein hartes; — ſeine Strenge beeinträchtigt nie ſeine Güte und ſtets iſt ſeine ſittliche Würde eine größere Macht, als ſeine Magie, und nicht minder ſtreng, als die Herrſchaft über andre iſt ſeine Herrſchaft über ſich ſelbſt. Unter ſeine Botmäßigkeit ſind die Elementargeiſter, Sylphen, Seenymphen gezwungen, an ihrer Spitze Ariel, ſein Geiſterbote, mit der vereinten Kraft der Elementargeiſter. Mit ihrer Hilfe erregt er den Sturm, der ſeine Feinde ſämmtlich als Schiffbrüchige in ſeine Gewalt bringt, und nachdem er zuvor erſt ſelbſt die harte, unfreiwillige Schule auf der wüſten Inſel durchgemacht, er ein weiſer, umſichtiger und gütiger Fürſt geworden iſt, ordnet er die verwirrten Angelegenheiten zu aller Befriedigung. Den Thron hat er für ſeine Miranda wiedergewonnen, obwohl Mailand mit Neapel vereinigt bleibt; denn Miranda wird des Thronfolgers von Neapel Gemahlin. Ein entthronter Herrſcher gewinnt ſeinen Thron auf die friedliche und gerechteſte Weiſe wieder, weil er in der Verbannung gelernt, was er vorher nicht verſtanden. Aber es gehört dazu auch ein Zauberſtab, der nicht mehr exiſtiert, ſeit Proſpero ihn begraben. Carl I. beſaß ihn nicht und Ludwig XVI. ebenſo wenig wie der rathloſe Graf von Chambord und der bemitleidenswerthe Franz II. von Neapel. Darum war und iſt ihr Schickſal auch nicht das Proſperos und Reſtaurationen wie 1660 und 1815 müſſen mißlingen, wo den Reſtaurirten die Seelenenergie, Gelehrigkeit und die edle Gediegenheit der ganzen Perſönlichkeit Proſperos abgeht; — die Seelenenergie, mit der er unter dem Wogenſturm, der ihn aus ſeiner Lebensſtellung hinweggefluthet hat, noch zur rechten Zeit zur Beſinnung kommt, ſich ſelbſt zu ermannen weiß; die Gelehrigkeit, mit der er, wo alles verloren ſcheint, Verſäumtes und bisher Ueberſehenes nachträglich nutzreich nachzulernen verſteht, daß ihm ſelbſt die Widerwärtigkeit, die ihn betroffen, zum Gewinn werden muß, ihn auf die richtige Fährte zum befriedigenden Ausgang bringen muß, nach der bewährten Maxime:

Der rechte Menſch in ſeinem dunkeln Drange,
Iſt ſich des rechten Weges wohl bewußt;

die edle Gediegenheit der ganzen Perſönlichkeit, die unſer größter Dichter mit den Worten kennzeichnet: weit hinter ihm in weſenloſem Scheine, liegt, was ſo leicht uns bändigt — das Gemeine!

Welch ein Regentenſpiegel zugleich dieſes Märchendrama! Welch ein tiefblickender Geiſt ſein Verfaſſer! Ein ächter Dichterkönig neben ebenbürtigen Genoſſen wie Homer und Dante.

Im Sommernachtstraum schildert Shakespeare die Thorheit der Illusionen des Lebens als einem fernen Ziele nachzujagen und dabei die naheliegende Wirklichkeit unbeachtet aufzugeben, obwohl sie dem Bethorten das, was er sucht, in reicherem und befriedigerendem Maße bietet. Er schildert aber diese Thorheit hier mehr — im Allgemeinen, an ganzen Gruppen von Menschengattungen, ohne eben näher einzugehen auf die individuelle Gestaltung der einzelnen Persönlichkeiten, aus denen diese Gruppen bestehen: herzlose Elfen — herzbewegte Verliebte — beide aus den gebildeten Schichten des Lebens — ihnen gegenüber derbe Naturen aus der rohen, ungebildeten Region, deren Gelüste sich in eine Sphäre versteigt, der sie nicht gewachsen sind, hier Kunstleistungen — und endlich die verständig Reflectirenden, die es wohl zur richtigen Ansicht bringen, aber nie zur treffenden Einsicht durchdringen. In allen diesen Gruppen ist am Ende Einer wie der Andre, nur mehr oder weniger von der Illusion beirrt. Er schildert ferner die Folgen dieser Thorheit in dem engen Kreise des alltäglichen gesellschaftlichen Lebens. Ihre Wirkungen bringen nur Verwirrung und Ungehörigkeiten in die Kreise des Familienlebens. Nur die Sitte wird verletzt; natürliche, dem Menschen angemessene Gefühle, die privaten Beziehungen des Menschen zum Menschen werden gekränkt. Aber es werden nicht angetastet Recht und Glaube, die umfassenderen Beziehungen des Menschen im staatlichen Zusammenleben, wie im Sturm; nicht angetastet das Gebiet des Heiligen, das Verhältniß des Menschen zu der Gottheit und ihren Führungen und Ordnungen, wie im Wintermärchen.

Endlich schildert der Dichter diese Thorheit im Sommernachtstraum als veranlaßt von zufälligen äußern Motiven, von denen sich der Mensch gewöhnlichen Schlages so leicht beeinflussen, ja meist auch bestimmen läßt.

So im Allgemeinen nur faßte der Dichter seinen Gegenstand in den Jahren 1594—98, in den 30ger Jahren seines Lebensalters in der Periode seines Dichterlebens, als er Dramen schrieb, wie Die beiden Veroneser - Verlorene Liebesmühe — Ende gut, Alles gut — Romeo und Julie — Der Kaufmann von Venedig. — Aber die Motive, die den Menschen ablocken in die Irrungen der Illusionen, liegen, die Sache näher und gründlicher angesehen, keineswegs in äußern Veranlassungen, sie liegen im Innern des Menschen: Fleischeslust — Augenlust — hoffärtiges Leben, oder deutlicher gesprochen, nach heutigen Anschauungen: Trägheit und Genußsucht — Ehrgeiz und Habsucht — Selbstüberschätzung und Hochmuth. Erst wenn diese Stürmer und Dränger des Menschen Seelenstärke gebrochen

haben, dann erſt gewinnen äußere zufällige Einflüſſe eine lockende, fortreißende, überwältigende Macht.

Die Wirkungen der Illuſionenſpinnerei beſchränken ſich auch nicht immer ſo harmlos wie im Sommernachtstraum, auf private Verhältniſſe, Verletzungen des Herkommens und der Sitten, — oft kränken ſie und ziehen in den Staub, wie die Sitten, ſo auch das Recht und den Glauben, ihre Verheerungen erſtrecken ſich nicht nur auf die Familie und die ſich an ſie knüpfenden Verhältniſſe, ſie ergreifen auch die beiden andern ſittlichen Inſtitutionen des Menſchenlebens neben der Familie, den Staat und die Kirche, die Pflegeſtätten des Rechts und des Glaubens. Dieſe unſelige Neigung das Wahnhafte für das Wahrhafte zu wählen iſt es, die dem Menſchen den ſittlichen Boden entzieht, die Ideen, die das Leben tragen und nähren: Sitte — Recht — und Glaube; dieſe unſelige Neigung iſt es, welche die auf dieſem ſittlichen Boden ſich aufbauenden drei ſittlichen Inſtitutionen, die Heiligthümer der Menſchen, verſtören, ja unter Umſtänden leicht zerſtören: Familie, Staat und Kirche.

So empfand Shakeſpeare inſtinctiv in ſeiner genialen Anſchauungsweiſe 20 Jahre ſpäter in den Jahren 1610 bis 12, den 50ger Jahren ſeines Lebensalters nahe. Damals hatte er ſchon verfaßt. ſeine ergreifenden Gemälde aus der engliſchen Geſchichte, ſeine Lebensgemälde: Wie es Euch gefällt — Viel Lärmen um Nichts — Was ihr wollt — Maas für Maas —, hatte mit ergreifender Kunſt vollendet ſeine reichhaltigen bewundernswerthen Seelengemälde: Othello — Hamlet — Macbeth — Lear — Cymbeline —, hatte ſeine großartigen Darſtellungen aus der antiken Welt gearbeitet: Julius Caeſar — Antonius und Kleopatra — Coriolanus — Timon von Athen. Und nach allen dieſen Meiſter- und Muſterwerken, ſetzte er ſeinen poetiſchen Leiſtungen die Krone auf mit den beiden in Rede ſtehenden Dramen: Sturm und Wintermärchen! Ihnen müſſen wir, unbeſchadet des Ruhmes, den die allgemein bekannteren, gefeierten Dramen mit vollem Recht genießen, den höchſten Preis zuerkennen, wenn wir die Entwickelung ſeiner genialen Dichtergröße durch alle ſeine 37 Dramen hindurch verfolgen und ſie überſchauen von den erſten rohen Anfängen an bis dahin, wo er mit den beiden genannten Dramen ſeine Laufbahn ſchloß und den Zauberſtab ſeiner Poeſie, wie Proſpero in die Erde begrub, klaftertief begrub; verloren iſt er, bis ihn dereinſt ein ebenbürtiger Geiſt wiederfindet, um noch unbekannten poetiſchen Zauber vor unſern ſtaunenden Augen zu entfalten.

Beide Dramen ſtellen uns vor Augen die Geſchichte dieſer Illuſionen-Manie nach Urſprung, Fortgang und Vollendung im Individuum; und zwar zuerſt, im Sturm an einer kräftigen, geſunden Seele, in Prospero — ſodann im Wintermärchen, an einer abgeſchwächten, krankhaften Natur, wie Leontes.

Prospero iſt ein edler, ſtarker, in ſich ſelbſt gewiſſer Geiſt. Er ſteckt ſich ein falſches Ziel und geräth in die Irre. Als jedoch die Folgen ſeines Mißgriffes über ihn kommen, begreift er noch zur rechten Zeit, wie der ungerechte Haushalter im Evangelium, den Zuſammenhang des Unheils mit der eignen Schuld, ermannt ſich in dieſer Erkenntniß, erhält ſich aufrecht und findet ſich zurecht. Eben das, was ihm Verderben gebracht hat, muß ihm den Ausweg zur Rettung bieten, was ihn beherrſcht hat, muß ihm dienen und ihn auf den rechten Weg bringen. Er verfolgt dieſen rüſtig und findet alle Befriedigung des Lebens wieder. Leontes dagegen iſt ein beſchränkter, bornirter Schwächling, der weder ſich ſelbſt noch andere verſteht. Wie das kleiner, engherziger Seelen Art iſt, ſo dreht er ſich mit all' ſeinem Denken und Sinnen einzig und allein um das eigne werthe Ich. Daraus entſpringt in ihm Geiſtesſchwindel, in welchem er Alles, was um ihn her vorgeht, verdreht betrachtet. Bei allen Vorkommniſſen, die er ſich nicht zuvor ſchon gerade ſo gedacht hat, wie ſie ihm eben erſcheinen, argwöhnt er irgend eine ihn benachtheiligende Beziehung auf ſeine Perſon; er weiß ſich dann in die unbehaglichſten Stimmungen und Anſchauungsweiſen hineinzureden, ja hineinzuärgern und fühlt ſich endlich wie dämoniſch getrieben dieſelben ſeiner ganzen Umgebung aufzuzwingen. Er wird Sclave ſeiner grundloſen Einbildungen, ſpinnt aus ihnen mit unerquicklicher Grübelei eine Welt von Illuſionen heraus. Je mehr der geſunde, unbefangene Sinn ſeiner Umgebung dieſe Wahngebilde von ſich weiſt und ihren Ungrund zuverſichtlich betheuert, deſto mehr ſteigert ſich in ihm die Einbildung auf ſein überlegenes Wiſſen und Urtheil, mit der er Gras wachſen und nie geſehene Dinge geſehen zu haben ſich ſteift. Der Eigenſinn, die Rechthaberei, welche die Schwäche aller beſchränkten Grübler und Gedankenſchwelger kennzeichnet, machen ihn überdem zum Vielredner, und zum unerträglichen Despoten, der ſeine Illuſionen zu Stand und Weſen zu bringen, ſie in die Wirklichkeit hineinzudrängen bemüht iſt. Des Leontes Leidenſchaft entſteht aus Nichts und zerſtört das Glück eines halben Lebens durch den Wahn eines Augenblicks. Ein Charakter von ſolcher Haltloſigkeit muß unter der Wucht des Unheils, das er durch ſeine

Thorheit über sich heraufbeschworen, machtlos zusammenbrechen, muß, im im Gedränge der Verwicklungen, mit denen selbstgeschaffener Wahn sich nährt, widerstandslos aufgerieben werden. In unnatürlicher Spannung wird Leontes durch den Reiz des Wahnes hinaufgetrieben zur ruchlosen Narrheit eines tragischen Charakters und verfällt und versinkt bei dem ersten Schlag der vergeltenden Gerechtigkeit in bodenlosen Jammer. Und wie entsetzenerregend macht sich erst die verheerende Gewalt des fluchwürdigen Wahnes geltend an dem schuldlosen Opfer der Illusion und dem Gegenbilde des Leontes, an seiner von dem Dichter idealisch schön und charaktervoll gezeichneten Gemahlin Hermione, der reinen, gediegenen Frauenseele, sanft wie Kindheit und Gnade und doch so voll Umsicht, Klugheit und Beredsamkeit voll Majestät und Würde. Welche seelenvolle Charaktermalerei ist in der Composition dieser Gestalt dem Dichter gelungen, mit leichten, zarten Farbentönen, wie hingehaucht, und doch mit festen, entschieden ausgeprägten Zügen und Schattirungen. Und wie elend erscheint wiederum der Pfleger und Träger des Wahns, Leontes in seiner weibischen Reizbarkeit, gegenüber der mannhaften Vertreterin seines schuldlosen Weibes, der heldenhaft treuen Paulina, die alle Vorrechte ihres Geschlechts einsetzt für ihre edle Herrin, alle Gunst auf das Spiel setzt und aller Gefahr den Trotz der Wahrheit und des Rechtes heroisch entgegenstellt, die aber auch sofort, wie der stärkste Schlag auf das Haupt des Gott mißfälligen Verbrechers gefallen ist, mit ächt männlicher Selbstbeherrschung sich in sich selbst zusammenfaßt, zurückzieht und sich fortan nur als Vollstreckerin des Orakelspruches betrachtet. Auch neben dieses weibliche Heldenbild ist ein unmännlicher Mann gestellt als Gegenbild: ihr Gemahl Antigonus. Er läßt sich nöthigen nach kurzem Widerstande den grausamen Befehl des Königs auszuführen, ein Traum macht ihn argwöhnisch gegen Hermione's Schuldlosigkeit, aber er fällt darüber selbst in schwere Schuld und geht zu Grunde, mit allen Werkzeugen des Tyrannen, die bei Ausführung des ungerechten Urtheilsspruches betheiligt sind: Schiff sammt Schiffsmannschaft.

Für einen Charakter wie Leontes kann Rettung und Versöhnung nicht aus der Energie des eigenen Innern psychologisch motivirt werden, wie bei Herzog Prospero. Sie muß von außen kommen durch ein günstiges Geschick, durch eine planvoll waltende, strafende, aber auch heilende und also ordnende Vorsehung. Diese führt nun auch hier die Lösung herbei aus einer fernliegenden, harmlosen, idyllisch-heitern Welt unverkünstelten Lebens.

Und hier öffnet ſich dem aufmerkſam prüfenden Blick des ſinnigen Leſers ein erſtaunenswerther Ausblick auf die ganze Fülle ſhakeſpeariſcher Genialität und auf den Höhepunkt ſeiner dichteriſchen Meiſterſchaft. Hier erſcheint dies ſein letztes Werk, als ein feines, geiſtreiches Kunſtwerk, das Meiſterſtück all ſeiner poetiſchen Arbeit. Mit ungemeinem Erfolg hat er in dieſem Drama die höchſte Tragik mit der heiterſten Komik ſinnreich zuſammengefügt und in dem tragiſch-komiſchen Paſtorale, mit dem das Wintermärchen ſchließt, läßt er in geſchickter Paarung des Gewaltig-ernſten mit dem Anmuthig-komiſchen, des Starken mit dem Zarten, ſeine ganze wunderbare Dramatik, mit einem guten Klang, gleichſam ſeinem Schwanengeſang, ausklingen.

Shakeſpeares Quelle iſt eine Erzählung ſeines Zeitgenoſſen Robert Greene, wahrſcheinlich deſſen eigne Erfindung, ohne Grundlage in der Volksſage, ein Gemiſch von Märchen und Schäferroman, im gezierten Geſchmacke jener Zeit, übrigens ein rohes Machwerk, voll Unzartheit und Unnatur, voll Abenteuerlichkeiten und Zufälligkeiten in den Ereigniſſen. Unſer Dichter hat aus dem rohen Stoff Unzartes und Unnatürliches entfernt, aber das Wunderbare, ja Wunderliche geſteigert, geht auf's ungezwungenſte um mit Zeit, Ort und Verhältniſſen und hat um ein harmoniſch gegliedertes Ganzes herzuſtellen hinzugethan die Figuren des Antigonus und der Paulina, ſowie den Autolycus, dieſe Krone aller luſtigen Schelmengenies, die ſich voll naiver Zuverſicht auf dem Strome ergötzlicher Gaunerei durch's Leben tragen laſſen. Die ganze Reihe der Ereigniſſe hat der Dichter vollſtändig auf das Gebiet des Märchens hingeſchoben. Das Ganze iſt ein dramatiſches Märchen, das ernſt-tragiſch beginnt und heiter-idylliſch ſchließt. Das Delphiſche Orakel gibt den Ausſchlag in der tragiſchen Kataſtrophe des erſten Theils und ſtellt zugleich in Ausſicht den glücklichen Ausgang des zweiten. So hat der Dichter ſinnvoll zu einem kunſtreichen Ganzen verbunden die beiden Geſchichten und Generationen der Greeneſchen Erzählung, die eine Kluft von 16 Jahren trennt. In der letzten Hälfte des 3. Actes verweben ſich beide Hälften, die düſter-tragiſche und die heiter-idylliſche. Antigonus iſt mit der kleinen Verlornen, der Perdita, an der fremden Küſte angekommen. Ein Traum bewegt den ſchwachen Mann an die Schuld der Königin zu glauben, aber, ſelbſt dadurch ſchuldbefleckt, ereilt ihn ſofort die vergeltende Nemeſis für ſeinen Wankelmuth. Sturmgeheul und Donnergebrüll des heraufziehenden Unwetters iſt das rauhe Wiegenlied, mit dem das fremde Land die kleine verlaſſene Perdita begrüßt und zugleich der

Grabgeſang, der die grauſe Hinrichtung ſeines Henkers ſchauerlich begleitet. Unter dem Grollen des vorüberziehenden Gewitters findet das Kind der ehrliche Schäfer, der es erhalten ſoll, während ſein Sohn Zeuge iſt von Antigonus Tod im Rachen des Bären und vom Untergange der Schiffsmannſchaft. Es treten an Stelle der tragiſch-ſchuldbelaſteten Perſonen des erſten Theils, die idylliſch ſchuldloſen des 2. Die Worte des Schäfers zu ſeinem Sohne: Du begegneteſt ſterbenden, ich aber neugebornen Dingen - Du findeſt die Leute wenn ſie ſterben — ich aber wenn ſie kaum geboren ſind —, dieſe Worte leiten uns hinüber in eine vollkommen veränderte Welt: — ein Schafſchurfeſt mit Hirten, hohen und niederen Gäſten, mit Meſſe, Satyrtanz, Balladen, Blumen und Kränzen und mitten drin ein Zwiſchenfall, der auch jetzt mit einer Tragödie droht.

Hier liegt das feine Band, das den 2. Theil des Wintermärchens mit dem 1. verbindet. Im 1. tragiſchen Theil wird eine Liebe gearglwohnt, die vom ehelichen und ſittlichen Standpunkt aus unerlaubt war: im 2. knüpft ſich eine Liebe, die aus elterlichem und conventionellem Geſichtspunkt als unſtatthaft betrachtet werden muß. Als Leontes an Florizels Vater ſündigte, machte ihn das Schickſal dafür erblos; als Polyxenes im Begriff iſt an Leontes Tochter zu ſündigen, droht das Geſchick ihn gleichfalls erblos zu machen.

Die Werkzeuge, deren ſich jetzt das Schickſal bedient, den bis hiezu geſchürzten Knoten zu löſen, ſprechen den Charakter der Komödie deutlich aus: Die beiden Schäfer: Vater und Sohn, vor allem aber Autolycus, der zuletzt dadurch der Träger des glücklichen Ausgangs wird, daß er durch ſeine Kniffe die beiden und ihre Geheimniſſe mit an Bord des fliehenden Schiffes bringt. Autolycus, der im 2. Theil die Stelle einnimmt, die Antigonus im 1. hatte, — iſt eine neue Figur in der Gallerie ſhakeſpeariſcher Charaktere — vom ausgelaſſenſten Humor und genialſter Unverſchämtheit, offen von Ohr, ſchnell von Auge, von fertiger Zunge und gewandter Hand alle Rollen zu ſpielen, ein köſtlicher Taugenichts, dem unter der Gunſt guter Sterne dermaßen alles zum Beſten ausſchlägt, daß er Gutes thun muß wider Willen. Des Antigonus verkehrte Ehrlichkeit hat ihn ſelbſt in den Tod geführt: des Autolycus rechtzeitige Gaunerei führt die Verwickelung der beiden Königshäuſer und den Gauner ſelbſt zu gutem Ende. Eine Meiſteraufgabe für den Schauſpieler, wie ſie Shakeſpeare ſo gerne zu ſtellen liebte.

Das muthwillige Sich-verſenken in thörichte Illuſion, das alle dieſe Verwickelungen herbeiführte, ſammt all ſeinen haarſträubenden Folgen iſt

etwas ſo Entwürdigendes, Narrenhaftes, eine ſo verabſcheuungswerthe ſittliche Gaunerei, daß die Vorſehung einen Narren und Gauner ausſendet, um Alles wieder in die rechte Ordnung zu bringen. Wie der Schluß des 3. Actes zu den ergreifendſten Situationen gehört, die unſer Meiſter gebildet hat, ſo hat er auch Weniges, das an Fülle, Bewegung und Schönheit dem 4. Acte gleichkommt, und dennoch ſteigt der letzte Act noch höher durch die magiſche Scene der Wiederbelebung Hermiones und die vorhergehende Erzählung von der Erkennung der Tochter, die Shakeſpeare weiſe hinter die Scene verlegt, aber in einem ſeltenen Meiſterſtück von proſaiſchen Vortrage erzählen läßt.

Lieſt man Wintermärchen und Sturm neben einander, wie ſie denn wohl auch gleichzeitig neben einander gearbeitet ſind, ſo gewahrt man eine Grundverſchiedenheit, ein Gegenſätzliches in der Compoſition. Im Sturm hält der Dichter das Geſetz der 3 Einheiten im Drama, von Zeit, Ort und Handlung, das man im Ariſtoteles hat finden wollen, ſo genau feſt, wie ſelten Jemand, während er im Wintermärchen auf's Muthwilligſte damit ſchaltet. Es wird faſt zur Gewißheit, daß er mit dem Wintermärchen den engherzigen Bekennern der drei Einheiten hat Trotz bieten wollen, während er ihnen im Sturm darthut, daß auch dies Kunſtſtück eine für ihn leicht zu erledigende Kleinigkeit ſei, wenn man nämlich den Umſtand beachtet, daß beide Stücke, wie geſagt, faſt gleichzeitig gearbeitet ſein müſſen. Der Sturm wurde zuerſt am 1. November 1611 in Whitehall vor dem Könige aufgeführt, 4 Tage darnach, am 5. November das Wintermärchen, nachdem man es ſchon am 15. Mai im Globe geſehen. Man bemerke nun, wie faſt peinlich genau das Geſetz der 3 Einheiten im Sturm feſtgehalten iſt. Der Ort der Scene liegt vor Proſperos Höhle, oder in ihrer nächſten Umgebung; die Zeit des Verlaufs umfaßt ohngefähr die 3 bis 4 Stunden der Darſtellung, die ganze Handlung dreht ſich um Proſperos Plan den Thron für ſeine Tochter Miranda wiederzugewinnen. Aber gerade dieſe Regelhaftigkeit legt die ganze Unnatur dieſer Regel ſchlagend dar. Es fehlt faſt die Muße für alle die Veränderungen, die in der Seele der Miranda vorgehen ſollen, wenn wir in drei bis vier Stunden ihren Anfang und ihr Ende ſetzen ſollen. Hier gleicht ſich aber die Mißlichkeit noch damit wieder aus, daß Shakeſpeare dieſen Verſuch in einem Stücke von ganz romantiſchem Schlage gemacht hat, an wunderbarem Stoff ſo reich, wie das Wintermärchen und ganz auf dem Gebiet einer Zauberwelt verlaufend. Dem Zauber iſt ja Alles möglich ohne nähere Motivirung des Verlaufes.

Dagegen nun welche Ungebundenheit in Beziehung auf Ort, Zeit und Handlung im Wintermärchen, welches Abſehen von allen Bedingungen des Wirklichen und Wahrſcheinlichen! Durch ſeine Zuthaten hat er ſogar noch die unwahrſcheinlichen Verhältniſſe und ſeltſamen Vorfälle gemehrt.

Mit dieſem Widerſpruch in der Behandlung dramatiſchen Stoffes ſchließt Shakeſpeare ſeine Laufbahn. Es iſt ſein letztes Wort, ſein Teſtament, ein Manifeſt, in welchem eine neue Aera der modernen Poeſie angekündigt wird.

Wir bekennen uns gern zu den beiden ſtolzen Sätzen in denen Gervinus unſerm Dichter von künſtleriſcher und ſittlicher Seite die höchſten Ehren zuerkennt:

1) Shakeſpeare ſteht für die moderne dramatiſche Poeſie als offenbarendes Genie an der Stelle, die Homer für das antike Epos einnimmt.

2) Shakeſpeare als der ſeltenſte Kenner menſchlicher Natur und Dinge iſt der wählenswürdigſte Führer durch Welt und Leben.

Zu dem erſten dieſer Sätze bekennen wir uns unbedingt, zu dem andern unter einer doppelten Bedingung.

Es iſt wahr, daß Shakeſpeares wie Homers Schöpfungen das Maaß ſind, an welches alle anderen dramatiſchen und epiſchen Dichtungen mit Erfolg gehalten werden können, um ein ſicheres Urtheil über deren Größe und Werth zu gewinnen: ſo ſehr haben dieſe beiden Meiſter das ganze epiſche und dramatiſche Leben nach allen Dimenſionen durchmeſſen, nach Länge und Breite, Höhe und Tiefe, haben ſeine Marken ſicher feſtgeſtellt und in reicher Mannigfaltigkeit maßgebend beſtimmt, was den Geſtalten der Dichtung dramatiſches oder epiſches Gepräge giebt, — ſo daß jede weſentliche Abweichung ſich in Unnatur verirrt und Unſchönes zu Tage fördert. Shakeſpeare iſt, ſo lautet Gervinus zweite Behauptung, der ſeltenſte Kenner der Menſchen und menſchlicher Dinge, ein Lehrer von unbeſtreitbarer Autorität und der wählenswürdigſte Führer durch Welt und Leben. Auch dieſe Theſe unterſchreiben wir, aber unter doppelter Verwahrung. Erſtlich iſt das Shakeſpeare ohne Zweifel, aber nächſt der Bibel — dieſem wunderbaren, welthiſtoriſchen Lehrbuch der ächten Lebenskunſt, deſſen unerſchöpflicher Ideenreichthum, umfloſſen von dem Glanz der Poeſie des ewigen Lebens das blödeſte Auge alſo ſchärft, daß es in Betrachtung der Menſchen und der Dinge überall bis zum idealen Kern durchdringt und Wahn und Wahrheit, Illuſion und Wirklichkeit mit Sicherheit ſcheiden lernt. Nächſt dieſem ſicher leitenden Wunderbuch iſt allerdings Shakeſpeare einer der zuverläſſigſten

Führer. Um ſo zuverläſſiger, und das iſt unſere zweite Bedingung, je mehr ſeine Geſtalten und Ausſprüche im Sinne bibliſcher, chriſtlicher Lebenskunſt zum Verſtändniß gebracht werden. Sonſt bleiben alle herkömmlichen Vorwürfe der Alltagsbildung gegen ihn mehr oder weniger unerledigt und er ſelbſt erſcheint als ein zügelloſes, ungebändigtes Genie, der in einem rohen ungebildeten Zeitalter für deſſen gemeine Art und Launen ſchrieb.

Auch iſt noch ein Punkt nicht zu überſehen. So unübertrefflich lehrreich, weil wahr und tief Shakeſpeares Darſtellungen des Staats- und Familienlebens ſind, ſo wie die aus dem Grenz- und Verbindungsgebiete beider, dem ſozialen Leben, ſo ſehr iſt die dramatiſche Darſtellung des Chriſtenthums in ſeiner Verwirklichung, die Darſtellung des kirchlichen Lebens ſeine ſchwächſte Seite, es iſt ihm nicht gelungen ſeine chriſtlich religiöſen Anſchauungen mit eben derſelben Meiſterſchaft in lebendigen dramatiſchen Geſtalten auszuprägen, wie die über den Staat, das ſoziale Leben und die Familie. Wo z. B. Prieſter vorkommen, ſind es entweder intriguante Pfaffen oder wohlmeinende, aber bornirte Nothhelfer. Darin ſteht er ſchon ganz auf dem poeſieloſen, trivialen Standpunkt der heutzutagigen Alltagsanſchauung. Und geſtehen wir es aufrichtig, Darſtellungen, wie wir ſie in Shakeſpeare vermiſſen, ſind überhaupt bis jetzt nur möglich auf dem Gebiet der römiſch-katholiſchen Kirche, wie Dante und Calderon zeigen, weil dort Zeit und Geſchichte einen geordneten Ausbau kirchlichen Lebens haben zu Stande kommen laſſen, während in den evangeliſchen Kirchen hierin Alles noch erſt im Werden iſt. Auch in der alten Kirche ſtand es in dieſem Punkte nach mehrhalb 100 jähriger Geſchichte nicht nur nicht beſſer, ſondern man war damit noch nicht einmal ſo weit gediehen, wie wir ſchon jetzt es ſind. Zudem waren die ſtreitenden Gegenſätze in der engliſchen Kirche zu Shakeſpeares Zeiten, wie jetzt noch, zu wenig entwickelt, noch weniger ausgeglichen, um einen auf Realitäten gerichteten Geiſt wie Shakespeare zu befriedigen. Weder konnte ihm genügen der damals eben abgeworfene Materialismus der Römiſchen Kirche, noch der neu eingedrungene reformirte Spiritualismus der Puritaner, noch die damals ganz formale Beſchaffenheit der biſchöflichen Staatskirche, welcher erſt in neueſter Zeit mit dem viel verſchrienen Puſeyismus eine ſchwache Ahnung von ihrem wahren Weſen aufdämmerte. Shakeſpeare hatte ſich offenbar keine feſte Anſchauung kirchlicher Dinge bilden können, welche ausreichte, um von ihr aus lebensvolle Geſtalten für dramatiſche Darſtellung zu gewinnen. Aber geeigneter Stoff allgemein religiöſer Anſchauungen, wie ſie eben das Chriſtenthum überall

wo es wirkſam iſt, weckt, iſt bei ihm überreich vorhanden, in einem Maaße, wie in keinem Dichter nach ihm, die Kirchenliederdichter der lutheriſchen Kirche abgerechnet. Milton und Klopſtock können in dieſer Beziehung ebenſo wenig, wie in allen andern neben ihm in Betracht kommen.

Die Gotteskraft des evangeliſchen Geiſtes, der damals die Welt und ihre Zuſtände durchwehte und bewegte, hatte auch unſern Dichter ergriffen, und tiefer als er ſelbſt wußte und ahnte und es auszuſprechen verſtand. Das läßt ſich an den meiſten Dramen ohne viel Mühe nachweiſen. Ja ohne dieſen Geſichtspunkt bleibt er in ſeinem eigentlichen Kern, in ſeiner Tiefe unverſtanden, regt geiſtreich an, bringt aber der Seele keinen Gewinn, keine Erweiterung, keine Vertiefung. Freilich verhält ſich's mit Shakeſpeare in dieſer Beziehung wie mit der Philoſophie und der Natur; wer das Chriſtenthum in ſeinem tiefſten Kerne, mit ſeiner ſpezifiſchen Weltanſchauung, ſeiner eigenthümlichen Poeſie nicht hat, der ſieht es auch hier nicht und ſucht es nicht und findet es darum nicht, denn nur, wer ſucht, der findet und der verdient auch nur zu finden. Die an den hier beſprochenen 3 Dramen herausgeſtellte Wahrheit, die Warnung vor Illuſionen, die uns das Leben verderben, iſt übrigens ſo allgemeiner, umfaſſender Art, daß ſie ſich in den mannigfaltigſten Wendungen, in allen ſeinen Dramen nachweiſen ließe, eben weil ſie das Grundthema des Chriſtenthums, der ganzen Offenbarung iſt, deren Ziel es iſt von Wahn zur Wahrheit, aus Nacht zum Licht zu führen. Mit der Verſenkung in die Illuſion, mit dem Sündenfall, beginnt die Geſchichte der Menſchheit; Chriſtus, der Weg aus derſelben hinaus iſt ſelbſt die Wahrheit und damit zugleich auch ſelbſt das Leben, das uns frei macht von allem Netz und Druck des Wahnes, von aller Schalkheit und Täuſcherei der Menſchen, von aller falſchen Philoſophie, aller falſchen Poeſie, aller falſchen Moral und all' den Thränen und alle dem Leid und Geſchrei und den Schmerzen, kurz uns freimacht von dem Todeszuſtande, mit dem uns die Summe aller Illuſionen, die Sünde, wie mit Ketten der Finſterniß umſpannt, bis wir ihr unentrinnbar anheimfallen. Mit dem Glauben, der Oppoſition wider alle Illuſion, dem entſchloſſenen Ergreifen der rettenden Hand des Erlöſers von allem Wahn, entſpringen wir dem unheimlichen Bann, beginnt für uns die Erkenntniß der Wahrheit, lichtet ſich allmählich die Finſterniß des Wahnes in und um uns her, betritt der Menſch das freie Gebiet des Reiches der Ideale und damit ſchon hier in der Zeit, den Weg zur Herrlichkeit und ewigen Befriedigung, wie ſie die ſchließliche Vollendung aller Dinge dereinſt ganz unverhüllt offenbarmachen

wird. Bis dahin aber geht es ſucceſiv von einer Klarheit zur andern, ſtufenweiſe vorwärts. In dem Maaße als der Menſch im Lichte des Wortes Gottes ſich ſelbſt und die Dinge betrachten lernt, wird er frei und freier von allen eingelernten und ſelbſtgeſchaffenen Illuſionen, die ihn hindern ſich ſelbſt und die Dinge zu erkennen, wie ſie wirklich ſind. So ihr bleiben werdet an meiner Rede, ſpricht der Heiland, Joh. 8. d. h. an dem was er geredet in den Worten des alten und neuen Teſtaments, denn das Alles iſt ſeine Rede, die Rede des ewigen Wortes, das im Anfang war und durch welches die Welt geſchaffen iſt, Alles, von da wo Moſes angefangen, bis dahin, wo Johannes geendigt hat. — So ihr, ſpricht er, bleiben werdet an meiner Rede, werdet ihr die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird Euch freimachen, — frei von aller ſündlichen Bethörung, denn das iſt die Illuſion. Und der rechte Führer in dieſem Befreiungsproceß iſt das Wort Gottes in der heil. Schrift. Nichts orientirt uns ſo ſicher und ausreichend in Welt und Leben und zwar eben ſo wohl in der Welt irdiſcher Intereſſen, als in der Welt der Ideen und Ideale. Sie iſt die ſicherſte Anleitung zur rechten Lebenskunſt, der Kunſt unfehlbar und befriedigend zu ſicherm Weltverſtändniß, ſicherer Selbſterkenntniß, ſicherer Gotteserkenntniß zu gelangen, die unfehlbarſte Anleitung zu der Kunſt ſämmtliche uns zu Theil gewordene Kräfte, Anlagen, Befähigungen haushälteriſch zu conſerviren und zuſammenzuhalten, umſichtig zu verwerthen und gewinnreich zu machen zu eigenem, zeitlichem und ewigem Gewinn, zur Wohlfahrt des Nächſten, zur Ehre Gottes. Will nun Jemand nächſt dieſem Leitfaden durch die Labyrinthe der Welt und des Lebens auch Shakeſpeare einen Führer durch Welt und Leben nennen, ſo können wir nur zuſtimmen, wiederholen aber angelegentlich, daß man nur unter der Beleuchtung des Wortes Gottes in der heil. Schrift die Größe und die umfaſſende Bedeutſamkeit dieſes tiefſinnigen Geiſtes wahrzunehmen im Stande iſt. Ohne ſie bleibt er gerade in dem Werthvollſten deſſen, was er bietet, unverſtanden. Die Gottſeligkeit iſt zu allen Dingen nütze, ſpricht Paulus; auch zum Verſtändniß Shakeſpeares, fügen wir hinzu.

E. G. Engelmann.

Ein neues Buch von Victor Hehn.

Das litterariſche Intereſſe der Balten wendet ſich den Erzeugniſſen ihrer Landsleute in der Regel etwas ſpröde zu — nur Victor Hehn gegenüber macht es eine Ausnahme. Ein neues Buch des ſo raſch berühmt und beliebt gewordenen Livländers iſt ein Ereigniß auch für uns.

Umgekehrt als das ſonſt wol zu geſchehen pflegt, trat Hehn bereits an der Schwelle des Alters ſtehend, dem deutſchen Publicum zum erſten Mal entgegen — mit der bedeutendſten Arbeit ſeiner Feder — als ausgereifter Denker, Kritiker und Gelehrter. — Die „Culturpflanzen und Hausthiere“ brachten ſeinen Namen in aller Leute Mund. Ein Werk von ſo ſtupender Gelehrſamkeit, das neben dem Bienenfleiß zugleich die ſcharfſinnigſte Beobachtungs- und Combinationsgabe verrieth, ſo überaus conciſe und zugleich geniale Kritik zu üben wußte, ragte ſelbſt unter der gewaltigen Concurenz des deutſchen Gelehrtenbüchermarktes auf. Der bis dahin unbekannte Autor ſah ſich mit Loorbeern überſchüttet — ja es klangen in dem Päan der Kritik gar einige überſchwängliche Obertöne mit, die wol dem Umſtande gelten mochten, daß ſich das eminente Werk ſtreng wiſſenſchaftlichen Charakters nahezu als ein Unicum darſtellte durch die Würze geiſtreicher Pointen und den Zauber graciöſen Stils. —

Neben der Fülle trefflicher Monographien aus der Pflanzen- und Thierwelt ſorgten für durchſchlagenden Erfolg des Buches, die überall mit hineingepflochtenen, auf das ſolide Fundament hiſtoriſcher und ſprachwiſſenſchaftlicher Studien geſtützten überraſchenden Schlußfolgerungen, die überall aufblitzenden grellen Schlaglichter für die Beurtheilung der Culturverhältniſſe und Culturentwicklung aller Zeiten und Völker.

Allem das Bild, das er von der ariſchen Urzeit, dem Culurzuſtande unſerer Urahnen, der Indogermanen entwirft — entgegen der faſt zum

Dogma gewordenen bisherigen Anſchauung — iſt von epochemachender Bedeutung geweſen und hat in dem modernen Sprachforſcher und Gelehrten Schrader, einen begeiſterten Verfechter gefunden, der mit Erfolg die Theorieen Hehns ſtützt und auf ihnen weiter baut.

Nach Jahr und Tag erſt trat Hehn, nunmehr der Gelehrte von anerkanntem Ruf, mit ſeinen „Italien, Streiflichter und Anſichten" — die zu allererſt in der Baltiſchen Monatsſchrift gedruckt, jetzt in Buchform erſchienen, — und ſpäter mit ſeinen „Gedanken über Goethe" — vor ein größeres Publicum. Plaſtiſch in der Darſtellungsweiſe, ſcharfſinnig in der Kritik, wußte er vor Allem durch geiſtvolle Charakteriſtik oft in wenigen gedrängten Sätzen ungleich mehr zu bieten, als Andere in ſeitenlangen Tiraden. All die liebenswürdigen Eigenſchaften ſeines reichen Geiſtes zeigten ſich in ſeinen populäreren Werken in hellſtem Sonnenlicht, zogen immer weitere Kreiſe von Leſern und Verehrern heran, bis bald in Deutſchland wie im engeren Heimathlande ſich eine ſtille andächtige Gemeinde um ihn ſchaarte, die Allem, was von ihm oder über ihn in den Tages- und Monatsblättern erſchien, Briefen und Ausſprüchen, Eſſays und Kritikern das regſte Intereſſe zuwandte.

Unſerem Landsmann Theodor Schiemann, dem namhaften Hiſtoriographen in Berlin, gebührt das Verdienſt, die nachgelaſſenen Manuſcripte unſeres Autors auf's Beſte und Dankenswertheſte der deutſchen Leſerwelt zugänglich gemacht zu haben „*Reiſebilder aus Italien und Frankreich*" heißt das Werk, das uns vorliegt.

Den Entſchluß des Herausgebers, dieſe Tagebuchblätter aus den Jahren 1839 und 1840 ſelbſtändig zu ediren und nicht, wie Anfangs in Ausſicht genommen worden, der Biographie Hehns einzureihen, können wir nur freudigſt zuſtimmen. Sie bieten uns eine reizvolle, in ſich abgeſchloſſene Epiſode; wir danken ihnen, neben dem reichen objectiven Inhalt, das markante Bild des *jungen* Hehn, des ſeltſamen Feuergeiſtes, der uns in ſeinem tiefſten Innenleben, in dem Uebermaß kraftvollen und warmen Empfindens überall den Idealismus einer reichen Dichter- und Künſtlernatur offenbart. Jedem daher, dem die Perſon des Verfaſſers lieb wurde, iſt gerade dieſe Gabe von unſchätzbarem Werth, als prächtige Ergänzung des Geſammtbildes unſeres Autors, deſſen Eigenart und Weſen ſich den Leſern erſt jetzt ausgiebig und voll erſchließt.

Erlabten wir uns in ſeinem „Italien" an den gereiften Früchten ſeines Geiſtes, wie an einem Trunk edlen abgelagerten Weines — ſo iſt es

uns eine Luſt, hier in blühende Wildniß zu tauchen und uns an dem ſprudelnden Quell des jungen Herzens zu erfriſchen. Für das farbenſatte, charakteriſtiſche Vollbild des Südlandes, wie es uns Hehn in ſeinem „Italien“ bietet, gewinnen wir das richtige umfaſſende Verſtändniß erſt, wenn wir es ergänzen durch die Fülle der Einzelbilder und Skizzen, die hier in genialen, kräftigen Strichen hingeworfen ſind. — So unendlich viel auch über Italien geſchrieben worden, dieſe beiden kleinen Werke werden obenanſtehen in all der Menge. — Sie geben uns mehr und regen uns kräftiger an als etwa — um nur einige bekanntere Schriften zu nennen — das etwas ſteifleinene „Ein Jahr in Italien“ von Adolf Stahr, die Kleinmalereien eines Waldemar Kaden, ja ſelbſt die mit Recht gerühmten, immerhin mitunter recht weitſchweifigen „Wunderjahre in Italien“ von Ferdinand Gregorovius. — Sie vermögen das, weil es dem Herzen abgeſchriebene Fühlungen und Bekenntniſſe ſind, baar jeder Phraſe, jeder ſchönrednériſchen Hyperbel, jeder trockenen Pedanterie. —

Am entzückendſten ſind wol die Charakteriſtiken der Lebenscentren, Rom Neapel und Umgebung, Florenz, Venedig! Keineswegs geordnet, beabſichtigt oder zugeſtutzt. Sie wachſen vielmehr aus den Stimmungen heraus, ſind verwebt mit hundert Gedanken und Betrachtungen über Geſchichte, Volkseigenart und Volksleben, Kunſt und Natur. Wallt aber dann das Gefühl über und wiegt ſich die Phantaſie auf breiterem Strom — dann treiben wir willig und freudig mit ihm hin — nehmen das gewaltige Bild der ewigen Stadt in uns auf, ſtreifen durch die blühenden Villen um Frascati, durchträumen das reizende Idyll der Albanertour, oder verſenken uns in die Schwermuth der Campagna. Im Arnothal — am Lido durchwachen wir mit unſerem ſchwärmeriſchen Freunde köſtliche Nächte — im Sonnenbrande des lärmenden Neapel ſtaunen wir mit ihm über das fieberheiße Leben und Treiben der an afrikaniſche Wildheit erinnernden exzentriſchen Söhne und Töchter des Landes. Im Kampf gegen die erregten Elemente begleiten wir ihn auf den abenteuerlichen Fahrten zu den Inſeln — und endlich da er heimkehrt von Neapel nach Rom und die Freunde ihn mit Fragen beſtürmen, umklingt uns, gleich einer Hirtenweiſe in müder Abendſtimmung, der ganze Zauber der „bella Napoli“, wenn unſer glücklicher Wanderer, traumverloren, nur die verzückten Worte ſtammelt: „Ich habe Ischia geſehn — ich habe Ischia geſehn!“

Kaleidoskopiſch, wie das bei Tagebuchblättern nicht anders möglich iſt, nehmen wir, in buntem Nebeneinher, wechſelnd an dieſer und jener

Stimmung Theil, befaſſen uns mit mancher Bagatelle, Wetterſtimmung, Plackereien des Reiſelebens, oder folgen etwas verſtaubten politiſchen Meditationen aus vormärzlicher Zeit, denen wir keinen rechten Geſchmack mehr abgewinnen — doch ſind das nur Augenblicke. Wie oft erquicken uns dagegen in reichem Maße gerade die kurzen Epiſoden und hingeworfenen Gedanken! Es liegt eine ganze Welt in ihnen. Man urtheile ſelbſt! —

Hineingeſtreut, zwiſchen das reizvolle Bild der mondhellten träumenden Venezia und einer politiſchen Betrachtung ſtoßen wir auf folgende Notiz: — „Heute in der Academie de belle arte ſtand ich Tizians berühmter Himmelfahrt gegenüber. Seine Maria iſt ein liebetrunkenes, unſäglich glühendes Weib; die Innbrunſt der Sinne und des Lebens, die ſchwellende Ueppigkeit dieſes Weibes iſt die Natur ſelbſt, die große Lebensmutter Natur an der jede Faſer Liebe durchſtrömt, deren Daſein Erzeugung, deren Weſen Wärme, unaufhaltſamer Trieb iſt . . . Sie glüht, aber nicht mit raſcher, plötzlich lodernder und ſchnell erſterbender Flamme, ſondern die Sinnenluſt iſt ihr eingeboren, auf ewig mitgegeben, ſtark und mächtig, weil unbeſchränkt und unzweifelhaft, ſie iſt überall und immer in ihr, wie der Zug nach Norden im Magnet, die Ausdehnungskraft im Waſſerdampf oder die Schwere im Golde.“ —

Der größere Theil der Reiſebilder führt uns in das Wunderland Italien, in deſſen Eigenart ſich Hehn ſo ſehr verſenkt und hineinwebt, daß er bei der Grenzüberſchreitung der Riviera z. B. allen Ernſtes in Frankreich die größere Ordnung, die Abweſenheit italieniſcher Straßenbettler als einen bedenklichen Mangel empfindet.

Zwar iſt dies nur eine Stimmung in ihm, aber ſie iſt charakteriſtiſch. Vor dem Vorwurf einer kritikloſen Verhimmelung italieniſcher Zuſtände und italieniſchen Lebens wiſſen wir ihn frei und die in der Vorrede enthaltene Beleuchtung, die Hehn der deutſchen Literatur über Italien zu Theil werden läßt, belehrt uns am beſten hierüber. Auch kennzeichnet uns Hehn den verſchiedenen Geſichtswinkel aus dem heraus man dieſes merkwürdige Land beurtheilt, trefflich auf Seite 200, wo es heißt: „Vom äſthetiſchen Standpunkt und für den Künſtler kann nichts herrlicher ſein als Italien und ſeine Menſchen und ſeine Sitten, Häuſer und Religion und Staatsordnung. Alles drängt nach außen und die Kunſt lebt nur in der ſinnlichen Erſcheinung. Aber ſo viel Form, ſo wenig ſubſtantielle Tüchtigkeit, ſo wenig Gehalt und Inhalt hat der heutige Italiener, ſammt ſeinem ganzen Weſen und Leben. Darum iſt der Menſchenfreund betrübt, darum fühlt ſich der

Freund der Geſchichte, der Denker, der ſittlich Strenge, der geiſtig Strebſame in Italien oft voll Leere und Ekel, wenn der Dichter, der Künſtler, der Liebende voll Entzücken ſchwärmt. Goethe, der der Geſchichte fremd und der Natur vertraut war, ſang ein Lied der Sehnſucht nach Italien, während Niebuhr, der nicht ein Prieſter der Natur, ſondern des Geiſtes und der Freiheit war, in Rom ſich unglücklich fühlte und ſich nur ſchwer dahin gewöhnte."

Das ſchwärmende Entzücken macht einer mißmuthigen Stimmung Platz je mehr ſich Hehn der franzöſiſchen Grenze nähert, doch werden die trüben Abſchiedsgedanken bald verſcheucht und überſonnt, je weiter die Fahrt in's ſchöne Frankreich geht. Nicht minder warm und lebensvoll ſpiegeln ſich die Typen jenſeits der Alpen in der Seele unſeres Dichters wieder. Marſeille, Toulon tauchen aus dem ſchimmernden, verklärenden Duft auf bis ſie charaktervoll und greifbar vor uns ſtehn; immer wärmer werden die Herzenstöne und es währt nicht lange, da ſchlagen die berückenden Wellen des franzöſiſchen Frühlings ſo voll über dem Haupt des begeiſterten Wanderers zuſammen, daß darüber ſelbſt das Schooßkind Italien zum Aſchenbrödel wird und im Winkel kauern muß:

„Ich habe einen wahren Triumphzug durch einen großen Theil Frankreichs gemacht, durch die Provence und Dauphiné, über Aix, Gap, Grenoble und Vienne, über die Durance und Isère; einen Zug durch den ſchönſten Frühling, durch leuchtende Tage und duftende Nächte . . . Ein herrliches Land, dies Frankreich! Lachend, wie ſeine Bewohner! Wie ernſt iſt dagegen Italien, wie marmorn, felſig und gleichgültig! Dort iſt kein Seelengrün, keine Wieſe, keine Baumpflanzung an Stegen und Wegen; der Wein ſo ſchlecht oder gut, als ihn die Natur hervorbringt, die Blumen nicht geliebt, an Früchte nicht gedacht, als wie ſie der Himmel gerade gedeihen läßt. Starre Cypreſſen, ſchwarze Steineichen, ſtruppige Myrthen an brennenden Felswänden, ſchwermüthiges graues Gebirg und Mauerwerk, nachläſſige ungerührte Menſchenſeelen mit plaſtiſcher Kälte gegen landſchaftliche Natur, und der Himmel ſo klar, ſo ſtill, wie der Augenſpiegel einer antiken Minervenbüſte."

Noch geht es eine Weile durch Frankreich fort — dann ſind wir in — Paris! Hier klingen die Reiſebilder aus in einem Hymnus, in einer Viſion. Konnte es anders ſein? Mußte nicht gerade Hehns warmes deutſch empfindendes Herz 1840 bei der politiſchen Miſère ſeiner geiſtigen Heimath ſich überwältigt fühlen von der Centrale des mächtigen Nachbarvolkes. —

Faſt dünkt es uns ein Traum, und doch unterſcheiden wir die ſchärfſten Linien, die prägnanteſten Umriſſe. Dem erkennenden Blick des Denkers erſchließt ſich das Werden und Wachſen der Dinge nach Außen hin, dem geſteigerten Fühlen des Dichters wird die Seele, der geheime Lebenskeim offenbar — ſo wird er zum Seher und Deuter und nur der überſchüſſigen, ſchönheitstrunkenen Kraft eines ſo außergewöhnlichen Geiſtes gelingt es, was Hehn gelingt. uns ein überraſchendes Bild der Stadt ſondergleichen zu entwerfen, des „Herzens der Welt", wie es uns wunderlicher, draſtiſcher, großartiger nirgend begegnet iſt. —

Wir ſtehen am Schluſſe der Betrachtung des inhaltreichen Buches mit dem ſchlichten, unſcheinbaren Titel, und wollen es uns nicht verſagen noch eines beachtenswerthen Umſtandes Erwähnung zu thun, der gleichſam das Fundament abgiebt zu unſerem faſt überſchwänglichen Urtheil, der es erläutern und verdeutlichen mag.

Wie es keinem Recenſenten gelingen wird die Geiſtesproducte Anderer vollgültig und gerecht zu kritiſiren, falls er nicht eine verwandte Ader an ſich getroffen fühlt, ſo wird in noch erhöhterem Maaß bei Beurtheilung fremder Volksſtämme und fremdländiſchen Lebens ein Anempfinden und Mitempfinden zum unabweislichen Bedingniß, wollen wir nicht im Dunkel tappen und meilenweit vorbeigreifen. Nun rühmt man ja wol dem Deutſchen insbeſondere die Gabe nach ſich in fremden Geiſt und fremdes Leben zu vertiefen, doch iſt es ja nur zu erklärlich, daß wir einer endloſen Scala gegenüberſtehen, ſobald wir die einzelnen Perſonen auf dieſe Eigenſchaft hin prüfen. Bilden Volkstypen das Object ſo iſt die Anzahl der Berufenen überaus gering. Den begabteſten und ehrenwertheſten Richtern ſpielt ein einſeitiger falſchmarkirter Patriotismus oft den bitterſten Streich. Umzäunt von der Voreingenommenheit für Heimath und Volksgenoſſenſchaft, haben ſie den Blick nicht frei für die Welt die hinter den Bergen liegt. Einem Gervinus, Bogumil Goltz, Wolfgang Menzel und hundert Anderen blieb es verſagt uns mit ſeelenvollem Verſtändniß das Weſen undeutſchen Lebens zu verdeutlichen, wie es beiſpielsweiſe einem Carl Hillebrand, deſſen muſtergiltige Studie „Frankreich und die Franzoſen" noch immer viel zu wenig beachtet und gewürdigt wird, in vollſtem Maße gelang. Zu dieſen Berufenen und Auserwählten aber gehört in erſter Reihe Victor Hehn. Ueberall klingt und vibrirt eine Saite in ihm die auf den Ton des Südens geſtimmt iſt, er athmet freier auf jenſeits der Alpen, alles iſt ihm vertraut, ſympathiſch, wahlverwandt. Durch dieſe Wahlver-

wandtſchaft, dieſes geſteigerte Mitfühlen und Mitempfinden, das ihm in hohem Grade eignet, wird Hehn uns Söhnen kälterer Zone zum auserleſenen Dolmetſch und Interpreten des Südlandes.

Was kein Studium, kein Wiſſen, keine noch ſo regſame Thätigkeit des Geiſtes vermöchte, das danken wir ſo, einem Gottesgnadenthum — der ſeeliſchen Eigenart einer nervöſen, feinfühligen Natur. G. E.

Corrigenda:

In dem Artikel: „Geſchichte des Dorpater Chargirtenconvents".

Seite 384 Z. 16 v. o. l. Das ſtatt Der.
„ 388 „ 1 „ „ „ kennzeichnet ſtatt kenntzeichnet.
„ 390 „ 5 „ u. „ fürchtete ſtatt fürchtet.
„ 392 „ 3 „ o. „ die ſtatt dieſe
„ 392 „ 24 „ „ „ Gruppen ſtatt Grenzen.
„ 393 „ 8 „ „ „ hätten ſtatt hätte.
„ 396 „ 19 „ „ „ aber freiſtehe ſtatt freiſteht.
„ 397 „ 1 „ u. „ herangezogen ſtatt hervorgezogen.
„ 399 „ 23 „ o. „ beruhen ſtatt beruht.
„ 399 „ 10 „ u. „ Vorbereitung ſtatt Vorbereitungen.
„ 400 „ 4 „ o. „ nach „nicht" kein,
„ 403 „ 11 „ „ „ Arminen ſtatt Arminer.
„ 405 „ 16 „ „ „ der ſtatt des.
„ 407 „ 13 „ u. „ worden ſtatt werden
„ 410 „ 10 „ o „ werden ſtatt worden.
„ 411 „ 7 „ „ „ landsmannſchaftlichen ſtatt landwirthſchaftlichen.
„ 414 „ 7 „ u. „ Burſchphiliſterthums ſtatt Burſchenphiliſterthums.
„ 415 „ 18 „ o. „ Duellantismus ſtatt Duellanlantismus.

In dem Artikel: Friedrich Nietzſche II/III.

Seite 459 Z. 12 v. o. l. Rapallo ſtatt Rovallo.
„ 466 „ 13 „ u. „ Förderung ſtatt Forderung.
„ 469 „ 18 „ o. „ ſchmerzenvolles ſtatt ſchmerzvolles.
„ 472 „ 6 „ u. „ Rollen ſtatt Rolle

Herausgeber: Arnold v. Tideböhl.
Redacteur: R. Carlberg.

Gegenſätze
in der Auffaſſung der Grundgedanken des Chriſtenthums.

Man kann in gewiſſem Sinne Harnack dankbar ſein für die geiſtige Bewegung, welche durch ihn in weiten Kreiſen der chriſtlichen Welt hervorgerufen worden iſt. So mancher, der den Namen Chriſti trägt, iſt durch Harnack veranlaßt worden, ſich ernſtlich mit den Grundgedanken des Chriſtenthums auseinanderzuſetzen und über die eigene Stellung zu der Perſon Chriſti Klarheit zu gewinnen. So günſtig das aber an und für ſich erſcheint, ſo fragt ſich's doch bei jeder derartigen Bewegung der Geiſter, wohin ſie ſchließlich führt. Dieſe Frage iſt auch in Betreff Harnacks wichtig; wohin weiſt und führt er? Sein Standpunkt und ſeine Richtung iſt hauptſächlich durch ſeine Dogmengeſchichte zunächſt dem Kreis der Theologen dargelegt worden; an dieſe Arbeit ſind wir daher vor allem gewieſen, wenn wir prüfen wollen, weß Geiſtes Kind er ſelbſt iſt, ob wir ihm folgen können oder nicht.

Trotz aller Anerkennung nun für das ungewöhnliche Maaß von wiſſenſchaftlicher Arbeit, tiefem Scharfſinn, und geiſtvoller Auffaſſung, welches in der Harnackſchen Dogmengeſchichte hervortritt, werden wir dieſes Werk zunächſt doch bloß als einen „Verſuch“ (ſo drückt ſich Harnack ſelbſt im Vorwort aus) anzuſehen haben, die hiſtoriſche Entwickelung der chriſtlichen Lehren von dem Geſichtspunkt aus darzuſtellen, daß die ſogenannten Dogmen kein reines Produkt der urſprünglichen, von der Perſon Chriſti ausgegangenen Wirkungen ſeien, ſondern uns das „Evangelium“ in der Form und auf der Grundlage der antiken Ideenwelt darböten. Bei dieſem Ehebunde, meint Harnack, habe die Antike von Anfang an einen ſo weſentlichen Einfluß geübt, daß ſelbſt die Schriften des neuen Teſtaments das Evangelium Chriſti nicht mehr rein darſtellten, ſondern obwohl ſie es noch in

ſich enthielten, müßten ſie erſt durch unbefangene Kritik von der Schaale, von allen fremdartigen Entſtellungen gereinigt werden, damit der lautere Kern zu Tage trete.

Das Reſultat dieſer kritiſchen Sonderung, ſoweit Harnack ſie geübt hat, läßt ſich kurz dahin zuſammenfaſſen, daß die Würde und der Werth der Perſon Chriſti als einer einzigartigen, als des Begründers des Gottesreiches und des für jeden Menſchen nothwendigen, noch ſtets wirkſamen Vermittlers der Theilnahme an dieſem Reich gewahrt bleiben, daß aber alles Wunderbare von ſeiner hiſtoriſchen Erſcheinung als unweſentlich abgeſtreift werden muß. Es fällt die Praeexiſtenz und die übernatürliche Geburt, Auferſtehung und Himmelfahrt behalten bloß ideale Bedeutung, ſofern ſie von den Jüngern mit ſeiner thatſächlichen Erhöhung zuſammen gefaßt und geglaubt wurden.

Die aus ſolchem Princip ſich ergebenden Folgerungen für die kirchliche Lehre und Praxis, z. B. für den Gebrauch des Apoſtolikums, ſind im Allgemeinen leicht zu ziehen, mag auch die wiſſenſchaftliche Expoſition eine rieſenhafte Arbeit erfordern und daher die Controlle dieſer letzteren nur dem Fachgelehrten möglich ſein. Sollten aber alle Diejenigen, welche auf letzteres Prädikat keinen Anſpruch erheben können — Referent ſchließt ſich ein — bona fide einfach alles acceptiren, was ihnen im Namen der „Wiſſenſchaft“ dargeboten wird, zumal in ſo wichtigen Fragen? Hier dürfte es am Platze ſein, ſich deſſen zu erinnern, daß Unfehlbarkeit ein päpſtliches Vorrecht iſt und daß die wechſelnde Herrſchaft verſchiedener, einander bekämpfender Syſteme ein Charakteriſtikum der menſchlichen Wiſſenſchaft geweſen und bisher geblieben iſt. Doch welche Kriterien kann der denkende Chriſt anwenden, um ſich darüber klar zu werden, ob und wie weit Harnack recht hat oder nicht? Da das von Harnack angeregte Intereſſe weniger an den Einzelfragen, als den das Weſen der Perſon Chriſti und die Autorität des neuen Teſtaments betreffenden haftet, ſo wird man nach dem Grundgedanken, der Wurzel der Harnackſchen Theologie forſchen müſſen, um dieſelbe mit dem Kernpunkt der eigenen chriſtlichen Weltanſchauung zu vergleichen; und man wird zu prüfen haben, ob bei Harnacks Stellung zum neuen Teſtament überhaupt noch ein feſter Kern in demſelben übrig bleibt, ob demnach eine ſichere Erkenntniß deſſen, was das Chriſtenthum ſein will, bei ſeinen Prämiſſen möglich iſt.

Was den erſten Punkt betrifft, iſt es nicht etwa deßhalb ſchon irrelevant für unſere Frage, Harnacks theologiſche Grundgedanken ſich zu

vergegenwärtigen, weil er ja als Hiſtoriker unzweifelhaft vorausſetzungslos und rein objectiv verfahren müſſe. Wie dieſe Objektivität beſchaffen iſt, ſagt er in dankenswerther Weiſe ſelbſt. (I, p. 50:) jedes einzelne Wunder bliebe geſchichtlich völlig zweifelhaft; der Hiſtoriker ſei nicht im Stande mit einem Wunder als einem ſicher gegebenen geſchichtlichen Ereigniß zu rechnen. Die Ablehnung des Wunders oder ſagen wir, die neutrale Stellung zu demſelben bei der Würdigung einer Geſchichte, welche die Perſon Jeſu Chriſti zur Baſis hat, ſetzt aber ſchon ganz beſtimmte Principien (Welt- und Gottesbegriff) voraus, welche ſich mit jenem Begriff des Wunders nicht vertragen, oder ihn mindeſtens entbehrlich machen.

Als „Fundamentſatz“ hebt Harnack hervor, „daß chriſtlich nur das iſt, was in dem Evangelium nachgewieſen werden kann;“ daraus ergiebt ſich ihm die Pflicht, den Gang der Dogmenentwicklung „an dem Evangelium in ſeiner urkundlichen Geſtalt“ zu beurtheilen. Es iſt daher von entſcheidender Wichtigkeit, was er unter dem „Evangelium“ verſteht, hier liegt die Kernfrage vor, auf welche ſich das allgemeine chriſtliche Intereſſe richtet. Um aber über Harnacks Beantwortung derſelben richtig zu urtheilen, muß vor allem beachtet werden, daß er ein begeiſterter Anhänger Ritſchl's iſt; als ſolchen bekennt er ſich rückhaltlos auch in ſeiner neueſten, das apoſtoliſche Bekenntniß behandelnden Brochüre. Man kann ſomit ihm nicht gerecht werden wenn man nicht auch auf Ritſchl eingeht. Beachten wir zunächſt die Darlegung des § 4 in der Dogmengeſchichte, in welchem Harnack auseinanderſetzt, was nach ſeiner Auffaſſung das „Evangelium Jeſu Chriſti“ ſei. Jeſus verkündigt das Reich Gottes, welches „in der Liebe ſich verwirklicht“ und nur durch ihn ſelbſt „zu Stande kommt“; er verheißt in demſelben Freiheit vom Druck des Uebels und der Sünde, Seligkeit und Herrſchaft in naher Zukunft. Unter den verheißenen Gütern ſteht die Sündenvergebung voran, nach deren Empfang Liebe zu Gott und den Brüdern als Gerechtigkeit verwirklicht werden. Bedingung iſt ein Sinn, der die Rettung der Seele über alle weltlichen Güter ſetzt und zugleich gläubig vertraut auf Gott und den Meſſias, welchen Gott zur Verwirklichung des Gottesreiches erwählt hat. Wenn Jeſus ſich den „Sohn Gottes“ nennt, ſo weiſt er damit zwar „auf ein zur Zeit einzigartiges Verhältniß zu Gott und dem Vater“ hin, „als auf das Fundament“ ſeines Amtes; er erklärt aber dieſes Verhältniß bloß ſo, „daß er allein den Vater kenne und daß dieſe Gotteserkenntniß und Gotteskundſchaft für alle Uebrigen durch die Sendung des Sohnes zu Stande komme.“ Somit

ſei der eigentliche „Inhalt“ der neuen Botſchoft vom Reich die Verkündigung Gottes als des Vaters und der Liebe, durch welche alle Reichsgenoſſen als „Brüder“ des erſtgebornen Sohnes mit dieſem und dem Vater Eins werden. — Jeſu Würde iſt die eines Königs; er erweiſt ſie durch „Machtthaten“ und durch einen „Dienſt“ zu welchem er auch die Aufopferung ſeines Lebens zur Vergebung der Sünden rechnet, und ſagt das Offenbarwerden dieſer Würde durch ſeine Wiederkunft in Herrlichkeit zur Vollendung des Gottesreiches voraus. — Indem er den unſchätzbaren Werth der Menſchenſeele beſtätigt, eröffnet er dem Menſchen die Ausſicht, „ſein Leben zu gewinnen,“ es ewig zu behalten und verkündigt die ſichere Hoffnung der Auferſtehung. — Die Wahrheit dieſer „Lehre“ kann als „überweltliches Leben“ „an der Perſon empfunden“ und demgemäß „gelebt“ werden; denn „er ſelbſt iſt das Chriſtenthum.“ — Wohl zu beachten iſt hierbei, daß von einer Verſöhnung, die Chriſtus vollbracht, von einem *ſtellvertretenden* Leiden für uns, insbeſondre von der Auferſtehung des Herrn (Jeſus habe bloß geſagt, heißt es, daß er ſofort bei ſeinem Scheiden in eine überweltliche Stellung bei Gott eintreten werde) ſowie von dem „heiligen Geiſt“, den er verheißt, kein Wort geſagt iſt, daß in Betreff der „Machtthaten“ Jeſu bemerkt wird, „ein ſtarker religiöſer Glaube an die Herrſchaft und Zweckſetzung des Guten in der Welt“ bedürfe keines Schluſſes von Chriſti Perſon auf etwaige von ihm vollbrachte Wunder; und daß hervorgehoben wird, es ſei bei dem „Uebergang“ des Evangeliums von Chriſto auf die erſten Gläubigen ſofort „eine *Verſchiebung* in dem Verſtändniß ſeiner Perſon und Predigt“ eingetreten, und ſchon im apoſtoliſchen Zeitalter habe die „Spekulation“ über die Anfänge von Chriſti Exiſtenz und über ſein Verhältniß zu Gott eingeſetzt (p. 59).

Zu beſſerem Verſtändniß dieſer Harnackſchen Auffaſſung des Evangeliums iſt es, wie ſchon bemerkt, nöthig, auf die *Grundzüge des Ritſchlſchen Syſtems* etwas näher einzugehen.[1])

Nach dieſem entſpringt die Religion aus dem Bedürfniß, „die geiſtige Freiheit gegenüber der Natur, deren ſich der Menſch a priori bewußt iſt“, trotz ſeiner äußeren Abhängigkeit von derſelben, ſicher zu ſtellen durch das Poſtulat eines geiſtigen Urhebers von Geiſt und Natur und Ordners ihres Zuſammenhangs. Daher fängt die Theologie auf Grund unſeres religiöſen Selbſtgefühls mit der Wahrheit an, daß die Welt auf den Endzweck des

[1]) „Die chriſtliche Lehre von der Rechtfertigung und Verſöhnung“ Bd. III. Erſte Auflage.

Geiſteslebens hin geſchaffen, oder daß das ſittliche Leben der Menſchen der Endzweck der Welt iſt. Denn das Geiſtesleben iſt ebenſo als gegebene Realität anzuerkennen, wie die Natur, und die Geſetze beider Gebiete haben die gleiche wiſſenſchaftliche Verbindlichkeit. Da nun der Zweckbegriff allein zum Verſtehen des Menſchengeiſtes, ſeiner Freiheit und der Thatſache des Sittengeſetzes befähigt, ſo iſt *er*, nicht aber die für das Naturgebiet giltige Cauſalität, der Grundbegriff, von welchem aus die Idee Gottes als des Urhebers von Geiſt und Natur gewonnen und der Perſon des Menſchen ihr Vorrecht geſichert wird; er iſt derjenige Begriff, mittelſt deſſen wir unter Berückſichtigung des *chriſtlichen Gemeindebewußtſeins* Gott als perſönlichen Geiſt und als *Liebe* erkennen, der die Welt als Mittel für ſeinen eigentlichen und *nothwendigen* Zweck, für die ſittliche Welt erſchuf, um an dieſer ſeine Liebe zu bewähren. Demnach hat eben jede Menſchenſeele einen höheren Werth als die ganze Welt. Wenn aber gefragt wird, ob Gott ſich an den geſetzlichen Verlauf der Natur binde oder nicht, ſo ziemt es ſich für die Theologie mehr, ihr Nichtwiſſen zu bekennen als eine Entſcheidung zu erzwingen. Daraus ergiebt ſich eine neutrale Haltung gegenüber den bibliſchen Wundern: Chriſtus iſt ſich zwar ſeiner Wunderkraft bewußt geweſen; da uns aber keine gleichartigen Erfahrungen zu Gebote ſtehen, ſo iſt dieſes Gebiet nicht zu einem Problem der Forſchung geeignet. — Das ſind die Prämiſſen für die *Lehre vom Reiche Gottes*; denn dieſes iſt „durchaus theologiſcher Art“. Definirt wird es als die ſittliche Organiſation der Menſchheit durch das Handeln aus dem Motiv der Liebe“, als eine „Gemeinſchaft nicht des Rechts, ſondern des liebevollen Handelns“ und in dieſem Sinn als „der für Gott und die . . . Religionsgemeinde gemeinſame Zweck“. Die Gründung aber und der Beſtand des Reiches iſt bedingt durch die geiſtige Erlöſung durch Chriſtus, d. h. durch die im Verhältniß zu Gott als Vater zu gewinnende Freiheit von Schuld und von der Welt. Demnach bietet die Perſon des Stifters dieſes Reichs den Schlüſſel des Chriſtenthums dar.

Jeſus Chriſtus nun nimmt, obgleich „ſeinem geſchichtlichen Leben das Prädikat der Gottheit (im weſentlichen Sinn) abzuſprechen“ iſt, und obwohl er ſich „ſofern er geboren iſt, von keinem Menſchen ſpecifiſch unterſcheidet“, doch eine einzigartige Stellung ein eben als Begründer und König des Gottesreiches. Als ſolcher iſt er Träger der ſittlichen Herrſchaft Gottes über die Menſchen, „Träger des göttlichen Selbſtzwecks“ (ſofern dieſer Zweck ja das göttliche Reich iſt). Indem er „den eigenſten Zweck

Gottes, die Vereinigung der Menſchen in dem Reich Gottes, als ſeine perſönliche Lebensaufgabe ergriff“ und als ſeinen Beruf erkannte, hat er nicht nur „ein bis dahin nicht dageweſenes religiöſes Verhältniß zu Gott erlebt“, in einer ganz einzigartigen Gemeinſchaft mit Gott geſtanden, ſondern iſt auch in dieſem Sinn Träger der vollendeten Offenbarung Gottes, oder iſt derjenige, „in welchem das Wort Gottes (gleich Offenbarung verſtanden) menſchliche Perſon iſt.“ Die Vorſtellung von ſeiner Gottheit, die erſt aus der Gemeinde hervorgegangen iſt, beſteht nur inſofern zu Recht, als Gottes Gnade und Treue in der Durchführung ſeines Lebensberufs für uns gewährleiſtet wird, aber ſofern Gottes Selbſtzweck auch ſein Lebenszweck war. Wie aber von Gott aus die Perſon Chriſti geworden iſt, bleibt wieder ein die Forſchung überſteigendes Problem, wenn auch ein eigenthümliches ſchöpferiſches Wirken Gottes dabei angenommen werden kann; jedoch bezieht ſich dieſes „nicht auf die Ausſtattung ſeiner Perſon mit angeborenen Anlagen“.

Chriſti Lebensaufopferung iſt bloß unter dem ethiſchen Geſichtspunkt der Geduld zu beurtheilen. Er hat ſein Leiden nur als das „Accidens“ ſeiner Treue im Beruf hingenommen, nicht als eine ſelbſtändige Aufgabe betrachtet. Von einer Strafgenugthuung kann gemäß der Gottesidee (Gott als Liebe) und des Weſens der Sünde keine Rede ſein. Die Sünde nämlich iſt das Gegentheil des höchſten Gutes, ſofern ſie die Güter untergeordneten Ranges, die weltlichen, im Widerſpruch mit Gottes Weltzweck ſich aneignen will, (eine Erbſünde aus angeerbtem Hang giebt es nicht; der Tod iſt nicht der Sünde Sold.) Sie hemmt die Beſtimmung des Menſchen für die Gemeinſchaft der gegenſeitigen Liebe und für die Herrſchaft über die Welt; ſie wird aber von Gott unter dem Geſichtspunkt „der Unwiſſenheit“ beurtheilt, ſofern ſie noch nicht endgiltige Entſcheidung wider das erkannte Gute iſt, alſo als in ihrer Art „unvollkommene Sünde“. Da nun die Religion durchaus nicht als eine Rechtsgemeinſchaft zwiſchen Gott und den Menſchen in Betracht kommt, ſo iſt die Sündenvergebung Gottes „als völlig gleichartig mit der Verzeihung unter Menſchen“ aufzufaſſen; Gott bezeugt durch dieſelbe, daß der in der Schuld ausgedrückte Widerſpruch des Sünders gegen Gott „diejenige Gemeinſchaft der Menſchen mit ihm nicht hemmen ſoll, welche er aus höheren Gründen (Freiheit und Weltbeherrſchung im Gottesreich) beabſichtigt“. So geht denn die Verzeihung als Vorausſetzung des zu gründenden Gottesreichs „aus der Liebe Gottes als eine allgemeine Verfügung für

die Genoſſen des Gottesreiches hervor“ und iſt nicht an Gottes beſonderes Attribut als Geſetzgeber geknüpft. — Daß es unter ſolchen Bedingungen keiner Sühne und Genugthuung durch das „Lamm Gottes, welches der Welt Sünde trägt“ bedarf, iſt ſelbſtverſtändlich. Bedeutſam für uns iſt Chriſti Tod daher nur durch ſeine Einwilligung in denſelben als in eine Fügung Gottes zur völligen Bewährung ſeiner Berufstreue. Sofern er aber berufen iſt, auch Andere in ſein inniges Verhältniß zu Gott ſo aufzunehmen, daß ſie Sündenvergebung empfangen, und der neue Bund andrerſeits zu dieſem Zweck durch ſeinen Tod zum Abſchluß gebracht werden müßte, ſo iſt es nur „folgerecht“, die Vergebung für die nachkommenden Menſchen an Chriſti Tod zu knüpfen. In ſolchem Sinn iſt Chriſtus der „Urheber“ der Vergebung. Um perſönliche Gewißheit derſelben zu erlangen, muß man ſich der Abſicht Chriſti, eine religiöſe Gemeinde zu ſtiften, unterordnen; dadurch tritt man mit ihm in Gemeinſchaft, dieſe „Gemeinſchaft mit Chriſtus“ wird uns von Gott „angerechnet“ und dann erlebt man die Gnade Gottes. Aber das „Wie“? dieſes Vorganges entzieht ſich der Beobachtung.

Die Auferweckung Chriſti wird als „Merkmal der Lebenserneuerung ſeiner Perſon“, ein Mal erwähnt, ob ſie aber real erfolgt ſei, nicht geſagt.

Ritſchls Stellung zur Autorität des neuen Teſtaments charakteriſirt ſich als eine ſehr freie, wenn er meint „die leitende Idee Jeſu“ (vom Reiche Gottes) habe ſich „in dem praktiſchen Intereſſe der Apoſtel nicht als Mittelpunkt behauptet“, die Urtheile des neuen Teſtaments über die Sünde hätten „nicht den Sinn ſpecieller göttlicher Offenbarung“; Pauli „apokryphe“ Beurtheilung des Geſetzes ſei nicht maßgebend; er habe die Ausſagen des Pentateuchs über die Sünde durch eigene Reflexion über den Wortlaut hinaus geſteigert.

Blicken wir nun zurück auf das Evangelium Jeſu Chriſti nach Harnacks Darſtellung, ſo ergiebt ſich, wenn auch nicht völlige Uebereinſtimmung — eine ſolche iſt ſchon ausgeſchloſſen durch den mehr bibliſchen Wortlaut des § der Dogmengeſchichte — ſo doch eine genaue Verwandtſchaft zwiſchen Ritſchl und Harnack; ſie erſcheinen als eines Geiſtes Kinder. Der Ausdruck „Zweckſetzung des Guten in der Welt“ verräth das am deutlichſten, zu vergleichen iſt im § 6, daß die Stiftung des Gottesreiches und die Sendung Jeſu als des Mittlers — Gottes „oberſter Zweckgedanke“ geweſen ſei. Es reiht ſich an die freie

Stellung zu dem Wortlaut der Bibel, die „Verſchiebung“ im Verſtändniß von Chriſti Perſon bei den erſten Gläubigen; die Zuſammenfaſſung der ganzen Lehre unter den Begriff des göttlichen Reiches als den centralen; die Betonung der Sündenvergebung als eines Hauptgutes, die Kennzeichnung Jeſu als des „Königs“, der „zur Zeit“ ein einzigartiges Verhältniß zu Gott habe; die ablehnende Haltung gegen alle Wunder; überhaupt die ganze Umgrenzung des Stoffes, für welche der Schlüſſel im Syſtem Ritſchls gegeben iſt; was da durchaus nicht hineinpaſſen würde, das fehlt. So wird es auch erſt verſtändlich, wie die „Lebensaufopferung“ Chriſti zur Vergebung der Sünden von Harnack genannt iſt. In dem drei Jahre nach der Dogmengeſchichte erſchienenen „Grundriß“ (1889) iſt der betreffende § 4 nach gewiſſen Beziehungen reicher ausgeſtattet (z. B. Chriſti Stellung als zukünftiger Richter und ſeine Nachfolge ſind mit in den Rahmen „des Evangeliums“ hineingefügt), aber im Weſentlichen hat er den gleichen Inhalt, die Auferſtehung fehlt auch hier, in dieſer Hinſicht heißt es: „er hat ſich mächtig erwieſen, in den Seinen wirklich die Ueberzeugung zu wecken, daß er lebe und über Todte und Lebendige Herr ſei“.

Fragen wir weiter, *worin ſich dieſe auf Ritſchl gegründete Harnackſche Auffaſſung von der in der chriſtlichen Kirche gültigen principiell unterſcheidet*, ſo wurde ſchon angedeutet, daß die Abweiſung des Wunders in einem beſtimmten Welt und Gottesbegriff ihre Wurzel haben müſſe. Wird die Naturwelt als eine ſelbſtſtändige Größe aufgefaßt, welche zwar von Gott als Mittel zu ſeinem Zweck erſchaffen iſt und von ihm ihre Geſetze empfangen hat, aber ihrem Weſen nach dem rein geiſtigen Gott völlig heterogen gegenüberſteht, ſo daß beide der Regel nach auseinander ſind: dann muß freilich die beſondere Einwirkung Gottes auf die Naturwelt im Wunder als etwas ebenſo dem göttlichen wie dem natürlichen Weſen Widerſprechendes erſcheinen. (Beck) Allein nach der durch die ganze heilige Schrift ſich hindurchziehenden, und im Bewußtſein der Gläubigen aller Zeiten ſich reflektirenden Anſchauung ſteht Gott zur Welt im Verhältniß lebendiger Immanenz, ohne daß dabei ſeine Ueberweltlichkeit und Heiligkeit angetaſtet wird; auf Gottes reale Gegenwart und Wirkung werden auch alle rein natürlichen Vorgänge in der Natur und im Menſchenleben zurückgeführt, ſofern ſie bloß durch ſeine alles durchwaltende Kraft möglich werden: ohne ſeinen Lebenshauch, ohne ſeine „ewige Kraft“ entſteht und beſteht keinerlei Leben. Und andrerſeits ſoll das Natürliche verklärt werden: das *Himmelreich* kommt in die

Welt, um ſie umzugeſtalten (Ritſchl ſpricht ſtets nur vom Gottesreich). Es wird auf Gott nicht nur in der heiligen Schrift der Zweckbegriff angewendet, ſondern vor allem der einer überweltlichen abſoluten Realität und Cauſalität, durch welche, was bei den Menſchen unmöglich iſt, doch möglich iſt bei Gott, dem Lebendigen, und welche daher die nothwendige Vorausſetzung bildet für irgend welche Zweckſetzung in der Welt. Beſonders für das religioſe Gebiet wird dieſe Thatſache mit einer das Gewiſſen des Menſchen überzeugenden Kraft in der Bibel geltend gemacht. Die ewige Gotteskraft bezeugt ihren überweltlichen Inhalt im Geiſt des Menſchen — das iſt das objektive Moment der Religion, letztere iſt alſo in uns nicht als bloße Idee oder Zweck, ſondern als eine Realität, gewirkt von Gott und kommt uns als ſolche zum Bewußtſein, wird nicht erſt von letzterem ſelbſtändig producirt. — Wie daher auf geiſtigem Gebiet eine Offenbarung Gottes möglich iſt, ſo auf dem natürlichen das Wunder, in dieſem tritt auch bloß die Offenbarungsrealität des lebendigen Gottes hervor, welcher ſchöpferiſch ſegnend eingeht in die nicht mehr normale Natur. Iſt Gott das „Cauſalprincip, das ſtetig der Welt inne iſt, als die überweltliche ſelbſtändige Schöpferkraft, ohne welche die Welt keinen Augenblick exiſtirt“; ſind die Naturgeſetze und Kräfte nur die Exponenten der freien göttlichen Thätigkeit und Innenkraft — dann iſt eben dieſe immanente Gotteskraft das eigentliche Geſetz der Natur, dann tritt auch in den Offenbarungswundern nur Gottes Kraft, wie ſie Neues erzeugt, hervor und bloß die Form dieſes Wirkens iſt eine andere als bei gewöhnlichen Naturvorgängen; es iſt gleichſam ein concentrirtes Wirken, während es ſich ſonſt zeitlich und räumlich auseinanderlegt. - Nach Ritſchl dagegen kommt der Cauſalität und Realität Gottes neben dem Zweckbegriff ſehr geringe Bedeutung zu; er macht nicht recht Ernſt mit dem Cauſalitätsprincip; es iſt ihm ja auch unentbehrlich, um eine Schöpfung behaupten zu können, aber dann wird es bei Seite geſchoben und die „Naturgeſetze“ behalten das Feld. Weil mit der dauernden Cauſalität Gottes auch das Wunderbare in der Bibel anerkannt werden müßte, wird ſie möglichſt beſchränkt. Dagegen beherrſcht bei ihm der Zweckbegriff die Gottesidee ſo ſehr, daß dieſe ſelbſt darunter leidet, daß die Abſolutheit Gottes beſtritten wird (das „Abſolute“ iſt ihm „ein Götze“); denn die Stiftung des Gottesreiches wird als der nothwendige Selbſtzweck Gottes, in ſofern er die Liebe iſt, behauptet; mithin mußte Gott auch die Welt als Mittel zu jenem Zweck erſchaffen. Seine Freiheit und Unabhängigkeit von allem außer ihm ſelbſt wird durch

die Auffaſſung angetaſtet, wie nicht minder ſeine Heiligkeit durch die einſeitige Betonung ſeiner Liebe; es bedarf keiner Verſöhnung, die Sünde wird „aus höheren Gründen“ vergeben; und der Rechtsbegriff hat im Bereiche des Gottesreichs keine Geltung. Das aber widerſpricht dem Gewiſſen des am Bibelwort genährten Glaubens; wie der Chriſt nicht bloß deshalb der Gottesidee bedarf um durch dieſelbe ſeiner Freiheit gegenüber der Naturwelt gewiß zu werden — das iſt bei Ritſchl der leitende Geſichtspunkt — ſondern Gott den Herrn ſelbſt ſucht („tu fecisti nos ad te, et inquietum est cor nostrum, donec requiescat in te“ Augustin) ſo iſt ihm auch nicht gedient mit einem Gott, der die Liebe wäre ohne zugleich der durch und durch und unwandelbar Heilige zu ſein; das „certamen perterrefactae conscientiae“, von welchem die Reformatoren ſprechen und welches ſich noch immer wiederholt, wo dem Sünder Gottes Heiligkeit zum Bewußtſein kommt, begehrt nach beſſerem Troſt, als Ritſchl ihm bieten kann; es iſt und bleibt unumſtößliche Gewiſſenswahrheit, daß Gerechtigkeit des Stuhles Gottes Feſtung iſt, daß ein Bruder den andern nicht erlöſen kann „es koſtet zuviel, daß er es muß anſtehen laſſen ewiglich“ (Pſalm 49, 9). Wenn alſo Chriſtus trotz allem, was man von ihm und ſeinem einzigartigen Verhältniß zu Gott rühmt, weſentlich doch ein bloßer Menſch, und ſei es der idealſte, geweſen iſt, dann iſt er auch nicht unſer Erlöſer, daher müſſen wir ihn ſo annehmen, wie die ganze heilige Schrift ihn bezeugt, als den wahren, weſenhaften Gottesſohn, oder es wird bei uns heißen „Friede, Friede, und doch kein Friede“. — Weil bei Ritſchl der Begriff der realen Immanenz Gottes fehlt, ſo kann er den Gottesmenſchen, das „Wunder aller Wunder“ natürlich auch nicht gelten laſſen — denn Endliches und Unendliches ſchließen ſich nach ihm aus. Was zur Erklärung der Perſon Chriſti beigebracht wird, iſt völlig ungenügend; man kann nicht begreifen, wo dieſer Idealmenſch herkommt, wie er Gottes Selbſtzweck zu ſeinem Lebenszweck machen, und wie er dadurch ſelbſt vergottet werden konnte. Weil Ritſchl endlich auch bei der Erlöſungslehre nur den Zweckbegriff verwendet, ſo kann er thatſächlich nicht deutlich machen, wie die Vergebung durch Chriſtum vermittelt wird — eine Cauſalität wie es die Tilgung unſrer Schuld durch ſein Blut wäre, fehlt. — Es rächt ſich an dieſer Theologie ihr falſcher Ausgangspunkt, welcher auf der Grundlage von Kants Ideen die menſchliche Vernunft iſt — wenn Ritſchl auch ſpäter eine Schwenkung zu Lotze hin gemacht und an Kant in mancher Beziehung Kritik geübt hat; die Religion wird abgeleitet aus der Selbſtbeurtheilung

des Menſchen, ſtatt aus der göttlichen Offenbarung und Cauſalität; Alles ſoll rational gemacht werden, wenn auch mit Zuhilfenahme der chriſtlichen Subjektivität; der Menſchengeiſt wird auch für das Weſen Gottes zum Maaßſtab erhoben, die urſprüngliche Poſition (Wiſſenſchaft allein auf Grund des autonomen Menſchengeiſtes und ſeiner Erkenntniß ohne ein feſtes göttliches Wort) wirkt verhängnißvoll ein auf die ganze Entwickelung des Syſtems; eine Offenbarung im bibliſchen Sinn iſt demnach ebenſo wenig möglich als Wunder und thatſächliche Gebetserhörung (das Gebet wird bei Ritſchl auf „ein Dankopfer der Lippen" reducirt, Harnack ſpricht ſich nicht deutlich darüber aus); die heilige Schrift kommt erſt in zweiter Stelle in Betracht und muß ſich deuten laſſen nach anderweitigen, nicht ihr ſelbſt entnommenen Principien, während man, um den objektiven Thatbeſtand des Chriſtenthums zu erheben, ſich vor allem an das Gemeindebewußtſein zu halten habe, ohne welches die „Andeutungen Jeſu" nicht durchſichtig wären. Kurz, dieſe Theologie kann vom bibliſchen Standpunkt aus nur bezeichnet werden, als eine Frucht vom Erkenntnißbaume der Philoſophie Kants, als beeinflußt von einem beſtehenden „eritis sicut Deus", in der Ueberſchätzung der menſchlichen Vernunftthätigkeit. Wenn uns daher Harnack, in den Bahnen Ritſchls wandelnd, die in der Chriſtenheit geltende Weltanſchauung zu einem großen Theil verdächtig machen will als ein Product der Antike, welches auch den Inhalt des Evangeliums nicht mehr rein wiederſpiegele, ſo erwidern wir, in ſeiner Theologie wird uns das Evangelium dargeboten auf der Grundlage Kants (reſpective Lotzes) inhaltlich zerſetzt von heterogenen philoſophiſchen Gedanken der Gegenwart.

Wenden wir uns jetzt zu der ſchon aufgeworfenen Frage, ob bei Harnacks Stellung zum neuen Teſtament eine ſichere Erkenntniß deſſen, was das Chriſtenthum ſein will, überhaupt möglich iſt. Scheinbar müßte die Frage bejaht werden; denn Harnack geht ja aus von dem Evangelium Jeſu Chriſti, will an ſeiner urkundlichen Geſtalt jede chriſtliche Lehre prüfen. Allein, wie hat er denn dieſes Evangelium Jeſu Chriſti herausgefunden und gewonnen? Es wurde ſchon erwähnt, daß der „Grundriß" einige bedeutſame Züge dem im Lehrbuch umgrenzten „Evangelium" hinzufügt; woraufhin geſchieht denn das? Iſt das Evangelium ein ſo fließender Begriff, daß er bald enger bald weiter gefaßt werden kann?[1]) Die Erklärung finden wir in der ſchon von Ritſchl

[1]) In einer Anmerkung über die eſchatologiſchen Aeußerungen Jeſu heißt es, das im Text Geſagte beanſpruche nicht das Richtige, ſondern nur das Wahrſcheinliche zu ſein, p. 51

beliebten Unterſcheidung von Kern und Schaale im neuen Teſtament, oder in der urſprünglichen Verkündigung; die Kritik arbeitet erſteren heraus und was ſie gewonnen, das bietet ſie dar. Wenn Harnack auch mit Recht das eigene Zeugniß Jeſu im Allgemeinen über das ſeiner Gläubigen, der Jünger ſtellt, ſo befindet er ſich doch in der mißlichen Lage, jenen innerſten Kern des Evangeliums nur durch Vermittelung der Jünger ſich zugänglich gemacht zu ſehen. Principiell aber wird von ihm dieſe Vermittelung und Ueberlieferung beanſtandet, ſofern bei ihr unumgänglich und ſelbſtverſtändlich weſentliche „Verſchiebungen“ und „Belaſtungen“ der urſprünglichen Gedanken Jeſu hätten eintreten müſſen. Daraus folgt aber, daß nicht einmal die erſten Jünger den Herrn recht verſtanden haben; ja Jeſu „conſervative“ (auch p. 37 „poſitive“) Stellung zu der „Ueberlieferung ſeines Volks“ hatte nach Harnack die nothwendige Folge (gab den Anſtoß dazu p. 36) daß ſeine Predigt und Perſon in den Rahmen dieſer Ueberlieferung geſtellt wurde, und „wenn auch dieſe Weiſe, das Evangelium zu verſtehen, ſicherlich am Anfang die einzig mögliche geweſen iſt“ ſo iſt es eben dadurch doch zu jener „Verſchiebung“ gekommen (p. 54 f.). Daraus würde ſich nothwendig ergeben, daß Jeſus gewiſſermaßen ſelbſt Antheil hat an dieſer unrichtigen Auffaſſung, daß er nicht im Stande war ihr vorzubeugen. Wenn ferner ſchon im apoſtoliſchen Zeitalter die Speculation einſetzte, wenn unter dem Einfluß des anfänglichen „Enthuſiasmus“ (Harnack meint damit die Wirkungen des heiligen Geiſtes) Thatſachen, wie die Geburt aus der Jungfrau ſammt der Präexiſtenz, Himmel- und Höllenfahrt „geradezu producirt“ (p. 72) werden konnten, wenn ſelbſt die Ueberlieferung der ſogenannten Herrenworte theilweiſe eine ſo unſichere war, daß man z. B. bei den eſchatologiſchen Reden Jeſu nicht unterſcheiden könne, was von ihm und was von den Jüngern ſtamme (p. 51 und 68) (eine Fülle von Mythologie und Begriffsdichtungen ſei in den Gemeinden „legitimirt“ worden p. 69), wenn endlich auch Paulus in ſeinen Briefen, (dieſe ſollen das Urtheil über die Predigt Chriſti „verdunkeln und verengern“ p. 213) ſoweit ſie als echt anerkannt ſind, kein authentiſcher Zeuge des „urſprünglichen“ Evangeliums (cf. p. 93) iſt — denn ſeine Gnoſis dürfe mit dieſem durchaus nicht identificirt werden: — wenn ſich das Alles ſo verhält, wie gelangt dann die „Wiſſenſchaft“ dazu, die etwa übrig gebliebenen Herrenworte [1])

[1]) Von dieſen ſagt Harnack p. 106, daß ſie „in unſicherer, wechſelnder und erſt allmählich ſich fixirender Ausprägung für Normen galten“.

nach Matth. und Marc.[1]) aus dieſem Proceß großartiger Entſtellung und „Verwilderung“ herauszuheben als „das Evangelium“? Sie ſind doch auch blos von Mund zu Mund gegangen, ſind überſetzt und abgeſchrieben worden, ehe ſie im gegenwärtigen Text feſtgelegt wurden; welche Wandlungen können ſie da erfahren haben, — wenn eben die Apoſtel nicht inſpirirt, nicht von Chriſto ſelbſt mit beſonderer Wahrheitserkenntniß ausgerüſtet und vom heiligen Geiſte erleuchtet und befähigt waren, die religiöſe Wahrheit uns treu zu überliefern. Es will uns ſcheinen, daß die einfache Conſequenz der Harnackſchen Kritik die reine Unmöglichkeit iſt, überhaupt zu wiſſen oder feſtzuſtellen, was das Evangelium Jeſu Chriſti urſprünglich geweſen iſt. Charakteriſtiſch genug hebt Harnack ausdrücklich hervor „Chriſti Lehre“ laſſe ſich nicht ausſagen, weil ſie ſich als ein überweltliches Leben darſtelle. Es wird nicht ein Mal in einer Anmerkung angedeutet, wo, in welchen Worten des neuen Teſtaments wir ein ſicheres Fundament unter den Füßen haben; Alles — bis auf den Ritſchlſchen Kern, für welchen eine Ausnahme beanſprucht iſt — wird in den vier Evangelien unſicher; kein Menſch außer den Heroen der Kritik kann wiſſen, woran er ſich zu halten hat; und man kann zweifeln, ob ſie das ſelbſt poſitiv wiſſen? Daher iſt es mindeſtens zu viel geſagt, wenn von einer „urkundlichen Geſtalt“ des Evangeliums geſprochen wird, dieſe iſt ja gerade völlig zweifelhaft gemacht; man kann ſie alſo auch nicht als Maaßſtab der Lehre gebrauchen. — Sint ut sunt, aut non sint — der Grundſatz dürfte ſich auch an unſern Evangelien bewähren.

Aber ſind es nicht doch vielleicht, abgeſehen von der theologiſchen, principiellen Stellung Harnacks vielmehr *die hiſtoriſchen Thatſachen ſelbſt, welche* etwa mit überwältigender Ueberzeugungskraft *ihn zu ſeinem Urtheil gebracht haben*? Gehen wir auf zwei Punkte in Kürze ein, auf die Behandlung der Logoslehre und auf ſeine Kritik des im Apoſtolikum enthaltenen Satzes, „empfangen vom heiligen Geiſt, geboren von der Jungfrau Maria;“ vielleicht läßt ſich dann eine beſtimmte Antwort finden. *In der Logoslehre als Dogma* ſoll der griechiſche Geiſt ſich ausprägen, hier ſei „die griechiſche Philoſophie in nuce“ (p. 251); die Chriſtologie des Paulus habe mit ihr nichts zu ſchaffen; ſie ſei von den chriſtlichen Apologeten aus der griechiſchen Philoſophie in ihren weſentlichen Elementen übernommen; das Evangelium habe höchſtens „Motive“ (p. 43) dazu

[1]) Apoſtelgeſchichte und Lucas ſowie Johannes ſollen ja einer viel ſpäteren Zeit angehören.

gegeben, ſei nicht der „direkte Ausgangspunkt geweſen“. Und doch muß Harnack zugeſtehen, daß Paulus, Johannes und der Verfaſſer des Hebräerbriefs ſämmtlich „Chriſtus für ein aus dem Himmel herabgeſtiegenes Weſen gehalten haben“ (p 59, 71, 72), *ohne* daß dabei griechiſche Einflüſſe wirkſam geweſen wären, und daß dieſer Umſtand für die Folgezeit nicht bedeutungslos habe ſein können; (p. 41, 65, f. 79) auch ſpricht er aus, daß viel „guter Wille“ und hiſtoriſches Urtheil dazu gehöre, um ſeine Ueberzeugung vom Urſprung der Logoslehre ſich anzueignen, ſich hier vom neuen Teſtament nicht beeinfluſſen zu laſſen (p. 63). Wir conſtatiren, daß hiernach ſeine Auffaſſung doch noch nicht die bloße Logik der Thatſachen ausdrückt; ſonſt wäre der „gute Wille“ nicht mit in Anſpruch genommen und im Vorwort nicht von einem „*Verſuch*“ den Beweis zu führen geſprochen worden. Zur Sache ſelbſt ſei noch bemerkt, daß, wie Harnack zugiebt, die bibliſche Auffaſſung vom Chriſto als dem Gottmenſchen unleugbar ſchon in der älteſten chriſtlichen Zeit lebendig geweſen iſt; daß er ſelbſt (p. 137) über die Periode der apoſtoliſchen Väter bemerkt, die Bezeichnung Chriſti als des leibhaftigen Wortes Gottes ſei nicht erſt durch Philoſophen von Profeſſion aufgebracht und daß er auf den Zuſammenhang der Lehre der apoſtoliſchen Väter mit dem neuen Teſtament gerade in dieſer Beziehung hinweiſt; mit dieſer bibliſchen Auffaſſung war aber ein Neues gegeben, welches weit über alle philoſophiſchen Logosſpeculationen hinausgeht. Wie kann man nun annehmen, dieſes wichtige Neue ſei ſo ganz zurückgedrängt worden oder unbeachtet geblieben, daß die ſpäteren Apologeten ohne Berückſichtigung desſelben einfach die griechiſchen Gedanken mit dem Evangelium verbänden und ſo etwas ganz Heterogenes nach Inhalt und Form geſchaffen hätten? wurden doch unſre vier Evangelien gerade zu der fraglichen Zeit als kirchliche Leſeſchriften benutzt. Hier ſtehen wir demnach jedenfalls vor einem großen Räthſel. Bemerkenswerth iſt auch, daß Harnack gerade von dem dritten Capitel des erſten Buches der Dogmengeſchichte, welches den Unterbau für ſeine Behandlung der älteſten Logoslehre bildet (Zeit der apoſtoliſchen Väter), bekennt, die Ausarbeitung desſelben ſei ihm am ſchwerſten gefallen, und bedürfe „beſonderer Nachſicht“. Der Beweis für die „Conception“ des betreffenden Dogmas aus dem griechiſchen Geiſt iſt alſo jedenfalls noch nicht erbracht.

Was den zweiten Punkt anlangt, *die wunderbare Entſtehung Jeſu und ſeine Präexiſtenz*, ſo ſagt Harnack (vgl. die erwähnte Brochüre) es ſei „eines der ſicherſten hiſtoriſchen Erkenntniſſe,“ daß der

Ausdruck des um circa 150 entſtandenen altrömiſchen Symbols „geboren aus heiligem Geiſt und Maria der Jungfrau“ nicht eine Lehre enthalte, welche zur urſprünglichen evangeliſchen Verkündigung gehörte, zwar habe ſie ſchon nach dem *Anfang* des zweiten Jahrhunderts „ein feſtes Stück der kirchlichen Ueberlieferung“ gebildet, aber ſicher nicht in den älteſten. Dann giebt er ſeine Gründe an: das Stück fehle in allen Briefen des neuen Teſtaments, auch bei Marcus und ſei nicht ſicher nachweisbar bei Johannes; auch die Quelle zu Mattheus und Lucas enthalte es nicht; die zwei Genealogien führten auf Joſeph; die Verkündigung von Jeſu Chriſto habe nach den vier Evangelien erſt mit ſeiner Taufe begonnen.

Alle dieſe Gegengründe ſind aus dem neuen Teſtament ſelbſt geſchöpft, kein einziger kann ſonſt beigebracht werden; denn die ſogenannte Quelle zu Mattheus und Lucas liegt nicht in einem Original vor, iſt auch bloß aus den Evangelien ſelbſt kritiſch erſchloſſen, freilich unter Berückſichtigung der Tradition. Warum aber die Evangeliſten außer einer *gemeinſamen* Quelle nicht noch andere ebenſo ſichere haben benutzen können, iſt nicht abzuſehen. Die Schwierigkeit, welche die Genealogien darbieten, iſt längſt von poſitiver Seite mit dem Hinweis darauf gelöſt worden, daß Jeſus ja „nicht ſchlechtweg der Sohn einer Jungfrau, ſondern der Verlobten eines Davididen iſt, welche ſofort nach dem wunderbaren Ereigniß („empfangen vom heiligen Geiſt“) die rechtliche Ehegattin ihres Mannes wird; ſo iſt Jeſus rechtlich, nach theokratiſchem Geſetz als Davidide in der Ehe geboren, wenn auch in wunderbarer Weiſe den Eltern geſchenkt“.

Daß aber die Briefe der Apoſtel und ihre erſte Verkündigung auf dieſes Stück der heiligen Geſchichte nicht eingehen, erledigt ſich, wenn man erwägt, daß die Apoſtel keineswegs ſyſtematiſche Lehrgebäude aufführen wollen, welche alles zur Sache Gehörige beibrachten, ſondern die wichtigſten *Heilsthatſachen*, Tod und Auferſtehung Jeſu ihrem Zeugniß zu Grunde legen mit dem praktiſchen Zweck, Buße und Glauben zu wecken; daß ſie auch viele andere Daten der Geſchichte Jeſu unberührt laſſen, welche die Evangelien enthalten, und daß das Zeugniß über Jeſu Leben und Worte unabhängig neben den Briefen ſich fortgepflanzt hat; endlich daß die beſtrittenen Abſchnitte des Matthäus, und Lucas thatſächlich von Anfang an zu dem Beſtande dieſer Evangelien gehört haben, alſo mindeſtens die gleiche Autorität wie ſie beanſpruchen. Wie hätte ſonſt auch ſchon im Anfang des zweiten Jahrhunderts das „geboren aus heiligem Geiſt“ ein „*feſtes* Stück“ der Ueberlieferung bilden können. Kurz, jene von Harnack in's Feld ge-

führten Gründe, welche er auch durchaus bloß der längſt vor ihm bekannten Rüſtkammer der negativen Kritik entnommen hat, beweiſen an und für ſich nicht, was ſie angeblich darthun ſollen, ſondern können erſt dann Gewicht gewinnen, wenn es im Voraus feſt ſteht, daß Wunderbares nicht möglich iſt; und ſie bedürfen, da doch das Vorhandenſein jener Berichte eine Erklärung heiſcht, ſelbſt erſt einer problematiſchen Stütze durch die Berufung auf den erfinderiſchen Enthuſiasmus der erſten Chriſten. (Der betreffende Glaube iſt nach Harnack p. 68 dogmatiſch aus Jeſaja 7, 14 entſtanden, aber ſehr früh aufgekommen, cf. p. 92). Während Harnack aber ſonſt den Kanon geltend macht, daß wo eine reale, ſichere Tradition fehle, man gewiß ſein könne, daß eine Sache auch nicht vorhanden geweſen, ſoll hier, wo die Ueberlieferung deutlich bis zur Entſtehung der Evangelien zurückgeht, das Gegentheil gelten. Wenn auf dieſe Weiſe die „ſicherſten, hiſtoriſchen Erkenntniſſe“ zu Stande kommen, ſo bekennen wir, Harnack nicht folgen und dieſe Sicherheit nicht anerkennen zu können. Unſere Frage nach der objektiven Ueberzeugungskraft der von Harnack dargelegten Thatſachen beantwortet ſich alſo dahin, daß auch hier der alte Satz: „nemo credit nisi volens“ mit hineinſpielt, daß jene Thatſachen an und für ſich (ſpeciell die eben beſprochenen) ſich einfacher und klarer ordnen laſſen im Zuſammenhange desjenigen Glaubens, welcher das neue Teſtament als ein aus einem Geiſt entſtandenes Ganzes erfaßt, als desjenigen, welcher es als disjecta membra verſchiedener Qualität behandelt. — Harnack mag vielfach Recht haben in Betreff der ſonſtigen Darſtellung der dogmengeſchichtlichen Bewegung; unleugbar hat hier der griechiſche Geiſt ſtarken Einfluß geübt, aber mehr auf die Form der Lehrausprägung, als auf den Inhalt. Das Weſentliche bleibt für uns doch immer die Lehre des neuen Teſtaments, der heiligen Schrift überhaupt. Dieſes Weſentliche kommt auch in Frage bei der gegenwärtigen, das Apoſtolikum betreffenden Bewegung. Man kann ohne Weiteres anerkennen, daß es römiſchen Urſprungs iſt und daß Einzelnes darin vielleicht anders zu wünſchen wäre, z. B. ſtatt Auferſtehung des Fleiſches — die des Leibes. Aber „da liegt nicht große Macht daran, ſo man nur die Worte recht verſteht“ (Luther). Sofern es jedoch bekennt, was ſeit ſeiner Entſtehung (und auch vorher ſchon, wie wir ſahen) die gläubigen Chriſten aller Jahrhunderte als das Ueberweltliche, als das Irrationale am Chriſtenthum und dem Hauptinhalt der heiligen Schrift erfahren und feſtgehalten haben, beſonders die wahre Gottheit Chriſti, bleibt es das Band, welches immer noch die geſammte Chriſtenheit umſchlingt; und ſofern es zur rechten

Baſis der Einzelkirchen und ihres irdiſchen Beſtandes gehört, durchaus auch im Bewußtſein der Gemeinden lebt, kann dem einzelnen Paſtor oder einer Anzahl Paſtoren unmöglich das Recht zugeſtanden werden, an dieſer Baſis und am Gemeindeglauben zu rütteln durch Weglaſſung dieſes Bekenntniſſes bei amtlichen Funktionen (Fall Schrempf). Wer den Glauben der Gemeinde nicht theilt, iſt freilich in einer ſchweren Nothlage. Das betont auch Harnack (a. a. O.); wer ſeine Kirche lieb habe, der könne dieſelbe ertragen, aber er ſagt ſehr richtig, es handle ſich im gegenwärtigen Streit „um die Perſon Chriſti“; dieſe ſei ebenſo wichtig wie ſeine Lehre. Darin hat er völlig Recht; wenn er aber folgert, es ſei eine „Fortbildung“ vorzubereiten und das alte Evangelium in den Formen unſerer Erkenntniß — gemeint iſt die Ritſchliſche — ſicher zu faſſen, ſo daß Chriſtus das Fundament des Chriſtenthums bleibe, abgeſehen von der angeblich nicht zum Inhalt ſeines Evangeliums gehörigen wunderbaren Entſtehung, wenn er die Ritſchliſche Theologie in dem kirchlichen Bekenntniß einbürgern will, ſo können wir dem nicht beipflichten. Dieſe Theologie iſt für die Kirche ein novum, eine theologiſche Doctrin, wie es deren viele im Lauf der Jahrhunderte gegeben hat, ohne daß ſie den Glauben an Chriſti Gottheit umzuſtoßen vermocht hätten. Man braucht die Vertreter dieſer neuen Richtung nicht gleich im Bauſch und Bogen als Ungläubige *für ihre Perſon* anzuſehen; es kann Jemand mit ſeinem *Herzen* den theuren Schatz der Verſöhnung durch Chriſtum erfaßt und erlebt haben, *kann* bloß mit ſeinen Begriffen im Irrthum ſein — wie man ſich an der Sonne wärmen kann, ohne die Theorie der Wärme richtig zu verſtehen. — darüber ſteht uns kein Urtheil zu, es giebt auch eine „heilſame Inconſequenz“. Aber damit ſind die unrichtigen Begriffe nicht gerechtfertigt, oder zu weiterer Verbreitung empfohlen; vielmehr, auch „wer anders *lehret* . . . denn das Wort Gottes lehret, der entheiliget unter uns den Namen Gottes; davor behüte uns lieber himmliſcher Vater“. *Wir unterſcheiden* auch bei Männern wie Ritſchl und Harnack *das Syſtem und die Perſon*; man würde Harnack Unrecht thun, wollte man ihm eine perſönlich gläubige Stellung ganz abſprechen, wer bekennt, daß Chriſtus uns in ſein unerſchöpfliches, ſeliges Leben hineinzieht, daß wir durch ihn allein Zugang zum Vater haben, durch ihn die Sündenvergebung der iſt nicht ſchlechtweg ein Ungläubiger. Damit iſt aber nicht ausgeſchloſſen, daß das falſche Syſtem nothwendig zum Unglauben führen muß. Harnack ſtammt bekanntlich aus frommem Hauſe, hat auch als Student unter dem Einfluß von Männern, wie der

für Viele unvergeßliche Engelhardt, geſtanden; ſo iſt ihm offenbar ein lebendiger Glaubenskern geblieben. Aber es kann keinem Zweifel unterliegen, daß das Aufgeben des feſten göttlichen Wortes nur eine Vorſtufe zu der völligen Zerſetzung des Chriſtenthums, und daß es nur eine Frage der Zeit iſt, wann ein noch radikalerer und conſequenterer Geiſt, als Ritſchl und Harnack, über Bord wirft, was dieſe noch feſthalten wollen, die Stellung Chriſti als des Herrn und Mittlers, trotz ſeiner bloß menſchlichen Idealperſon. Ritſchl und ſeine Anhänger wollen feſthalten an dem von der Perſon Chriſti ausgehenden, in der chriſtlichen Gemeinde thatſächlich beſtehenden neuen religiöſen Leben und deſſen Quellpunkt, dem in der erfahrenen Sündenvergebung wurzelnden Frieden mit Gott, aber ſie vertreten zugleich eine wiſſenſchaftliche Vermittellung zwiſchen der poſitiven und negativen Richtung der Theologie, ſie wollen den tiefen, zwiſchen beiden befindlichen Graben überbrücken durch Ab- und Zuthun auf beiden Seiten. Das aber muß auf die Dauer erfolglos bleiben — oder eine Verfälſchung des wahren Chriſtenthums wäre die nothwendige Folge. Giebt man das Fundament der heiligen Schrift auf, dann bleibt nur das chriſtliche Bewußtſein oder das Gemeindebewußtſein als Quelle für die Erkenntniß des Chriſtenthums übrig, etwas doch nur Menſchliches, wenn auch durch göttliche Einwirkung mehr oder weniger Beſtimmtes; und dann iſt nicht abzuſehen, was Alles noch unter dem Namen Chriſtenthum und Chriſtus uns dargeboten werden kann. — Es wird daher für den Glauben bei dem Wort des Herrn bleiben müſſen: ſehet zu, daß euch nicht Jemand verführe; ſo . . . Jemand zu euch wird ſagen, ſiehe hier iſt Chriſtus oder da, ſo ſollt ihr es nicht glauben (Matth. 24); und der Mahnung des Apoſtels ſehet zu, daß euch Niemand beraube durch die Philoſophie und loſe Verführung nach der Menſchen Lehre und nach der Welt Satzungen, und nicht nach Chriſto (Col. 2).

October 1892. R.

Propſt Glücks Berichte aus Marienburg

an den Generalgouverneuren Grafen Dahlberg vom Jahre 1701.

Mitgetheilt von Dr. Fr. Bienemann jun

Im Frühling des Jahres 1700 hatte der große nordiſche Krieg durch die Verſuche der Sachſen, ſich Rigas zu bemächtigen, ſeinen Anfang genommen. War das auch mißlungen, ſo nahmen ſie am 7. October doch Kokenhuſen ein; es wurde der Stützpunkt für die zahlreichen Streifzüge, mit denen ſie nun das ſüdöſtliche Livland heimſuchten. Im Herbſt greifen auch die Ruſſen in den Kampf ein, die im November bei Narwa glänzend geſchlagen werden. Während Karl XII. zunächſt im Winterquartier zu Lais blieb (bis Ende Mai 1701), begann Zar Peter umfaſſende Vorbereitungen, um ſeine Truppen zu vermehren und allmählig vollſtändig zu reorganiſiren. Im Februar ſchließt er zu Burſen den Vertrag mit Auguſt II., in Folge deſſen eine ruſſiſche Truppenabtheilung unter Repnin zu den Sachſen in Kokenhuſen ſtieß. Seit dem Sommer werden dann in immer ſtärkerem Maße in der Gegend von Pleskau ruſſiſche Truppen concentrirt. Es iſt in der That höchſt eigenthümlich: genau zur ſelben Zeit, wo Karl XII. von Lais ſich nach Süden gegen die Sachſen aufmacht, erhält Scheremetjew den Befehl,[1]) nach Pleskau zu gehen; zur ſelben Zeit, wo Karl XII. nach dem Sieg über die Sachſen auf der Spilwe (9. Juli) und der Wiedergewinnung Kokenhuſens Livland ſich ſelbſt überläßt und ſich nach Polen wendet, um dort die nächſten Jahre hindurch ſeine politiſchen Pläne zu verfolgen, zur ſelben Zeit erhält Scheremetjew den Auftrag[2])

[1]) 3. Juni a. St. 1701. Vgl Scheremetjews Feldzugsjournal (Materialien des kriegswiſſ. Archivs I. Pbg. 1871 ruſſ. p 59).

[2]) 6. Aug. a. St. l. c. p. 75.

zu ſeinen verheerenden Einfällen nach Livland in größerem Maßſtab. Schon waren bei Petſchur und um Pleskau 26000 Mann ruſſiſcher Truppen verſammelt und am Ende des Jahres betrug die bis Nowgorod hin vertheilte, geſammte Heeresmacht ſchon 66200 Mann. Dieſe militäriſchen Kräfte hat Karl XII. in verhängnißvoller Weiſe unterſchätzt. Er überließ dieſer gewaltigen Uebermacht gegenüber die Vertheidigung Livlands bloß einigen wenigen Regimentern unter Wolmar Anton v. Schlippenbach. Hätte Karl XII. nach ſeinen Erfolgen im Juli ſeine Waffen gegen den Zaren, ſeinen gefährlicheren Feind gewandt, wofür mehr als ein gewiegter Kopf in ſeinem Hauptquartier ſich ausſprach, ſo iſt wohl kaum zu zweifeln, daß er durch einen energiſchen Angriff auf Pleskau und Nowgorod ſeine Oſtſeeländer dauernder hätte ſchützen können. So aber folgten in Livland die aufreibenden Kämpfe bei Rauge Kaſeritz-Rappin (5. Sept. 1701), bei Erreſtfer (30. Dec. 1701) und endlich bei Hummelshof (19. Juli 1702), wo Schlippenbach vollſtändig geſchlagen wird. Nun beſaß man in Livland keine größere Truppenmacht mehr, um ſie dem Feinde in offenem Felde entgegenzuſtellen.

Karl XII. ging ſeinen Weg; die Geſchichtsſchreibung iſt ihm auf ſeinen glänzenden Feldzügen gefolgt, und hat abſeits liegen laſſen die heldenmüthigen und verzweifelten Kämpfe, die recht eigentlich im ſchwediſchen Reichsintereſſe in Livland gefochten wurden, um von Narwa bis Lubahn hinunter die Grenze gegen den übermächtigen Andrang des Feindes zu vertheidigen, ſo gut es eben die kleinen Häuflein der Streiter vermochten. Vor wenigen Jahren erſt ſind wir von ſchwediſcher Seite an dieſes rühmliche Blatt der heimathlichen Geſchichte wieder erinnert worden, von Otto Sjögren, der zuerſt in die zahlreichen Aktenſtücke des Schlippenbachſchen Kriegsarchivs hat Einblick nehmen können. Die „Baltiſche Monatsſchrift“ brachte 1886 Auszüge aus ſeiner höchſt intereſſanten Abhandlung[1]), die uns dieſen auf der Seite, gewiſſermaßen in der Stille geführten Vertheidigungskrieg in Livland in ganz neuem Lichte erſcheinen ließ. Daß hier ſchließlich ein unglücklicher Ausgang unvermeidlich wurde, hat man wohl kurzweg Schlippenbach Schuld geben wollen, da er es vorgezogen habe, von Anfang an ſeine Macht zu theilen. „Als wenn er darin eine

[1]) Försvarskriget i Lifland 1701 och 1702. Stockh. 1883. Ueberſ. von T. Chriſtiani in der „Balt Monatsſchr.“ 1886, p 468—493, allerdings unter dem ganz ſonderbar heterogenen Titel „Reiſeerinnerungen aus Stockholm“, unter dem man eine derartige Mittheilung nicht ſo leicht ſuchen wird.

freie Wahl gehabt hätte!“ Ja, man hat angedeutet, daß die Ruſſen zu ihrem großen Einfall 1701 durch herausfordernde Streifzüge der Schweden nach Petſchur angetrieben worden wären, wo doch gerade das Gegentheil der Wirklichkeit entſpricht. Denn ſchon von Anfang an wurde die Verheerung Livlands längs der Grenze in nicht geringem Umfang betrieben. Darnach hatte Schlippenbach ſeine Dispoſitionen zu treffen. Ihm lag ob, Grenzwacht zu halten, für Marienburgs, Dorpats und Kokenhuſens Sicherheit zu ſorgen und außerdem doch immer noch eine Kerntruppe gegen einen größeren Angriff zuſammenzuhalten, gewiß, bei einer Verfügbarkeit von höchſtens 7000 Mann keine leichte Aufgabe. Dazu kam, daß bald ein empfindlicher Mangel an Proviant, Geld und Monturſtücken ſich bemerkbar machte, im Lande ſelbſt die Noth nicht gering war, und auch die zur Verſtärkung ausgehobenen Landmiliztruppen meiſt ſchlecht bewaffnet waren, oft nur mit Piken, die aus Senſen hergeſtellt wurden. Schlippenbach hat aber redlich ſeine Pflicht gethan. Und auch die Livländer thaten ihre Pflicht. Sjögren geſteht, daß das Vertheidigungswerk trotz allem eine gute Zeit in die Länge gezogen werden konnte, habe man in nicht geringem Maße der bereitwilligen Unterſtützung zu danken, welche nach beſtem Vermögen von der Ritterſchaft und von der Landbevölkerung gewährt wurde. Er nannte es eine ungerechtfertigte Beſchuldigung, daß die Ritterſchaft ſich in verbitterter Stimmung unluſtig gezeigt habe; durch ihr Handeln hat ſie unwiderlegliche Zeugniſſe der Treue und Selbſtaufopferung erbracht. Und das Landvolk — es hat auch, abgeſehen natürlich von einzelnen Fällen des Verraths, die in ſolchen Zeiten niemals ausbleiben können, nach Maßgabe ſeiner Kräfte des Krieges ſchwere Laſten getragen, nicht immer ohne Klagen, nicht immer mit Heldenmuth, aber „mit einem Gehorſam und einer Ausdauer, die anerkannt zu werden verdienen“ und das um ſo mehr, je maßloſer das Elend wurde und die Noth, welche über das Land hereinbrachen. Im Einzelnen ließen ſich zahlreiche Beiſpiele hier des Zögerns, dort aber auch pflichttreuer Entſchloſſenheit unter den livländiſchen Bauern beibringen[1]).

[1]) Hier mag nur das folgende ſeinen Platz finden.

Als Paſtor David Reinken aus Lude im Februar 1701 an den Generalgouverneur Graf Dahlberg berichtete, daß er die Bauern ſeines Kirchſpiels „ziemlich willig zum erforderten Dienſt“ beim allgemeinen freiwilligen Aufgebot gefunden habe, da konnte er hinzufugen: „Unter allen aber hat Berens Jukkum, ein Rechtsfinder, ſich ſo gehorſam bezeiget, daß er nicht alleine ſeine eigene Perſon dazu angeboten, ſondern auch andere dazu encouragiret und zwar inſonderheit mit dieſen

In dieſe denkwürdigen Kämpfe um die Vertheidigung der livländiſchen Grenze gewähren uns die nachſtehend mitgetheilten Berichte an den Generalgouverneur Grafen Erich Dahlberg einen überaus feſſelnden Einblick. In ihrer fortlaufenden Reihenfolge, wie ſie zunächſt noch von keiner anderen Gegend uns vorliegt, ſchildert uns ein Augenzeuge, der Propſt Ernſt Glück von Marienburg, höchſt anſchaulich und lebendig die feindlichen Einfälle in jenes Gebiet, das in ſeiner vorgeſchobenen Lage und mit einem feſten Schloß verſehen, der gefährdetſten eines damals war. Alle Noth und Gefahr, Furcht und Hoffnung, Jammer und Elend treten in einer Fülle perſönlicher Einzelheiten greifbar plaſtiſch hervor. Sie bilden, iſt man verſucht zu ſagen, gewiſſermaßen die Memoiren Glücks, deſſen Perſönlichkeit ja auch ſonſt unſer Intereſſe in Anſpruch nimmt durch ſeine lettiſche Bibelüberſetzung und dadurch, daß in ſeinem Hauſe die ſpätere Kaiſerin Katharina I. geweilt hat. Wir laſſen nun die Berichte ſelbſt nebſt ihren wichtigeren Einlagen folgen[1]) und geleiten ſie nur hier und damit einigen kurzen Erläuterungen. Jedes Zerpflücken würde den lebendigen Eindruck der Unmittelbarkeit dieſer ſchlichten und doch ſo ergreifenden Schriftſtücke nur ſchmälern.

Formalien: „Ihr lieben Brüder, wir ſind ſchuldig Gott und unſerm Könige zu gehorſamen, unſer Land, Weib, Kinder und Habſeligkeit aufs beſte zu beſchützen und lieber dem Feinde tapfern Widerſtand zu thun, als ihm über uns und unſere Armuth den grauſamen Willen zu laſſen. Wer demnach ein guter Königsmann ſein will, der ſetze gleich wie ich ſeinen Hut aufn Kopf und trete zu mir aus.“ Darauf trat er auf den Plan und nachdem nur einer, nemlich Riſe Matz, ſich zu ihm geſellete, die andern aber ſolches nicht thun wollten, ſprach er zu denſelbigen mit gar eifrigem Gemüthe: „Ihr möget wol (salvo honore zu melden) Schelme, Hundsf ꝛc. ꝛc. und keine Königsleute ſein!“ Nachdem ich ſie aber nachgehends ſelbſt geſprochen und mit allerhand Motiven aufs Beſte aufgemuntert, ſo ſind ſie faſt alle willig und bereit, wann's nur von ihnen erfordert wird, aufzuſitzen. Sie bitten aber nebſt denen andern allen umb gut Schießgewehr (davon keiner was haben ſoll, außer nur einige gezogene Vogelröhre, welche gar wenig ſind und nicht viel taugen), Kraut und Loth und Proviant (dieweil mancher unter ihnen faſt kein Külmit Roggen zu Brot mehr im Vorrath hat).“

[1]) Die Berichte, die hier nach den Originalen wiedergegeben werden, ſind alle an Gr. Dahlberg gerichtet, bis auf einen, wo dann die Adreſſe (an Strahlkirch) beſonders angegeben wurde. Ganz Unweſentliches wurde in den Berichten ausgelaſſen (. .), ebenſo, und wie ich glaube zum Vortheil der Lesbarkeit, alle bloßen Kanzleiphraſen, wie unterthänigſt ꝛc; für zweifelloſe Ortsnamen wurde die heutige Schreibweiſe angewandt. In der Datierung iſt im Folgenden überall der ſchwed. Kalender gebraucht, der dem gewöhnlichen alten Stil damals um einen Tag voraus war.

Marienburg, 29. Oktober 1700.

Was Ew. Hochgr. Exc. vom 23. Oct. a. c. an mich in Gn. haben gelangen laſſen, davon habe die beigelegten Placaten alſofort an behörige Oerter beſtellet, wie auch an die Herren Seelſorger meines Diſtrictes citissime Nachricht ertheilet. Was nun darauf in ſchuldigſter Unterthänigkeit zu antworten habe, beſtehet in Folgenden:

Es iſt Gott Lob! hieſiges Revier, ohngeachtet rings um uns her es trübe und trübſelig ausſiehet, dennoch im Stande beſtändiger Devotion und Treue gegen unſern Allergnäd. König und Herrn. Dahero auch an Gehorſam gegen hochbeſagte Placaten kein Manquement erfunden wird. Ich vernehme vom H. Landrath Bietinghoff und berichte auf ſein Geheiß, daß die vormals anbefohlene Zuſammenbringung der Decken und Säcke allbereit geſchehen und dieſelbe parat ſind. Nur hindert die itzige unbeſtändige Witterung, daß mit dero Überbringung noch muß gezögert werden. In Zuſammenbringung der Pelze ꝛc. geſchiehet ebenfältiger gehorſamer Fleiß. Es wird aber an der Zahl deroſelben ein Mangel zu beſorgen ſein und zwar nicht aus nachläſſiger Triebſamkeit derer Herren possessorum, ſondern, — welches ich re vera und auf mein Gewiſſen betheure — aus Ermangelung der Felle, welche an dieſen Oertern allerdings unmöglich mögen aufgebracht werden. Ein Bauer ſammlet über 3 bis 4 Jahr über einem Schafpelz. In Vorrath liegende Felle aber ſind durch den ganzen Tractum ganz nicht zu erfragen; dahero dieſelbigen Pelzen, die etwa ein Bauer träget, zu ſolchen Zweck geſammlet werden; ſo ſie denn nicht ſo groß und räumlich, auch nicht an der Zahl ſo viel ſeind — maßen wahrlich ofte in dem ſechsten oder mehreren Bauergeſindern nicht ein tüchtiger Pelz zu finden, — ſo wird doch der ſchuldige Gehorſam einen jeden dahin leiten, zu thun, als wie nur wird möglich ſein.

Nicht minder habe das Vertrauen zu denen H. Paſtoren dieſes Districtes; dabei aber hinterbringe in Wehemuth, daß der mehrere Theil deroſelben unter feindlicher Drangſal und angemaßter Herrſchaft nicht wird leiſten können, was ſonſt von Grund der Seele herzlich gerne geſchähe. Da vor einigen Wochen Ew. Hochgr. Exc. mir die Zuſammenbringung der Artilleriepferde demandirte und ich ſtündlich den Circularboten herumſendete, kam doch derſelbe nicht weiter bis Seßwegen; von dannen wurde er durch des Feindes Gegenwart zurückgekehret und H. Paſtor Neudahl ſchrieb dabei: er möchte eher ſeinen itzigen und des Kirchſpiels Zuſtand mit Thränen, als mit Dinte berichten können. Der Lasdohnſche H. Paſtor Klemken

aber ſchrieb ausführlicher, daß die allſämtlichen Kirchſpiele Landohn, Lasdohn, Berſohn, Calzenau, Fehten, Erlaa, Siſſegal, Pebalg, Feſten, Aſcheraden ꝛc. nach Eroberung Kokenhuſens unter die Dispoſition und ſchweres Joch des Feindes gerathen. Und weil denn dergleichen, wo uns nicht vor zufrierenden Strömen Hülfe geſchiehet, vielen anderen und auch unſern Orte eben alſo ergehen dürfte, als habe ſothane Briefe durch einen Expreſſen S. Kgl. M. zugeſendet . . . .

Ach! daß doch hieſige wenige Garniſon wäre hier gelaſſen worden! Es hat hieſige Bauerſchaft bishero noch allezeit ſich in der Sphäre der Treue und Gehorſams behalten laſſen; auch ſo ſie durch ein publiques Aufbot wozu erheiſchet worden, als die Wege zu verhauen, die Grenzen gegen Polniſch-Livland zu bewahren ꝛc. haben ſie ſich nimmer geweigert. So auch noch was mehr erfordert worden wäre, zweifele nicht, daß männiglich hiezu willig ſich hätte finden laſſen. Da aber dieſer Bauersmann erſahe, wie die Garniſon abgefordert wurde und weg ging, da geſtehe ich, daß eine Alteration durch das ganze Kirchſpiel ſich merken ließ Iſt's möglich, gnäd. Herr, ſo möchte eine kleine Mannſchaft wieder hierher beordert werden. Ein treuer Freund aus Polniſch-Livland berichtet uns von einen Einfall, der aus Lubſen von denen Schnapphähnen zu beſorgen. Hiezu gehöret Herzhaftigkeit, den Bauer wieder zu voriger Courage zu bringen und in den Stand ſeines vorigen guten Vernehmens zu ſetzen, wozu denn der Anblick königl. Knechte ein Großes thun konnte. In Petſchur iſt alles voll Kriegsleute, die mit Deutſchen untermenget ſein ſollen und hat des H. Paſtoris von Neuhauſen Frau und Kinder ihre Retirade geſtern zu uns anhero genommen. Dieſes alles bekräftiget dasjenige, was ich oben ſchreibe, daß rings um uns es trübe und trübſelig ausſehe, jedoch verzagen wir noch nicht. Gott höre Gebet und rette uns . . . . . ꝛc.

* * *

Etwa vierzehn Tage ſpäter[1]) erhielt Glück die Nachricht, daß die Feinde in Seßwegen ſtänden und daß man in Pebalg demnächſt moskowitiſche Koſaken erwarte, die dort Winterquartiere nehmen würden Der Pebalgſche Paſtor Rhode hatte ihm einen an den „wohlvertrauten Amtsverwalter" Hermann Wicht gerichteten Zettel[2]) überſandt, in welchem über dieſe Koſaken aus Berſon berichtet wurde: „Das Command haben 2 Chriſten, die können kein Deutſch, es iſt aber ein Major Kloppmann, der iſt ein Deutſcher, welcher allhier bei dem H. Chriſten Münſter, ſo hier ſtehet, geweſen und verſpricht gute Command zu halten und es meinen Nachbarn zu wiſſen zu thun, damit ſie nicht flüchten, auch den Bauern anzuſagen

[1]) Bericht Glücks an Dahlberg, dat 15 Nov. 1700.
[2]) Von P. J Barth, dat. Berſon, 12. Nov. 1700.

nicht zu laufen, allein vor ihrer Ankunft ihr Vieh und Habſeligkeit, wo der Marſch durchgehet, in Acht zu nehmen“ Eine ſolche Warnung war freilich ſehr nöthig. Nur allzubald ſollte auch Marienburg kennen lernen, wie Koſaken hauſten Das zeigen die nächſten erſchütternden Berichte Glücks an Dahlberg und den König vom Januar in greller Beleuchtung

* * *

Sagnitz, 4 Jan 1701

Auch in derſelbigen Flucht, die nicht nur ich, ſondern alle Eingepfarrten meines Kirchſpiels vor denen Räubern und Schnapphähnen nach ausgeſtandener koſakiſchen Drangſal ergreifen müſſen, ergreife ich meine Feder, Ew Hochgr. Exc. ſothane Noth und Elend zu eröffnen: und zwar, wie die Koſaken bei uns graſſiret, ſolches lege ich durch die Copie des hierob an die Kgl. M. gethanen Berichts auch vor Ew. Hochgr. Exc. demütigſt nieder. Was aber nach ſolcher Zeit, da wir alle geflohen, durch die Räuber und eigene Bauren wird verübet ſein, darob iſt mein Expreſſer noch nicht zurück und weil er ſo lange ausbleibet, muß es wohl allda nicht wohl mehr zuſtehen. Ich finde in hieſigen Revier ſo viel Dragouner liegen, daß auch dero eine Hälfte zu unſerer Rettung hätte genug ſein können und hätten noch dazu bei ſolcher Hülfleiſtung reich werden können. Nun aber iſt's zu ſpäte. Ich will jedennoch in dieſen meinem Exilio die hochobrigkeitl. Placaten des Kgl. Dankfeſtes[1]) in beiden Präpoſituren wohl beſtellen .... Gott helfe unſern Jammer tragen und überwinden ....

Der beigelegte Bericht an den König lautet:

Sagnitz, 2. Jan. 1701

P. T.

Reich und Lande und alle Unterthanen Ew. Kgl. M. bejauchzen und nehmen erfreuten Theil an dem glorieuſen Sieg, womit der höchſte Gott dero gerechte Waffen geſegnet und bekrönet hat und beglückwünſcht dahero auch der Clerus des Kokenhuſiſchen Diſtrictes durch dieſes allerunt. Blatt ſolches Heil und ruſet herzinniglich: der Herr helfe und fördere im neuen Jahre, der Herr laſſe alles wohl gelingen.

Dabei treibet mich die pflichtſchuldigſte Treue und auch die Noth, Ew. Kgl. M. den Jammer und erlittene Trübſal des Marienburgiſchen Kirchſpiels durch die koſakiſchen Preſſuren und Drangſale allerunterthän. zu eröffnen. Es iſt eine ruſſiſche Colluvies, die zwar nicht den Namen von Soldaten, mehr aber den von Räubern meritiret, beſtehend in 2000 Mann,

[1]) Für den Sieg bei Narwa. Es wurde am 5. Febr. gefeiert

aus der Ukraine her vom moskow. Czaaren dem Könige in Polen überlaſſen worden. Selbe Böſewichte ſind mit der Armada, wie ſie es nennen, von Smolenſk abgegangen und haben eine große Artillerie bei ſich, die ſie in Kreuzburg (an der Düna in Polniſch-Livland) haben ſtehen laſſen und ſind von dannen ins Berſohnſche, Seßwegenſche, Tirſenſche gegangen und haben ſich aller umliegender Güter, welche diesſeits Kokenhuſen liegen, contribuiren laſſen, endlich auch gar zu uns nach Marienburg gekommen. Zwar der Obriſte Münſter[1]), ein Deutſcher, iſt mit ſeinem koſakiſchen Regiment zu Berſohn ſtehen bleiben, das andere aber, beſtehend in etwa 1000 Mann, aber unglaublich mehr Pferden und anderer geraubten Beute, rückte zu uns an und wurde von 2 Obriſten eben ſelbiger Nation commendiret, hatte auch keinen Deutſchen bei ſich, als nur einen Majeur Kloppman, der ſich Kgl. polniſchen Commiſſarium nennete, und einen Lieutenant Bietinghoff, beide waren Curländer und gehörten eigentlich nicht zu dieſem Geſchmeiße, ſondern waren um der Sprache willen, theils auch zu Compescirung dieſer intraitablen Nation ihnen zugeordnet. Der Anfang ihrer Preſſuren wurde zu Marienburg am 21. Nov. durch einen Brief gemacht, worin ſie eine unglaubliche Summe Geldes und Getreide forderten und in entſtehendem Falle über 2 bis 3 Tage die koſakiſche Execution andräueten. Wir gaben hiervon alſobald dem in der Nähe zu Kirumpä damals ſtehenden H. Obriſten Romanowitz Nachricht und ſendeten Copien der Dräubriefe mit, ſchrieben auch ebenſolches nach Riga an S. Exc. den H. Gen.-Gouverneur Dahlberg. Immittelſt aber, damit wir nicht, bevor uns Rettung geſchähe, von dieſen Wüterichen verderbet würden, ließen wir Fuhren von Getreide, die Execution damit zu hemmen, nach Tirſen zu ihnen abführen; ſendeten dabei ein paar aus unſern Kirchſpiel dahin, die ihnen das erſchreckliche Quantum ihrer Forderung remonſtriren ſollten, welches ſo viel weniger konnte erleget werden, als die Einwohner wegen der nach Riga geſperreten Commercien kein Geld hatten und auch die Bauren wegen der ruſſiſchen Schnapphähne theils verlaufen, theils ſich verkrochen hatten. Die Antwort aber, die wir empfingen, beſtund darin, die Contribution ſolle und müßte entrichtet werden, zu Erfindung Geldes wolten ſie Freiheit geben, Flachs, Hanf und Leinſamen nach Riga zu führen, keineswegs aber Getreide, Branntwein oder ſonſt andere Contrabande-Wahren, wegen Überfalls der ruſſiſchen Schnapphähne verhießen ſie uns

[1]) Münſter, „einem böſen Menſchen", wurde etwa im Mai 1701 von dem Rittm. Lorentzen bei Ronneburg, wie Reich ſagt, „der Hals gebrochen".

Hülfe und ſendeten uns einen Brief in weißreußiſcher Sprache geſchrieben und mit 3 Siegeln beſiegelt, den wir zu unſer Sicherheit ſolten denen vielleicht einfallenden Rotten vorzeigen. Ich machte mir darauf wegen ſolches Briefes ein Gewiſſen und berief die ſämtlichen Herren possessores der Güter ins Schloß, that eine Frage an ſie, ob es wohl mit der Treue, die wir unſerer hohen Obrigkeit ſchuldig ſind, harmoniren könnte, ſolchen Schutzbrief anzunehmen? Darauf verbunden wir uns ſchriftlich, in unverrückter Treue gegen unſern allergnäd. König, welcherlei Leiden auch über uns ergehen würde, beſtändig auszuhalten und auf die Rettung durch dero Truppen geduldig zu hoffen, doch weil die Gefahr ſo groß, daß wir alle Nacht die Mordbrände, welche die Schnapphähne verübeten, hell und klar um uns herum ſahen, ſo wollten wir uns dieſes Briefes auch gegen ſolchen Überfall bedienen, ſo er uns was helfen könte und doch in unterth. Gehorſam gegen unſere Obrigkeit allſtets verharren, damit nicht, ehe unſere Rettung geſchähe, unſer Revier durch die Mörder, noch auch durch dieſe ſelbige Koſaken ruiniret würde. Immittelſt kam der präfigirte Dienſtag heran, welcher zur Execution beſtimmt war, im Fall kein Geld nach Tirſen geſendet würde. Da wurde uns nun ſo viel banger und ſendeten zwar einen abermal entgegen und zwar den jungen Neudelſtadt[1]) aus unſern Kirchſpiel, welcher mit dem Majeur Kloppmann vormals gedienet, ſelbe Summe nochmals zu depreciren. Aber unterwegs begegnete ihm ſchon beſagter Majeur mit etwa 300 Mann, ſothane Gelder von uns einzutreiben. Da gab nun zwar ein jeder, was er bei ſeiner Seele hatte, daß er dem Unglück entrinnen möchte und wurden aus denen 3 Kirchſpielen Marienburg, Schwaneburg und Seltinghof etwa 800 Rthlr. zuſammen gebracht. Dies aber ſchien ihm viel zu wenig, doch verübete er keine Gewalt (wie denn gewiß er ein leutſeliger Mann war), ſondern beklagte ſowohl ſich, wenn er ohne Geld wieder dorthin kommen würde, als auch uns, weil er beſorgte, es würde der ganze Haufe, (der ohne dem nach Rußland wiederkehren wolte), zu uns herüberkommen und große Gewalt thun. Darauf zog er ab und wir dankten Gott, der uns von dieſer erſten Preſſur erlöſet hatte.

Wenige Tage aber darauf erſchallete leider das Gerüchte von dero und zwar des ganzen Haufens Wiederkunft und Anzuges, denn ſie hatten den Maj. Kloppmann, den ſie wegen ſo wenig Gelder die Riemen

[1]) So im Orig.; vielleicht Nandelſtädt.

angebothen, mit Gewalt zurückegekehret und ſtunden die Nacht 3 Meilen von hier zu Seltinghof. Ein Theil aber von ihnen hatte ſich nach Adſel gewandt und ſchrecklich da hauſieret, das Schloß geplündert, den Prieſter gepeitſchet und beraubet, die Kirche zernichtet, die 2 Glocken mitgenommen und unterſchiedliche Teutſche allda gefangen, die ſie mit zu uns brachten. Der Maj. Klopmann indeſſen ſendete durch die Nacht einen eiligen Boten zu uns und ließ heimlich wiſſen, im Fall wir könten eiligſt etliche 100 Bauern ins Schloß verſammlen, ſo wollte er von denen Koſaken entrinnen und ſich zu uns begeben und das Schloß defendiren helfen, weil er ſeines Lebens unter ihnen nicht mehr ſicher wäre, aus Urſache, daß er wegen der greulichen Exceſſen ſie beſcholten. Es war aber in ſolchen Schrecken und Confuſion nicht möglich 50 Mann aufzubringen, ohngeachtet man die Arbeiter zu erlaſſen zuſagte, welche ohne dem von ſich ſelbſt wegliefen. Da kam nun endlich dieſer Schwarm an und zertheilten ſich dero Haufen täglich durch die Gebieter und führeten alles Heu vor ſich zuſammen, was auf 1½ Meilen und weiter rings um das Schloß befindlich war; des Nachts aber beraubeten ſie die Leute und nahmen Pferde, Kleider, Keſſel ꝛc, brachten auch alle Einwohner und teutſchen possessores des Kirchſpiels gefangen ein. Der Jammer war nicht zu beſchreiben, denn weder Mann noch Frau behielt einen Rock oder Hemde, ſondern wurden ganz nackt und beraubet eingebracht; dazu hatte man ſie vorhero gepeitſchet, mit Stricken um den Kopf geknebelt ꝛc., daß ſie noch dazu ſagen ſolten, wo ſie das Geld vergraben hätten. Über dieſer Noth fiel man nun dem Maj. Klopmann zu Fuße, weil beim Obriſten keine Erbarmung war. Er aber eröffnete ſein eigenes Anliegen, wie übel ihm ſelbſt dabei zu Muthe wäre; doch that er noch einen Vorſchlag: im Fall er einen treuen Boten haben könte, ſo wolte er verſuchen, harte Ordre aus Kokenhuſen an die Obriſten zur Einſtellung ſolcher Tyrannei zu bewirken, ob etwa ſolches noch was helfen könte. Dies geſchahe zwar, der Bote aber kam mit einem Briefe zurücke, darin der Commendant[1]) wünſchete, daß alle ſolche Canaille von denen Schweden möchte todgeſchlagen werden und dem Majeur Ordre gab, daß er bei ſo geſtalten Sachen nur ſuchen möchte zu echappiren. Immittelſt hatte ich nicht unterlaſſen, dieſe Noth dem commandirenden Oberbefehlshaber der Truppen Ew. Kgl. M. bei Kirumpä zu notificiren und dabei gezeiget,

[1]) Sächſ Commandant von Kokenhuſen war Oberſt Boſe

wie leicht es wäre, dieſes Übel mit weniger Mannſchaft abzuhelfen, was vor Vortheil daraus erwachſen könnte ꝛc. Und ſelben Brief brachte der Arrendator von Schreibershof, Dahlen, ſelber dahin, der in ſolcher Treue, damit die Rettung ſchleunig geſchehen möchte, auch ſein eigen Haus zu ſalviren verſäumete und ſchleunig nach Kirumpä fortreiſete. Daher es geſchahe, daß anderen Tages darauf die Räuber und Schnapphähne deſſelben Frau und Sohn ergriffen und nach Petſchur gefangen fortgeführet, der abominablen Handlung zu geſchweigen, die ſie daſelbſt und dabei mehr verrichtet. Wir aber hoffeten ſtündlich von Kirumpä unſere Erlöſung, weil wir erfuhren, daß unſere Noth ihnen nun ziemlich bekannt und entdecket war.

Bishero war ich noch frei und hatte Erlaubnis, die Gefangenen zu beſuchen, auch den Gottesdienſt vor ſie auf'm Schloſſe in einer Stuben zu halten. Daſelbſt haben wir mit Thränen und Heulen betrübte Weihnachten gehalten. Den dritten Weihnachtstag wurde auch ich gefangen geſetzt unter dem Vorwand, daß ich meine Frau weggeſendet[1]) und von Dörpt Briefe wegen Anzugs der Schweden empfangen, welche ich vor ihnen verhehlet hätte. Da entfiel denn vollends der Muth der ganzen Gemeine und beſorgte ſich ein jeder, daß nun unſere Wegführung über die Grenze bald geſchehen würde. Auch waren Ordres vom koſakiſchen Feldherrn aus Pleskau gekommen, daß der eine Obriſte dahin kommen und ein Theil des Raubes mitbringen ſollte. Da wurden nun etliche 100 Pferde ausgeleſen und viel Schlitten mit angefüllten Gütern und Kiſten in Begleitung 300 Mann dahin abgeführet. Der Majeur Klappmann begleitete den Obriſten dahin und that uns heimlich zu wiſſen, daß er bei dieſer Reiſe den letzten Verſuch thun wolte uns zu retten, weil er ſich auf die Gunſt des Feldherrn ſehr verließ. Nach 4 Tagen aber, da ſie wiederkamen, geſchahe Anſtalt zu ihrem plötzlichen Aufbruch. Ich wurde nebſt denen andern Gefangenen vor Ranzion, ſoviel noch ein jeder zu Wege bringen oder von andern entlehnen konte, erlaſſen, alſo daß nur 4 Teutſche mit gefangen fortgebracht wurden. Die letzte Stunde aber ihres Abzuges war die ſchwereſte, denn auf'm Schloſſe blieb kein Pferd oder ſonſt was an Betten ꝛc., welches ſie nicht alles hätten mitgenommen; in meinem Paſtorat geſchahe ein Einfall und wurde über dem Pferderaube mein Verwalter todtgeſchoſſen.

[1]) Glücks Frau ſcheint längere Zeit in Dorpat geblieben zu ſein oder doch ſpäter wiederum dort ſich aufgehalten zu haben; wenigſtens iſt ſie den 5. Sept 1701 als Pathin aufgeführt. Dorp. Joh. Kirchenbuch.

Der Majeur aber that bei ſeinem Abſchiede an uns die Warnung, daß ein jeder nun zuſehen möchte, wie er ſein Leben eilig retten könte, weil er zwar beim Feldherrn gnüglich angehalten, daß denen Schnapphähnen geſteuret würde, aber zur Antwort bekommen: es ſei Kriegszeit! Meinete auch vor gewiß, daß ſie die folgende Nacht einen Einfall bei uns thun würden. Da ging denn und lief ein jeder, wer ſich noch regen konte; die erlöſeten Gefangenen, weil ſie kein Pferd behalten, gingen ein jeder weinend wo ſie hinkonten und blieben alſo in einer Stunde Schloß und alle Höfe des ganzen Kirchſpiels ledig.

Dis iſt, Allergnäd. König und Herr, die wahrhafte Relation alles deſſen, was ſich bei uns und wie ſich's zugetragen. Ach! es wäre leicht geweſen, dieſe Canaille zu vertilgen, welche des Tages ſich auf die Hälfte nach dem Raube zertheilet hatte und des Nachts faſt keine Wache hielt, ſondern in den Häuſern als Beſtien lagen; dazu lagen die Officirer im Schloſſe und die Gemeinen im Hackelwerke. Die Schloßpforte aber ſtund Tag und Nacht offen und waren nicht über 50 Mann, die im Schloſſe in den Stuben der Obriſten und andrer Officirer die Wache hielten. Ihr Gut, was ſie bei ſich hatten, war ſehr groß und hatte der geringſte Koſak einen Beutel an ſeinem Halſe unterm Pelze hangen, darin zu 20 bis 50 Rthlr. waren, der ſchönen geraubten Pferde, Kupfer, Zinn, Kiſten und Kaſten zu geſchweigen. Ihr Gewehr aber war liederlich und der Gebrauch des Gewehrs lächerlich. Nun gehen wir, Allergnäd. Herr, im Elend und in der Irre. Der einzige Vorſchlag, den ich in tiefeſter Unterthänigkeit zu unſerer Wiederkehrung thun kann, beſtehet darin, daß etwa 100 Soldaten (nur Fußknechte) in das Marienburgſche Schloß möchten verleget werden; ſo irgend einige Dragoner könten dabei ſein, die auf die Schnapphähne ein wachendes Auge haben könten, wäre es ſo viel beſſer. Auf ſolchen Fall, wenn die Bauren ſehen, daß der erſte Stamm aus Soldaten beſtehet, wollen viel redliche Bauren ſich zu ihnen geſellen und bitten nur um Gewehr und Pulver und Blei. Dis iſt, was mir nächſt Gott Hoffnung macht, daß unſere Oerter vor fürderer gänzlicher Panolethrie beſchützet und das annoch daſelbſt übrige Getreide zu Dienſt und Nutzen Ew. Kgl. M. bewahret und das Exilium der armen Einwohner ſoulagiret werden mag. Bis ich dieſe Allergnäd. resolutiones in unterthän. Freude vernehmen werde, will ich mich allhier in Sagnitz, Mentzenhof und an denen Grenzen meines Kirchſpiels aufhalten, daß ich meiner Gemeine jedoch auch in derſelbigen Flucht nahe bleiben möge. So ich übrigens Ew. Kgl. M. mit meinem

Amte oder andern unermüdeten Dienſten oder mit Käntnis der ruſſiſchen Sprache, abſonderlich ſo dero heilige Intention nach Rußland gerichtet iſt, oder irgend auf eine andere Weiſe zu dienen vermag, bin ich, der ich nur auf Allergnäd. Befehl hoffe, dazu der allererbötigſte. Gott kröne alle fürdere Handlung Ew. Kgl. M. mit Sieg und Gnade wie mit einem Schilde ꝛc.

* * *

Man kann kaum daran zweifeln, daß dieſer Bericht an den König, dieſe dringende Vorſtellung der Gefahr mit die unmittelbare Veranlaſſung wurden, daß Karl XII. den Generalmajor Sgens beauftragte, einen Vorſtoß nach Petſchur zu machen, der im Februar auch ausgeführt wurde und daß Schlippenbach zum Schutz nach Marienburg kam, wie Glück erfreut in ſeinem nächſten Berichte dem Grafen Dahlberg melden kann.

(Schluß folgt.)

Vergeſſene Worte.

Unter dieſem Titel veröffentlicht der „Peibaltiiſki Liſtok“, das jüngſte ruſſiſche Preßorgan der Oſtſeeprovinzen, einen Artikel, der in der Ueberſetzung der „Neuen Dörptſchen Zeitung“ (Nr. 213 vom 23. Sept. 1894) folgenden Wortlaut hat:

„Die Zeit, die wir gegenwärtig durchleben, iſt eine ſchwere. Wirthſchaftliche Calamitäten, Verworrenheit in den Beziehungen zwiſchen den Menſchen, den Nationen und ſogar den einzelnen Stämmen, endlich Wanken der Vernunft und Verwirrung des Gedankens in Sachen des Glaubens und des Gewiſſens — Alles das ſtört und hindert auf die eine oder die andere Weiſe den natürlichen, regelrechten Gang des Lebens. Die Verkehrung deſſelben iſt ſo groß und vollzieht ſich ſo raſch, daß man ſie nicht durchdringen und kritiſch Stellung nehmen kann. Daher hat auch noch jüngſt einer der bedeutendſten Repräſentanten des ruſſiſchen Geiſtes gemahnt, „Halt zu machen und Umſchau zu halten“. Und es iſt in der That Zeit dazu, es iſt Zeit, das eigene Leben und die eigene Thätigkeit und das Leben und die Thätigkeit der Geſellſchaft zu prüfen. Die Verwirrung der Begriffe iſt erſchreckend.

Statt des Weſens der Sache ſieht man nur das Aeußere derſelben, ſtatt der in der Tiefe ruhenden Idee nur die ſchwankenden, wechſelnden Formen. Die traurigen Folgen zeigen ſich überall. Der gewandte Streber deckt ſich mit dem äußeren Schein eines uneigennützigen Arbeiters für das allgemeine Wohl und iſt beſtrebt, auf Koſten dieſer ſelben Geſellſchaft zu leben, der er angeblich dient; gewiſſenloſe Carrièremacher, Menſchen ohne Herz und Gewiſſen ſpielen oft eine hervorragende Rolle und kommen nur infolge der Vertrauensſeligkeit und der Kurzſichtigkeit ihrer Umgebung vorwärts. Und umgekehrt — nur zu oft muß man ſehen, wie aufrichtige

Ueberzeugung, heißer Drang nach dem Licht, der Wahrheit und dem Guten für etwas Anderes, für etwas Unerwünſchtes und Verdächtiges gehalten wird. Beſonders vorſichtig muß man ſich in dieſer Hinſicht auf dem Gebiet des religiöſen Glaubens und der religiöſen Ueberzeugung verhalten. Einſt ſchrieb ein Publiciſt, der in Rußland für einen der beſtgeſinnten gilt:

„Wohl kaum können ſich die Obliegenheiten des Staates auf das Gewiſſen erwachſener und ſelbſtſtändiger Perſonen erſtrecken; wohl kaum darf der Staat ſein Schwert zwiſchen das Gewiſſen des Menſchen und Gott ſtrecken. Wir können über den Abfall eines Menſchen trauern, aber wir müſſen die Freiheit ſeines Gewiſſens achten. Wäre es beſſer, wenn er heuchelte und die Kirche durch eine erlogene Vereinigung mit ihr entweiht?“ M. N. Katkow, Aufſätze, S. 390, Theil I, Ausgabe von 1887). Dieſe und ähnliche Gedanken werden wach, wenn man das Jammern gewiſſer Führer hört, welche die Einmiſchung der ſtaatlichen Gewalt in Sachen des Gewiſſens und des Glaubens herbeirufen. Alles das iſt das Ergebniß einer Epoche, die von einer zu materialiſtiſchen Richtung, einem Trachten nach leichtem Erfolg und billiger Popularität beherrſcht wird. Und hier fühlt man am ſtärkſten den Drang, an die vergeſſenen Worte zu erinnern: Achtung vor der Humanität und der Freiheit des menſchlichen Gewiſſens.“

Dem Citat des „Pribaltiiſki Liſtok“ fügen wir unſrerſeits noch ein anderes hinzu, das alſo lautet:

„In den Oſtſeeprovinzen war das deutſche Element kein Volkselement. Dennoch gewährt Rußland und wird ohne Zweifel auch künftig deutſcher Sitte und Cultur in jener Landſchaft alle mögliche Freiheit gewahren. Gott behüte uns vor dem Wunſche, daß etwa das dort auf Grundlagen, welche der ganzen civiliſirten Welt gemeinſam gehören, begründete Unterrichtsſyſtem irgend welcher Umwandlung im Sinne von Projecten von Petersburger Schulcomités unterliege; daß etwa die baltiſchen Gymnaſien unter die Nivellirwalze unſerer Unterrichtsanſtalten gelangen und ſo allerlei Einfluſſen des Zufalls und allerlei urplötzlichen Umwälzungen anheimfallen. Möge der Unterricht in den Gymnaſien und an der Univerſität in deutſcher Sprache ſtattfinden; dagegen Proteſt erheben, hieße unſrerſeits in der That falſchem Nationalſtolz fröhnen, von dem wir doch, Gottlob, völlig frei ſind.“

(„Moskowſkija Wedomoſti“ Nr 109 vom 17. Mai 1864 Ueberſetzung des „Dorpater Tageblatts“ vom 22. Mai 1864 Nr 119).

Poetiſche Ueberſetzungen

aus dem Ruſſiſchen von Andreas Aſcharin.[1])

Flüſtern, leiſes Athemholen
Nachtigallenſchlag,
Murmeln, Rauſchen, wie verſtohlen,
Von dem Wieſenbach.
Nächt'ger Schatten tiefes Dunkel
Ueber Feld und Au,
Holden Augenpaars Gefunkel,
Morgenfriſcher Thau.
Fern am Himmel rother Roſen
Wunderbare Pracht,
Seufzer, Thränen unter Koſen —
Und der Tag erwacht!

A. Fet. (Schenſchin † 1892.)

Buddha.

Im Gebirge rauh und wild, inmitten
Finſtrer Schluchten, wo der Herbſtſturm brauſt,
Zog umher mit wankend müden Schritten
Eine Pilgerſchaar arm, unbehauſt.

[1]) Die nachſtehenden Ueberſetzungen ſind mit freundlicher Bewilligung des Verfaſſers einer Sammlung entnommen, welche binnen Kurzem unter dem Titel „Nordiſche Klänge" im Verlage von Jonck & Poliewſky in Riga erſcheinen wird.

Lumpen, die des Bettlers Neid nicht wecken,
Ihre Blößen nothdürftig bedecken;
Froſt und Hunger geben das Geleit,
Und zum Ganges iſt der Weg noch weit.
Plötzlich ſchimmert zwiſchen dichten Bäumen
Eines Tempels hohes, ſpitzes Dach;
Und ſie ſuchen Schutz dort ohne Säumen
Vor des Wetters rauhem Ungemach.
Sieh! vor ihnen auf erhab'nem Throne,
Königlich, ein ſteinerner Gigant —
Buddha iſt's; in ſeiner Porphyrkrone
Blitzt wie Sonnenlicht ein Diamant.
„Brüder", löſt der Ehrfurcht ſtumme Bande
Einer aus der Schaar: „wir ſind allein!
Wie viel Brot und Silber und Gewande
Könnten kaufen wir für dieſen Stein!
Buddha braucht ihn nicht: Sein Haupt umgeben
Himmelslichter mit weit heller'm Glanz;
Daß ſie ſchmücken ſeines Ruhmes Kranz,
Rief der Herr des Himmels ſie in's Leben."
Und die Herzen von Begierde wild,
Schleichen lautlos ſie zum Gottesbild.
Doch kaum rühren zagend ihre Hände
An das Heiligthum, — da dröhnt ein Schlag,
Blitze flammen, krachend berſten Wände,
Und der Donner ruft das Echo wach.
Schreckbetäubt am Boden liegen Alle . . .
Einer nur ſteht aufrecht in der Halle;
Hoch das Haupt, ſpricht er mit kühler Ruh'
Zu dem Gott: „mit Unrecht zürneſt Du!
Oder lügen Deiner Prieſter Lehren,
Daß Du ſanft und mild und voller Huld,
Daß Du kommſt, der Erdennoth zu wehren
Und zu tilgen Sünde, Pein und Schuld?
Um ein Häuflein Aermſter zu bedrohen,
Das die Hand nach einem Stein gereckt,
Ließeſt Du, vom Rachegeiſt geweckt,

Deines Zornes Flammenpfeile lohen.
Hungernden entriſſeſt Du das Brot,
Lebensmüden bräuteſt Du den Tod!
Herr des Himmels, ſend' aus Deinen Höhen
Deine Feuerſaat auf mich herab,
Arm und elend, an des Bettlers Stab,
Siehſt Du mich als Gleichen vor Dir ſtehen
Hier im eig'nem Haus ruf ich Dir zu:
Strenger Gott, mit Unrecht zürneſt Du!"
Und o Wunder! Daß ſie ohn' Gefährde
Und gehorſam göttlichem Befehl,
Aus der Krone brächen das Juwel,
Neigt das Steingebild ſein Haupt zur Erde.
Vor den Bettlern, die des Schreckens Raub,
Demuthvoll, mit bittender Gebärde,
Liegt der Herr des Weltenalls im Staub.

Mereſhkowſki.

Woher ſtammen die Rigenſer?

(Schluß.)

„Traulich rankt ſich die Reb' empor an dem niedrigen Fenſter,
Einen umarmenden Zweig ſchlingt um die Hütte der Baum."

Wie neben den Ländern auch Landestheile ihre eigenen Namen hatten, ſo auch neben den Städten Stadttheile; ſo könnte der Name Werth auf einen Stadttheil von Barmen, der Name Linden auf eine Vorſtadt von Hannover, der Name Wiedner auf die Wiener Vorſtadt Wieden weiſen. Als Theile von Ländern und Städten haben denn auch die einzelnen Höfe und Häuſer ihre Namen, und nach ihnen ſind nicht wenige Perſonen benannt. Namen von Höfen tragen z. B. faſt alle alten Adelsgeſchlechter. Aber hier wird die Forſchung unmöglich, und ich beſchränke mich hinſichtlich der Höfe auf die Familiennamen Rigas, die mit Namen baltiſcher Gutshöfe übereinſtimmen. Von Gütern reſp. Kirchſpielen Livlands finde ich: Bickerneck, „der aus Bickern", Klingenberg, Lindenberg, Ringenberg, Treyden, Uexküll aus dem Rigaſchen Kreiſe; Ballod, Breslau, Burtneck, Daugull, „aus Daugeln", Eck, Kolberg, Roſenblatt, Straupe und Straup nebſt Straupmann, „der aus Roop", Rubben, „der aus Papendorf", aus dem Wolmarſchen; Araſch, Dubinſky, Freudenberg, Laudon, „aus Laudohn", Lubanowſky, „aus Lubahn", Martzen, Nachtigall, Nitawſky, „aus Nitau", Pebalg, Roſeneck, Rauning, „der Ronneburger", aus dem Wendenſchen; Bahnus, Goldbeck, Ilſen, Luhde, Marienburger, Roſen, Selting, Smiltneek, „aus Smilten", Wittkop aus dem Walkſchen; Braunsberg, Didrikil, „aus Didrikull", aus dem Werroſchen; Ecks, Marienhof aus dem Dorpatſchen; Perſt, Schwartzhof aus dem Fellinſchen; Friedenthal, Kerkau, Jacobi, Michaelis aus dem Pernauſchen; Leo, Loewel, Maſik, Sandel, Wolde aus Oeſel. — Viel mehr Familiennamen Rigas weiſen

auf Güter Kurlands hin. Doch tragen ſehr viele Güter in Kurland lettiſche Namen, die nach einem Naturgegenſtande gewählt ſind, einem Baum, einem Thier u. dgl., alſo mit den Geſindenamen übereinſtimmen, und andrerſeits verrathen ſie inſofern oft ein jüngeres Gepräge, als ſehr viele nach den Beſitzern genannt ſind; daß ſo weit verbreitete lettiſche Familiennamen, wie Aispurr, Apſehn, Aſſer, Birsgall, Dſehrwe, Egliht, Eſſer, Gulbe, Jaunſem, Irbe, Needre, Meſchneek, Muiſchneek, Ohſol, Oſchen, Plawneek, Stirne, Spahr, Streasde, Sutte, Upmal, die Bedeutung „vom Gute Aispurn, Apſen, Aſſern, Birsgallen“ u. ſ. w. haben ſollen, iſt durchaus unwahrſcheinlich, und ganz ſicher benennt der Familienname Rönne nicht einen Mann „vom Gute Rönnen“, ſondern das Gut Rönnen iſt nach der aus Rönne auf der Inſel Bornholm ſtammenden Familie Rönne benannt. Aber zwiſchen Wahrſcheinlichem und Unwahrſcheinlichem zu ſcheiden, iſt da unmöglich, nennen wir daher alle zuſammenklingenden Namen: Bergfriedt, Brandenburg, Buding, „von Budingen“, Druck, Drucke, und Drucka, „aus Druckenhof“, Grünfeldt, Lapskaln, Meſit, Saling, „von Salingen“, Zimmer, „von Zimmern“, aus dem Dablenſchen; Drake, „von Draken“, Dſirkal und Dſirkall, „von Dſirkaln“, Kruß, „von Kruſſen“, Rahden, Stelpe, „von Stelpenhof“, aus dem Bauskeſchen; Blieden, Ihle, „von Ihlen“, Intze, „von Inzen“, Leſtner, „von Leſten“, Marienburger, „von Marienburg“, Pole, Schnicker, „von Schnickern“, Schönfeld, Skarre, Slaguhn und Slagon, „von Schlaguhnen“, Springe und Springer, „von Springen“, Wilkaiſky, „von Wilkajen“, aus dem Tuckumſchen; Anger, „von Angern“, Ballgall, „von Balgalln“, Liebe, „von Lieben“, Lubbe, „von Lubben“, Ruhm, „von Ruhmen“, Ruſch, „von Ruſchen“, Stender, „von Stenden“, aus dem Talſenſchen; Irbeneek, „von Irben“, Kalke und Kalk, „von Kalken“, Landeſen, „von Landſen“, Siſſen, Suhden aus dem Windauſchen; Bergfeldt, Gaike und Gaik, „von Gaiken“, Lickop, „von Licoppen“, Ranken und Ranke, „von Ranken“, Steding, Ulpe, „von Ulpen“, Worm, „von Wormen“, aus dem Goldingenſchen, Ambot, „von Amboten“, Baſſe, „von Baſſen“, Bathe, „von Bathen“, Birſeneek und Birsneek, „von Birſen“, Freiberg, Grawern, „von Grawer“, Jamaiker, „von Jamaiken“, Laſchenſky, „von Laſchen“, Lehn, „von Lehnen“, Lihz, „von Lihzen“, Münder, „von Münde“, Oldenburg, Regge, „von Reggen“, Remes, „von Remeß“, Stember, „von Stembern“, Wange, „von Wangen“, aus dem Hafenpothſchen, Aiſter, „von Aiſtern“, Kunde, „von Kunden“, Lahne, „von Lahnen“, Preekul, „von Preekuln“, Suſter, „von Suſten“, aus dem

Grobinſchen; Bauber, Dannenfeldt, Herberg, „von Herbergen“, Renneberg, Schmieden, Setze, „von Setzen“, Steinfeld, Wallenburg nebſt Wallenburger aus dem Friedrichſtädtſchen; Aſſer, „von Aſſern“, Bloßfeldt, Blosfeldt und Blosfeld, „von Bloßfeld“, Born, Dannenfeld, Demme nebſt Demmer, „von Demmen“, Grenzthal, Grünwald, Ilien, Kalkun, „von Kalkuhnen“, Laßen, Lautz, „von Lautzen“, Lilienfeld, Neufeld, Roſenfeld, Rubin, „von Rubinen“, Schloßberg, Steinburg aus dem Illurtſchen; endlich noch Namen, die auf mehrfach in Kurland vorkommende Gutsnamen weiſen: Garros, „von Garroſen“, Grünhof und Grünhoff, Kruth, „von Kruthen“, Marienhof, Mater, „von Matern“, Schönberg, Wartak, „aus Wartagen“. — Auch Namen von Gütern Ehſtlands finden ſich unter den Familiennamen Rigas: Anger, „von Angern“, Kegel, Kelp, Roſenhagen, Sack und Tiſcher aus dem Revalſchen; Iſaak, Karul, „von Karrol“, Kickel, „von Kieckel“, Marienhof, Noemm, „von Römme“, Samme, „von Samm“, Tammik, Tatter, „von Tatters“, Welzer, „von Weltz“, aus dem Weſenbergſchen; Alp, Aſſik, Kalle, Kukk, „von Kukke“, Marienhof, Seidel, „von Seidell“, Sorgenfrei aus dem Weißenſteinſchen; Kronthal, Noemm, „von Römme“, Patz, Roſenthal, Sternberg, Vogelſang, Wattelſky, „von Wattel“, Wenden aus dem Hapſalſchen.

Auch die einzelnen Häuſer erhielten früher nach Art der Menſchen ihre eigenen Namen, Eigennamen, und nach ihnen ſind wieder oft ihre Bewohner genannt worden, ſo daß wir unter den Familiennamen nicht wenige ſolcher finden können, die auf beſtimmte benannte Häuſer zurückzuführen ſind. Die Engel, Apoſtel und Heiligen als Patrone des Hauſes mußten ihre Namen dazu hergeben, Sonne, Mond und Sterne, die Zeichen des Thierkreiſes, die Thiere und Pflanzen, beſonders die, denen nach den Anſchauungen der Zeit irgend eine Kraft innewohnte oder ſonſt irgend eine Eigenſchaft zugeſchrieben wurde, u. ſ. w. Apotheken, Gaſthäuſer und Einfahrten haben dieſen Gebrauch beibehalten, und die „Schwan-, Adler-, Hirſch-, Löwen“-Apotheke, das Gaſthaus „zum goldnen Adler“, das Hôtel „zu den drei Roſen“, die Einfahrt „pee breedi“, d. h. „zum Hirſch“, oder „pee ſaulihtes“, d. h. „zur Sonne“ u. a. veranſchaulichen uns noch jene poetiſche Zeit, in der der Menſch ſein Haus wie eine Perſon anſah, die des Eigennamens ebenſo würdig war, wie ein guter Freund. Macaulay macht folgende Schilderung von einer Straße Londons gegen Ende des 17. Jahrhunderts: „Die Häuſer waren nicht nummerirt. Es würde in der That von geringem Nutzen geweſen ſein, ſie zu nummeriren;

denn von den Kutſchern, Sänftenträgern, Laſtträgern und Laufburſchen Londons konnte nur ein ſehr kleiner Theil leſen. Es war nöthig, Zeichen zu gebrauchen, die der Unwiſſendſte verſtehen konnte. Die Läden unterſchieden ſich daher durch gemalte Zeichen, welche der Straße ein heiteres und groteskes Anſehen gaben. Der Weg von Charingcroß nach Whitechapel ging durch eine unendliche Folge von Saracenenköpfen, Königseichen, blauen Bären und goldenen Lämmern, welche verſchwanden, ſobald ſie nicht mehr als Leitfaden der gemeinen Leute nöthig waren.“ Dieſer ſcheinbar einleuchtenden Erklärung des praktiſchen Engländers möchte ich doch nicht ſo ganz zuſtimmen: die alte Zeit drückte ſich anſchaulicher, weil concreter, alſo poetiſcher aus; der Bewohner der neuen Welt iſt ſelbſt über die Benennung der Straßen ſchon hinaus und ſpricht nur noch von der erſten, zweiten u. ſ. w. Avenue. Es fehlt ja nun wohl auch unſeren modernen Straßen nicht an Schildern und Zeichen aller Art; aber der Unterſchied zwiſchen früher und jetzt iſt ſofort einleuchtend: unſere Kringel, Stiefel und Handſchuhe ſind Zeichen für Gattungsbegriffe und erſetzen die Aufſchrift „hier wohnt ein Bäcker, ein Schuſter, ein Handſchuhmacher“, während jene alten Zeichen wirkliche Eigennamen waren, wie ja noch jetzt die „Schwanapotheke“ nicht Schwäne, das Hôtel „zu den drei Roſen“ nicht immer nur Roſen beherbergt und der Speicher in der Theaterſtraße, ein Magazin für's Militär, allem Anſchein nach nichts mit Elephanten zu thun hat trotz des Elephanten auf ſeiner Mauer. Solcher Häuſernamen als Familiennamen giebt es nun gewiß auch in Riga eine ſtattliche Anzahl; doch kann die Erklärung der hierher gehörenden nun folgenden Namen noch weniger, als die der genannten Ortsfamiliennamen, auf Sicherheit Anſpruch machen. Solche Häuſernamen ſind: Loewe und Loewen nebſt ihren Diminutiven Loewecke und Loewel, „aus dem Hauſe zum Löwen“, Raben, „aus dem Hauſe zum Rabe“, Palm, „aus dem Hauſe zur Palme“, nach Attributen der Kirchenpatrone gewählt; Engel nebſt Engelmann, Engler und Engels, nach einem der Erzengel; König, Mohr, Krone, Stern, nach den heiligen drei Königen oder den drei Mohren mit ihren Kronen und ihrem Stern; Lemke, Lemcke, Lembke, Lempke, Lemmchen und Schaaff, der ſchon genannte Löwe, Taube, niederdeutſch Duve, nach den Hauptſymbolen des Chriſtenthums; Stier, nach dem Ochſen des heiligen Lucas, Adler, nach dem Adler des Johannes; Kreuzmann, Kreutzmann, Kreuzer, Kreutzer, Roſe, Roſen, Roſenbaum, Roſenblatt, Roſenblum, Roſenkranz, Ankur, nach Kreuz, Roſe, Anker, den Zeichen der drei göttlichen

Tugenden; Sonne, Sonn nebſt Soenneken, dazu Kugel, d. h. Feuerkugel, und nochmals Stern, nach den großen Himmelskörpern; Stier, Zwilling, Krebs, Löwe, Steinbock, Waſſermann, Fiſchel, nach den Sternbildern des Thierkreiſes, Kaiſer, König, Prinz, Fürſt, Graf u. ſ. w. nach den Potentaten der verſchiedenen Länder; Löwe, Bär, Bähr, Behr nebſt Bärmann und Behrmann, Wolf und Wolff, Reſe, „der Rieſe“, Worm und Drake, „Lindwurm und Drache“, Strauß, Straus nebſt Straußmann, Adler, Falke, Falk und Falken, Hahn und Hähnel, Schwan und Schwahn, nach den heraldiſchen Weſen, wozu die wichtigſten Bäume noch kommen. Eine gar reiche Auswahl von Namen aus dem Thierreich und aus dem Pflanzenreich bietet unſer Adreßbuch, und der größte Theil derſelben wird in das Gebiet der Hausnamen gehören. Dabei werden wir im Allgemeinen den Unterſchied machen dürfen, daß die deutſchen Namen wirklich Namen von Häuſern, die lettiſchen größtentheils Namen von Geſinden, Bauerhöfen ſind, die der Lette ja auch „mahja“, d. h. Haus, nennt; andere lettiſche, wie wohl auch die ruſſiſchen dieſer Art, werden Phantaſienamen ſein, d. h. willkürlich gewählt ſein, als der Befehl erging, daß jeder einen Familiennamen haben ſoll.

Folgendes Verzeichniß von Lebeweſen läßt ſich aus den Familiennamen Rigas excerpiren. Erſtens, was läuft. Baer, Bär, Baehr, Bähr, Behr, lettiſch Lahz, Lahze, Lahzis, Laats, Latz, Latze, diminutiv Lahzit, Lazit, Latzit, ruſſiſch Medwedjew, Medwedow; Loewe, diminutiv Loewecke, Loewel, lettiſch Lau, ruſſiſch Lwow; Wolf, Wolff, Wulff, lettiſch Wilks, Wilk, diminutiv Wilzing, Wiltzing, ruſſiſch Wolk, Wolkow, Wolkowitſch, Fuchs, niederdeutſch Voß, nebſt Reinicke, lettiſch Laps, Lapſche, franzöſirt Lapſée, franzöſiſch Rennard, eſtniſch Rebane; lettiſche Luhs, Luhſe, Luhſs, „der Luchs“; Marder; Zobel, ruſſiſch Sobolew; lettiſche Uhder, Uhders, Uhdre, Uhdr, Uhdris, Uder, „Fiſchotter“, dazu Ottermann; lettiſches Seske, „Iltis“; lettiſches Rohnis, „Seehund“; Biber, Bieber, lettiſch Bebbris, Bebberis, Bebris, Beber, ruſſiſch Bobrow, Bobrowſky; Hamſter; Katze, Katz, ruſſiſch Koſchkin, Kott, Kottin; Maulwurf, ruſſiſch Krotowſky; niederdeutſches Muus, „die Maus“, lettiſche Wahwer, Wawer, „Eichhorn“; Haaſe, Haas nebſt Kohlhaſe, Fielhaſe und Lampe, lettiſch Sakkis, Sakis, Sakke, diminutiv Sakkit, Sackit, ruſſiſch Saitz, Saitſe, Saizin, Saizow, eſtniſch Jännis, Eber, lettiſch Wepper, ſlawiſch Borowſky; lettiſches Kumelling, „Füllen“; Stier, lettiſch Bullis, Bulle, diminutiv Bullin, Bulling, Bullicht; Bock nebſt Freibock, franzöſirt Bocké, lettiſirt Buck, Bucke, Buckis, lettiſch Auns, diminutiv Auning, „Schafbock“, und

Aſis, diminutiv Ahſit, Aſit, „Ziegenbock“, ruſſiſch Baranow; Schaaff; Lemke, Lemcke, Lembke, Lemmchen; Stenbock, „der Steinbock“; Hirſch nebſt Tannenhirſch und Femininum Hinde, lettiſch Breedis, Breede, Brede, Brehde, diminutiv Breedit nebſt Leelbreed, „großer Hirſch“; Stirne, „das Reh“. — Zweitens, was fliegt: Vogel, Fogel, lettiſch Putnin, Putning, Puttning nebſt Tſchakſte und Tſchakſting, „kleiner Vogel“, ruſſiſch Ptizin. Im Beſonderen, welche Arten von Vögeln kommen da vor? Adler, Ahr nebſt Geier, Geyer, lettiſch Ehrglis, ruſſiſch Orlow nebſt Orlowſky; Falke, Falk, ſlawiſch Sokolow, Sokoloff nebſt Sokolowſky und Sokolowitſch; Habicht, lettiſch Wannags, Wanaks, Wannag, Wanag, Wannack nebſt Wezwanag, „alter Habicht“; Sperber; Eule, lettiſch Puhze; Rabe, Raabe, lettiſch Krauklis, Kraukle, diminutiv Kraukling, ruſſiſch Woron nebſt Woronin, Woronkow, Woronetzky; Krah, Kraa, Krey, „die Krähe“, lettiſch Wahrna; lettiſches Dſegus, „Kuckuck“; Specht, lettiſch Dſennis, Dſenis, Dſenne, Dſenn, auch Dſilne, „Grünſpecht“; Kleiber; Bachſtez, „Bachſtelze“; Lerche, Lerch, lettiſch Zihrul, Zihrull, Zirul, Zierul, Zirrul; lettiſche Strasde, diminutiv Strasdin, Strasding, ruſſiſch Drosdow, „Droſſel“; Spree, „der Staar“, Zeiſing, „Zeiſig“, ruſſiſch Tſchiſchikow; Fink, Finck; Hanfling, „der Hänfling“; Sperling und Spatz, lettiſch Swirbul, ruſſiſch Worobjew; Nachtigall, lettiſch Lakſtigal, Lackſtigall, ruſſiſch Salowei, Solowjew, Soloweitſchik; Moewe, Möve, lettiſch Gaigal; Brachvogel, Kiewith, lettiſch Kickuth, Kikkut, „der Kibitz“, Krahnich, Krohn, Kron, lettiſch Dſerwe, diminutiv Dſehrwit, ruſſiſch Schurawlew; Reiher, Reyher, Stork, „Storch“, lettiſch Starkis; Strauß, Straus; Pfab und Pfob, „der Pfau“; Kalkun; Pelikan, Schwan, Schwahn, lettiſch Gulbe, Gulbis, ruſſiſch Lebedew, eſtniſch Luik, Luick, Gans, ruſſiſch Guſſew; lettiſches Pihle, „die Ente“; Taube nebſt Blautaube, niederdeutſch Duve, lettiſch Duje, „die Haustaube“, während Ballod, Ballohd, Balod, Balloſch, Ballobing die Wildtaube heißt, ruſſiſch Golubow; Hahn und Hähnel nebſt Huhn und Keuchel, lettiſch Gailis, Gails, Gaile, Gail, Gailiht, Gailit nebſt Baltgail, „weißer Hahn“, und Melgails, Melgail, Mellugaile, „ſchwarzer Hahn“, Eſſergail, „die Rohrdommel“, was auch Dumpe und Dump bedeuten, Jaungail, „der junge Hahn“, Meſchgail, „der Waldhahn“, Purgail und Purrgail, „der Moraſthahn“, dazu ruſſiſches Petuſchkow, eſtniſches Kiggas; Birkhahn, Birkhan, lettiſch Tetter und Rubben, ruſſiſch Teterkin; lettiſche Mednis, Medne, franzöſirt Medné, „der Auerhahn“; Irbe, Irbit, „das Feldhuhn“. — Drittens, was ſchwimmt: Fiſchel, lettiſch Siwting, Siwtin.

Und zwar: Aal, Ahl, lettiſch Sutte, Sutt, Sute, Sutke; Bahrs und Barſch, lettiſch Aſſer, Aſſerith, ruſſiſch Okunew, Butte; Dorſch; Hecht, lettiſch Lihdak, Liedak; Hering; Lachs und Salm, lettiſch Laß; Nadau, lettiſch Nauda, Naudis, Nauding, Naudith; Schlei und Schley; lettiſche Wimba, Wimbe, „Wengal"; Zander, „Sandart"; ja ſogar aus ſüdlichem Gewäſſer Sardin, endlich die fiſchgeſtaltigen Säugethiere Hay und Walfiſch, Wallfiſch, welch letzterer ja ſeine Herkunft aus einem Wirthshauſe auf die Autorität Victor Scheffels gründet, der bekanntlich ſingt: „Im ſchwarzen Walfiſch zu Askalon" . . . — Viertens, was kriecht, hüpft und ſummt: Auſter; Krebs, dazu ruſſiſches Rakowſky; Worm, „der Wurm"; Biew, lettiſch Bitte, Bitt, Bitten; Drohne; Hummel, lettiſch Dundur, Dunder; lettiſche Spahr, Spahrs, „Bremſe", ruſſiſch Scherſchnew, Scherſchnow, Scherſchenſky; lettiſches Dſirnekl, „Spinne"; Kaeverling; Mücke, lettiſch Ohding, ſlawiſch Komarowſky; lettiſche Muhs, Muhſing, Muſit, ruſſiſch Muchin, von muhſa und mucha „Fliege" abgeleitet; lettiſches Pruhs „die Schabe"; Siehl, Siel, Sihl, Sihle, Sihlit, wie im Lettiſchen ein kleiner Käfer, das Marienkäferchen, heißt; Skudra, Skudre, Skuder, „die Ameiſe"; lettiſche Taurin, Tauring, Taurinſch, „der Schmetterling"; Wanz und Wantz; endlich Zirzen, „das Heimchen", kein übler Name für's gemüthliche Heim. — Daß die lettiſchen Namen dieſer Gruppe als Geſindenamen aufzufaſſen ſind, erkennt man beſonders deutlich an den zuſammengeſetzten: der Name Leelbreed, „großer Hirſch", benennt den aus dem leel-breede-, dem Groß-Breede-Geſinde, welches vom mas-breede-, dem Klein-Breede-Geſinde zu unterſcheiden iſt, ebenſo Eſſergail, „aus dem Gail-Geſinde, das am See liegt"; Meſchgail, „aus dem Gailgeſinde, das im Walde liegt"; Purgail, „aus dem Gail-Geſinde, das am Moraſt liegt"; Jaungail, „aus dem Jung-Gail-, nicht dem Alt-Gail-Geſinde"; u. ſ. w.

Aber auch dem Botaniker bietet unſer Adreßbuch eitel Freud und Wonne. Richten wir unſer Auge zuerſt auf Bäume und Sträucher. Da finden wir: Baum, niederdeutſch Bohm, holländiſch Boim, lettiſch Leelkok, „der große Baum", und Kozing, „der kleine Baum"; Stamm; Zweigel, lettiſch Sarrin, Sarring, „das Aeſtchen", ruſſiſch Suk, „der Aſt"; Lappa, Lappin, Lapping, „Blatt" und Blättchen"; Stumpf, lettiſch „Stumber; lettiſches Schaggar, „Reiſig". An Fruchtbäumen giebt es. Ahbel, Abel, „Apfelbaum", diminutiv Ahbelit, Ahbeling, nebſt ſeiner Frucht in Ahbol, diminutiv Ahbolin, Ahboling, Ahbolit, Ahboltng, Abolng, Abolting, ferner Baltahbol, „der weiße Apfel", dazu deutſches Holzapfel — in

Straßburg z. B. giebt es ein Haus „zum Holzapfel“ — ruſſiſches Jablokow; Birn, lettiſch Bumbeer, vielleicht ruſſiſch Gruſchewſky und Gruſchke; Kirſchbaum, Kirſch, lettiſirt Kirs, ruſſiſch vielleicht Wiſchnikow, Wiſchnewſky, Wiſchniewſky; lettiſche Pluhme, Pluhm, Plum, „die Pflaume“, ruſſiſch Slivkin; Nuß, ruſſiſch Orechow, lettiſch Reekſt, diminutiv Reekſting, Reckſtin, Rekſting, Rekſtin, Reckſting, Recksding, Regsding, verunſtaltet Reckſtein, „die Nuß“, während der Nußſtrauch Lasde, Lasdin, Lasding, Lagsd, Lagsdin, Lagsding, Legsdin, Legsding, Legsting, Leksding, Leksting heißt; zur Nuß ſtellt ſich Mandel und Mandelkern; die fremdländiſchen Zitron und Pommeranz beſchließen die Reihe der Fruchtbäume. Sonſt finden wir faſt alle unſere Waldbäume, beſonders viel wieder in lettiſchen Namen. Laubholz. Alkſne, Alkſnis, „Eller“; Apſe, Apſche, Apſit, Apſiht, Appſit, Apſehn, „Espe“, Birke, Birk, Birck nebſt Birkmann, niederdeutſch Berk nebſt Berkmann, lettiſch Behrſe, Behrſin, Behrſing, Berſin, Berſing, Beerſing, ruſſiſch Bereſow; Eiche, Eich, Eichbaum, Eichenbaum, Eichmann, niederdeutſch Eicken, nebſt der Frucht Eichel, ruſſiſch Dubow, Dubowitſch, Dubowitz, Dubitzky, Dubitſchew, lettiſch Ohſol, Ohſohl, Oſol, Ohſohl, Ohſolin, Ohſoling, Ohſolingk, Oaling, Ohſolneek, nebſt Jaunoſohl, „junge Eiche“, engliſch Oak; Eſche, ſlawiſch Jaszina, Jaſienſky, Jaſinſky, Jaſſinſky, lettiſch Ohs, Ohſch, Ohſe, Ohſis, Oſch, Oſche, Ohſche, Ohſcha, Ohß, Ohſchm, halbdeutſch Ohſchmann; Linde nebſt Lindemann, dazu Lindenblatt und die ſchwediſchen Lindegreen, Lindquiſt, Linguiſt, Lukwiſt, „Lindenzweig“, ruſſiſch Lipow und, vielleicht von lipa, „die Linde“, abgeleitet, Lipowſky, Lipinſky, Lippinſky, Lipkin, Lipnizky, Lipatow, lettiſch Leepa, Leepe, Lepe, Leepin, Leeping; lettiſche Klawe, Klawin, Klawing, Klawinſch, Klawintſch, „Ahorn“; lettiſche Wihkſne, Wikſne, „Ulme“; Weide, Weidenbaum, Weidemann, lettiſch Wihtol, Wiethol, Withol, Wihtull, Withull, diminutiv Witoling, Wihtoling, nebſt Puhpol, Pupohl, „Weidenkätzchen“; lettiſche Karklis, Kahrklin, Kahrkling, Karklin, Karkling, Kahrklit, „Strauchweide“, Pabehrs, Pahbers, „Wegdorn“; endlich der ſüdliche Lorbeer und gar der tropiſche Piſang. Nadelholz: Tanne, Tann, niederdeutſch Dann nebſt Dannemann, ferner Tannenbaum, Fichtel, lettiſch Egle, „Fichte“, Eglin, Egling, Egliht, Eglit, Eglith, Egglit, ſlawiſch Jelenſky, Jelinſky, Jelowitz, und lettiſch Preede, Prede, Prehde, „Kiefer“, ſlawiſch Sofnowſky, Sofnitzky; Tannenreiſer heißen im Lettiſchen Skuje, Skuije, Skuy, Skujin, Skujen, davon abgeleitet Skujeneek, „der Reiſigmann“; die Zapfen heißen im Lettiſchen Zeekur, Tſchäkur, Tſchekur; es folgt als Nadelſtrauch Wacholder,

Kabbik, lettiſch Paegle; und den Beſchluß macht ein Bewohner des Libanon: Zeder, Zehder. — Aber nicht nur als Baumgarten präſentirt ſich Riga, wir haben da auch Blum, Bluhm, Bluhme, lettiſch Pukke, Pukkit, ruſſiſch Zwetkow, Zwetikow; wir fugen hinzu die deutſchen Stengel und Knospe, die lettiſchen Sakne, „Wurzel“, Struncke, Strunkis, „krautiger Stengel“, Pumpur, „Knospe“, und Seeding, Seding, Blüte“. Von Blumen kommen vor: Roſe, Rohſe, Roſen (deutſch und lettiſch), mit den lettiſchen Diminutiven Rohſit, Roſit und den deutſchen Zuſammenſetzungen Roſenbaum, Roſenblum, Roſenblatt; Aſter; Mohn, Mon, lettiſch Magon, Magunit; an Indien, wenn nicht an Eſtland, erinnert Lotus. Vereinigt zeigt des Gartens Blüten der Kranz, ſpeciell der Roſenkranz, und der Strauß, lettiſch Zäckull, Zekkul. — Doch auch „Peterſilie, Suppenkraut wächſt in unſerm Garten“, kommt doch ſchon im „Schuldbuch“ der Zuname Petercilienkohl unter den Rigenſern vor. Was haben wir von der Sorte? Kohl, ruſſiſch Kapuſt und Kapuſtin; lettiſche Rahzen, Rahzin, Rahzing, „die Rübe“, wozu ſich deutſches Riebenſahm und ruſſiſches Repkin ſtellen; lettiſche Rutke, Ruttke, Rutkis, „Rettich“, lettiſche Sihpol, Siepol, Sipol, Sipohl, Sippol, Siphol, „Zwiebel“, Lohk, „Lauch“, wozu vielleicht als ruſſiſcher Name Lukin gehört, jedenfalls aber als deutſcher Knoblock; Siggor und Zikoring, „Cichorie“; lettiſche Appin, Apping, „Hopfen“, wogegen Hopfe nebſt Hoppe und Hopp Perſonennamen ſein werden, lettiſches Ohdſing und ruſſiſches Jagodkin, von lettiſch ohga und ruſſiſch jagoda, „Beere“, abgeleitet; Rebe nebſt Weinblatt; und endlich Zucker, ruſſiſch Sachar, Sacharow, und Senf, Reis, Reiß, Taback und Lavendel, Lawendel. — Neben dem Nutzkraut gedeiht dann auch üppig das Unkraut: Dadſe, Dadſit, wie im Lettiſchen die Klette und Diſtel heißt, ruſſiſch Lapuchin, von lapucha, „Klette“; Nahtring, Natrin, Natrit, vielleicht auch Nather, „Neſſel“.

Neben Wald und Garten bieten endlich Wieſe und Feld eine ganze Reihe von Haus- und Geſindenamen: Graß nebſt Graßmann, lettiſch Sahlit, Sahlith, Salit, ruſſiſch Trawin; Klee nebſt Kleemann, Cleemann, niederdeutſch Klewer, Klever, lettiſch Amol, diminutiv Ammoling, Ammolling, Amolin, Amulin; Wieke, Wieck nebſt Wiekmann und Wieckmann; Erbs, ruſſiſch Gorochow, lettiſch Sirnis, diminutiv Sirnit, davon abgeleitet Sirneek, d. i. ein lettiſcher Cicero, „der Erbsmann“; Flachs und Lein, lettiſch Linis, diminutiv Linin, Linning; Heede, lettiſch Pakkul, Packul, Pakul; lettiſche Kanep, Kannep, „Hanf“, diminutiv Kannepen, wozu vielleicht als ruſſiſcher Name Penck (penjka, „Hanf“) gehört. Auch Kartoffel

findet ſich auf dem Namenfelde Rigas. Es folge Korn, lettiſch Graudin, Grauding, und zwar Rudſe, Rudſiht, Rudſit, Rudzit, „Roggen“, ruſſiſch Roſch nebſt den abgeleiteten Roſchanſky, Roſchowſky, Roſchewitz; Meeſche, Meeſe, Meeſis, Meeſit, Meeſith, Meeſing, „Gerſte“, wozu deutſches Geritner gehört; Weizen, lettiſch Kwees, ruſſiſch Pſchenitzka; Gricke, Grickis, Grike, Grikkes, Grikkis, „Buchweizen“; Althaber und Haberkorn, lettiſch Auſa, Auſe, Auſen, Auſin, Auſing, deutſch-lettiſch Haberneek, lettiſch-deutſch Außmann, ruſſiſch Awſejew; Puttring, Putrin, „Grütze“; Maiſiht, Maiſit, Maiſite, „Brod“; Salmin, Salming, „Stroh“, dazu deutſches Strohmann; endlich Saat, Sahme, Sahm, Sahmen. Doch das Feld trägt nicht nur Kraut und Korn, Frucht und Garbe — alles das Familiennamen von Rigenſern - ſondern auch Unkraut, unter dieſem beſonders das im Lettiſchen Smilga, Smilge, Smielge, Smildſing genannte, eine Grasart, die das edle Korn oft überwuchert.

„Fluren lachen, Wälder ragen,
Saaten ſtehn in goldner Pracht;
Seen und Ströme rauſchen's laut:
Vaterland, ſo hehr, ſo traut!“

Wenn die Nationen, Länder, Städte, Dörfer, ja Häuſer ihre Namen auf die von ihnen herſtammenden Menſchen übertragen haben, warum nicht auch Berge und Thäler, Wälder, Seen und Ströme? Und ſo finden ſich denn auch in Riga Familiennamen, die auf beſtimmt benannte Gebilde der Natur weiſen. Doch ſo häufig uns die hier nicht behandelten allgemeinen topographiſchen Namen, wie Berg und Bergmann, Bach und Beckmann u. ſ. w. begegnen, ſo ſelten finden wir Familiennamen, die ſich auf den Eigennamen eines Berges, eines Baches u. ſ. w. zurückführen laſſen, oder es verbirgt ſich in manchem Familiennamen eines Berges oder Baches Eigenname, der, nur in kleinem Umkreiſe bekannt und gebräuchlich, in Geographiebüchern und Lexiken nicht Platz gefunden. Es iſt das ja wohl auch kaum zum Verwundern: an einem weithin bekannten Berge oder Fluß werden ſchon früh Niederlaſſungen gegründet worden ſein, und ſollte nun für eine daher kommende Perſon ein Zuname gewählt werden, ſo eignete ſich zu einem ſolchen der Name der Ortſchaft mehr, der übrigens oft genug mit dem Namen des Berges, Fluſſes u. ſ. w., an dem ſie lag, übereinſtimmte. Unter den Städten und Dörfern, die wir als Ausgangspunkte von Geſchlechtern kennen gelernt haben, finden ſich ja ſehr viele

ſolche offenbar nach ihrer Lage benannte, wie z. B. Hochberg, Lindenberg und Fuchsberg, Roſenthal und Lilienthal, Grünwald und Roſenwald, Roſenbach und Rahlenbeck, u. ſ. w.

Am zahlreichſten ſind ſcheinbar Flußnamen in unſerem Adreßbuch zu finden. Da ſind ſchon allein 17 ſchwediſche, auf ſtroem auslautende, die alle nach Eigennamen ausſehen, die ich aber geographiſch nicht nachzuweiſen vermag. Aber ganz bekannt ſind folgende: Daugau und Dwinow, „der von der Düna“; Dunajew, „von der Donau“; Leita, „von der Leitha“; Hawell und Spree weiſen auf Preußen, Inn auf Baiern, Bode auf den Harz, Saar auf das Elſaß, Somme auf Frankreich. Das wären die bekannteſten; aber auch folgende Familiennamen Rigas können auf Flüſſe zurückgeführt werden: Adler, Ciron, Dange, Deine, Dille, Gorin, Haaſe, Ihle, Inde, Iſſajew, Kaſik, Kruping, Kupfer, Miſſe, Regge, Sauer, Zorn, Kuman, „von der Kuma“, Isler, „von der Iſel“, Illmann, Iſermann, Itzmann, „von Ill, Iſer und Itz“.

Neben den Flußnamen ſind wohl nur noch Namen von Inſeln und von Bergen zu berückſichtigen, da alles Uebrige ſich ganz vereinzelt findet und dazu noch ſehr unſicher iſt.

An Inſelnamen habe ich gefunden: Pehterholm (vergl. die Peterholmſtraße in Riga), Mohn, Mon, „von der Inſel Mohn“; Nagu, von der finniſchen Inſel Nagu“; Baltrum weiſt auf die Nordſee, Seeland auf Dänemark, aus fernſtem Oſten bietet ſich dar Sachalin, und aus dem Weſten Jamaiker, „von Jamaika“.

Namen von bekannten Bergen finden ſich unter den rigaſchen Familiennamen auch nicht viele, obgleich Riga ungefähr 350 verſchiedene auf berg auslautende Familiennamen aufweiſt. Ich nenne aus Aſien Sinaiſki, „vom Sinai“; aus Tirol Brenner; aus Deutſchland Breitenberg, Breitenſtein, Drachenfels, Heſſelberg, Schwarzberg; aus der Schweiz Hacken und Stachelberg; endlich aus Livland: Kanger, „von den Kangern“, einem Höhenzuge Süd-Livlands und Blauberg. Blauberge giebt es mehrere im Lande; der bekannteſte von dieſen dürfte wohl ſein der infolge ſeiner iſolirten Lage in niederem Moraſtlande trotz geringer abſoluter Höhe weithin ſichtbare und durch den bläulichen Dunſt, in den er ſich hüllt, ſeinen Namen wohl verdienende ſagenumſpielte Blauberg bei Wolmar.

„Gott behüt' vor Klaſſenhaß
Und Raßenhaß und Maſſenhaß
Und derlei Teufelswerken."

Wir ſind am Ziel unſeres geographiſchen Spazierganges. Weit umher hat er uns geführt. Auf einem großen Theil des Erdballes haben wir allenthalben Heimſtätten der Stammväter von Rigenſern gefunden. Der Nordmann, Norrman, Normann, lettiſch Seemel, Semel, ruſſiſch Sewerow, kam von Nord; von Süden her der Sommer, lettiſch Waſſar; der Oſtermann, der Oſt, Oſten und Oſtenheim kam von Morgen; der Weſtermann von Abend. Aus aller Herren Ländern ſind ſie gekommen, und alle ſind ſie Rigenſer geworden, und jeder nennt den andern ſeinen Landsmann. Wenn ſich uns nach Betrachtung der Familiennamen Rigas, die einen Beruf angeben, Riga als ein Staat vorſtellte, eine Polis, in der alle Berufsarten vertreten ſind, ſo erſcheint es uns nach Betrachtung der Ortsfamiliennamen als ein Weltſtaat, eine Kosmopolis, in der Menſchen aller Weltgegenden leben. Und wenn der bei dem modernen Völkerhaß ſchier undenkbar erſcheinende und doch ſicher ſchon ſich bildende, ja ſchon mit Rieſenſchritten ſich nahende Kosmopolitismus, das Weltbürgerthum, da ſein wird, wenn jeder Landsmann ſich in einen Weltmann wird gewandelt haben, und wenn dann jemand, der ſtolz iſt auf die neue, noch nie dageweſene Zeit, zufällig das ganz veraltete Rigaſche Adreßbuch von Kröger durchblättert, ſo wird er verwundert ausrufen: es iſt wirklich alles ſchon dageweſen, ſelbſt unſere erleuchtete kosmopolitiſche Zeit iſt dageweſen, da ſteht es zu leſen: aus aller Herren Ländern ſind ſie zuſammengekommen, und zuſammen in einer Gemeine haben ſie gelebt, denn gern ſind ſie alle in der Dünaſtadt Riga geblieben, der Hauptſtadt von „Bliefland."

Carl Walter.

Politiſche Correſpondenz.

16. (28.) October 1894.

Sie haben, geehrter Herr von Tideböhl, an mich die Aufforderung gerichtet, in Wiederanknüpfung an einen früheren Gebrauch der „Baltiſchen Monatsſchrift“ regelmäßig von Monat zu Monat eine Ueberſicht über die wichtigſten politiſchen Ereigniſſe des Jahres zu geben. Die Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit eines ſolchen Unternehmens iſt unverkennbar und eine ſolche Umſchau hat daher auch von vorn herein im Programm der Baltiſchen Monatsſchrift gelegen. Nach längerer Erwägung und ſorgfältiger Prüfung habe ich es übernommen, dieſe politiſchen Monatsberichte zu ſchreiben. Die Schwierigkeit, welche für die Ausführung des Planes in dem ununterbrochen zuſtrömenden, faſt unüberſehbaren Stoffe liegt, die Nothwendigkeit, das Weſentliche aus der Fülle der Tagesereigniſſe herauszuheben und zuſammenzufaſſen, die Feſthaltung eines beſtimmten und doch nicht einſeitigen politiſchen Standpunkts machen die Ausführung der geſtellten Aufgabe zu einer durchaus nicht leichten. Andrerſeits wird gewiß mancher Leſer dieſer Zeitſchrift das zerſtreute und ihm oft nur lückenhaft bekannt werdende Material der Zeitgeſchichte nicht ungern in gedrängter Zuſammenfaſſung und beſtimmter Beleuchtung in regelmäßigen Zeitabſchnitten an ſich vorüberziehen laſſen. Es kommt bei einer ſolchen politiſchen Monatsumſchau, wenn ſie nicht eine rein und trocken chronologiſche iſt, vor allem auf den Standpunkt des Betrachters an und dieſer ſoll denn auch offen und freimüthig zunächſt dargelegt und entwickelt werden. Es iſt zu dieſem Zwecke nothwendig, einen Rückblick in die Vergangenheit zu thun und die geiſtigen Anſchauungen und politiſchen Richtungen zu vergegenwärtigen, welche in der Entſtehungszeit dieſer Zeitſchrift die herrſchenden waren und auch in ihr zum Ausdruck kamen.

Als vor jetzt gerade fünfunddreißig Jahren die „Baltiſche Monatsſchrift“ von ihren verdienten Begründern in's Leben gerufen wurde, da war es die Abſicht, in ihr einen Sammelplatz und ein Organ für alle die lebhaften Reformbeſtrebungen, für alle liberalen Tendenzen, wie ſie damals alle aufſtrebenden Geiſter bei uns erfüllten und beherrſchten, zu ſchaffen. Die liberalen Ideen, die damals in Europa ſich mächtig erhoben, hatten ihren ſiegreichen Einzug auch in unſere Provinzen gehalten und fanden in den beſten Männern eifrige Anhänger und begeiſterte Verfechter. Der Liberalismus erſchien als die einzige eines freien, gebildeten, unbefangen denkenden Mannes würdige und mögliche politiſche Richtung, conſervativ bedeutete ſoviel wie zurückgeblieben und in engherziger Beſchränktheit verknöchert. Wie hätte das in jenen Tagen auch anders ſein können! In dem großen Reiche, zu dem wir gehören, fanden damals die durchgreifendſten Reformen und Umgeſtaltungen auf allen Gebieten des ſtaatlichen Lebens ſtatt und im weſtlichen Europa erhoben ſich eben jetzt die liberalen Beſtrebungen als die eigentlichen Träger des nationalen Geiſtes bei zwei großen nach politiſcher Einheit ringenden Völkern, in Italien und in Deutſchland, zu gewaltigem Aufſchwung und ſteigender Macht. Das war es ja, was dem Liberalismus der vierziger und fünfziger Jahre ſeine Kraft, ſeine Unbeſiegbarkeit und ſeinen idealen Glanz verlieh, daß er ſich als Träger des nationalen Gedankens, des nationalen Geiſtes fühlte und das auch in Wahrheit war, ſein Unterliegen war auch der Niedergang der patriotiſchen Einheitsbeſtrebung. Liberal und national erſchienen nicht nur, ſondern waren damals identiſche Begriffe und nichts hat den conſervativen Gedanken ſo geſchädigt und ihm ſoviel Abbruch gethan, als die gleichgiltige, ja feindſelige Haltung ſeiner Vertreter gegen alle nationalen Beſtrebungen und Forderungen. Die Begründung des italieniſchen Einheitsſtaates und der Aufſchwung Preußens, die Aufrichtung des deutſchen Reiches haben in beiden Ländern zugleich den liberalen Ideen den Sieg und die Herrſchaft gegeben. Cavour war ſelbſt ein überzeugter Liberaler, er konnte ſich in ſeiner Politik nur auf die Liberalen ſtützen und begründete in Italien die Herrſchaft des Parlamentarismus. Der große deutſche Staatsmann war ſeiner ganzen politiſchen Entwickelung und Staatsauffaſſung nach durchaus ein Conſervativer, aber durch die Lage der Dinge wurde er gezwungen, bei der Begründung des norddeutſchen Bundes ſich in den neuen, Preußen einverleibten Provinzen und in den übrigen deutſchen Staaten ausſchließlich auf die liberalen Elemente, die liberale Partei, weil dieſe allein die nationale

war, zu ſtützen, denn die conſervativen Elemente huldigten faſt ausnahmslos einem der Neugeſtaltung Deutſchlands feindſeligen, engherzigen Particularismus. So ſtark war Ende der ſechsziger Jahre die Macht der liberalen Ideen, daß ſelbſt Napoleon III. ihnen wenigſtens äußerlich nachzugeben ſich gedrungen fühlte und eine ſcheinbar conſtitutionelle Regierung einführte. So hatten die Lehren und Forderungen des Liberalismus in allen Ländern Weſt-Europas die Herrſchaft erlangt und wurden mehr oder weniger vollſtändig in den verſchiedenen Staaten verwirklicht. Darin aber unterſchied ſich Preußen und das deutſche Reich von den übrigen Staaten, daß dort dank der gewaltigen Perſönlichkeit Bismarcks nie das parlamentariſche Syſtem zur Durchführung gelangte. Im Uebrigen wurden in Deutſchland ebenſo wie in dem altconſervativen Oeſterreich die liberalen Forderungen verwirklicht und das innere Leben der Staaten durch eine Reihe umfaſſender Geſetze in liberalem Sinne umgewandelt und geregelt. Alle und jede Beſchränkungen des Einzelnen in wirthſchaftlicher und politiſcher Beziehung wurden beſeitigt, die völlige Gleichheit aller Staatsangehörigen vor dem Geſetz auf's ſtrengſte durchgeführt, der Zugang zu allen Staatsämtern und -ſtellungen ohne Rückſicht auf Religion, Confeſſion und Stand jedem dazu Befähigten geöffnet, ſchrankenlos freie Concurrenz auf allen Gebieten des Lebens proklamirt und dem freien Spiel der Kräfte auf wirthſchaftlichem Gebiete der unbeſchränkteſte Spielraum gewährt. In der Begründung immer neuer Schulen, in der Förderung des Unterrichtsweſens, in der Aufklärung der untern Volksklaſſen und der Verbreitung der Reſultate der neueren Wiſſenſchaft und der modernen Bildung konnte ſich der liberale Zeitgeiſt nicht genug thun. Das Ideal und Vorbild eines wahrhaft liberalen Staatsweſens waren und blieben Belgien und England, ſo grundverſchieden die innere ſtaatliche Entwicklung dieſer beiden Länder auch iſt. Die conſtitutionelle Verfaſſung erſchien als das Heilmittel für alle Bedürfniſſe und Schäden; in den parlamentariſchen Verſammlungen war man überzeugt, die tiefſte politiſche Weisheit und ſtaatsmänniſche Einſicht vereinigt zu finden und in der Leitung der Staaten durch die von liberalem Geiſte erfüllten Parlamente ſah man das letzte Ziel zukünftiger politiſcher Entwickelung. Das Königthum achtete und ehrte der Liberalismus, aber die Perſon des Herrſchers ſah er am liebſten directem Eingreifen in die Staatsverhältniſſe entrückt, wie in eine dichte Wolke gehüllt und die Monarchie hatte für ihn durchweg die Bedeutung einer erblichen Präſidentſchaft. Die Freiheit nach jeder Richtung für den Einzelnen wie im Staatsleben und in ſeinen Inſtitutionen war das Ziel

des Liberalismus, die Freiheit war ſein Leitſtern und in der Beſeitigung der Ueberreſte alten Druckes, der Zerſprengung beengender Feſſeln hat er in der That Großes geleiſtet und bleibende Verdienſte ſich erworben. Aber er iſolierte zugleich den Menſchen und durch ſeine Feindſchaft gegen alle hiſtoriſch überlieferten organiſchen Bildungen beförderte er eine allgemeine Nivellirung, die das Individuelle und Eigenartige nur ungern und ſchwer zur Geltung kommen ließ. Der Grundfehler des Liberalismus war und iſt aber, daß er von abſtracten Theorien, zurechtgemachten Doctrinen und willkürlichen Vorausſetzungen ausgeht und nach dieſen die Dinge und die Menſchen zu geſtalten und zu modeln ſucht, ſtatt aus den Erſcheinungen des wirklichen Lebens die leitenden Geſichtspunkte zu entnehmen. Die Liberalen kennzeichnet ein unverwüſtlicher Optimismus, der ſie an der Richtigkeit ihrer Doctrinen nie irrewerden läßt, auch wenn deren Unrichtigkeit noch ſo evident durch die Erfahrung erwieſen wird. So iſt z. B. einer der Grundgedanken des Liberalismus, daß alle Menſchen von Natur gleich ſind und nur durch Erziehung, Bildung und Lebensſchickſale ſich verſchieden entwickeln; wer aber unbefangenen Auges das Leben betrachtet, dem wird ſich die Wahrheit des Gegentheils, die außerordentliche Verſchiedenheit der Menſchennaturen, auf's Unwiderſprechlichſte aufdrängen. Der eigentliche Träger des Liberalismus iſt ſeit der franzöſiſchen Revolution überall das Bürgerthum; Angehörige des Adels wie des Arbeiterſtandes ſchloſſen ſich ihm an, aber der Mittelſtand war doch weſentlich der Träger der liberalen Ideen. Er verfiel daher allmählich in denſelben Irrthum und dieſelbe Täuſchung, wie die von ihm bekämpften höheren Stände. Hatten einſt Adel und Geiſtlichkeit ſich als die eigentlichen Vertreter des Staates betrachtet, ſo hielt nun das liberale Bürgerthum ſich für das Volk und ſah mit Geringſchätzung auf die niedern Volksklaſſen herab. Auf dem wirthſchaftlichen Gebiete hatte die liberale Geſetzgebung nach dem Grundſatze der freien Concurrenz ſchwere Schädigung der Volkszuſtände zur Folge. Wären alle Menſchen gleich begabt, gewandt, einſichtig und geſchäftskundig, ſo würden ſie ſich im wirthſchaftlichen Kampfe allerdings das Gleichgewicht halten und nur durch eigene Verſchuldung würde der Eine hinter dem Anderen im Erwerbsleben zurückbleiben. Da nun aber in Wirklichkeit ein großer Theil der Menſchen geiſtig weniger befähigt, ſchwächer, ungewandter und geſchäftsunkundiger iſt als der andere, ſo wird er mit Leichtigkeit von ſcrupelloſen, geriebenen, kein Mittel der Uebervortheilung verſchmähenden Individuen rückſichtslos ausgebeutet werden und im Ringen

um die wirthſchaftliche Exiſtenz den Reichern und Stärkern, zumal wenn ſie ſich vereinigen, ſtets unterliegen. So war denn ein beſtändiges Zurückdrängen und Sinken der kleinen ſelbſtſtändigen Exiſtenzen im Volke die nothwendige Folge der Herrſchaft des Liberalismus auf wirthſchaftlichem Gebiete. Und doch beruht gerade auf dem Fortbeſtehen und Gedeihen ſolcher zahlreichen kleinen ſelbſtſtändigen Exiſtenzen ganz beſonders die Geſundheit des Volkslebens. Während Handel und Induſtrie in der Aera des Liberalismus in früher nicht dageweſener, freilich aber vielfach durchaus nicht geſunder Weiſe emporblühten, geriethen Landwirthſchaft und Handwerk in immer ſchwerere Bedrängniß. Ueberall bildeten ſich Actiengeſellſchaften, lockten das kleine Capital zur Betheiligung heran und machten dann nach kurzer Zeit Bankerott oder hielten ſich nur mit Mühe und unter Verluſten aufrecht, wobei die Begründer ſolcher Unternehmungen meiſt rechtzeitig ihren Vortheil wahrgenommen hatten, während die kleinen Leute das Ihrige faſt immer verloren. Man braucht ſich nur die entſetzliche Gründerperiode am Anfange der ſiebziger Jahre zu vergegenwärtigen, um darüber im Klaren zu ſein, wie viel in dieſer Beziehung die liberale Geſetzgebung geſündigt hat. Nimmt man dazu das immer weitere Kreiſe erfaſſende leichtſinnige Börſenſpiel, wobei auf der einen Seite große Reichthümer ohne Mühe und Arbeit raſch gewonnen wurden, während auf der anderen Seite unzählige Exiſtenzen zu Grunde gerichtet und viele geſicherte Vermögensverhältniſſe zerſtört worden ſind, ſo kann man ſich unſchwer vorſtellen, wie zerſetzend und verderblich das alles auf das Volksleben wirken mußte. Es bildete ſich in allen Ländern eine hochmüthige, bildungsloſe, innerlich rohe Plutokratie heraus, die nur *einen* Werthmeſſer für die Menſchen kennt, den Geldbeſitz, und deren ſchwerlaſtender Druck von den unteren Klaſſen, dem Arbeiter und kleinen Gewerbetreibenden um ſo härter und bitterer empfunden wurde, als die Angehörigen dieſer neuen Herrſchaftsklaſſe großentheils einem fremden Volksſtamme angehörten. So verſchärfte ſich der Gegenſatz von Arm und Reich in der unheilvollſten Weiſe und die liberalen Gleichheitstheorien führten zur ſchroffſten Ungleichheit. Eine verhängnißvolle Schwäche des Liberalismus iſt weiter die ihm eigene Ueberſchätzung der intellectuellen Bildung; durch Ausbreitung der Aufklärung, durch Verbreitung von Kenntniſſen glaubt er die Menſchen beſſer und edler zu machen. Wenn irgendwo ein Verbrechen, eine ſchwere Unthat begangen war, hieß es ſtets: das iſt die Folge der Unbildung und erſcholl der Ruf nach Schulen, immer mehr Schulen. Schulen ſind jetzt in Deutſchland, in Frankreich und anderswo

im Ueberfluß vorhanden, auch das kleinſte, abgelegenſte Dorf hat eine, aber die Menſchen ſind nicht beſſer geworden und mitten in den Hauptſtädten, den großen Centren der Bildung, werden von ganz gebildeten Menſchen mit guten Schulkenntniſſen empörende Verbrechen mit einer Kälte und einem Raffinement verübt, die Grauen erwecken. Eine weitere Folge der Ueberſchätzung des Werthes geiſtiger Bildung von Seiten des Liberalismus war das eifrige Bemühen, die geſicherten Reſultate der Wiſſenſchaft, noch häufiger aber die momentan in ihr herrſchenden Hypotheſen und Anſichten populariſirt unter dem Volke zu verbreiten. Die Wirkung ſolcher Bemühungen konnte nur eine Verwirrung und Verkehrung der ungeſchulten und für die ernſten Probleme der Wiſſenſchaften durchaus nicht vorbereiteten Geiſter im Volke ſein, es verbreitete ſich jene widerwärtige und gefährliche Halbbildung oder richtiger Verbildung, die für das Falſche und Verſchrobene ſtets zugänglich iſt, für das einfach Wahre und Schöne aber den Sinn verloren hat. Dieſe Halbbildung der unteren Volksklaſſen macht ſie nur zu empfänglich für die Vorſpiegelungen und Lehren der Prediger einer neuen Geſellſchafts- und Staatsordnung. Für den Werth und die Bedeutung der moraliſchen Kräfte im Menſchen hatte der Liberalismus dagegen wenig Sinn; er unterſchätzte ſtets die Macht des religiöſen Glaubens und alle die edlen und hohen Regungen, welche im Gemüth und Herzen des Menſchen ihren Quell haben. Es hängt das mit ſeiner ſchiefen und falſchen Stellung zur Religion und zur Kirche zuſammen. Der Liberalismus huldigte auf religiöſem Gebiete der Aufklärung und dem Rationalismus; er ſtand der Religion ſtets zweifelnd und kritiſch gegenüber und hegte im Stillen ſtets eine ſtarke Furcht vor kirchlicher Herrſchaft. Im beſten Falle verhielten ſich die Liberalen indifferent gegenüber den religiöſen Fragen. Die Religion erſcheint ihm als eine Privatſache, der Staat hat ſich nicht um ſie zu kümmern und völlige Confeſſionsloſigkeit des Staates war und iſt das Ideal des Liberalismus. Mit allen Angriffen auf das poſitive Chriſtenthum, den Glauben der Kirche, hatte der Liberalismus eine geheime Sympathie, ſeine abſtracte Freiheitsidee ließ ihn darin etwas Verwandtes mit den politiſchen Freiheitsbeſtrebungen ſehen. Wie viele eifrige Liberale haben nicht F. D. Strauß' ruchloſem Buche: „der alte und der neue Glaube“ begeiſterte Zuſtimmung entgegengebracht und grobmaterialiſtiſche Schriften und Anweiſungen gewandter Schriftſteller „das Leben ohne Gott“ einzurichten, fanden weite Verbreitung und wurden beifällig aufgenommen. Noch weiter, populäre Darſtellungen der materialiſtiſchen Weltanſchauung, der Dar-

miniſtiſchen Lehre vom Kampf um's Daſein, Tendenzſchriften aller Art gegen das Chriſtenthum und alle Religion überhaupt gerichtet, wurden dem Volke dargeboten und Alles gethan, um die unteren Schichten der Religion und der Kirche zu entfremden. Natürlich war das nicht immer bewußte Abſicht, es ſollte nur die freie Bildung auch den Maſſen beigebracht werden; der Zweck iſt erreicht worden, die Maſſen haben gelernt und die ihnen dargebotene Speiſe bereitwillig aufgenommen, aber das Reſultat iſt ein völlig anderes als der Liberalismus es ſich gedacht hatte. Der Staat wurde von ihnen als Polizeiſtaat, als Rechtsſtaat, als Nationalſtaat betrachtet und definirt, aber daß er auf religiös ſittlichen Grundlagen ruhen müſſe, das verkannten die Liberalen und davon wollten ſie wenig wiſſen, ſonſt hätten ſie unmöglich den Grundſatz aufſtellen können, der Staat ſolle religionslos ſein. Schon vor mehr als 100 Jahren hat der alte ſcharfblickende Juſtus Moeſer in einer ſeiner trefflichen, heute vergeſſenen und doch noch immer ſo leſenswerthen kleinen Schriften auf's einleuchtendſte gezeigt, daß ein Staat ohne die Grundlage poſitiver Religion nicht beſtehen könne. Es war und iſt eine unbegreifliche Kurzſichtigkeit bei den meiſten Liberalen, daß ſie nicht nur jede lebendige Einwirkung der Kirche auf die Maſſen des Volkes mißtrauiſch anſahen und nach Kräften zu hemmen ſuchten, ſondern auch der Verbreitung der Irreligioſität und Freigeiſterei unter dem Volke gleichmüthig, ja behaglich zuſahen und vielfach ſie ſelbſt forderten, weil dadurch der Einfluß der Kirche und der Geiſtlichkeit auf die unteren Klaſſen geſchwächt und gemindert werde. Das beſitzende liberale Bürgerthum untergrub ſich dadurch in unbegreiflicher Verblendung den Boden unter den Füßen. Der kleine Mann, der Arbeiter und Tagelohner, der den alten frommen Glauben ſeiner Väter bekannte, hatte die Mühſal des Lebens, die Sorgen und den ſchweren Druck ſeiner Exiſtenz in ſtiller Ergebung getragen; in dem Glauben an Gottes Liebe und eine Ausgleichung im ewigen Leben war er zufrieden in ſeiner Dürftigkeit und hatte das Nebeneinanderſtehen von Arm und Reich als in Gottes Weltordnung begründet angeſehen und hingenommen. Gab es aber keinen Gott und keine Ewigkeit, war das Menſchendaſein allein auf das Diesſeits beſchränkt, wie er jetzt immer wieder hörte und las, dann war es eine empörende Ungerechtigkeit, daß er Eine ſchwelgte und praßte, während der Andere mit den Seinigen darbte und hungerte, dann war es Thorheit und Schwäche, wenn die ungeheure Mehrzahl der Menſchen nicht auch an dem Genuß und Behagen dieſes Lebens Theil haben ſollte und die Reichen und Beſitzenden

nicht zur Theilung zwang. Nun fanden die alten, in immer neuen Formen verkündeten Lehren des Communismus bereitwilliges Gehör bei den Maſſen, die Populariſirungen ſcharfſinniger ſocialiſtiſcher Syſteme erlangten immer mehr Eingang bei den Arbeitern und die feurigen Reden ſchlagfertiger und energiſcher Agitatoren, die das Leben der „Enterbten“ in grellem Contraſte dem Luxus, dem brutalen Egoismus und der raffinirten Ausbeutungskunſt der beſitzenden Klaſſen gegenüberſtellten, riſſen die Maſſen mit ſich fort. Gegen den nationalen Liberalismus erhob ſich die internationale, vaterlandsloſe Socialdemokratie. Nicht zum wenigſten hat ihr auch der radikale, fortgeſchrittene Liberalismus die Wege bereitet. Indem er rückſichtsloſe zerſetzende Kritik an allen Inſtitutionen, an aller Autorität im Staate übte, erregte er ein fortwährendes Gefühl der Unzufriedenheit mit allem Beſtehenden und ließ nirgend ein Gefühl der Befriedigung und der Ruhe aufkommen. Wo war jetzt das goldene Zeitalter, das der Liberalismus von der Erfüllung aller ſeiner Forderungen erhofft und in Ausſicht geſtellt hat? Die Entfeſſelung aller Leidenſchaften in dem Menſchen und das Herausbrechen der wilden Inſtinkte in den Maſſen war eingetreten. Die Parlamente, die man ſich als Verſammlungen der Elite des Volkes und als Sitz überlegener Weisheit und Erfahrung gedacht hatte, die das Centrum der nationalen Ideen und der Ausgangspunkt aller nationalen Beſtrebungen ſein ſollten, waren die Tummelplätze heftigen, unverſöhnlichen Parteihaders, fortwährender Intriguen zum Zweck künſtlicher Majoritätsbildungen, der Sammelplatz ehrgeiziger Streber und der Vereinigungspunkt für Machinationen aller Art. Vollends in den Staaten, wo der Parlamentarismus zur Herrſchaft gelangt war, benutzten die Vertreter des Volkes nur zu häufig ihre Stellung zur Erreichung perſönlicher Vortheile und zur Bereicherung auf Koſten des Volkes und des Staates; der Parlamentarismus iſt die Corruption, hat jüngſt jener Italiener treffend geſagt. Das allgemeine Stimmrecht, das einſt die Liberalen ſo nachdrücklich gefordert hatten, wurde jetzt zur gefährlichſten Waffe in den Händen der ſocialiſtiſch gewordenen Maſſen, es wurde für ſie die Handhabe zur politiſchen Vertretung ihrer Tendenzen in den Parlamenten und jede neue Wahlperiode zeigt in erſchreckender Weiſe das Vordringen ſocialiſtiſcher Ideen in der Bevölkerung. Mit derſelben Ausſchließlichkeit und in ebenſo unberechtigter Weiſe, wie früher das Bürgerthum, erklärt jetzt das Arbeiterthum, der vierte Stand, er ſei das Volk, und bekämpft nun mit denſelben Waffen die liberalen bürgerlichen Parteien, mit welchen dieſe einſt die Ariſtokratie und alle

Standesvorrechte bekriegt und beſiegt haben. Auch wo die ſocialiſtiſchen Ideen noch nicht die Herrſchaft über die Maſſen des Volkes gewonnen haben, iſt doch der Zug nach links, ein fortſchreitender und ein immer weiter um ſich greifender Radikalismus, das Kennzeichen der gegenwärtig herrſchenden Zeitſtrömung, ſo in England, in Frankreich, in Norwegen und in Belgien. So iſt denn das Reſultat der bisherigen Entwickelung ein Fortſchreiten vom Liberalismus zum Radikalismus, von dieſem zur Socialdemokratie und von dieſer noch weiter zum Anarchismus. Fürwahr ein düſteres Schauſpiel, das ſich mit entſetzlicher Conſequenz in dem letzten Menſchenalter vollzogen hat. Selbſtverſtändlich iſt es nicht unſre Abſicht, den Liberalismus direkt zum Urheber des Socialismus oder gar des Anarchismus zu machen, das wäre ebenſo ungerecht, wie verkehrt; unſre Meinung geht nur dahin, daß die liberalen Theorien Anknüpfungspunkte für weitgehende, verderbliche Conſequenzen bieten konnten und boten. Ebenſowenig können die einzelnen Liberalen für alle ſchlimmen Wirkungen des Liberalismus angeklagt und verantwortlich gemacht werden, es giebt vielmehr unter ihnen in allen Ländern eine bedeutende Anzahl edler, wohlgeſinnter patriotiſcher Männer, die ſich nur der Conſequenzen ihrer politiſchen und religiöſen Ueberzeugungen nicht bewußt ſind. Wir haben bei unſerer Betrachtung immer nur die liberale Doctrin und ihre praktiſche Verwirklichung im Auge; dies ſei, obgleich ſelbſtverſtändlich, zur Vermeidung von Mißverſtändniſſen ausdrücklich bemerkt.

Die Reaction gegen alle dieſe ſchweren Schädigungen des Volkslebens, gegen die zerſtörenden Tendenzen der herrſchenden Richtungen konnte nicht ausbleiben. Die conſervativen Ideen erhoben ſich erſt ſchüchtern, dann immer ſtärker und nachdrücklicher zum Kampf gegen die unter der Herrſchaft des Liberalismus immer mehr ſich ausbreitenden verneinenden und deſtructiven Mächte der Zeit. Sie haben heute ſchon weite Kreiſe erfaßt und ſind noch immer im Vordringen. Aus der Mitte der Liberalen herauf laſſen ſich heute oft conſervative Aeußerungen vernehmen und Männer, deren ganzes politiſches Leben im Dienſte des Liberalismus geſtanden hat, können ſich der Einſicht in die drohenden Gefahren der Zeit nicht verſchließen und verrathen eine Ahnung davon, woher allein die Hilfe kommen kann. Der greiſe Jules Simon, einſt der eifrige Gegner des napoleoniſchen Kaiſerthums und der aufgeklärte Feind der Kirche, ruft jetzt: Die Gefahr kommt von links, und ſieht in den religionsloſen, halbatheiſtiſchen Schulen Frankreichs Pflanzſtätten des Socialismus und des Anarchismus. Ebenſo

hat jüngſt noch der Miniſter Criſpi, der frühere revolutionäre Radikale und Freund Garibaldis, in einer zu Neapel gehaltenen Rede die Rückkehr zu Gott und die Abwendung vom Materialismus als nothwendig für das Beſtehen des Staates nachdrücklich erklärt. Das giebt einen Hoffnungsſchimmer in dem Dunkel der Zukunft. Gelingt es, die Mehrheit der Völker wieder mit conſervativem Geiſte und Sinne zu erfüllen, dann kann man mit Zuverſicht auf die Beſiegung der furchtbaren zerſtörenden Gewalten, welche die europäiſche Cultur, das ſittliche Leben, Staat und Kirche mit Vernichtung bedrohen, hoffen. Noch ſind in den meiſten Ländern unſeres Welttheils Monarchie und Heer die feſten Pfeiler des Beſtehenden und die ſtarken Schutzwehren gegen die herandrängenden unheimlichen Mächte der Zerſtörung, noch ſtehen zu ihnen überall große Schaaren treuer Vaterlandsfreunde. Aber ohne religiöſe Erneuerung, ohne die Wiederkehr ernſter männlicher Gottesfurcht in die Seelen der Völker, ohne entſchiedene Zuwendung zum Chriſtenthum, zum Glauben der Väter, wird der Sieg in dieſem furchtbarſten und ſchwerſten aller Kampfe nicht errungen werden. Sonſt werden, fürchten wir, am Ende doch alle äußeren Mittel nichts helfen und, wie grade vor einem Jahrhundert die große politiſche Revolution in ihren entſetzlichen Conſequenzen ſich vollzog, ſo würden dann über das alte Europa noch viel furchbarere ſociale Kataſtrophen hereinbrechen.

Wenn wir uns ſo entſchieden, wie wir es gethan, gegen den Liberalismus erklärt haben, ſo iſt es doch keineswegs unſere Meinung, daß er abſolut verwerflich und mit allen Mitteln, wenn es möglich wäre, zu vernichten und auszurotten ſei. Wir bekämpfen auf das Nachdrücklichſte die Herrſchaft des politiſchen und kirchlichen Liberalismus, aber wir ſehen in ihm an und für ſich ein nothwendiges und nutzliches Ferment im Staatsleben, wodurch daſſelbe vor Stagnation und Erſtarrung bewahrt wird, indem er auf vorhandene Schaden hinweiſt, Mißbrauche aufdeckt und nöthige Reformen anregt. Der Liberalismus, deſſen Stärke in der principiellen Betonung der perſönlichen Freiheit liegt, iſt als Correctiv gegen die nur allzu leicht ſich einſchleichende Neigung im Staatsleben, die individuelle Selbſtſtändigkeit zurückzudrängen, unentbehrlich. Reformen anzuregen und vorzubereiten, das iſt Sache des Liberalismus, aber ſie in heilſamer und richtiger Weiſe durchzuführen, das iſt allezeit die Sache conſervativer Politiker geweſen; ſo lehrt alle politiſche Erfahrung und die Geſchichte. Die Baltiſche Monatsſchrift iſt, nachdem ſie während des erſten Jahrzehnts ihres Beſtehens ganz im Dienſte des Liberalismus, wenn auch eines

gemäßigten, geſtanden hat, bald unter veränderten Zeitverhältniſſen zu einer mehr conſervativen Haltung übergegangen, wenn auch noch manche Schwankungen dazwiſchen vorgekommen ſind und ſie vorübergehend ſogar einem extremen Liberalismus gehuldigt hat. Länger als ein Jahrzehnt iſt ſie nun ſchon im conſervativen Sinne geleitet worden und hat ſich immer mehr principiell dieſer Richtung zugewandt. Im conſervativen Geiſt und vom conſervativen Standpunkt aus ſollen fortan auch die Zeitereigniſſe beſprochen und in dieſer Rubrik zuſammengefaßt werden. Wir ſind conſervativ, nicht im excluſiven Sinne einer politiſchen Partei, ſondern im Sinne aller der großen und einſichtigen Männer, welche ſeit einem Jahrhundert von Juſtus Möſer und Edmund Burke bis auf F. J. Stahl und W. H. Riehl gegen liberale Nivellirung und abſtracte Theorien für das Recht des hiſtoriſch Gewordenen, für die Erhaltung alter Sitte und Eigenart, für die Bewahrung der religiös ſittlichen Grundlagen des öffentlichen und privaten Lebens, für die Autorität gegenüber der Majorität in Wort und Schrift eingetreten ſind und für ſie gekämpft haben. Das Erbe der Väter hoch und in Ehren halten, das Volksthum bewahren, in dem chriſtlichen Glauben die feſteſte Kraft in allen Kämpfen und Gefahren ſehen, die Lage der Armen und Geringen zu heben und zu beſſern ſich beſtreben, der Erfahrung des wirklichen Lebens mehr Gewicht beilegen als allen Syſtemen und Theorien, keine Reformen vornehmen, als wenn ſie abſolut nothwendig ſind und ſie dann mit möglichſter Schonung des Beſtehenden durchführen das heißt conſervativ im Geiſte jener Männer und das iſt der Standpunkt, den wir vertreten. Vom Geſichtspunkt der jetzt herrſchenden Parteien wird es bisweilen ſcheinen, als ob wir wie ein Radikaler urtheilten und dächten, wir werden vielleicht manchmal mit der national-liberalen Richtung ſympathiſieren, es iſt möglich, daß wir mitunter auch die beſtehenden conſervativen Parteien zu bekämpfen veranlaßt ſind, das kann bei ſelbſtſtändigem Urtheil und unbefangener Betrachtung der Dinge nicht anders ſein, aber conſervativ im wahren und echten Sinne wird unſer Standpunkt trotzdem doch immer ſein.

—

In **Deutſchland** ſteht die Frage nach den Mitteln zur Abwehr der Umſturzbeſtrebungen und die Polenfrage im Mittelpunkt des allgemeinen Intereſſes. Die Ermordung des Präſidenten Carnot durch den Anarchiſten Caſerio und die mannichfachen Dynamitattentate, ſowie die anarchiſtiſchen Mordthaten in Italien haben überall Entſetzen und Beſorgniß hervorgerufen

vor der immer weiteren Ausbreitung des Anarchismus, dieſes conſequenten Ausläufers der Socialdemokratie. Das furchtbare Anwachſen der Socialdemokratie in Deutſchland mußte alle Einſichtigen mit ſchwerer Sorge für die Zukunft erfüllen und dazu drängen, nach Mitteln zu ſuchen, ihrem gefährlichen Vordringen Schranken zu ſetzen. Muß es nicht Schrecken erregen, wenn man ſich vergegenwärtigt, daß im Jahre 1871 rund 124000, dagegen 1893 rund 1,800,000 ſocialdemokratiſche Stimmen abgegeben worden ſind, d. h. daß die Zahl der ſocialdemokratiſchen Wähler in 22 Jahren ſich faſt um das 15fache vermehrt hat! Dieſe Zahlen müſſen auch auf den Gleichgiltigſten Eindruck machen und reden eine ernſte warnende Sprache. Die officiöſen Preßorgane und Preßagenten des Reichskanzlers Caprivi ſchienen dieſe freilich nicht zu vernehmen, ſie ſprachen von dem Verſiegen der ſocialdemokratiſchen Bewegung, verhöhnten die ängſtlichen Gemüther und prieſen den „Muth der Kaltblütigkeit“ bei dem oberſten Beamten des Reiches, der ſich durch das Anwachſen der Socialdemokratie nicht beunruhigen laſſe. Auch einzelne unabhängige Stimmen, allerdings von Verehrern und Anhängern des neuen Curſes, ſuchten die Gemüther zu beſchwichtigen und die Socialdemokratie als garnicht ſo gefährlich darzuſtellen. Es gehört freilich die ganze Naivität eines deutſchen Profeſſors dazu, um wie Hans Delbrück, zu meinen, die ſocialdemokratiſche Partei halte nur noch in der Theorie ihre revolutionären Ideen aufrecht, praktiſch habe ſie auf alle gewaltſame Durchführung derſelben verzichtet und ſei eine Partei geworden wie die anderen; auch wenn ſie noch weit mehr Wählerſtimmen erlangte und noch einmal ſo viele Sitze im Reichstag gewönne als ſie jetzt einnimmt, würde ſie doch nie in ihm die Majorität haben. Wie wenig nützen doch die Lehren der Vergangenheit! Die Vorgänge der großen franzöſiſchen Revolution, die Gräuel der pariſer Commune von 1871, die wüſten Orgien des Socialismus in Spanien und vor Allem die Attentate vom 16. Mai und 2. Juni 1870 auf Kaiſer Wilhelm ſind ſo bald ſchon völlig vergeſſen. Nichts kann der Socialdemokratie erwünſchter, nichts ihrer Ausbreitung förderlicher ſein, als der gutmüthige, aber auf völliger Verblendung beruhende Verſuch, die breite Kluft, welche ſie von allen anderen Parteien trennt, zu leugnen und als nicht vorhanden darzuſtellen. Es giebt keinen verhängnißvolleren Irrthum als den, die ſocialdemokratiſche Bewegung als den Beſtrebungen der anderen Parteien gleichberechtigt hinzuſtellen. Alle anderen Parteien, auch die radikalſten ſtehen noch immer auf dem Boden des beſtehenden Staates, wollen das Beſtehende

geſetzlich umgeſtalten und verändern; die Socialdemokratie will dagegen den Staat ſelbſt zerſtören und auf den Trümmern aller exiſtirenden Ordnungen ihr communiſtiſches Gemeinweſen aufrichten. Mit ihren abſolut deſtructiven Tendenzen iſt daher kein Friede und kein Ausgleich möglich, mit ihr kann nur ein Kampf auf Leben und Tod geführt werden. Natürlich gilt das nur von der Partei als ſolcher und ihren Leitern und Führern. Tauſende von ihren Anhängern ſind nur irregeleitet und verführt. Seitdem nun Kaiſer Wilhelm II. in ſeiner Königsberger Rede vom 6. September,[1]) in der er der conſervativen Partei eine ſo nachdrückliche Verwarnung ertheilte, alle Wohlgeſinnten und Königstreuen zur Bekämpfung der Umſturzparteien aufgerufen hat, iſt es entſchieden, daß von Seiten der Regierung Maßregeln nach dieſer Richtung vorbereitet werden ſollen. In der öffentlichen Meinung Deutſchlands wie in der Regierung ſelbſt gehen nun aber die Anſichten darüber, welches die geeignetſten Mittel zur Abwehr der Beſtrebungen der Umſturzparteien ſeien, nach zwei Richtungen auseinander. Die Einen halten ein Ausnahmegeſetz, ein Socialiſtengeſetz wie Fürſt Bismarck es 1878 durchgeſetzt hat, mit vielleicht noch verſchärften Repreſſivmaßregeln für das Geeignetſte, die Andern dagegen ſind der Anſicht, es ſei am zweckmäßigſten, ſich auf dem Boden des gemeinen Rechts zu halten und nur die ſtrafrechtlichen Beſtimmungen über das Vereins- und Verſammlungsrecht, ſowie über die Preſſe zu verſchärfen und genauer zu faſſen. Die erſte Anſicht wird, wie es ſcheint, vom preußiſchen Miniſterpräſidenten Grafen Eulenburg, die andere vom Reichskanzler Grafen Caprivi vertreten. Die officiöſen Organe des letzteren wollten von einer gegen den Socialismus gerichteten Vorlage des Kanzlers an den Reichstag durchaus nichts wiſſen und äußerten höhniſch, eine ſolche würde eine Thorheit ſein, da der gegenwärtige Reichstag ſie doch ablehnen würde und man an eine Auflöſung deſſelben nicht denkt. Es iſt kaum zu glauben, wenn es auch leider den Anſchein hat, daß in dieſen officiöſen Auslaſſungen wirklich die Anſchauungen des Reichskanzlers zum Ausdruck kommen. Es wäre unerhört, daß eine pflichtbewußte Regierung ein heilſames und nothwendiges Geſetz nur deshalb der Volksvertretung nicht vorlegte, weil die letztere es wahrſcheinlich nicht annehmen würde. Von ſolchen Erwägungeu kann ſich wohl eine aus einer ſouveränen republikaniſchen Volksvertretung hervorgegangene Staatsleitung leiten laſſen,

[1]) Die Daten ſind hier und im Folgenden immer nach dem neuen Stil gegeben.

nicht aber eine monarchische Regierung. Es würde ja damit im Princip die Unterordnung der Regierung unter das Parlament, mit andern Worten die Herrschaft des Parlamentarismus proklamirt werden. Daran ist aber doch im deutschen Reich nicht zu denken. Jedenfalls müssen im preußischen Staatsministerium die Gegensätze der Ansichten sich sehr lebhaft geltend machen, denn trotz wiederholter langer Sitzungen desselben scheint noch immer keine Einigung erzielt zu sein und Graf Eulenburg wie Graf Caprivi haben dem Kaiser eingehend Vortrag über die Sache gehalten. Es zeigt sich auch bei dieser Gelegenheit wieder, wie unheilvoll die Trennung der obersten Leitung des Reiches von der des preußischen Staates ist und wie sie lähmend und hemmend auf alle Maßregeln der Regierung wirkt. Eins ist klar: mit Repressivmaßregeln allein wird man die socialistische Bewegung nicht zum Stillstand bringen, es gehören dazu auch positive Maßregeln, die Fortführung und Erweiterung der Socialreform, wie sie Fürst Bismarck begonnen hat, und ferner eine klare zielbewußte innere Politik der Regierung. Das Berechtigte in den socialistischen Ideen muß erfaßt und durch den Staat selbst zur Ausführung gebracht werden, wie der Staat schonungslos alle Bestrebungen, seinen Bestand zu erschüttern und zu lockern, niederschlagen muß, so darf eine weise Regierung andrerseits nie vergessen, daß sie die natürliche Beschützerin der Armen und Schwachen im Lande ist.

Außerordentliches Aufsehen hat in Deutschland die am 30. September in Berlin erfolgte Verhaftung von 183 Oberfeuerwerkern der gesammten obersten Klasse der Oberfeuerwerkerschule und ihre Abführung nach der Festung Magdeburg gemacht. Daß die Ausschreitungen gegen Disciplin und Ordnung, welche die jungen Leute sich haben zu Schulden kommen lassen, auf socialdemokratische Einwirkungen, überhaupt auf äußere Einflüsse zurückzuführen seien, ist höchst unwahrscheinlich, selbst wenn wirklich der vereinzelte Ruf: es lebe die Anarchie, erschollen ist; aber ein bedenkliches Symptom der Lockerung militairischer Disciplin bleibt die Thatsache immer, daß die Oberfeuerwerker ihren obersten Chef, als er unter sie trat, umschrien und umtobten, statt sofort seinem Befehl zu gehorchen. Das preußische Kriegsministerium hat daher mit vollem Recht sofort energisch eingegriffen und die Hauptschuldigen wird gewiß strenge Strafe treffen. Sehr zutreffend scheint die bei dieser Gelegenheit mehrfach gemachte Bemerkung zu sein, daß es rathsam wäre, solche militärische Anstalten von Berlin fort an andere Orte zu verlegen, wo sie nicht der, namentlich für junge Leute sehr gefährlichen, berliner Atmosphäre ausgesetzt sind. Bezeichnend für die tief

geſunkene Werthſchätzung der Parlamente iſt es, daß Niemand von ihnen zweckmäßige Vorſchläge und Anträge gegen die Beſtrebungen der Umſturzparteien oder die Anregung zu heilſamen nothwendigen Reformen erwartet, ſondern nur von Regierungen. Ein charakteriſtiſches Zeichen dieſer weit verbreiteten Stimmung iſt die Schrift von E. Rößler: die Socialdemokratie, worin der geiſtreiche Verfaſſer, früher ſelbſt ein eifriger Liberaler, alles Ernſtes den Vorſchlag macht, den Reichstag aufzulöſen, mit dem ſich doch nichts Vernünftiges zu Stande bringen laſſe, die Reichsverfaſſung zeitweilig zu ſuspendiren und durch den Bundesrath die nothwendigen Geſetze berathen und beſchließen und dann vom Kaiſer genehmigen und durchführen zu laſſen. Der Gedanke iſt unausführbar und unmöglich, ſchon allein weil die gegenwärtige Reichsregierung zu ſolchem Wagniß ſich nicht entſchließen würde, am allerwenigſten Graf Caprivi, aber Rößler ſpricht aus, was viele denken; vor 10 Jahren noch wären ſolche Vorſchläge bei einem liberal denkenden Politiker unmöglich geweſen. Die zweite Angelegenheit, welche die Geiſter in Deutſchland und vor allem in Preußen lebhaft beſchäftigt hat und noch beſchäftigt, iſt die Polenfrage und zwar in Bezug auf die Provinz Poſen. Es war ein politiſches Ereigniß, als die Deutſchen aus Poſen am 16. September ihre ſeit längerer Zeit vorbereitete und vielfach von den Beamten der Provinz gehinderte Huldigungsfahrt zum Fürſten Bismarck nach Varzin unternahmen und nun der große Staatsmann ſeine gewaltige Rede gegen die Beſtrebungen der Polen hielt. Sie machte tiefen Eindruck, wie man annehmen muß, ſelbſt auf Kaiſer Wilhelm II., denn deſſen warnende Worte an die Polen in Thorn ſind eine, wenn auch vielleicht unwillkürliche Wirkung der Bismarckſchen Rede. Noch großartiger vielleicht durch die vollkommene Beherrſchung des hiſtoriſchen Materials, die Kraft und Energie des Ausdrucks, die Klarheit und Tiefe der politiſchen Auffaſſung und die meiſterhafte Form war vielleicht die zweite Rede des Fürſten Bismarck an die zu ſeiner Huldigung am 23. September in Varzin erſchienenen Weſtpreußen, die an Schärfe des Angriffs gegen den polniſchen Adel und deſſen Intriguen die erſte noch übertraf; andrerſeits iſt die erſte dadurch bewundernswerth, daß Bismarck ſie in angegriffenem, leidendem Zuſtande hielt. Ihre Wirkung in Poſen war die Gründung eines Vereins zur Förderung des Deutſchthums in der Oſtmark. Daß die Polen über dieſe ſchweren Angriffe ihres alten Gegners aufgebracht ſind, iſt natürlich und Herr v. Koscielski, der eben in Lemberg ſich zu ſehr unvorſichtigen Aeußerungen hatte hinreißen laſſen, verſicherte ebenſo ſeine und des übrigen polniſchen Adels in Poſen Loyalität,

wie der Erzbiſchof Stablewſki ſich entſchieden gegen alle ſeparatiſtiſchen ſtaatsfeindlichen Beſtrebungen verwahrt. Es ſcheint, daß wenigſtens bei einem Theile der Regierung eine Abwendung von der bisherigen polenfreundlichen und zu immer neuen Conceſſionen an die Polen geneigten Politik eingetreten iſt oder wenigſtens ſich anbahnt. Darauf weiſt ein ſehr merkwürdiger, gewiß nicht ohne Fühlung mit Regierungskreiſen veröffentlichter Artikel der Kölniſchen Zeitung gegen die bisherige Haltung der oberſten Verwaltung in Poſen hin. Die Polenfrage iſt in Beziehung auf die Provinz Poſen eine ſchwierige und mannigfache Vorſchläge ſind zu ihrer für den Staat befriedigenden Löſung gemacht worden, — wir werden ein anderes Mal näher darauf eingehen. Die weſentliche Bedeutung der großen Reden Bismarcks liegt darin, daß er das in den letzten Jahren vielfach ſchlaff und matt gewordene nationale Bewußtſein der Deutſchen neubelebt und ihm friſche Impulſe gegeben hat, indem er es zum Handeln aufgerufen und ihm wieder beſtimmte, erreichbare Ziele gewieſen hat. In der Neubelebung der nationalen Idee hat er ſich wieder ganz als der alte große Meiſter gezeigt. Seinem Nachfolger fehlt dieſe Fähigkeit, auf das nationale Gefühl zu wirken, gänzlich und wenn er auch vieles, was er beim Antritt ſeines Amtes in Ausſicht geſtellt, nicht erfüllt hat, in *einem* Punkte hat er ſein Verſprechen vollkommen gehalten: daß die Politik unter ihm langweilig ſein werde. Der ſchwerſte Vorwurf, den man gegen die jetzige Leitung des deutſchen Reiches erheben muß, iſt der, daß ſie eine durchaus ſchwankende Haltung zeigt, ſie iſt nicht conſervativ und auch nicht liberal, wenn auch das letztere mehr als das erſte, und befriedigt eigentlich keine Partei. Daraus erklärt ſich die Zerfahrenheit, Mißſtimmung, Unzufriedenheit und Verdroſſenheit, welche gegenwärtig das öffentliche Leben in Deutſchland kennzeichnet. Man vermißt bei der Regierung Energie und Entſchloſſenheit und die öffentliche Meinung ſucht ſie zu thatkräftigem Handeln zu drängen; ſolange aber Graf Caprivi Reichskanzler iſt, wird in der bisherigen Leitung der Regierung ſicherlich keine Aenderung eintreten. In dem Augenblick, da wir unſere Betrachtung ſchließen, bringt der Telegraph die Nachricht, daß Graf Caprivi ſein Abſchiedsgeſuch dem Kaiſer überreicht, und daß daſſelbe vom Monarchen angenommen worden iſt. Ob mit dieſer höchſt überraſchenden Wendung auch ein Wechſel des bisherigen Syſtems eingetreten iſt, wird ſich bald zeigen.

In **Oeſterreich-Ungarn** liegt der Schwerpunkt der auswärtigen Politik bekanntlich in Ungarn und gelingt es dem Miniſter des Auswärtigen

die Zuſtimmung der transleithaniſchen Delegation für die von ihm befolgte Politik zu erlangen, ſo iſt er ihrer Billigung durch die cisleithaniſche ſo gut wie ſicher. Der gegenwärtige Leiter der auswärtigen Politik Oeſterreichs, Graf Kalnoky, ein rühriger, beſonnener, zielbewußter, erfahrener Diplomat von etwas nüchterner und durchaus nicht genialer Natur, hatte diesmal den Ungarn gegenüber keinen ganz leichten Stand. Der den Führern der Rumänen in Siebenbürgen wegen des im Namen ihres Volkes dem Kaiſer-König übergebenen Memorandums gemachte Proceß und ihre harte Verurtheilung hatten in dem ſtammverwandten Königreich Rumänien eine überaus lebhafte Erregung und heftige Agitation gegen die Gewaltmaßregeln der ungariſchen Regierung hervorgerufen. Die Chauviniſten unter den Magyaren, von denen einige ſich auch im Miniſterium befinden, hatten nun vielfach eine Preſſion auf den Grafen Kalnoky auszuüben geſucht, damit er eine drohende Note nach Bukareſt richten möge. Der Miniſter hatte ſich aber nicht dazu bewegen laſſen, und mußte jetzt ſeine ruhige Haltung in dieſer Angelegenheit vor den Delegationen vertreten. Er entledigte ſich dieſer Aufgabe in einer längeren Auseinanderſetzung, in der er die augenblickliche politiſche Lage Europas und das Verhältniß Oeſterreich-Ungarns zu ſeinen Nachbarſtaaten eingehend darlegte. Jeder Unbefangene mußte die Begründung ſeines Verhaltens Rumänien gegenüber billigen und es gelang ihm denn auch nach einigen nicht ſehr in's Gewicht fallenden Angriffen auf ſeine Politik, die Zuſtimmung der Delegation zu derſelben zu erlangen. Daß der Sturz Stambulows und die veränderte Richtung der Regierung in Bulgarien Oeſterreich unerwartet gekommen iſt und keine Befriedigung gewährt, ſprach Graf Kalnoky ziemlich offen aus. Dem gegenwärtig wieder mehr Rußland ſich zuneigenden Bulgarien gegenüber ſucht Oeſterreich jetzt Serbien mehr an ſich heranzuziehen und es ſcheint ihm das bis zu einem gewiſſen Grade auch gelungen zu ſein; ob auf die Dauer, muß vorläufig dahingeſtellt bleiben. An der Spitze Oeſterreichs ſteht noch immer das Coalitionsminiſterium, es ſprechen aber manche Anzeichen dafür, daß ſeine Stellung nicht mehr ſo feſt iſt, wie vor einigen Monaten. Seine Fortdauer beruht weſentlich auf der Unterſtützung, welche ihm Graf Hohenwart und ſein Club gewähren; entzieht ſich dem Miniſterium dieſe, ſo muß es zuſammenbrechen, da es dann keine Majorität mehr im Reichstage hat. Das iſt eine ſehr prekäre Lage für das Miniſterium, das ohnehin, da es aus Vertretern ſehr verſchiedener Richtungen zuſammengeſetzt iſt, zu einheitlichem energiſchem Handeln wenig

befähigt iſt. Daß die Intereſſen der Deutſchen in Oeſterreich bei dem Uebergewicht, welches die andersſprachigen Volksſtämme und die Polen im Abgeordnetenhauſe haben und bei der Gunſt, deren ſie ſich am Hofe erfreuen, auch jetzt, wo zwei Mitglieder der deutſchen Linken im Miniſterium ſitzen, manche Schädigung erfahren, iſt nur zu erklärlich. Zwar iſt von dem Coalitionsminiſterium der nationale Beſitzſtand der einzelnen Volksſtämme gleich nach ſeiner Conſtituirung garantirt und zugeſichert worden, aber die Deutſchen müſſen die Erfahrung machen, daß ihnen gegenüber dieſe Zuſage nicht eingehalten wird. Es war ein großer Fehler, daß beim Abſchluß der Coalition an die Spitze des ſo wichtigen Unterrichtsminiſteriums nicht ein Deutſcher geſtellt worden, ſondern daſſelbe dem Polen v. Madeyſki übertragen iſt. Dieſer ſorgt wol für die Selbſtändigkeit der Schulverwaltung in Galizien, indem er zugeſtanden hat, daß der miniſterielle Sectionschef für das galiziſche Unterrichtsweſen ſeinen Sitz in Lemberg nimmt, hat aber naturgemäß für die Forderungen der Deutſchen kein lebhaftes Intereſſe. Das zeigt ſich ſo recht in der Frage des neuzugründenden ſlovenischen Gymnaſiums in Cilli in Unter-Steiermark. Die Deutſchen in Oeſterreich wurden plötzlich durch die Kunde überraſcht, daß zu dem angegebenen Zwecke in dem neuen Etat eine Summe angewieſen ſei. Die 7 Slovenen, welche zum Hohenwart-Club gehören, hatten die Forderung eines ſlovenischen Gymnaſiums als ihnen ſchon früher zugeſtanden erhoben. Graf Hohenwart hatte dies Verlangen unterſtützt und Herr von Madeyſki erklärte nun, dies von dem Miniſterium Taaffe gegebene Verſprechen müſſe erfüllt werden, weitere Zugeſtändniſſe ſollten den Slovenen jedoch nicht gemacht werden. So ſoll denn die rein deutſche Stadt Cilli ein ſlovenisches Gymnaſium erhalten und dadurch der vom Miniſterium Taaffe auf's eifrigſte betriebenen Slovenisirung Steiermarks das Siegel aufgedrückt worden. Dieſer Plan erregt nicht nur in den Alpenländern ſondern unter den Deutſchen aller Provinzen Oeſterreichs große Erregung und heftigen Widerſpruch. Wo bleibt in dieſem wichtigen Falle die Garantie des nationalen Beſitzſtandes für die Deutſchen? fragt man. Man iſt deutſcherſeits ſehr gern bereit, den Slovenen 2 oder 3 Gymnaſien zu bewilligen in Gegenden, wo ſie die herrſchende Bevölkerung ſind, nur nicht in der deutſchen Stadt Cilli, welche durch das beabſichtigte Gymnaſium und den dadurch herbeigeführten ſtarken Zuzug von Slovenen bald ihren deutſchen Character verlieren würde. Der Grund, warum Herr v. Madeyſki und die beiden deutſch-liberalen Mitglieder des Miniſteriums ihre Zu-

ſtimmung zu der Forderung der Slovenen gegeben haben, iſt klar: weil ihnen ſonſt Graf Hohenwart und ſein Club ihre Unterſtützung verſagen würden. Wie aber verhält ſich die deutſch-liberale Partei Oeſterreichs, die doch über mehr als 100 Stimmen im Abgeordnetenhauſe verfügt und zahlreiche Anhänger im Lande zählt? Die Beſchlüſſe des böhmiſchen und anderer Parteitage ſind höchſt characteriſtiſch für die Entſchloſſenheit und Kraft dieſer Liberalen in einer ſo wichtigen nationalen Frage. Sie beklagen das Verfahren der Regierung und beſchließen gegen dieſe Etatpoſition einmüthig ſtimmen zu wollen, erklären aber zugleich, daß ſie deswegen aus der Coalition nicht austreten würden. Kann man ſchwächlicher, ungeſchickter, unpolitiſcher verfahren? Wenn die deutſch-liberale Partei ſchon zu dem letzteren ſchwachmüthigen Verhalten entſchloſſen war, ſo durfte ſie es wenigſtens nicht vorher laut proklamiren und dadurch ihrer ablehnenden Abſtimmung von vornherein jeden Werth und jede Bedeutung nehmen. Die Gegner hohnen natürlich über dieſe Schwächlichkeit und naive Taktik der deutſchen Linken, und mit Recht. Die Anhänger der deutſch-nationalen Partei, ohnehin gefährliche Rivalen der Deutſch-Liberalen, ſprechen ſich auf's ſchärfſte über deren Verhalten aus, werfen ihnen Verrath an den nationalen Intereſſen vor und finden lebhafte Zuſtimmung bei der Bevölkerung, die mit der kraftloſen Haltung der deutſchen Linken ſehr unzufrieden iſt. Wenn das Coalitionsminiſterium den Deutſchen Oeſterreichs neue Schädigung zufügt, wozu dann es weiter unterſtützen und nicht lieber die deutſchen Mitglieder zum Rücktritt von der Coalition veranlaſſen? wird vielfach gefragt. Dieſer Etatpunkt wird im Reichstage, der am 16. October wieder zuſammengetreten iſt, ſicherlich Gegenſtand lebhafter Erörterungen werden. Die Verhandlungen des Abgeordnetenhauſes ſind mit einer eingehenden und gediegenen Darlegung der Finanzlage Oeſterreichs durch den Finanzminiſter v. Plener, des früheren langjährigen Führers der deutſch-liberalen Partei, eröffnet worden. Lebhaft beſchäftigt auch die Gemüther in Oeſterreich die Frage der Wahlreform, die Graf Taafe als Trumpf gegen die deutſche Linke ausgeſpielt hatte und deren Durchführung das Coalitionsminiſterium zugeſagt hat. Die Erweiterung des Wahlrechts zu Gunſten der unteren Klaſſen erregt bei dem bisher ziemlich ausſchließlich im Beſitz des Wahlrechts befindlichen Bürgerthum und Adel ſtarke Bedenken, während es andererſeits namentlich von den Arbeitern energiſch gefordert und auf eine Beſchleunigung der vom Miniſterium zu machenden Vorlage heftig gedrungen wird. Die Unzufriedenheit der Demokraten und

Socialisten über das Zögern der Regierung hat vor kurzem schon zu starken Krawallen in Wien geführt. Dem Coalitionsministerium ist in der Wahlreformfrage eine Aufgabe gestellt, die zugleich zur Befriedigung der verschiedenen Parteien und unter Wahrung der Staatsinteressen zu lösen nicht leicht sein wird. Die Deutschen fürchten außerdem bei Einführung des directen Wahlrechts einige Wahlsitze zu verlieren, während die Slovenen, die vom Ministerium besonders begünstigt werden, dadurch eine bedeutende Verstärkung der Zahl ihrer Mitglieder im Abgeordnetenhause zu erlangen hoffen; wahrscheinlich wird ihre Rechnung richtig sein.

Ungarn ist eines der wenigen Länder Europas, wo der Liberalismus in der Regierung wie in der Volksvertretung die Herrschaft hat. Der Justizminister Szilagyi hat dieser Thatsache jüngst in einer zu Preßburg gehaltenen Rede bezeichnenden Ausdruck gegeben, indem er sagte: Der Liberalismus muß jederzeit der Polarstern für jede ungarische Politik sein. Man kann sogar sagen, daß in Ungarn der Parlamentarismus jetzt herrscht, nachdem der Kaiser-König Franz Josef sich in allzu großer Nachgiebigkeit dazu hat nöthigen lassen, die Forderungen des Ministeriums Wekerle zuzugestehen und selbst den ihm persönlich nicht genehmen, vorhin genannten Minister Szilagyi wider Willen beizubehalten. Damit ist für Ungarn im Princip das Uebergewicht des Parlaments, dessen große Majorität hinter dem Ministerium steht, über die Krone entschieden. Mit dem Liberalismus verbindet sich aber in Ungarn ein rücksichtsloser nationaler Chauvinismus, der beständig auf die Magyarisirung der anderen in den Ländern der ungarischen Krone wohnenden Volksstämme hinarbeitet, das erfahren die Deutschen und Slovaken in Ungarn wie die Rumänen und Sachsen in Siebenbürgen zur Genüge. Beiden Tendenzen sind auch die kirchenpolitischen Gesetzesvorlagen des Ministeriums Wekerle, die seit Monaten das ungarische Parlament beschäftigen und das Land in Bewegung setzen, entsprungen. Drei dieser kirchenpolitischen Reformgesetze, über die Einführung der Civilehe, über die Führung der Civilstandsregister durch den Staat und die religiöse Erziehung der verwaisten Kinder, sind am 10. October nach heftigen Kämpfen vom Magnatenhause mit geringer Stimmenmehrheit angenommen worden, dagegen sind die Gesetzvorlagen über die Confessionslosigkeit, d. h. völlige Religionsfreiheit und über die Gleichstellung der Juden abgelehnt worden. Das Ministerium will auch diese beiden Gesetze, nachdem ihnen das Abgeordnetenhaus abermals zugestimmt hat, von neuem dem Magnatenhause vorlegen und es wird sich

dann zeigen, ob dieſes der ihm gegenüber ausgeübten Preſſion aller Art feſt bleiben wird. Ein wirkliches Bedürfniß für dieſe beiden Geſetze liegt durchaus nicht vor, ſie entſtammen blos der liberalen Doctrin und wollen außerdem der Regierung die unbedingte Unterſtützung des Judenthums ſichern, das auf die finanziellen Verhältniſſe Ungarns großen Einfluß ausübt. Es iſt eine nicht unbegründete Beſorgniß, daß durch die ſchon genehmigten kirchenpolitiſchen Geſetze, noch mehr aber durch das in Ausſicht ſtehende über die Confeſſionsloſigkeit die evangeliſche Kirche in Ungarn ſchwer geſchädigt werden wird, da ihre meiſt ſehr armen Anhänger unter den Deutſchen und namentlich den Slovaken wahrſcheinlich, um den kirchlichen Abgaben, die ſie für den Unterhalt der Geiſtlichen zahlen müſſen, zu entgehen, ſich für confeſſionslos erklären oder wenigſtens von jeder pekuniären Verpflichtung ihrer Kirche gegenüber losſagen würden. Die Mißſtimmung und Erregung unter den Rumänen in Siebenbürgen wegen des rückſichtsloſen Vorgehens der ungariſchen Regierung gegen ihre Führer und deren Verurtheilung zu ſchwerem Kerker zu beſchwichtigen, iſt dem Miniſterium nicht gelungen und unter den Sachſen bildet ſich eine jüngere Partei, die unzufrieden mit den fortdauernden Magyariſirungsbeſtrebungen die regierungsfreundliche Haltung der gegenwärtigen ſächſiſchen Vertreter im Abgeordnetenhauſe mißbilligt. Eine ehrliche und genaue Beobachtung des Nationalitätengeſetzes von 1868, das, wie mangelhaft es auch im Einzelnen iſt, doch im Weſentlichen den Beſchwerden der nichtmagyariſchen Volksſtämme Abhilfe gewährt, ſcheint keine ungariſche Regierung als ihre Pflicht zu betrachten und die Magyariſirungsmaßregeln nehmen ununterbrochen ihren Fortgang.

England befindet ſich gegenwärtig in ſehr unbehaglicher Lage. Die Tage, in denen es auf die Verhältniſſe Europas entſcheidenden Einfluß ausübte, ſind lange vorüber und ſeine Weltſtellung iſt an mehr als einem Punkte gefährdet. Lord Roſebery, von deſſen Premierſchaft man ſich einen neuen Aufſchwung der engliſchen Politik nach Außen hin verſprach, hat dieſen Erwartungen bis jetzt äußerſt wenig entſprochen. Englands Iſolirtheit unter den Mächten Europas iſt größer denn je und in der auswärtigen Politik hat es eine Schlappe nach der anderen erlitten. Zu dem alten Antagonismus gegen Rußland iſt jetzt noch der Gegenſatz zu Frankreich gekommen. Rußland hat kürzlich in der Pamirfrage den Sieg über England davongetragen. In Siam hat Frankreich den engliſchen Einfluß ganz zurückgedrängt und alle Verſuche Englands, die franzöſiſche Regierung

zur Anerkennung einer Grenzlinie für die beiderſeitigen Einflußſphären zu bewegen, ſind erfolglos geblieben. Auch in Madagaskar hat England ſich vergeblich bemüht, Frankreich entgegenzutreten. Der mit dem Congoſtaat im Geheimen abgeſchloſſene, Englands Machtſphäre in Afrika ausdehnende, Vertrag iſt durch den Widerſpruch Deutſchlands und wieder Frankreichs ziemlich werthlos geworden. Die empfindlichſte Niederlage aber hat ſich England mit ſeiner an die übrigen Großmächte gerichteten Aufforderung, in den Krieg zwiſchen Japan und China vermittelnd einzugreifen, zugezogen. Der Vorſchlag iſt von allen Mächten abgelehnt worden und das diplomatiſche Vorgehen Englands hat ſomit gar keinen Erfolg gehabt; nur eine äußerſt ungeſchickt geleitete Politik konnte ſo vorgehen, wie es geſchehen und zu einem ſolchen, das Anſehen Englands ſchwer ſchädigenden, Ausgang führen. Die Engländer empfinden das ſelbſt und es äußert ſich vielfach Mißſtimmung gegen Lord Roſebery. Zwiſchen Frankreich und England hat ſich in Folge der mehrfachen Zuſammenſtöße und Gegenwirkungen eine ſehr feindſelige Stimmung gebildet, die namentlich bei den Franzoſen zu ſehr lebhaftem Ausdruck kommt. Zu kriegeriſchen Verwicklungen zwiſchen beiden Ländern wird es trotzdem gewiß nicht kommen, aber Englands Einfluß in Europa iſt durch dieſe Stellung Frankreichs nicht wenig gelähmt. Großbrittannien möchte nun gern Deutſchland zum Vorkämpfer für ſeine Intereſſen in Europa gewinnen, doch wird ihm das ſchwerlich gelingen, wieviel Freundlichkeit ihm die gegenwärtige Leitung des deutſchen Reiches auch erweiſt. Italien iſt die einzige Großmacht, mit der England in Folge beiderſeitigen Intereſſes in wirklich freundlichem Einvernehmen ſteht. Sollte der Tod des Emirs von Afghaniſtan in nächſter Zeit erfolgen, ſo würden für Englands Machtſtellung in Aſien ſehr ſchwierige Verhältniſſe und ernſte Gefahren erwachſen; ob Lord Roſebery der Mann wäre, ihnen zu begegnen, muß man nach ſeinen bisherigen Leiſtungen billig bezweifeln. In der inneren Politik beſchäftigen die Homerule-Fragen und die Angriffe auf das Haus der Lords noch immer das öffentliche Intereſſe. Wichtiger als beides iſt aber ein Vorgang, der das mächtige Vordringen des Socialismus auch in England auf's evidenteſte beweiſt, der Uebergang der Gewerkvereine, der Trades Unions, in das ſocialiſtiſche Lager. Wie oft hat man nicht ſeit V. A. Huber die Trades Unions als die ſicherſte Schutzwehr gegen die Ausbreitung ſocialiſtiſcher und communiſtiſcher Beſtrebungen geprieſen und geſchildert und zur Nachbildung empfohlen, den in ihnen herrſchenden geſunden Sinn

gerühmt und ſie als rechten Beweis des in England auch in den Arbeiterkreiſen lebendigen common sense betrachtet! Schon längſt erhielt man ab und zu Kunde, daß auch ſie von der ſocialiſtiſchen Zeitſtrömung nicht unberührt geblieben ſeien, dennoch mußten die Vorgänge auf dem zu Norwich am 2. bis 8. September abgehaltenen Congreß der Gewerkvereine das größte Aufſehen erregen. Die große Mehrheit der dort erſchienenen 380 Deputirten wählte zwei entſchiedene Socialiſten zum Präſidenten und Secretär und beſchloß dann die Verſtaatlichung alles Grund und Bodens, der Fabriken, den Achtſtundentag, kurz alle Hauptforderungen des Socialismus eignete ſich die Verſammlung an und beſchloß Petitionen entſprechenden Inhalts an das Parlament zu richten. Daß noch eine ſtarke Minderheit in den Gewerkvereinen vorhanden iſt, die gegen dieſe Beſchlüſſe proteſtirt, iſt gewiß, aber der Sieg der ſocialiſtiſchen Ideen in den Trades Unions iſt doch eine Thatſache, die tief greifende Folgen haben wird. Auch England wird der ſocialen Frage jetzt ſeine Aufmerkſamkeit zuwenden müſſen und in einer vor kurzem gehaltenen Rede hat der Führer der liberalen Unioniſten im Parlament, J. Chamberlain, bereits erklärt, daß die Altersverſorgung der Arbeiter in's Auge zu faſſen ſei.

In **Belgien** hat ſich ſoeben ein höchſt bemerkenswerther und außerordentlicher Umſchwung in der Zuſammenſetzung der Volksvertretung vollzogen. Belgien war und iſt zum Theil noch in den Augen der Liberalen das Muſterland, die belgiſche Verfaſſung galt als das Ideal des echten und wahren Conſtitutionalismus, in ihr ſah man das Gleichgewicht der drei geſetzgeberiſchen Factoren auf unübertreffliche Weiſe feſtgeſtellt und geregelt. Daß in den letzten Decennien mehrmals die klericale Partei das Uebergewicht bei den Wahlen erlangte, ließ doch keinen Zweifel an der Vortrefflichkeit der belgiſchen Zuſtände aufkommen, zumal da die Liberalen doch auch wieder ans Staatsruder kamen. Durch den ziemlich hohen Wahlcenſus beſtand die belgiſche Volksvertretung größtentheils aus Angehörigen des wohlhabenden Bürgerthums, reichen Fabrikanten, Advokaten, Induſtriellen, und einer Anzahl Groß- und Kleingrundbeſitzer. Die Unzufriedenheit der unteren Claſſen mit dem ſie völlig ausſchließenden Wahlſyſtem führte zu wiederholten heftigen Unruhen, Straßendemonſtrationen und gefährlichen Arbeiterkrawallen in verſchiedenen Städten, zuletzt in Brüſſel ſelbſt. Dadurch wurde die letzte Abgeordnetenkammer, in der die Klericalen die Mehrheit hatten, beſtimmt, dem Drängen des Volkes nachzugeben; ſie beſchloß die Einführung des allgemeinen directen Stimmrechts für die nächſten Wahlen,

modificierte es aber etwas durch das Pluralſyſtem. Darnach iſt jeder 25 Jahr alte, wenigſtens ein Jahr in der Gemeinde lebende Belgier ſtimmberechtigt, die Zahlung einer beſtimmten Staatsſteuer und ein gewiſſer Beſitz berechtigen den Wähler aber zwei Stimmen, höhere Bildung ſogar drei Stimmen abzugeben, auf dieſe Weiſe hoffte man dem Eindringen der Arbeiter in die Kammer Schranken zu ſetzen. Die Abſtimmung iſt geheim und für die Wähler obligatoriſch, der ohne Grund Fehlende wird beſtraft. Die Liberalen ſahen nicht ohne Bangen dem Wahltage entgegen, zumal da zwiſchen den Gemäßigten und Radicalen großer Zwieſpalt herrſchte, und fürchteten einige Sitze zu verlieren. Am 14. October haben nun die Wahlen in allen Gemeinden des Landes ſtattgefunden und ein höchſt überraſchendes Reſultat ergeben. Der Liberalismus hat eine furchtbare Niederlage erlitten und die liberale Partei in der Kammer iſt ſo gut wie vernichtet, die ſoeben beendeten Stichwahlen, auf welche die Liberalen noch einige Hoffnung ſetzten, haben das frühere Reſultat nur beſtätigt. Die große liberale Partei iſt jetzt in dem Abgeordnetenhauſe auf eine kleine einflußloſe Fraction von 16 Deputirten reducirt, von denen noch dazu die Mehrzahl der radicalen Richtung angehört. Keiner der hervorragenden Männer der Partei iſt gewählt, der langjährige hochangeſehene Führer der Liberalen, Frère Orban, iſt ebenſo durchgefallen wie der frühere kluge und gewandte Miniſter Bara. Dagegen haben die Klericalen ihre Stellung nicht nur behauptet, ſondern noch einen kleinen Zuwachs von Vertretern erhalten; ſie zählen jetzt 104 Abgeordnete und haben die abſolute Majorität in der Kammer, aus ihrer Mitte wird alſo auch die Regierung gebildet werden. Unerwartet groß ſind die Wahlerfolge der Socialiſten, die 33 Anhänger ihrer Partei in die Kammer ſenden, darunter ihre bedeutendſten Führer, den ſchlauen Anſeele und den wild-revolutionären Defuſſeaux. Daß den Socialiſten gleich bei der erſten Wahl nach dem neuen Wahlgeſetz eine ſo große Zahl ihrer Genoſſen durchzubringen gelungen iſt, zeigt auf's deutlichſte, wie vollſtändig die Arbeitermaſſen vom Socialismus beherrſcht werden und eröffnet ſehr bedenkliche Perſpectiven für die Zukunft. Es iſt zu beſorgen, daß die Socialiſten bei der nächſten Wahl noch mehr Sitze in der Kammer gewinnen werden, ja die Möglichkeit iſt nicht ausgeſchloſſen, daß ſie künftig einmal den Klericalen an Stimmenzahl gleichkommen oder gar die Mehrheit erlangen. Dann erſt wird die belgiſche Verfaſſung ihre Feuerprobe zu beſtehen haben, und es wird ſich dann auch erweiſen, ob das Königthum der Coburger, deſſen Verhältniß zum belgiſchen Volke einer

Vernunftehe gleicht, die Kraft haben wird den anſtürmenden republikaniſchen Tendenzen Widerſtand zu leiſten. Eine ſehr lehrreiche Beobachtung drängt ſich bei der Betrachtung des jetzigen Wahlreſultats dem Zuſchauer auf: die Parteien ſcheiden ſich nach den Nationalitäten, alle vlämiſchen Provinzen haben klerical, die wallonischen liberal und ſocialiſtiſch gewählt. Die Vlämen, deren berechtigte Forderungen von den franzöſiſchen Liberalen ſtets unbeachtet geblieben ſind, haben dieſen jetzt eine nachdrückliche Lehre gegeben. Jetzt wird ihr altes Verlangen, in der Schule, vor Gericht und in der Verwaltung ihnen den Gebrauch der deutſchen Mutterſprache zu gewähren, wohl endlich durchdringen. Die Liberalen, die zuerſt von dem Ausgang der Wahl wie zerſchmettert waren, erholen ſich allmählich von ihrer Beſtürzung und ſuchen nach den Urſachen ihres völligen Unterliegens. Ihr Zorn wendet ſich hauptſächlich gegen die Klericalen, ja einige von ihnen haben ſich bei den Stichwahlen ſogar zu dem unverantwortlichen Schritt hinreißen laſſen, ein Bündniß mit den Socialiſten gegen die Klericalen einzugehen. Doch laſſen ſich auch einſichtige Stimmen vernehmen, welche die Schuld an dem Sieg der Socialiſten in den Induſtriebezirken den Liberalen ſelbſt zuſchreiben und deren große Verſäumniſſe den arbeitenden Claſſen gegenüber offen anerkennen. In der That iſt die Lage der Arbeiter in Belgien ſo ſchlecht und gedrückt wie kaum in einem andern Lande; die großen Fabrikherrn beuten die Kräfte der Arbeiter aufs rückſichtsloſeſte aus, kümmern ſich aber um das Ergehen derſelben weiter garnicht und überlaſſen ſie, wenn ihre Kräfte verbraucht ſind, ihrem Schickſal. In dieſen Verhältniſſen wird jetzt wohl eine Veränderung eintreten und auch in Belgien wird nun ernſtlich eine Arbeiterſchutzgeſetzgebung in Angriff genommen werden müſſen. Die Klericalen haben jetzt vorausſichtlich für längere Zeit die Herrſchaft in Belgien; möchten ſie dieſelbe zur Durchführung wahrhaft conſervativer Reformgeſetze benutzen und nicht eine lebensunfähige Reactionspolitik betreiben, ſie nicht im Intereſſe eines intoleranten kirchlichen Fanatismus verwenden.

Da wir den uns von der Redaction zugemeſſenen Raum ſchon ſtark überſchritten haben, ſo verſparen wir die Beſprechung der übrigen europäiſchen Staaten ſowie des zwiſchen Japan und China geführten Krieges für die nächſte politiſche Correſpondenz. r.

Literariſches.

Heinrich Heine als deutſcher Lyriker, eine litterariſche Reverenz von Jeannot Emil Freiherrn v. Grotthuß. (Heft 141 der „Zeitfragen des chriſtlichen Volkslebens", Stuttgart, Chr. Belſer).

Die Heine Frage ſteht ſeit einiger Zeit hier in Deutſchland wieder im Vordergrunde oder vielmehr die Heine-Denkmal-Frage Jedoch handelt es ſich dabei, namentlich in der Preſſe, wie Grotthuß richtig bemerkt, keineswegs um den Dichter, ſondern lediglich um ſeine Nationalität oder Race Die Frage, ob der Dichter Heine eines ſolchen Denkmals würdig ſei, iſt nur ganz vereinzelt, ganz beiläufig unterſucht worden Gerade dieſer Frage iſt aber die obengenannte, trefflich geſchriebene Broſchüre des Freiherrn v Grotthuß gewidmet Frei von allen nationalen und confeſſionellen Vorurtheilen, einzig und allein vom kritiſch-äſthetiſchen Standpunkte aus unterſucht er das Weſen und den Werth der Heineſchen Lyrik und kommt ſchließlich zu der Anſicht, „daß die Bedeutung Heinrich Heines als Lyriker in maßloſer Weiſe überſchätzt worden iſt und noch immer überſchätzt wird, daß ihm in keinem Falle der Ehrenplatz als größter deutſcher Lyriker neben Göthe gebührt, daß ſein Einfluß auf die geſammte ſpätere Lyrik ein unheilvoller und verwüſtender iſt, und daß man entweder das deutſche Volkslied oder Heinrich Heine völlig verkennen muß, wenn man zwiſchen beiden mehr als eine nur oberflächliche formale Aehnlichkeit finden will" Er weiſt nach, daß Heine die Natur niemals ungeſchminkt und in ihrer erhabenen Einfachheit und Urſprünglichkeit auf ſich wirken läßt, ſondern ihr nur durch orientaliſche Symbolik und Allegorie, nur durch Uebertragung in's Märchenhafte die poetiſche Seite abzugewinnen vermag . . „Die lachende Lenzflur mit ihren Blumen und Bäumen, mit Roſen, Lilien und Nachtigallen, iſt als ſolche völlig werthlos für ihn. Sie verwandelt ſich bei ihm ſofort in einen orientaliſchen Zaubergarten, in dem die Blumen uns mit menſchlichen Geſichtern anſchauen, menſchlich zu uns reden, kurz allegoriſche und ſymboliſche Bedeutung gewinnen" Wie anders Göthe, für den die Natur kein Märchen aus Tauſendundeinenacht, ſondern wahre, volle, ganze Natur iſt, in der ſich ſein wirkliches Gefühl auflöſt, mit deren Stimmung die Stimmung ſeines eignen Herzens zuſammenfließt! . . . „Heine erdichtet Gefühle und Empfindungen, Göthe fühlt und empfindet Gedichte." Aber das Spielen mit Symbolen, Bildern, Gefühlen iſt bei Heine nicht einmal eigenartig und mannigfaltig genug, es erſtarrt ſchließlich, was uns Grotthuß an einer ganzen Reihe von Beiſpielen zeigt, zur todten, conventionellen Phraſe Die Analyſen, welche er von mehreren Gedichten und Gedichtbruchſtücken giebt, ſind höchſt intereſſant Die Aehnlichkeit Heineſcher Lyrik mit dem Volksliede iſt, wie geſagt, eine rein formale, hin und wieder trifft er wohl den Ton, nicht aber die Seele Seine Vorliebe für die Pointe, mit welch' letzterer weder das Volkslied noch die reine Kunſtlyrik etwas zu ſchaffen haben, ſeine geſuchten und manierirten Metaphern, ſeine theils anempfundene, theils als Mittel, um zu ironiſiren, zur Schau getragene Sentimentalität, all' dieſe unwahren und unnatürlichen, aber für Heine charakteriſtiſchen Eigenſchaften ſeiner Lyrik ſchließen ſie aus dem Gebiete des Volksliedes, welches nach den Worten Vilmars tiefes Bedürfniß des menſchlichen Geiſtes (wie alle wahre Kunſt) nicht Spiel der Willkür iſt, für immer

aus. Auch dieſe Thatſache beweiſt Grotthuß an Beiſpielen, u. A. auch an der vielgerühmten „Loreley“, und ſtellt den Heineſchen would-be-Volksliedern zwei echte alte Volksgeſänge gegenüber. Wenn er an einer Stelle ſagt „durch Heinrich Heine iſt ein falſcher Ton in unſere Literatur, insbeſondere unſere Lyrik gekommen“ — und an einer andern — „wir haben geſehen, daß Heines „Verdienſt“ hauptſächlich darin beſteht, unſere ganze Lyrik für lange Jahrzehnte in eine ungeſunde falſche Bahn gedrängt zu haben“ — ſo glaube ich, daß kein wirklicher Kunſtfreund oder Künſtler dem widerſprechen wird. Selbſt wer in Heine unentwegt einen großen Lyriker ſieht, muß ſich ſagen, daß die Heine-Nachahmung, das „Heineſiren“ in der deutſchen Litteratur bis heute nur ſchädlich hat wirken können. Im Uebrigen leugnet Grotthuß gewiſſe Vorzüge Heines keineswegs; er läßt ihn gelten als Satiriker, er erkennt in ihm „einen der witzigſten und geiſtreichſten Köpfe, dazu einen der beſten Stiliſten, die je in Deutſchland gelebt haben“ an; aber den großen Lyriker, ja den größten deutſchen Lyriker nach Göthe, kann er in ihm nicht ſehen. Das kleine aus tiefſtem Ernſt und ſtellenweiſe mit herzerquickendem Humor geſchriebene Büchlein wird ſich viele Feinde erwerben in dieſer Zeit eines undeutſchen Liberalismus. Nun, das „Götzenaushorchen“ (um mit Nietzſche zu reden) iſt meiſt ein undankbares Geſchäft, für den Wahrheitsſucher aber unentbehrlich und für den Wahrheitsfreund hoch erfreulich.

* * *

Noch ein anderes Buch aus baltiſcher Feder liegt auf meinem Schreibtiſch, ein liebes, den in der Fremde Weilenden beſonders angenehm und zugleich doch wehmüthig ſtimmendes Buch, das ich merkwürdiger Weiſe noch in keinem baltiſchen Blatt erwähnt gefunden habe. Freilich liegt ſeine Bedeutung mehr im Auslande als im Inlande. Wer noch feſt in der alten Heimath ſitzt, bedarf einer Anthologie dieſer Art weniger als der in „kalter Fremde“ Weilende. Das im Verlage von Sterns litterariſchem Bulletin der Schweiz erſchienene Sammelwerk trägt den Titel: „Die baltiſchen Lande in Liedern ihrer Dichter“, herausgegeben von Heinrich Johannſon, einem ſeit Jahren in der Krim lebenden Livländer, und iſt äußerlich wunderhübſch ausgeſtattet. Aber auch der Inhalt iſt, zum größten Theile wenigſtens, ein durchaus erfreulicher. Im Gegenſatze zu dem umfaſſenden, auf litterariſch-kritiſcher Grundlage feſt und und ſicher ruhenden „Baltiſchen Dichterbuch“ des Freiherrn v. Grotthuß, enthält die vorliegende Sammlung nur ſolche Gedichte, die, dem regen Heimathsgefühl des Herausgebers entſprechend, von Heimathliebe ſingen, heimathliche Natur ſchildern und heimathliche Stimmungen wiedergeben. Durch dieſen ferner durchaus eigenartigen Charakter wird das Büchlein gerade den Heimath-Fernen beſonders lieb. Die beſten Namen: Adolphi, von Andrejanoff, Eckardt, v. Grotthuß, Mickwitz, v. Stern, Vater und Sohn, ſind darin vertreten.

Berlin. L. F.

Allerhöchſtes Manifeſt.

Von Gottes Gnaden

Wir Nikolai der Zweite,

Kaiſer und Selbſtherrſcher aller Reuſſen, König von Polen,
Großfürſt von Finnland u. ſ. w. u. ſ. w. u. ſ. w.

thun allen Unſeren getreuen Unterthanen kund:

Es hat Gott dem Allmächtigen in ſeinen unerforſchlichen Rathſchlüſſen gefallen, dem theuren Leben Unſeres heiß geliebten Vaters, Unſeres Herrn und Kaiſers Alexander Alexandrowitſch ein Ziel zu ſetzen. Die ſchwere Krankheit wich weder der ärztlichen Kunſt, noch dem heilſamen Klima der Krim, und am 20. October iſt Er in Livadia, umgeben von den Gliedern Seiner Kaiſerlichen Familie entſchlafen in den Armen Ihrer Majeſtät der Kaiſerin und den Unſrigen.

Unſerem Schmerz iſt in Worten nicht Ausdruck zu verleihen, doch wird ihn jedes ruſſiſche Herz erfaſſen und Wir ſind des Glaubens, daß es keinen Ort in Unſerem weiten Reiche geben wird, wo nicht heiße Thränen fließen werden um den Kaiſer, der vorzeitig in die Ewigkeit heimgegangen iſt und Sein angeſtammtes Land verlaſſen hat, das Er mit der ganzen Kraft Seiner ruſſiſchen Seele geliebt und auf deſſen Wohl Er alle Seine Gedanken gerichtet, ohne Seiner Geſundheit noch auch Seines Lebens zu ſchonen. Und nicht allein in Rußland, ſondern weit über deſſen Grenzen hinaus wird man nie aufhören das Andenken des Zaren zu ehren, welcher die Verkörperung der unerſchütterlichen Wahrheit und des Friedens war, der unter Seiner Regierung nicht ein einziges Mal verletzt worden iſt.

Doch geheiligt ſei der Wille des Allerhöchſten und ſtärken möge Uns der unerſchütterliche Glaube an die Allweisheit der Himmliſchen

Vorſehung; möge Uns die Erkenntniß tröſten, daß Unſer Leid — das Leid Unſeres geſammten viel geliebten Volkes iſt, welches nicht vergeſſen möge, daß die Kraft und Stärke des heiligen Rußland beruht in ſeiner Einigung mit Uns und in ſeiner unbegrenzten Ergebenheit für Uns. Wir aber gedenken in dieſer traurigen, jedoch feierlichen Stunde der Beſteigung des Uns angeſtammten Thrones des Ruſſiſchen Reiches und des von demſelben unzertrennlichen Zarthums Polen und Großfürſtenthums Finnland des Vermächtniſſes Unſeres entſchlafenen Vaters und durchdrungen von demſelben legen Wir vor dem Angeſicht des Allerhöchſten das heilige Gelöbniß ab, allzeit und einzig zum Ziele zu haben das friedliche Gedeihen, die Macht und den Ruhm des theuren Rußland und die Geſtaltung des Glücks aller Unſerer getreuen Unterthanen.

Gott der Allmächtige, Er, deſſen Wille Uns zu dieſem hohen Dienſt berufen, möge Uns beiſtehen. Zum Throne des Allbeherrſchers inbrünſtige Gebete emporſendend um die Ruhe der reinen Seele Unſeres unvergeßlichen Vaters, befehlen Wir allen Unſeren Unterthanen den Eid der Treue zu leiſten Uns und Unſerem Thronerben, Seiner Kaiſerlichen Hoheit dem Großfürſten Georg Alexandrowitſch, der Thronerbe zu ſein und den Titel Cäſarewitſch Thronfolger zu führen hat bis Gottes Wille Unſere bevorſtehende Vermählung mit der Prinzeſſin Alice von Heſſen-Darmſtadt durch die Geburt eines Sohnes ſegnen wird.

Gegeben zu Livadia den 20. October, im Jahre nach Chriſti Geburt Eintauſend achthundert vierundneunzig, Unſerer Regierung im erſten.

Das Original iſt von Seiner Kaiſerlichen Majeſtät Höchſteigenhändig unterzeichnet

„Nikolai“.

Corrigenda:

In dem Artikel: „Shakespeare's Märchendramen."
S. 570 Z. 8 v. u. l. der gute Menſch ſtatt der rechte Menſch.
In dem Artikel: „Ein neues Buch von Victor Hehn."
S. 583 Z. 17 v. o. l. Kritiken ſtatt Kritikern.
„ 583 „ 24 „ o. „ Dem ſtatt den
„ 584 „ 12 „ o. „ Wanderjahre ſtatt Wunderjahre.
„ 584 „ 12 „ u. „ wir ſtatt wirt.
In dem Artikel: „Politiſche Correſpondenz."
S. 648 Z. 9 v. u. l. 1878 ſtatt 1870.

Herausgeber und Redacteur: Arnold v. Tideböhl.

Die baltiſchen Provinzen unter der Regierung des Zaren Alexander III.

Die nachſtehende kurze Ueberſicht über die wichtigſten Regierungsmaßregeln in den Oſtſeeprovinzen während der Jahre 1881 bis 1894 iſt wörtlich der in Riga erſcheinenden ruſſiſchen Zeitung „Riiſski Weſtnik“ (Nr. 283 vom 25. October c.) entnommen. Wir haben unſererſeits im Einzelnen zu dem Artikel, den wir in extenso wiedergeben, nichts zu bemerken. Die Daten ſind durchweg richtig. Nur der Paſſus in der Einleitung, in dem es ganz allgemein heißt, die „ſogenannten“ baltiſchen Privilegien hätten ſtets die Majeſtätsklauſel enthalten, bedarf einer Einſchränkung: die Privilegien der ehſtländiſchen Ritterſchaft und der Städte Reval und Riga ſind ohne jede Reſervation ertheilt und in der Folge bis zu Alexander I. auch ſtets ohne Reſervation beſtätigt worden.

* * *

Die baltiſchen Gouvernements unter der Regierung des Kaiſers Alexander III.

Nach Peter d. Gr. wurden gewöhnlich bei jedem Regierungswechſel von den baltiſchen höheren Ständen Deputirte mit Bitten um Beſtätigung der „oſtſeeprovinziellen“ Rechte und Privilegien an den zur Regierung gelangten Herrſcher delegirt. Und jedesmal kehrten ſie zurück, ausgerüſtet mit auf's Neue verliehenen Gnadenbriefen. Als Peter d. Gr. dieſe Rechte beſtätigte, machte er bekanntlich den Vorbehalt, „doch Uns und Unſerer Reiche Hoheit und Rechte ohne Präjudiz und Nachtheil“. Katharina I.,

welche dieſe Klauſel wiederholte, fügte noch hinzu[1]): „ſoweit ſich dieſelben auf jetzige Herrſchaft und Zeiten appliciren laſſen“. Unter den folgenden Regierungen bis zum XIX. Jahrhundert wurden dieſe Klauſeln ſtets wiederholt, in den Gnadenbriefen dieſes Jahrhunderts heißt es aber: „ſofern ſie den allgemeinen Verordnungen und Geſetzen Unſeres Reiches conform ſind“.[2]) So wurde es durchweg bis zum Jahre 1856 gehalten, wo die ſogenannten „Privilegien“ zum letzten Mal beſtätigt worden ſind.

Beim Regierungsantritt des in Gott ruhenden Kaiſers Alexander III. im Jahre 1881 wurden dieſe Privilegien nicht beſtätigt.*)

[1]) Das iſt nicht richtig. Auch dieſe Klauſel findet ſich bereits in Peters d. Gr. Beſtätigung vom 30. September 1710. Vgl. dazu das Protokoll der Conferenz mit Löwenwolde vom 13. Februar 1711.

Die Red. d. Balt. Monatsſchr.

[2]) Die Ueberſetzung: „ſofern ſie ... übereinſtimmen“ (если сообразны) iſt nicht nur ungenau, ſondern auch ſinnlos, denn ein Beſonderes, das mit dem Allgemeinen übereinſtimmte, wäre kein Beſonderes mehr. Vgl. O. Müller, die livl. Landesprivilegien pag. 100, Anm. 2.

Die Red. d. Balt. Monatsſchr.

*) Anmerkung der Red. der Balt. Mon.

Zum beſſeren Verſtändniß des Folgenden wird es nothwendig ſein, ſich dieſe Privilegien in's Gedächtniß zurückzurufen. Es mögen daher zuvor einige der wichtigſten einſchlägigen Paragraphen der „Vollſtändigen Geſetzesſammlung“ (Polnoje Sſobranje Sakonow) im Auszuge hier ihren Platz finden.

Poln. Sſobr. Sak. Nr. 2279 (4 Juli 1710). Inſonderheit aber paciſcirt die Ritterſchaft: 1) Daß im Lande ſowol als in allen Städten die bisherzu in Liefland exercirte evangeliſche Religion secundum tesseram der unveränderten Augsburgiſchen Confeſſion, und von ſelbiger Kirchen angenommenen ſymboliſchen Bücher, ohne einigen Eindrang, unter was Vorwand er auch könnte bewirkt werden, rein und unverrückt conſervirt, ſämmtliche Einwohner im Lande und Städten dabei kräftig und unveränderlich gehandhabet und bei der Adminiſtration ſowol internorum als externorum ecclesiae von Alters her gewöhnlichen Conſiſtorien und competirenden Jurium patronatus ſonder Veränderung ewiglich conſervirt werden. 2) Zu welchem Ende Kirchen und Schulen im Lande und in den Städten bei der evangeliſch-lutheriſchen Religion bleiben und erhalten auch retablirt werden ſollen, in dem Zuſtande, als ſie in den ruhigſten Zeiten eingerichtet und erbaut geweſen. .. 4) Die Univerſität in Livland, weil ſie mit zureichlichem Einkommen und Gütern fundirt iſt, wird beibehalten und allezeit mit tüchtigen Profeſſoren, der evangeliſch-lutheriſchen Religion zugethan, beſetzet. .. 6) Nächſt Beſtellung des wahren Gottesdienſtes, beruhet die Grundveſte eines Landes auf die Adminiſtration der Juſtiz. Zu welcher die in Liefland nach allen Kreyſen gewöhnliche Unter- und Oberinſtanzen, aus der Nobleſſe des Landes, und theils aus andern wohlgeſchickten

Am 21. Januar des Jahres 1882 wurde im „Reg.-Anzeiger“ gemeldet, daß „in Folge des dem Juſtizminiſter durch den Miniſter der inneren Angelegenheiten mitgetheilten Allerhöchſten Befehls betreffs einer durch einen Senateur in allen Richtungen der ſtaatlichen Verwaltung vorzunehmenden Special-Reviſion des Livländiſchen und Kurländiſchen Gouvernements, und in Folge der allerunterthänigſten Eingabe des Juſtizminiſters am 20. Januar die Allerhöchſte Genehmigung Sr. Kaiſerl. Majeſtät dazu erfolgt ſei, mit der Reviſion dieſer Gouvernements den Senateur *Manaſſein* zu betrauen.“

Eingebornen, auch ſonſt meritirten Perſonen deutſcher Nation allzeit ergänzet und beſtellet werden . . 10) In allen Gerichten wird nach livländiſchen Privilegien, wohleingerichteten alten Gewohnheiten, auch nach dem bekannten liefländiſchen Ritterrechte, und wo dieſe deficiren möchten, nach gemeinen deutſchen Rechten der landesüblichen Proceßform gemäß . . decidirt und geſprochen. . . 11) Der Adel und die Eingebornen des Landes haben und genießen vor andern das Recht, zu allen ſowol Civil- als Militarchargen employirt zu werden.

Poln. Sſobr Sak Nr. 2298 31) Daß auch ſowol in den Ober- als in den Untergerichten keine andere Richter als bishero geweſen, noch bei der Kanzlei oder ſonſten einige andere mehr, als die bisherige deutſche Sprache introduciret. . . 6) Im ſelben Oberlandgerichte als ins Künftige Ihrer Groß Czariſchen Maytt. höchſte Jurisdiction dieſes Herzogthums niemanden geſtatten zu praſidiren, als den Ihre Groß Czariſche Maytt. zum Regenten oder Generalgouverneurn hier verordnen werden; dabei unterthänigſt bittend, dem Lande zur großen Gnade einen *Deutſchen und evangeliſcher Religion zugethanen Generalgouverneurn* zu verordnen. . .

Poln. Sſobr Sak. Nr. 30185. (Confirmationsurkunde vom 17. Februar 1856) Von Gottes Gnaden Wir Alexander II, Kaiſer und Selbſtherrſcher aller Reuſſen ꝛc., ꝛc. thun hierdurch kund Allen und Jedem, denen ſolches zu wiſſen nöthig iſt, daß Wir, in Veranlaſſung des uns von Seiten des livländiſchen Adels durch deſſen Deputirte, den Landrath Baron Vietinghoff und den Landmarſchall von Stein, überbrachten, allerunterthänigſten Geſuchs, nicht nur dieſen Adel bei allen ſeinen früheren Rechten, Gewohnheiten, Einrichtungen, Vorzügen und Privilegien Allergnädigſt auf derjenigen Grundlage belaſſen, auf welcher er dieſelben kraft Allerhöchſter Gnadenbriefe und Ukaſe Unſerer Erhabenen Vorfahren gegenwärtig genießt, ſondern auch die während der Regierung Unſeres geliebten Vaters ſeligen und ewig ruhmwürdigen Andenkens des Herrn und Kaiſers Nikolaus Pawlowitſch zum Nutzen dieſer Provinz erlaſſenen Verordnungen beſtätigen, indem wir dem livländiſchen Adel geſtatten, alle dieſe Rechte, Privilegien und Vorzüge, *ſofern ſie den allgemeinen Verordnungen und Geſetzen Unſeres Reichs conform ſind*, frei auszuüben, und indem Wir dazu noch mit Unſerem Kaiſerlichen Worte verſichern, daß auf dieſer Grundlage alles Erwähnte gewahrt und beibehalten werden wird, ohne die geringſte Abänderung durch Uns. Deß zur Urkunde u. ſ. w

Dieſe Reviſion bildete den Wendepunkt in der Geſchichte des Gebiets. Auf das Ehſtländiſche Gouvernement wurde die Reviſion nicht ausgedehnt, weil der Kaiſer während ſeines Aufenthalts in Hapſal als Thronfolger ſich mit dieſem Gouvernement ſchon bekannt gemacht hatte.

Die erſten Anzeichen des Umſchwungs zeigten ſich ſchon im Jahre 1883, als an Stelle des Barons Stackelberg M. N. Kapuſtin zum Curator des Dorpater Lehrbezirks ernannt wurde. Darauf trat im ſelben Jahre zur Verherrlichung der Feier der geheiligten Krönung unter den Bauern des Ehſtländiſchen Gouvernements eine Bewegung zur Orthodoxie hervor, und auf den allerunterthänigſten Bericht hierüber geruhte der verſtorbene Kaiſer zu bemerken: „Das iſt eine ſehr wichtige und beachtenswerthe Bewegung, welche für Mich äußerſt tröſtlich iſt.“

Der Reviſionsbericht des Senateurs Manaſſein (im Jahre 1884) bildete die Grundlage zu einer ganzen Reihe radikaler Umformungen in dieſem Gebiete. Er legte dar, daß der adminiſtrative Mechanismus des Landes verroſtet und veraltet ſei und den neuen Bedingungen nicht entſpreche, die für Rußland ſeit 1861 Geltung haben; daß die örtlichen Einrichtungen, nachdem ſie ihre hiſtoriſche Miſſion erfüllt, wie jede überlebte Erſcheinung, bereits von ſelbſt zerfielen, noch weit vor ihrer formellen Abolition; daß jene hiſtoriſche Gravitation zur Einigung der heterogenen Theile des Staates, die überall im ruſſiſchen Reiche ihre Arbeit im Laufe der Jahrhunderte auf gewiſſen, uns unbewußten und für uns unſichtbaren Wegen gegenſeitiger geiſtiger und cultureller Propaganda vollbracht hat und noch vollbringt, im baltiſchen Gebiet in die Erſcheinung zu treten weder vermochte noch vermag, hauptſächlich in Folge unſeres hier fehlenden vornehmlichen landſchaftlichen, ſtaatlichen und geiſtigen Einigungsfactors der ruſſiſchen Sprache; daß die Bevölkerung zugleich mit der deutſchen Cultur ſich auch die deutſche Nationalität aneignet; daß wie die Schule, ſo auch das intellectuelle Leben des Landes genährt ſind von einem ablehnenden Verhalten gegen unſere Aufklärung, unſere Einrichtungen, unſere Civiliſation, die von einem ihnen fremden Geiſte durchweht ſind, daß ſchließlich kein Grund zur Vorausſetzung einer örtlichen Initiative auf Beſeitigung alles oben Erwähnten vorhanden ſei, und daß nur ein autoritativ von außen her gelenkter Gang der Ereigniſſe zum vorgeſteckten Ziele führen könne.

In erſter Reihe war augenſcheinlich die Reform der Polizeiinſtitutionen in Ausſicht genommen, da in dem Reviſionsbericht auf die beſondere Dringlichkeit einer ſolchen Umgeſtaltung hingewieſen war. Schon am 27. Februar 1884 erfolgte der Allerhöchſte Befehl, die Ausarbeitung eines Projects zur Reform der baltiſchen Polizeiinſtitutionen nach dem Muſter der gleichen Inſtitutionen in den übrigen Gouvernements in Angriff zu nehmen.

Der Anfang des Jahres 1885 wurde durch den Allerhöchſten Befehl — vom 28. Februar — gekennzeichnet, daß die Erlernung der ruſſiſchen Sprache in den Knaben- und Mädchen-Lehranſtalten des Dorpater Lehrbezirks für alle obligatoriſch ſei, und daß Diejenigen, welche das Recht zu öffentlichem oder häuslichem Unterrichten erwerben wollen, einer Prüfung in der ruſſiſchen Sprache zu unterziehen ſeien. — Die wichtigſte Maßregel dieſes Jahres war der Allerhöchſte Befehl an den Senat aus Fredensborg in Dänemark vom 14. September über die Führung der officiellen Correſpondenz in ruſſiſcher Sprache. Die moraliſche Bedeutung dieſer Maßregel war eine ungeheure und bildete in beſonderer Art eine Epoche in der Entwickelung der ruſſiſchen Sache. In der Folge erhielt dieſes Geſetz durch verſchiedene Erklärungen und Ergänzungen eine ſehr ausgedehnte Anwendung im Intereſſe der ruſſiſchen Sprache, wobei die Sache mit einer bemerkenswerthen Conſequenz und Feſtigkeit geführt wurde.

Im ſelben Jahre wurden in der „Sammlung der Verordnungen“ (Nr. 75) und im „Regierungs-Anzeiger“ (Nr. 150) in praktiſcher und principieller Hinſicht ſehr weſentliche Beſtimmungen des dirigierenden Senats über die Befreiung der Orthodoxen von den Reallaſten zum Beſten der lutheriſchen Kirche veröffentlicht. (In dem Allerhöchſt am 14. Mai 1886 beſtätigten Gutachten des Miniſter-Comités wurde dann kategoriſch die Erhebung von Laſten jeder Art von Seiten Orthodoxer zum Beſten der andersgläubigen Geiſtlichkeit verboten).

Aber vielleicht als die allerwichtigſte Maßregel dieſes Jahres muß der Allerhöchſte Befehl vom 26. Juli 1885 angeſehen werden, nach welchem bei gemiſchten Ehen vor der Trauung von neuem das Reverſal gefordert werden ſoll, das heißt, das alte Geſetz wiederhergeſtellt wurde, daß die Kinder aus gemiſchten Ehen im orthodoxen Glauben erzogen werden müſſen.

Endlich wurde im ſelben Jahre das 1862 aufgehobene Geſetz wiederhergeſtellt, welches dazu verpflichtet, bei den Archiereen anzufragen, ob nicht

von ihrer Seite Hindernisse vorlägen, die Erlaubniß zum Bau nichtorthodoxer Kirchen zu ertheilen. (Band XII Th. I S. 247).

Große Bedeutung hatte auch der am 28. November dieses Jahres erfolgte Allerhöchste Befehl, die Volksschule in die Verwaltung des Ministers der Volksaufklärung zu übergeben „zum Zweck einer gleichmäßigen Controlle sowol der Lehranstalten als auch des Unterrichts." Dies Gesetz eröffnete die Möglichkeit, eine Reihe von Maßregeln durchzuführen, die einen tiefeingreifenden Einfluß auf die lokale Volksbildung hatten.

Beschlossen wurde das Jahr durch den Allerhöchsten Befehl vom 23. December, betreffend die Bewilligung von je 100000 Rbl. während dreier Jahre zur Ausstattung orthodoxer Kirchen im Lande.

Dann wurde die gesammte höhere Administration des Landes neubesetzt durch die Ernennung des Generalmajors Sinowjew, des Fürsten Schachowskoi und Paschtschenko's zu Gouverneuren, was die Anwesenheit zuverlässiger und erfahrener Vollstrecker des Allerhöchsten Willens auf diesen Posten sicherte.

Das Jahr 1886 wurde durch die am 19. Februar Allerhöchst bestätigten „Regeln für die Zwangsenteignung privaten Immobilienbesitzes zum Besten orthodoxer Kirchen, Kirchhöfe und Schulen in den Ostseegouvernements" inaugurirt. Dies Gesetz entsprach dem praktischen Bedürfniß, das sich bei der Einrichtung des ganzen orthodoxen Kirchenwesens herausgestellt hatte.

Zu Anfang des Jahres wurden auch im Justizministerium die Arbeiten für das Project einer Justizreform begonnen, die voraussichtlich 2—3 Jahre in Anspruch nehmen konnten. Daher erfolgte bereits am 3. Juni ein Allerhöchster Befehl über die Einführung einiger zeitweiligen Maßregeln, welche die procuratorische Aufsicht über die Thätigkeit der alten Gerichtsinstitutionen verstärkten und eine gewisse Oeffentlichkeit im Gerichtsverfahren herbeiführten. Diese Maßregel hatte bei einem überaus glücklich getroffenen Bestand der Glieder der Procuratur eine im höchsten Grade wichtige, wenn auch vorübergehende Bedeutung und dokumentirte die Tiefe der Absichten des Gesetzgebers.

Ein Ereigniß von hervorragender moralischer Bedeutung war in diesem Jahre der Besuch aller drei Ostseegouvernements durch den Großfürsten Wladimir Alexandrowitsch, sowie die Worte, welche er in Gegenwart der

Vertreter der Intelligenz des Landes, der Edelleute, der Städter und der Univerſität, wo dieſe Intelligenz im Geiſte der Entfremdung von Rußland erzogen wurde, ausſprach „Bei der örtlichen Intelligenz, ſagte der Großfürſt, herrſchen Zweifel über die Beharrlichkeit in den Maßnahmen zur Vereinigung des baltiſchen Grenzgebietes mit unſerem gemeinſamen theuren Vaterlande. Ich kann Ihnen erklären, daß alle ſolche Maßnahmen nach dem unbeugſamen Willen unſeres Selbſtherrſchers angewandt werden und feſt und unentwegt angewandt werden ſollen.“

Durch dieſe Worte wurde der Selbſtherrſcheriſche Wille mit der Giltigkeit einer Vollmacht verkündet, die auch nicht den Schatten eines Zweifels an ihrer Kraft zuließ, und zudem mit vollſtändiger Klarheit, die keinerlei Deutungen Raum gab. Für die ruſſiſchen Männer ſind dieſe Worte wie ein Leuchtthurm, ſie erleuchteten den weiteren Weg. Plötzlich erſchienen Glanz, Bezauberung und Kräfte. Kühner und reſoluter wurden die Bewegungen des ruſſiſchen Sinnes, des ruſſiſchen Gefühls. . .

Im Jahre 1887 wurden einige weſentliche Maßnahmen im Reſſort der Volksaufklärung durchgeführt, wobei die Organiſation der Stadtſchulen beſonders erfolgreich von Statten ging. Am 26. Mai wurde das Geſetz über die Conſtituirung der Volksſchulinſpection Allerhöchſt beſtätigt; es wurden die Aemter eines Directors und der Inſpectoren der Volksſchulen creirt. Einige Tage zuvor erfolgte am 10. April die Allerhöchſte Beſtätigung des Gutachtens des Miniſter-Comité's über die Einführung der ruſſiſchen Unterrichtsſprache für alle Lehrfacher in ſämmtlichen mittleren Knabenlehranſtalten des Dorpater Lehrbezirks.

Im ſelben Jahre gab Se. Majeſtät durch einen Vermerk auf dem Verwaltungsbericht des Kurländiſchen Gouverneurs Seinen Wunſch zu erkennen, aus Eignen Mitteln für den Umbau der Mitauſchen Kirche 30,000 Rbl. herzugeben.

Im Jahre 1888 trat eine der wichtigſten Reformen ins Leben — die der Polizei. Am 9. Juni unterzeichnete der Kaiſer dies Geſetz. Erſt von dieſem Zeitpunkt ab bekam die Regierungsgewalt genügend Werkzeuge zum Handeln in die Hand und konnte mit dem gehörigen Nachdruck in die Erſcheinung treten.

In demſelben Jahre that der verewigte Herrſcher viel für orthodoxe Kirchen, beſchenkte ſie mit koſtbaren Prieſtergewändern und befahl der Jewſchen Abtheilung der Baltiſchen Bratſtwo 30,700 Rbl. zu überweiſen. Am 19. Juni erfolgte die Feier der Einweihung der Jacobſtädtiſchen Heiligen-Geiſt-Kirche, zu welcher Gelegenheit Se. Majeſtät nachſtehendes Telegramm überſandte: „Die Kaiſerin und Ich freuen Uns aufrichtig, daß die Jacobſtädtiſche rechtgläubige Kirche durch die Bemühungen und den Eifer der orthodoxen Bratſtwo erneuert und eingeweiht wurde. Wir freuen Uns auch für die rechtgläubige Bevölkerung, welche ihr Heiligthum wiedergewonnen hat. Herzlich beglückwünſchen Wir alle.“ Die tiefe moraliſche Bedeutung dieſer gnädigen Zariſchen Worte iſt jedem verſtändlich.

Im ſelben Jahre genehmigte der Kaiſer eine allörtliche Sammlung im Reiche für die Erbauung einer orthodoxen Kathedrale in Reval; die Sammlung wurde bekanntlich von einem ungeheuren Erfolge gekrönt.

Endlich iſt es zur Charakteriſtik des erhabenen Gedankenganges des Kaiſers nicht überflüſſig, deſſen zu gedenken, daß durch Ihn am 12. October das Gutachten des Miniſter-Comite's beſtätigt wurde, durch welches einem geweſenen Lehrer außer der Regel eine Penſion bewilligt wurde unter Anderem auch „für Verdienſte um die Befeſtigung des ruſſiſchen Elements im baltiſchen Gebiet.“

„Das Jahr 1889 brachte eine gewaltige Umwälzung im Leben des Landes, denn am 9. Juli unterzeichnete Se. Majeſtät in Peterhof den Ukas an den dirigierenden Senat über die Einführung der Gerichtsinſtitutionen Kaiſer Alexander II. im Livländiſchen, Ehſtländiſchen und Kurländiſchen Gouvernement und über die Reform der bäuerlichen Inſtitutionen.

Dieſe Reform, bemerkenswerth reif durchdacht, wurde mit ſolcher Schlüſſigkeit und Vollſtändigkeit durchgeführt, daß ſie für lange ein Muſter geſetzgeberiſcher und adminiſtrativer Kunſt bleiben wird; gleichwie ihr allgemeiner Plan, ſo wurden auch die Details ſo ſorgfältig und mit ſolcher Kenntniß aller örtlichen Verhältniſſe ausgearbeitet, daß ſchon im erſten Jahrfunft der Wirkſamkeit der neuen Organiſation,

ſowol die Bevölkerung ſich an die Gerichtsbehörden, als auch letztere ſich an die Bevölkerung gewöhnt haben.

Am 9. November deſſelben Jahres unterzeichnete Se. Majeſtät in Gatſchino den Namentlichen Ukas an den dirigierenden Senat, mittelſt deſſen Er es für gut erachtete, die ruſſiſche Sprache in die ſtädtiſchen Communalverwaltungen einzuführen. Obgleich dies Geſetz praktiſch keine beſonders durchdringende Bedeutung erlangte und den Geiſt dieſer Inſtitutionen nicht umänderte, ſo enthielt es in jenem Moment doch gleichſam den principiellen Hinweis auf die Nothwendigkeit der Herrſchaft der ruſſiſchen Sprache auch in der Sphäre der Selbſtverwaltung.

Im Lehrfach beſtätigte Se. Majeſtät in dieſem Jahre am 4. Februar die Reform der juriſtiſchen Fakultät der Dorpater Univerſität im Sinne der ruſſiſchen Intereſſen, was gleichſam die erſte Breſche bildete, wenn es auch in Wirklichkeit eine logiſche Folge einerſeits der Juſtizreform, andererſeits der Einführung der ruſſiſchen Unterrichtsſprache in den Gymnaſien war.

Im ſelben Jahre am 23. Mai beſtätigte Se. Majeſtät das höchſt wichtige Geſetz über die Einführung der ruſſiſchen Unterrichtsſprache auch in den Privatlehranſtalten des Dorpater Lehrbezirks. Dieſer Allerhöchſte Befehl machte den zahlreichen Umgehungen des Geſetzes über die Einführung der ruſſiſchen Sprache in den Lehranſtalten ein Ende, von denen viele in Privatſchulen umgewandelt wurden, um die frühere Unterrichtsſprache zu bewahren.

Das Jahr 1890 brachte dem Lande die Fortſetzung der Regierungsmaßregeln zur Ruſſificirung der Schule. Am 28. Mai erfolgte die Verfügung über die Einführung der ruſſiſchen Unterrichtsſprache in den Mädchenſchulen des Lehrbezirks. Am 26. October verfügte der Miniſter-Comité, unnachſichtlich darüber zu wachen, daß den Volksſchulen die Nutzung der Ländereien nicht entzogen werde, auf welche ſie ein Recht haben.

In dieſem Jahr wohnte Se. Majeſtät der Grundſteinlegung zweier orthodoxer Kirchen in Ehſtland bei und es wurde befohlen, zum Bau orthodoxer Kirchen im Lande je 70,000 Rbl. auf 6 Jahre zu aſſigniren.

Es folgte die Zuzählung des Rigaſchen Biſchofs Arſſenij zum Orden des H. Wladimir durch Se. Majeſtät „für beſondere Oberhirten-Fürſorge und Mühewaltung um die Befeſtigung Rechtgläubiger fremden Stammes im örtlichen Gebiet im heil. orthodoxen Glauben.“

Im Jahre 1891 beschenkte S. Majestät von Neuem einige orthodoxe Kirchen mit kostbaren Meßgewändern.

Eine großartige billigende Bedeutung hatte der der Baltischen Bratstwo eröffnete Allerhöchste Dank Se. Majestät für das sympathische Verhalten der Bratstwo zur Sache der Pflanzung russischer Bildung inmitten der Bevölkerung des Baltischen Gebiets. Diese Worte enthielten einen klaren Aufruf des Herrschers selbst für die Pflanzung russischer Bildung hier zu arbeiten. Schon das allein, daß eine solche Arbeit als den Allerhöchsten Dank verdienend erklärt ward, zeigt, wie tief der Herrscher die Nothwendigkeit von Culturpflanzungen hieselbst empfand, und in erster Linie von russischer Bildung.

Im April verfügte Se. Majestät, mit ungeschwächter Energie die Entwicklung der Orthodoxie im Lande verfolgend, die Expropriation des Muttergottesberges zu Püchtitz (im Ehstländ. Gouv.) und legte damit den Grund zur Schaffung des ersten Klosters in jenem Gouvernement und des zweiten im Gebiet.

Am 11. Juli c. verfügte Se. Majestät die Bewilligung von Subsidien an die russischen Vereine im Lande".

Im Jahre 1892 wurde die Reform des Schulwesens energisch fortgesetzt und es kam eine Reihe von Maßregeln zur Vollendung des allgemeinen Planes zu stande: die russische Sprache wurde auch in die Seemannsschulen eingeführt, es wurde der zweite Posten eines Direktors der Volksschulen errichtet, es wurde der Bestand der Schulverwaltung durch viele neue Kräfte vervollständigt und es wurden einige Maßregeln ausgearbeitet, welche in den folgenden Jahren perfekt wurden.

Am 8. Juli des Jahres 1893 erfolgte der Allerhöchste Ukas an den Senat über die Expropriation des Baugrundes für die orthodoxe Kathedrale in Reval, nämlich auf dem Dom. Se. Majestät fuhr fort, der örtlichen Orthodoxie seine Aufmerksamkeit zu schenken. Auf dem Ihm vorgelegten Bericht über die Einweihung einer Kirche in Narwa, für die Er 5000 Rubel gespendet hatte, vermerkte Se. Majestät „Ich freue mich herzlich"; auf dem Bericht über die Grundsteinlegung der Kathedrale in Reval vermerkte Er: „Ich freue mich aufrichtig darüber."

In der Sphäre des Unterrichts hatte eine wichtige Bedeutung die Ernennung des Herrn Bubilowitsch zum Rektor der Dorpater Universität, wesentlich von diesem Momente an ist eben die neue Aera dieser Universität zu rechnen.

Der in demselben Jahre erfolgte Allerhöchste Befehl über die Umbenennung Dorpats in Jurjew war ein Ereigniß von ungeheurer moralischer und historischer Bedeutung und zeigt unter Anderem die Tiefe der Auffassung des verewigten unvergeßlichen Kaisers.

Eine große administrative Bedeutung hatte die Aufhebung „der Commissionen für Bauersachen" und ihre Umwandlung in „Gouvernements-Bauer-Sessionen."

Auf denselben tiefen Scharfblick des Herrschers deutet auch der Allerhöchste Befehl über die Berufung des X. archäologischen Kongresses im Jahre 1896 nach Riga.

Eine allgemeinstaatliche Bedeutung hatte die Grundsteinlegung des Libauer Kriegshafens am 12. August in Gegenwart des Kaisers selbst, der bei dieser Gelegenheit Libau besuchte und mit dem Empfange höchst zufrieden war.

Das Jahr 1894 - das letzte Lebensjahr des verewigten Kaisers — ist durch zwei wichtige Allerhöchste Befehle gekennzeichnet, von denen einer die äußeren Abzeichen des Corporationswesens an der Jurjewschen Universität beseitigte, der andere für die dortigen Studenten die gemeinrussische Studenten uniform einführte.

Gleichsam ein Vermächtniß des Kaisers war nachstehender Vermerk auf dem Bericht über die fruchtbare Thätigkeit der Baltischen Bratstwo im verflossenen Decennium: „Gebe Gott, daß auch fernerhin die Sache der Orthodoxie mit solchem Erfolge geführt werde." Das waren die letzten Worte des unvergeßlichen Kaisers in Beziehung auf unser Gebiet.

* * *

Die hier aufgezählten Befehle des hochſeligen Kaiſers umfaſſen lange nicht Alles, was von Ihm in's Werk geſetzt und geplant worden iſt. Wenn man indeſſen in Betracht zieht, daß dieſe ganze Arbeit in weniger als zehn Jahren geleiſtet worden iſt — denn ſie begannen erſt im Jahre 1883 — ſo läßt ſich nicht überſehen, daß in der Perſon Alexander III. dem Ruſſiſchen Lande ein hellſtrahlendes Zeichen göttlicher Leitung unſerer Schickſale erſchienen war. Geſegnet ſei ſein Andenken!

(Unterzeichnet.) Ja. L.

Sommermorgen.

Frau Sonne ſitzt an gold'nem Rocken
Und webt am Strahlenkleid geſchwind,
Und durch des Waldes krauſe Locken
Geht flüſternd leichter Morgenwind.

Horch' Lerchenſchlag und Liederſchwellen,
Auf Baum und Blatt ein farbig Sprüh'n,
Und murmelnd rauſcht in weichen Wellen
Des jungen Roggens lichtes Grün.

Von Kraft und Jugend welche Fülle,
Welch' Leben, andachtsvoll bewegt, —
Wer hat dir, Heimath, dieſe ſtille
Gewalt'ge Weihe aufgeprägt?

Ich habe ſchlaflos bis zum Morgen
Gelegen in der letzten Nacht
Und deinen Kämpfen, deinen Sorgen,
Bedrückter Seele nachgedacht.

Wo ſind nun Kummer und Beſchwerde
Im Wonneglanze deiner Au'n! . . .
O Livland, theure Muttererde,
Lehr' deinem Genius mich vertrau'n.

Alexander Freiherr von Mengden.

Propſt Glücks Berichte aus Marienburg

an den Generalgouverneuren Grafen Dahlberg vom Jahre 1701.

Mitgetheilt von Dr. Fr Bienemann jun.

(Schluß.)

Marienburg, 22. Jan. 1701.

Gott hat's aus Gnaden gefüget, daß bei Anherokunft des Herrn Obriſten Schlippenbachs mit ſeinen Leuten, davon doch einige im Antzenſchen geblieben, wie auch des H. Obriſtlieutn. Romanowitſchens mit 200 Mann und des H. Obriſtlieutn. Brandtens mit 150 Mann, auch ich aus meiner Flucht habe wieder zu meiner Gemeine kehren können. Drei oder 4 Tage nach meiner damaligen Verbergung im Sagnitzſchen haben ſich die Schnapphähne, 300 Mann ſtark, allhier zu Marienburg eingeſtellet und das Schloß und Paſtorat zwar nicht verbrannt, aber doch gänzlich geplundert und ruiniret. Das Getreide, welches ſie nicht angerühret, haben hernach die Bauren nachgeſeget. Das Schloßgetreide aber iſt meiſt behalten blieben. Ueber 40 Kinder und viel Bauren, männl. und weibl. Geſchlechtes ſind von denen Räubern mitweggeführet worden. Darauf iſt zwar nun, Gott Lob! (aber ſchon nach erlittener Panolethrie) die Ankunft obbemeldter Truppen geſchehen. Jedennoch ſind vor einigen Tagen 200 Mann derer ruſſiſchen Kundſchafter und Siſchen abermal ſo kühn geweſen und haben 3 Meilen von hier im Iggritſchen auf der polniſch-livländiſchen Grenze meinen Beizenhoffſchen Schulmeiſter, der dorthin wegen der entlegenen Bauerkinder geſetzet war, nebſt ſeinem Weibe, auch einen deutſchen Dreher und 7 Stücke andere, Kleine und Große, entführet. Dieſe und dergleichen Gefahren laſſen faſt weder Tag noch Nacht ruhig

ſein. Die Grenzbauren des Beiſenhoffſchen und faſt halben Schloßgebietes haben ſich im Walde und ſonſten verſtecket aus Furcht vor den einfallenden Rotten .... ꝛc.

* * *

In den nächſten Monaten war's um Marienburg ſtill Glücks Correſpondenzen[1]) an Graf Dahlberg enthalten bloß Nachrichten über Bewegung und Anſammlung der feindlichen Truppen jenſeits der Grenze mit zum Theil ſehr übertriebenen Zahlenangaben, von denen übrigens Glück ſelbſt glaubte, „es werde der ſo groß beſchrienen Menge noch ein vieles an Mannſchaft, noch mehr aber am Herz ermangeln" Glück erhielt ſeine Nachrichten ganz im Geheimen aus Marienhauſen in Polniſch-Livland von einem ihm befreundeten Lieutenant Przyborowſky Man wandte dabei die größte Vorſicht an, der polniſche Freund unterſchrieb ſich ſtets mit dem Pſeudonym „der begrünte Platz", und die Briefe wurden durch einen zuverläſſigen Kundſchafter, einen, wie Glück ſagt, „allhier durch Gottes Gnade zu unſerer Religion gebrachten", geborenen Ruſſen Griszko hinüber- und herübergetragen. Dieſe Correſpondenz hatte jedoch bald ein unfreiwilliges Ende, während die feindlichen Einfälle auf's neue begannen. So werden Glücks Berichte vom Ende Juli an wieder häufiger und inhaltsreicher, denn viel hat er zu melden.

* * *

Marienburg, 20. Juli 1701

[Dankt für den durch Dahlberg ihm zugeſandten Bericht[2]) über den Sieg auf der Spilwe] .... Dabei eröffne recht in Wehmuth, daß unſere Correspondence nach Polniſch-Livland einen tragicum exitum auf jener Seite gehabt. Denn was der eine Freund ſchrieb, daß ſchon etliche 100 Ruſſen nach ihm commandiret worden, ſolches iſt dennoch darauf bewerkſtelliget und haben ſelbe vorerſt den Holzſchreiber von Lipna Johann Preiß, welcher unſer treuer Corycaeus und noch 4 Tage vorhero heimlich hier war, auch von hieſigem Schloſſe mit etwas Salz beſchenket und mit 2 Dragonern bis an die Grenze zurück begleitet wurde, nebſt Frau und Kindern um ſolcher Correspondence willen fortgeführet. Der H. Lieut. Przyborowsky, dem es auch gelten ſollte, hat davon noch zeitig Kunde erhalten und ſich mit Verlaſſung all des ſeinigen davon gemachet. Vor wenigen Tagen geſchahe 4 Meilen von hinnen zu Lettin, einem unter die

---

[1]) Aus dieſer Zeit liegen 4 Briefe vor: vom 9. März, 4 Mai (mit Einlage von Przyborowſky vom 11 Mai n. St.), 22. Juni, 13 Juli

[2]) Notification Dahlbergs an die Pröbſte, dat. 17 Juli 1701. Miſſivregiſtr. des Gen.-Gouv. Die Schlacht auf der Spilwe fand am 9. Juli ſtatt.

Marienburgiſche Staroſtei fortirenden Gute, ein Einfall von 300 Schnapphähnen, welche von ſelbem Hofe 90 Stück Hornviehes nebſt vielem Bauervieh geraubet und fortgebracht; das Viehweib iſt mit Spießen durchſtochen und bei 15 Perſonen mitfortgebracht. Es wurde zwar darauf einige Mannſchaft nachcommandiret, konnte aber durch ſo große Moraſten ihnen nicht nachkommen, weniger ſie ereilen. Am Donnerſtage gegen Abend brach der H. Obriſte Schlippenbach von hinnen mit ſeinen Truppen auf; doch ſind ein paar hundert hier gelaſſen, die Grenzpoſten zu beſetzen und auch eine Compagnie Infanterie im Schloſſe geblieben. Die Landmilice allhier, weil nun die höchſte Arbeitszeit auf den Höfen obhanden, iſt nur von jedem Orte auf die Hälfte entboten und wird auch auf der Grenze Wache halten . . . . . Ein vor etlichen Tagen eingebrachter gefangener Ruſſe bekräftigete zwar auch vormals berichtete volkreiche Anzahl der zu Petſchur ſich ſammelnden Truppen. Aber wo Schwert des Herrn und Gideon iſt, da preiſet Gott ſeine Macht, wenn ganze Myriaden vor kleinen Häuflein fallen müſſen . . . . ꝛc.

Marienburg. 3. Auguſt 1701.

Bishero finds nur immer Dräuungen aus Rußland geweſen und ſolche Nachrichten, die zwar von vielen Einbrüchen gemeldet, aber doch noch keinen Effect durch Gottes Gnade gehabt. Vor etlichen Tagen aber ward es einigermaßen Ernſt, da in der Beijenhoffſchen Gegend, allwo die Wege zwar verhauen ſind, ſich dennoch eine mit regulirten Truppen vermengte Schnapphähne-Partei, ſammtlich zu Fuße, etwa 300 Mann ſtark, durch einen ſonſt im Herbſt und Vorjahr inpaſſablen Moraſt gearbeitet und die alldortige Wacht, beſtehend in 40 Mann von der Landmilice und 12 Dragonern überfallen. Weil ſie nun nicht von vorne, ſondern durch einen Umweg von hinten und alſo ganz unverſehens auf ſie ankamen, ſo war es kein Wunder, daß alles in höchſter Confuſion entſpringen und ſich im Walde ſalviren mußte, ſo gut ein jeder vermochte. Einige von unſern Bauren ſind niedergemachet, einige gefangen, die Zahl aber iſt noch unbewußt, weil ſie nur einzeln nach ihren Häuſern geflohen. Morgen wills Gott wird in der Kirche von denen Wirthen zu erfragen ſein, wie viel in denen Geſindern vermiſſet werden. Der Capitain Foß hat ſein Pferd und Camiſol gemiſſet, einige andere Dragonerpferde ſollen auch weg und 2 Corporals gefangen ſein. Hätten die Bauren etwas ander Gewehr, als nur ihre Spieße, ſo ſollten ſie hoffentlich noch etwas ſtandhafter ſein. In dieſer

Nacht wurde wieder Lärmen geſchlagen und kam Nachricht, daß der Feind von der Iggrisſchen Seite 3000 ſtark einbrechen wollte und groß Geſchütz bei ſich hätte. Nun aber hat ſich's etwas wieder geſtillet. Dies wird nun wohl immer ſo fort währen, bis der höchſte Gott die ſiegreichen Waffen unſers allergnäd. Königs wird auch an dieſe Oerter bringen und dem Feinde dero Nachdruck empfinden laſſen. Vor 8 Tagen fiel ein Thurm an der Feſtung danieder und machte an der Pforte eine große Oeffnung; doch iſt's wohl, daß noch hinter ſelben runden Thurme, darein die erſte Pforte war, noch ein anderer viereckigter Thurm ſtehet, der die anderen 2 Pforten in ſich hält. Die Arbeiter, die ſonſt den Wall aufzuführen beſchäftig waren, haben nun genung zu thun, die zerfallenen Stücken des Thurms aus dem Wege zu räumen. Dazu hat das eine Theil in der Niederfallung auch dem neuen Walle ziemlichen Schaden gethan, ſo nun auch repariret wird. Der Name des Herrn ſei unſer und des ganzen Landes feſter Thurm und Schloß . . . . ꝛc.

Marienburg, 16. Auguſt 1701

Dieſes Blatt ertheilet Ew. Hochgr. Exc. abermal Bericht von dem Zuſtande hieſiger Revieren, allwo nunmehro leider die Gefahr täglich, ja ſtündlich immer größer wird. Am 12. Auguſt geſchahe 7 viertel Weges von hinnen ein Einfall vom Feinde im Fiandenſchen (H. Aſſ. Ceumerns (Gute), allwo etliche Geſinder ruiniret, Menſchen und Viehe weggetrieben wurden. Da hievon an den Capitain Linten, der noch mit einiger Mannſchaft ohnweit Semershof ſtund, Kundſchaft gegeben wurde, machete er ſich mit etwa 25 Mann zu Pferde auf und eilete dahin. Der Feind aber wurde 4 bis 500 Mann zu Fuße befunden, der im Walde deſto mehr Herz hatte ſich zu wehren. Darüber waren die unſerigen unglücklich, daß der Capitain ſelber ziemlich gefährlich in die Seite bleſſiret, ein Cornet und Feldwebel daneben, der eine durch den Hals geſchoſſen und der andere ohne Zweifel mit einer eckigten Kugel eine Spaltung des Schenkels bis auf den Knochen erlitten. Doch iſt ſonſt keiner auf der Stelle geblieben; auch iſt der Feind mit alle dem Raube impune ohne Verlierung eines Mannes durch gekommen; dies geſchahe den 12. In dieſer Nacht wurde das Spiel noch ärger, indem im Beizenhofſchen, da die Landmilice 90 Mann ſtark Wache hielt, ſelbe am Abend gegen Sonnenuntergang überfallen wurde. Die Bauren ſind alſofort beim erſten Anblick des Feindes in Buſch geſprungen; ein paar Officirer, die noch

Pferde hatten, kamen mit dem ſpäten Abende ohne Sattel und Gewehr anhero, wußten nicht mehr zu ſagen, als daß die Ruſſen, etliche 100 Mann ſtark, ſie geſuchet zu umzingeln, darauf habe ſich ein jeglicher aufs Laufen begeben; der Capitain Foß hat abermal ſein Pferd verloren; es muß ein wunderliches Wachthalten ſein, da man die Pferde abſattelt und ſo weit von ſich graſen läſſet, daß man ſie in Zeit der Noth nicht einmal habhaft werden kann. Dies hat in das ganze Gebiet ein großes Schrecken gebracht, daß auch alle Arbeiter von allen Höfen entgangen und alle Bauren ſich in die Wälder retiriret. Heute frühe wurde der Feind durch den Goldbeckſchen Verwalter recognosciret und befunden, daß der gethane Schade nicht eben ſo gar groß ſei, weil die Menſchen alle bei Zeiten vor ihm geflohen und hat er nur aus ein paar Geſindern das Vieh weggetrieben und ſich wieder in ſein Land gewendet. Wie es nun weiter werde hergehen, ſei Gott heimgeſtellet. Es hat der H. Obriſte Schlippenbach die regulirten Truppen, welche vorhero die Landmilice auf ihren Poſten mit einiger Anzahl bedeckten, nun von dieſer Grenzſeite ab und etwas näher zu ſich gezogen, wovon er ohne Zweifel wird höhere Ordre oder doch wichtige Urſachen haben. Aber wieviel man ſich noch zur Zeit auf Bauren zu verlaſſen habe, iſt nun kurzens 2 Mal nach einander kund worden. Es iſt wohlbeſagtem H. Obriſten dieſes auch eito kundgemacht, vielleicht erläſſet er noch einige Mannſchaft von ſich zur Beſchirmung hieſiger Grenzen, ſonſt wird das ganze Kirchſpiel, ob auch gleich die Feſtung behalten bleibet, in wenig Tagen öde werden ..... ꝛc.

Marienburg, 23. Aug. 1701.

Was ich mit letzterer Poſt wegen Einfalls der Ruſſen gemeldet, davon hat der geſtrige Tag mir leider abermal neue Materie ertheilet, voritzo Ew. Hochgr. Exc. zu hinterbringen, daß ehegeſtern an der Goldbeckſchen Seite ebendergleichen paſſiret ſei. Es war der Lieutn. Eberhauſen in ſelbe Gegend commandiret, weil ſchon durch die Bauren einige Kundſchaft einlief. Dies machete das arme Bauervolk, die ſonſt ihre Nettrade in die Wälder genommen haben, ſo ſicher, daß, weil ſie unſere Truppen ſahen, ſie auch einmal unter dero Beſchirmung mit ihrem Viehe in ihren Geſindern ſchlafen wollten. Es bekam ihnen aber nicht wohl. Des Morgens recht frühe kam derſelbe Schwarm an und ſendete etwa 40 Schnapphähne zu recognosciren voraus; das Corpus aber hielt ſich im Walde zurücke. Da nun die erſten unſere Milice vernahmen, daß dero nur etwa 20 Mann

waren, wichen ſie zurücke und alſofort brachen die anderen herfür, beſtehend in etwa 4 bis 500 Mann, roth, grün und blau gekleidet, meiſtens zu Fuße und ſuchete die unſrigen zu umringen, welche endlich mit Verluſt 4 Mann, welche gefangen worden, entkamen und der fünfte iſt tödtlich bleſſiret, auch iſt einiges Gewehr und Pferde verloren gegangen. Darauf iſts aufs Rauben gegangen. Der Schloßbauer Deggun iſt ganz runirt, doch brennet der Feind nirgend mehr, 2 Menſchen ſind erſchlagen, die übrigen nebſt allem Viehe gefangen weggebracht. Heute iſt eine Zeitung erhalten, daß an der andern Seite des Schloßgebiets bei dem Bauer Salne ein Einfall geſchehen und viel Viehe weggetrieben worden. Dahin iſt eine etwas ſtärkere Partei gegangen, die der Capitain Tolkus commandiret; was ſie ausrichten werde, bleibet künftiger Relation anheim. Solche Proceduren des Feindes haben große Conſternation ins Kirchſpiel gebracht, daß das ganze Schloßgebiet aus den Geſindern entwichen und weder die Roggenſaat, noch Erndte, noch Dreſchen abgewartet wird. Gott wolle es ändern! . . . . . ꝛc.

P. S. Recht itzo kommet ein Entſatz von finniſchen Reutern zu uns. Gott ſei davor gelobet.

Marienburg, 31. Aug 1701.

Was meine Feder mit letzterer Poſt wegen eines Entſatzes meldete, der uns wider die Einfälle unſerer Feinde zu bedecken angekommen, darin fahre itzo fort zu berichten, daß ſelber in 100 Mann finniſcher Reuter beſtehe, welche der Rittmeiſter Rehbinder[1]) commandiret. Es laſſen dieſe recht gute Leute ſich's ein Ernſt ſein, uns in denen Gefahren mit Hülfe zu ſecundiren, weswegen ſie denn mit Zuziehung einiger Infanterie aus hieſiger Guarniſon ſchon eine ſtarke Partei nach den Grenzen gethan. Der Feind aber hat nicht Stand gehalten, ſondern ſich zurücke gezogen und auf ſeine eigene Grenze gelagert, um ſich mit Fußvolke noch mehr, wie man ſaget, zu verſtärken. Das Bauervolk will dahero noch nicht trauen und bleibet noch beſtandig mit ſeiner Habſeligkeit im Walde, wodurch dero Oeconomie großer Schade zuwächſet. Kann aber noch dato nicht wohl anders ſein . . . . . ꝛc.

[1]) M. J. Rehbinder.

Marienburg, 7. Sept. 1701.

Meine Schuldigkeit fähret fort von hinnen Ew. Hochgr. Exc. getreulichſt zu berichten, daß vor 5 Tagen durch den Einfall der Circaßen [Tſcherkaſſen] im Neuhofſchen und Lazenſchen Gebietern ein größerer Schade geſchehen, als bishero durch die anderen Einfälle noch nie in dieſem Kirchſpiele verübet worden. Ich habe vor wenig Stunden darob einen Kirchenvorſteher ſelber Gegend, Namens Kakkit, vernommen; ſelber berichtet, daß aus ſeinen Geſinde 21 Perſonen und alles Vieh weggebracht ſind, aus anderen Geſinden, wo die Menſchen zu Hauſe geweſen, ſind ſie zu zehn, minder oder mehr ergriffen; die ganze Summe an Menſchen ſchätzet er auf 150 und eine ſehr große Menge Viehes. Nun iſt durch das ganze Kirchſpiel faſt keine Seele mehr zu Hauſe, ſondern alles hat ſich in Wald retiriret. Wir ſind unterſchiedlich gewarnet, daß es in dieſer Woche uns gelten würde; dahero ward die Conſternation im Schloßgebiete ſo viel größer, ein jeder trug ſich mit der Zeitung, daß wir an drei Seiten zugleich angegriffen werden. Gott aber hat's noch dato verhütet. In dieſer Nacht, ohngefähr um 1 Uhr, brachte unſere Wache von der Landmilice, die beim Hakelwerk ſtehet, einen ruſſiſchen Kriegsmann gefänglich ein, den ſie ohnweit des großen Kruges bei Mondſchein erblicket hatte. Der Kerl war wohl gekleidet, hatte eine ſchöne Flinte, Patrontaſche wohlgefüllet und noch dazu viel, meiſtens eckigte, bleierne Kugeln und Pulver in ſeinen Schiebſack, auch über 6 Bogen zuſammengelegtes Schreibpapier bei ſich, welches er zu Patronen ſeinem Vorgeben nach mitgenommen. Selber ſagte aus: er ſei aus dem Scharmützel entronnen, welchen 2 Tage vorhero 4000 der ihrigen Dragoner untern Commando 4 Obriſten mit denen unſrigen gehabt [1]. Den Ort wußte er mit Namen nicht zu nennen, der periphraſtiſchen Beſchreibung nach aber wird es wohl Rauge ſein. Er ſprach weiter: die unſerigen hätten obgelegen, weil ſie Stücke bei ſich gehabt, die ſie mit Schrot [d. h. Kartätſchen] geladen und viel Schaden gethan; ſein Pferd ſei ihm anfänglich geſchoſſen, dahero er in den Wald entſprungen und habe wollen nach ſeinen Grenzen gehen, habe aber geirret

[1] Es war das Treffen bei Rauge am 5. Sept., das gleichzeitig mit denen bei Kaſeritz und Rappin ſtattfand. Die Größenangabe der ruſſ. Truppen iſt annähernd richtig, nach Scheremetjews Feldzugsjournal [Materialien d. kriegswiſſ. Archivs (Pbg. 1871 ruſſ.) p. 77, waren abkommandirt: nach Rauge Korſakow mit 3717 M., nach Kaſeritz Oberſt Auguſtow mit 5260 M. und nach Rappin Scheremetjews Sohn mit 11042 M.

und ſei hierher gekommen. . . . . .[1]) Dies war ohngefähr ſeine Ausſage in dieſer Nacht und weil ich ſelber im Schloſſe zu übernachten pflege, ſo examinirte ich ihn auch ſelber und bedräuete ihn hart im Fall ein einges Wort würde falſch und unwahr geredet ſein oder noch geredet werden, ſo ſei er in unſern Händen und ſollte ihm ſehr übel ergehen; er aber betheuerte es, man möchte ihm ein Glied vom andern nehmen, wenn nicht alles die pur lautere Wahrheit ſei . . . ꝛc.

Marienburg, 13. Sept. 1701

. . . Muß leider abermal einen unglücklichen Streich berichten, welcher hieſigen Grenzorten und zwar im Lettiniſchen vor 3 Tagen von denen Schnapphähnen verſetzet worden, dies iſt der Hof, welcher 4 Meilen von hinnen recht an der Peddiz an der polniſch livländiſchen Grenze lieget [wohl Neu Annenhof], allwo vor einiger Zeit auch ein Einfall geſchahe und vom Hofe allein über 90 Stücke Viehes weggetrieben wurden. Hieſelbſt hatte vor dieſes Mal der vormalige Kalnemoiſeſche Amtmann, itziger Capitain Meybohm mit der Landmilice die Wache und hatte in einem Dorfe einen gar vortheilhaften Moraſt vor ſich, wurde auch von des Feindes Ankunft vorhero benachrichtiget. Darauf, da ſie ankamen, ging er fort, iſt auch nicht hierhergekommen, ſondern wie man ſaget, ſeiner Frauen ins Lemburgſche nachgezogen; die Soldaten haben ſich auch zerſtreuet. Darauf hat der Feind, etwa 300 ſtark, den Hof und alle deſſen Gebäude bis auf den Grund mit allem ausgedroſchenen Roggen verbrannt, daß die Malzriege allein ſtehen geblieben; auch hat er die Roggengubben auf dem Felde angezündet und 4 Dörfer geplündert und verbrannt. An Menſchen ſind 12 Stücke weggeführet, an Pferden 8 Arbeiterpferde, die im Hofe ergriffen und in denen Geſindern iſt kein Pferd behalten blieben, das Viehe aus denen Bauerdörfern ohngerechnet. Alſo werden wir gnäd. Herr, weggeleſen wie die Hühner oder wie die Schweine aus dem Maſtſtalle — ich brauche der Bauren wehklagendes Gleichnis hierüber —, da einem nach dem andern die Kehle abgeſtochen wird. Der höchſte Gott wolle es ändern!

[1]) Der Mann berichtete auch noch über die Zahl der bei Petſchur und Pleskau ſtehenden ruſſ. Truppen, die er annähernd richtig auf 20000 M. (vgl. oben in der Einleitung), während er die Zahl der zwiſchen Pleskau und Nowgorod ſtehenden viel zu hoch auf 100000 M. angab. Solche übertriebene Angaben wurden aber leicht geglaubt und ſind vielfach in überlieferte Berichte übernommen worden.

Zwar in der Feſtung ſtehet, Gott Lob! es noch ziemlich wohl und wird fleißig gearbeitet, ohne daß uns nur Stücke mangeln. Außerhalb aber wird zwar von der Cavallerie auch patroulltret, aber ihr Corpus hält ſich doch nur ohnweit von der Feſtung auf, dahero geſchieht's, daß wenn auch Zeitung vom Feinde einläuft, er doch nimmer kann ereilet werden, ſondern ehe man hinkommt, er allzeit wieder mit unſern großen Schaden zurücke iſt. Auch hanget dies daran, daß weil die Grenzpoſten nicht bedecket werden, daß (!) kein Bauer ſich erkühnet, aus dem Walde herauszukommen, die betrübten Exempel haben ſie ſo ſchüchtern gemachet, und geſchiehet rings herum keinerlei Arbeit zureichlich. Auch kommt kein Proviant in die Feſtung, daß der Mangel einbrechen dürfte von allem, ehe es jemand glauben ſollte; denn was in der Nähe iſt wird verzehret und das Weite wird nicht geerndtet . . . . . Gott laſſe des Plünderns und Raubens eheſt ein Ende werden . . . . ꝛc.

Glück an den Stadthalter M. v. Strohkirch in Ronneburg.

(Orig. ſehr flüchtig, in höchſter Eile geſchrieben.)

Marienburg, 20. Sept. 1701.

Dieſer 20. September iſt vor dieſes arme Kirchſpiel ein gar fataler und jämmerlicher Tag: der Feind iſt herübergefallen brennet und ſenget im Neuhofſchen aufs grauſamſte. Heute um 8 Uhr ging die Oppekalniſche Kirche in die Aſche. Der ſeel. Rittm. und Baron Rehbinder ging heute nebſt ſeinen 100 finniſchen Reutern und Dragonern ihnen entgegen, iſt aber geblieben und auch nicht 5 Mann von allen davongekommen,[1]) die specialia ſind itzo noch nicht alle bekannt, denn in dieſer Stunde kommt nur d.. Capitain Grahn, den ſein Pferd davongebracht. Eine halbe Meile von Neuhof iſt der Feind nachgeblieben, wie ſtark er ſei kann keiner ermeſſen, weil das Gefechte nicht auf großer Ebene geweſen. Itzo ſehen wir ſchon, daß Neuhof auch brennet; es ſind heute über 100 Geſinder ſchon in die Aſche geleget. Wie es uns weiter gehen werde, ſei Gott anheimgeſtellt. So lange ich kann, wo wir nicht belagert werden, will ganz gerne und

[1]) Am 16. Sept war eine ruſſ. Partei von 1973 Koſaken und Tataren von Scheremetjew abgeſchickt worden, (vgl. Scherem. Feldzugsjournal l. c. p. 81) die bei „Kukloſina", das iſt wohl Kuglaſe bei Rogoſinſki — Rehbinder überwältigten und 1 Corporal und 3 Reiter gefangen nahmen. Am 22. September berichtete Scheremetjew darüber dem Zaren Peter, vgl. Scheremetjews Briefe (Mosk. 1778 ruſſ.) I. p. 65.

getreulich in dieſer Correſpondence continuiren. Der Feind hat auch Kanonen bei ſich, ſcheinet alſo wohl, daß es uns gelten werde. Und nun ſtehet das ganze umliegende Land ihm offen, weil die wenige Cavallerie allhier ſchon dahin iſt; doch wollen wir in dieſer Nacht dem H. Obriſten [Schlippenbach] zu Erreſtfer wiſſen laſſen, wo anders er ſich nur wird von dannen moviren dürfen, daß nicht etwa dem Feind eine Blöße gegeben werde, Dorpat beizukommen . . . .

P. S. Der H. Capt. Thilau[1]) empfiehlt ſich durch dieſes auf's Dienſtlichſte, weil der Lärmen ſo groß iſt, daß man auf's ſchleunigſte ſuchen muß, dem H. Obriſten alles zu notificiren, ſo entſchuldigt er ſich, daß er ſelber itzo nicht ſchreiben kann . . . .

Marienburg, 6. Oct. 1701.

. . . . Die Grauſamkeiten des Feindes haben zu unterſchiedlichen Malen, welche ich nun insgeſamt zuſammenfaſſe, in hieſigem Kirchſpiel eingeäſchert 1. Im Schloßgebiete 10 Dörfer; 2. im Neuhofſchen 31 Dörfer; 3. im Laitzenſchen das ganze Gebiet zuſamt dem Hofe, daß nur 4 bis 5 Dörfer von 48 übrig ſind; 4. Schreibershof mit ſeinen Bauren; 5. Semershof mit 3 Bauren; 6. Beyenhof; 7. die Fiandenſchen Dorfer. Dieſe alle ſind und liegen in der Aſche; Menſchen und Viehe können noch nicht gezählet werden. Nun hat der höchſte Gott einige Tage uns einen gnädigen Stillſtand gegönnet; auch kommt Zeitung, daß der Feind ſich ganz zurücke nach Pleskau ziehe mit allem Geſchütze und auch die Glocken aus dem Petſchurſchen Kloſter mitgenommen. Es hat ſich ein unter uns wohnender Ruſſe, dem der Feind auch 9 Stücke Menſchen aus ſeinem Geſinde entführet, angeboten, hierauf zu recognosciren und ſeine übrigen 4 Kinder allhier ſolange zu Geißeln zu laſſen; wird heute fortgehen, bei deſſen Wiederkunft ich pflichtſchuldigſt fürdern Bericht thun werde . . . . . ꝛc.

P. S. Der letzte Einfall des Feindes iſt ins Kortenhofſche geweſen, wovon der Verlauf hiebeigeleget iſt.

Beilage. Einfall der Ruſſen ins Kortenhofſche und Utowſche.[2])

Den 29. Sept. hat ſich eine Schnapphähne-Partei 50 Pferde ſtark — einige ſagen 100 — aus dem Lettienſchen ins Kalnemoiſeſche gemachet und hat auf den Hofesfeldern eine lange Zeit zu Pferde gehalten und um

[1]) Florian Thylo v. Thilau
[2]) Damit muß wohl Ottenhof gemeint ſein

ſich herumgeſehen, wo ſie Feuer erblicken möchte. Darauf haben ſie hören einen Hund in der Oeſelſchen Ecke gegen das Kortenhoffſche bellen, dahin ſind ſie gerücket und haben allda einen Bauer feſtegekriegt, Namens Abding, dem haben ſie einen Strick umb Hals geleget und ihn gekneblet, auch ſonſt übel hantieret, bis er ſich ihrem Willen ergeben und ſelber hat ſie geführet in allen Strichen, wie itzo folgen wird: Vorerſt haben ſie ſich nach Kortenhof gewendet, allwo ſie zwar nicht gebrannt, auch das Korn nicht angerühret, ſondern das wenige Viehe, einige Maſtſchweine weggeführet, nebſt einer Küchenmagd, die anderen ſind entlaufen. Von dannen ſie ſich gewendet in die Geſinder: Sihle, allwo ſie 4 Menſchen niedergemachet und 4 Stück weggefuhret mit allen Pferden und Viehe. Von Sihle ſind ſie nach Gikter [=Gückter] gegangen, allwo ſie 2 Menſchen ergriffen und weggebracht nebſt 4 Pferden. Von dannen ſind ſie gekommen auf Koker-Burn [=Kokar], allwo ſie 5 Perſonen weggebracht und einen niedergehauen. Darauf ſind ſie auf die Utowſche Schule gekommen, allwo ſie des Schulmeiſters Frau und 3 Kinder weggebracht nebſt 8 Stück Hornvieh, Butter, Talg ꝛc.; das Getreide haben ſie nicht angerührt. Von Blohdneek haben ſie 3 Perſonen weggebracht. Von Rubbing haben ſie 2 Menſchen niedergehauen und einen weggebracht. Von Putren [=Putran] haben ſie 3 Menſchen und 3 Pferde weggebracht. Von dannen ſind ſie gerade wieder nach Lettien und über die Grenze gegangen.

P. S. Alle Menſchen ſind mit Stricken um die Hälſe gebunden und alſo fortgeführet worden.

Extract aus Oberſtlieut Joh. Fr. von Liphard Schreiben an M. v. Strohkirch[1]).

Liſohn, 7. Oct. 1701.

Von meiner Partei muß ... relatiren, wie ich den 3. Oct. Nachricht bekam, daß den 4. 200 Schnapphähne und Ruſſen zu Schwaneburg einfallen und ſowohl Höfe als Bauern plündern und ruiniren wollten, ging ich durch die Nacht mit 150 Mann wie auch 15 Berittenen nach Schwaneburg Da ich nun bei anbrechendem Tage dahin gleichſam in eine Wüſtenei ankam und kein Menſch, weder in dem Hofe noch in den Geſindern zu finden war, — denn von Lipſe bis an die ruſſiſche Grenze kein Menſch in den Höfen noch in den Geſindern zu ſehen, ſondern ſich mit Vieh und Pferden in die Wälder aufhalten — kriegeten wir doch

[1]) Iſt in Copie obigem Schreiben beigefügt

einen Kerdel im Buſche feſt, der ſagete aus, daß ſie alle Augenblick die Schnapphähne hier erwarteten. Wie wir uns nun im Hofe geſetzet und bis Mittage keinen erwarten konnten, ließ ich die Mannſchaft mit einige Officirer auf Schwaneburg und ging gerade zu recognosciren nach Lettien mit meine 15 berittene Knechte und Soldaten. Da wir nun nach Lettien kamen, fand ich, daß der ganze Hof im Grunde abgebrannt und nicht mehr als eine kleine Badſtube noch übrig, und wie wir über die Peddetz gingen, da bekamen wir in den Strüffeln einen Baueren mit großer Mühe feſt, der berichtet, daß die Schnapphähne die Kortenhof- und die Ulthoffſche Baueren ausgeplündert, mit einer großen Menge gefangene Menſchen und Vieh und Pferde vor 3 Tage durch Lettien über die Peddetz repaſſiret und hätten ſie gewiſſe Nachricht, daß heute Morgen, als am ſelbigen Tage, 50 Schnapphähne durch Beijenhof nach Kalnemuiſe gegangen wären; worauf ich gleich von Lettien eine Ecke nach Beijenhof zu nahm und ſo nach Kalnemuiſe in Meinung die Schelme anzutreffen, alleine dieſes war falſch und war kein Ruß da zu finden, ſondern es war ſowohl der Hof als alle Geſinder wüſt und leer. Wie ich nun in der Nacht in einem Geſinde 4 Meilen von Beijenhof einen Kerdel antraf, der ſeine Rige, ſo voll Korn war, anhitzete, erfuhr ich von ihm, daß der Gegend 4 Tagen kein Schnapphahn geweſen, konnte eigentlich nicht wiſſen, wie bald ſie würden wiederkommen, ſoviel aber hätten ſie Nachricht von denen an die Grenze wohnende polniſch-livländiſchen Baueren als von ihren Freunden, daß ſie in 2000 Mann wollten auf einmal dieſe Woche auf dreien Wegen einfallen, nemlich über Lettien, Beijenhof und Rappeln [=Naplin], wollten auf Tirſen in einer Stunde zuſammenkommen, mich mit meine Leute heben und im Rückmarſch alles mit Feuer und Schwert verheeren. Ich kehre mich aber an nichts und gehe nicht von der Stelle und will mich wehren, ſolang ich einen Mann übrig habe. Wie ich nun nichts antreffen und nichts eigentlich erfahren konnte, an welchem Tage ſie gewiß einfallen würden, marſchirete ich den 6. mit meiner Mannſchaft nach Viſohn und mache mich in Gottes Namen parat, völlig dahin zu marſchiren. Nun habe ich recognosciret und befunden, daß zu Kalnemuiſe zu ſtehen am allerfüglichſten ſein wird; ſo haben wir Lettien 3 Meil auf der rechten Seite und Marienburg 2 Meil auf der linken Seite und ſtehen gerade gegen Beijenhof 4 Meilen. Da die ruſſiſche Armee längſt der Grenze von Polniſch Livland ſo hinauf nach Dorpat verlegt ſtehen ſoll, ſo könnten wir Lettien und alle Guter bis Marienburg hinter uns bedecken und die

Baueren aus den Büſchen hervorholen, die das ſchöne Korn auf Lettuen, Kalnemuiſe, Schwaneburg und von den andern Höfen, auch die Bauern ſelber abmahen könnten, denn itzund ſtehet alles noch ungemähet. Nun wenn wir nach Kalnemuiſe kommen und möchten wohl, wenn mein Vetter von Wenden, auch Tiefenhauſen von Schlippenhof darzu kommen, bei 600 bis 700 Mann ausmachen und wenn wir Stücke haben im Hofe zu Kalnemuiſe, wenn wir uns brav vertranchementiren werden, defendiren können, allein weil wir ganz keine Reuter noch Dragoner bei uns haben, womit wollen wir recognosciren gehen, oder wenn der Feind uns mit 100 oder 200 Mann zu Pferde vor der Naſe bravirt und ebenfalls um uns herum plündert und raubet, womit wollen wir es wehren? Zu Fuß können wir ſie ja nicht nachkommen, ſondern müſſen an einem Ort wie in einem Sacke beſtehen bleiben; iſt ja hochnötig, wenn wir ſollen was thun, daß wir zum wenigſten 100 Reuter oder Dragoner bei uns haben; ſo könnte man mit ſeinen Knechten mit anſtoßen und würden ſich denn wohl einige Volontairs mit finden, daß wir alsdenn den ganzen Marienburgſchen Ort defendiren könnten und wollten nicht ſo durchgehen, wie die Reuter und Dragoner gethan, die vor 14 Tagen zu Neuhof waren. Mein H. Statthalter verſichere ſich, ſie ſchaffen nur nur Leute, daß ich wie ein redlicher Kerdel nicht nur thun werde, ſondern will ſie ſo führen, daß nächſt Gott kein Verſehen vorfallen ſoll.

Marienburg, 8. Octob. 1701.

Was ich am 6. dito gemeldet von einer Zeitung, daß der Feind ſich nach Pleskau zurückegezogen, ſolches hat ſich leider am 4. Octob., wie nun Bericht einkommt, in der Gegend der abgebrannten Oppokſchen [Oppekaln] Kirche anders befunden, maßen allda eine Partei Zirkaſſen eingefallen und über 100 Menſchen und Pferde, meiſtens Wirthe, Schulknaben ꝛc., alleſamt Mannsperſonen, weil das Weibsvolk im Walde bei der Habſeligkeit und Viehe geblieben, bei der Arbeit und Einerndte ihres Sommerkorns ergriffen und fortgeführet haben. Dieſer Verluſt iſt ſehr erheblich; denn ein abgebranntes Haus kann man endlich wieder aufbauen, dieſe Leute aber waren der Kern des Kirchſpiels und ſind ſo elend ergriffen worden. Das Wuſeln der armen Nachgebliebenen iſt ſehr groß und hoffe ich gewiß, Gott werde es hören und gnädig ſein. Mit dem Herrn Gen.-Major v. Schlippenbach habe Zeit hero auf ſeine gütige Veranlaſſung ofte correspondiret; weil aber nicht alles ſo gar füglich ſchriftlich geſchehen

kann, abſonderlich von einem Theologo, welcher leichtlich in Meldung der lautern Wahrheit irritiret oder wenigſtens ſich eine metabasin in aliud genus muß laſſen Schuld geben, ſo will mich noch dieſe Woche ſelber aufmachen und dahin reiſen, ob möglich durch mündliche Vorſtellung dieſen Oertern zur Beruhigung etwas auszufinden. Gott erbarme ſich der Bedrängten . . . . . ꝛc.

Marienburg, 24. Octob. 1701

Es hat der gnädige Gott hieſiges bisherige Ungewitter inſoweit erheitert, daß die Zeitung von Zurückmarſch der feindlichen Truppen bis hinter Pleskau continuiret, doch iſt Petſchur nicht ſo gar bloß gelaſſen und brachte ehegeſtern ein entlaufener Gefangener von dannen, daß einige neue koſakiſche Truppen in Stelle der alten megmarſchirten wieder angerücket ſeind und habe er ihnen ſelber begegnet, alſo daß ers gar gewiß wiſſe. Derſelbe Kerl iſt aus hieſigen Schloßgebiete aus Carolsgeſinde. Die Mordbrenner haben zum letzten ihre Klauen an Fianden, allwo H. Aſſeſſor Teumern[1]) ein hübſches Haus gebauet hatte, ausgeſtrecket und ſelben Hof eingeäſchert. Gott laſſe es auch das allerletzte Kennzeichen ihrer Barbarei ſein. Der H. Gen Major v Schleppenbach reſolvirte hochgütig, nicht nur einen Regimentsofficirer, den wir allhier hochnötig hatten, anhero zu ſenden, ſondern ihm auch ein erkleckliches Quantum an Cavallerie mitzugeben. Auch iſt dieſes Gott Lob! ehegeſtern bewerkſtelliget, da der H. Obriſtlieutn. Brandt[2]) mit ſeiner Esquadron und einigen finniſchen Reutern anhero kam. Weil denn auch einige Bataillonen von der Landmilice ſich eingefunden, ſo hoffen wir zu Gott dem Allmächtigen hinfürder Erleichterung unſers Jammers und Ruhe vor den Tyrannen. . . . ꝛc.

Marienburg, 7 Nov 1701

Nunmehro durch die Gnade Gottes hat ſich hieſige Noth von feindlichen Einfällen etwas gemindert und iſt die angekommene Landmilice gut genug, ſoweit man wegen abgebrannter Wohnungen auf den Grenzen hat reichen können, poſtiret worden. Der Feind aber, ich ſage die Petſchurſche Armee, ſo den Sommer durch in 20000 Mann beſtunde, iſt nicht zurücke, ſondern ſeitenwärts um der Fouragie willen gegangen und ſtehet an denen Oertern Kraſznoi, Opotſchka, Murrawena, Lakno und Dubky, welche einen

---

[1]) Caspar v. Teumern

[2]) Jürgen Johann Brandt.

Landſtrich ausmachen der ſich längſt unſern Grenzen bis hinter das Marienhauſenſche Gebiet in Polniſch-Livland erſtrecket. . . . . [1])

Die Tſcherkaſſen aber mit ihren großen Haufen gefangener armer Leute ſind nach ihrer Heimath erlaſſen und ſchon andere in dero Stelle gekommen; der geringſte Koſake hat 2 bis 3 Gefangene gehabt, welche alle an Riemen mit fortgeführet worden. Ob nun wohl ſelbe böſe Nachbarn in leztgedachten Paggaſten nur 7, 8 bis 10 Meilen von hinnen ſtehen, ſo hoffen wir doch zu den barmherzigen Gott, er werde dero ſtolze Wellen durch ſeinen Schreck ferner brechen, daß wir gegen ſie in fernerer Sicherheit beſtehen mögen . . . . ꝛc.

—

Marienburg, 3. Decemb. 1701.

So lange nicht etwas Erhebliches vorfällt, achte es vor eine Dummkühnheit hochobrigkeitl. Ohren zu behelligen. Vor itzo kann vor gewiß berichten, daß der nachbarliche Feind ſich noch in denen Grenzpaggaſten in Quartieren halte, an zweien Oertern aber zu Wehrſen und in der Slabode ſich ſtärker geſammelt habe Dies ſind Oerter, da die Paſſage, wenn ſie in hieſiges Land wollen, durch Polniſch-Livland muß genommen werden. Auch iſt's gewiß, das die Bojaren des Pleskauſchen Fürſtenthums zwar erlaſſen waren, aber nun wieder zuſammengerufen werden. Selbe ein Stück des Kerns der ruſſiſchen Cavallerie, wo man ſie anders einen Kern nennen kann . . . .

Eine ruſſiſche Partei von etwa 20 Mann allarmirte vor etlichen Tagen uns alſo, daß die umliegenden Truppen in der Nacht mit Stücken ermuntert wurden. Sie hat aber nur 2 Dirnen und einen jungen Kerl fortgebracht, iſt auch nicht weiter, als in einem Bauergeſinde geweſen, dahero zu ſchließen, daß um Kundſchaft zu holen dieſer Einfall müſſe geſchehen ſein. Am Sonntage war der Woit aus Lipna heimlich allhier auf hieſigem Schloſſe, bei ſeinem Wegzuge ſagte er mir ins Ohr, ich habe euch vor dieſen gewarnet, und was ich euch geſaget, iſt auch alſo geſchehen. Itzo warne ich ebenfalls vor einen horriblen Einfall. — Der höchſte Gott ſei ein fernerer Schutz unſeres Landes! und lenke nur unſers allergn. Königs polniſche operationes zum glorieuſen Frieden, ſo wird ſichs hier ſchon auch geben . . . . ꝛc.

* * *

[1]) Vgl dazu Scheremetzews Feldzugsjournal, a. a. O. p. 72 ff.

Es war in der That wie eine Ruhe vor dem Sturm. Die Warnung des Kundſchafters hatte nur allzuguten Grund. Bereits am 2. Oct. a. St. hatte Scheremetjew Befehl erhalten, einen großen Einfall ins ſchwediſche Gebiet vorzubereiten; er ſollte in Livland die Wohnungen zerſtören und gehen „wohin des Krieges Schickſal ihn führet“. Ende Decemb. rückt er mit 18835 Mann und 20 Geſchützen über die Grenze[1]) auf Erreſtfer los, wo Schlippenbach mit ſeiner Hauptmacht Winterquartier hatte. Am 30. December kam es hier zur Schlacht.[2]) Schlippenbach mit ſeiner kleinen Truppenmacht wurde geſchlagen, aber er ſtand ſchon wenige Tage darnach wieder bei Sagnitz in beobachtender Haltung, bereit weiterem Vordringen des Feindes ſich nochmals entgegenzuſtellen. Wenn auch die moraliſchen Folgen, wie ſie eine Niederlage mit ſich zu bringen pflegt, nicht ganz ausblieben, ſo hatte die Schlacht bei Erreſtfer für Schlippenbach doch die Folgen eines ſtrategiſchen Sieges, denn „mehr als die Vertreibung des ruſſiſchen Heeres aus Livland hatte in keinem Fall erreicht werden können“. Für die Ruſſen hatte das ſiegreiche Treffen zwar keine geringe moraliſche Bedeutung, aber ein Theil von Scheremetjews Truppen unter Chambers überſchritt bereits am 2. Januar zurückmarſchierend den Wooſluß, er ſelbſt rückte allerdings am Tage nach der Schlacht bis Urbs vor, kehrte dann jedoch ebenfalls über die Grenze zurück, nachdem er durch ausgeſchickte Koſakendetachements die ganze Umgegend nach Möglichkeit ausgebrannt hatte. Schon am 5. Januar iſt er wieder in Pleskau angelangt.[3]) So raſch wäre der Rückmarſch wohl ſchwerlich ausgeführt worden, wenn Scheremetjew den Sieg mit ſo lächerlich geringfügigen Verluſten errungen hätte, wie er in ſeinem Feldzugsjournal angiebt.[4]) Eine Abtheilung Tſcherkaſſen waren bei dieſer Gelegenheit wiederum bis in die Nähe Marienburgs gelangt; die an ihrem Wege liegenden Geſinde und Güter gingen in Flammen auf. Dann trat zunächſt wieder Ruhe ein und aus den nächſten Monaten liegt uns nur noch ein Bericht Glücks vor,[5]) in welchem er von neuen Anſammlungen

[1]) Scheremetjews Feldzugsjournal l. c. p. 81.

[2]) Vgl über dieſe Sjögren (in Chriſtianus Überſetzung) in der „Balt. Monatsſchr“ Bd. XXXIII, p 487 ff.

[3]) Scheremetjews Feldzugsjournal l. c. p. 89.

[4]) 17 Todte und 63 Verwundete! — In Wirklichkeit ſchlugen die Ruſſen ihre Verluſte auf etwa 3000 Mann an Maſſlowski (Beitrag zur Geſchichte d. Kriegskunſt in Rußland (Pbg 1891 ruſſ.) p. 83 kehrt die Zahlenverhältniſſe einfach um.

[5]) d. d. Marienburg, 5. März 1702.

feindlicher Truppen jenſeits der Grenze Meldung macht. Bald darauf trat ja auch der alte Graf Dahlberg von ſeinem Poſten als Generalgouverneur zurück.

Erſt im Juli 1702 geſchah ein neuer großer Einfall, verhängnisvoller als alle vorhergehenden. Bei Hummelshof wurde Schlippenbachs Corps auseinandergeſprengt: das Land ſtand dem Feinde ringsum offen; weithin nach Norden und nach Süden bis in die Nähe Rigas dehnten ſich die verwüſtenden Streifzüge aus; was hier und da noch an kleineren ſchwediſchen Wachtpoſten ſtand mußte ſich retten oder wurde aufgerieben. Scheremetjew ſelbſt rückte über Walk, Helmet, Ringen, Kirrumpä, Mentzen auf Marienburg zu. Rauch und Trümmer bezeichneten ſeinen Weg. Am 15. Auguſt langte er mit drei Brigaden unter Werden, Angler und Balk vor Marienburg an,[1]) wo ſich noch eine kleine Beſatzung von einigen hundert Mann unter dem Major Florian Thilo von Thilau zu halten ſuchte. Von drei Seiten appochierten die Ruſſen bis zum Ufer des Sees, in dem Marienburg liegt und begannen aus drei Batterien ein ſcharfes Bombardement. Bis zum 25. Auguſt hielten die Belagerten heldenmüthig Stand. Dann begann am frühen Morgen des 26. Auguſt der Sturm. Auf Flößen rückten die Angreifer über das Waſſer heran, aus dem Schloſſe durch heftiges Feuer begrüßt. Da fiel, von einigen Bomben getroffen, ein Stück der Feſtungsmauer und das Bollwerk ein, ſchon waren die Flöße ans Ufer geſtoßen - es ſchien vergeblich, noch längern Widerſtand zu leiſten: ſo ergab ſich[2]) die Beſatzung, 256 Mann und mit ihr Propſt Glück nebſt ſeiner Familie, darunter ſein, wenige Tage zuvor einem Reiter Johann Kruſe vermählter Pflegling Katharina, die ſpätere Kaiſerin, und die geſammte Bürgerſchaft, im ganzen 32 Männer und 188 Frauen und Kinder. Glück kam nach Moskau. Dort fand er einen neuen Wirkungskreis, indem er Leiter[3]) einer neu gegründeten Schule wurde, des erſten ruſſiſchen Gymnaſiums. Doch nur wenige Jahre war er hier thätig. Bereits am 5. März 1705 iſt er in der Fremde geſtorben.[4])

[1]) Scheremetjews Feldzugsjournal l. c. p 110 ff

[2]) Vgl. dazu auch Kelchs Chronik Continuation p. 287.

[3]) Er erhielt, wie bei dieſer Gelegenheit bemerkt werden mag, im J. 1703 „für fleißiges Lehren und wegen ſeiner Dürftigkeit" 210 Rbl, im J. 1704 — 450 Rbl. Vgl. Miljukow, Staatshaushalt Rußlands unter Peter d. Gr. (Pbg. 1892 ruſſ.) Beilagen p. 95, 105.

[4]) Seine Grabinſchrift bei Fechner, Chron. d. ev. Gem. in Moskau (Mosk. 1876) p. 685.

Ueber die „natürlichen Grenzen."

Ein Brief vom Jahre 1701

Der nachſtehende Brief iſt einer Sammlung entnommen, die den Titel führt: „Geheime Brieffe, ſo zwiſchen curiöſen Perſonen über notable Sachen der Staats- und gelehrten Welt gewechſelt werden, beſtehend in 12 unterſchiedenen Poſten, über das Jahr 1701, nebenſt einem vollkommenen Regiſter" Freyſtadt 1701. — Im Anſchluß an die Glück'ſchen Berichte aus Marienburg vom ſelben Jahre 1701, dürfte eine Wiedergabe der „ernſten und beachtenswerthen" Gedanken, zu denen der anonyme Publiciſt aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts durch den Sieg bei Narva veranlaßt worden, manchem Leſer, wie wir meinen, nicht unwillkommen ſein. Der Brief (der 20.) trägt die Ueberſchrift:

„Ueber die Niederlage der Moskowiter bei Narva und warum ſie niemals in Livland feſten Fuß faſſen und niemals im Stande ſein werden, irgend etwas Polen gegenüber auszurichten" und lautet:[1])

Geehrter Herr!

Mit Fug und Recht ſetzt die Niederlage der Moskowiter bei Narva Jeden auf's Aeußerſte in Erſtaunen, daß nämlich eine ſo große Armee von mehr als 80,000 Mann nach einer neunmonatlichen Belagerung das nicht beſonders ſtark befeſtigte Narva nicht nur nicht zu erobern vermocht hat, ſondern von einem bedeutend ſchwächeren ſchwediſchen Heere unter Anführung

[1]) Wir haben das Original, das bei Hülſen in Leipzig gedruckt iſt, nicht benutzen können, ſondern mußten uns mit einer Rücküberſetzung aus dem Ruſſiſchen (Ruſſk. Starina 1893, Band 79 p. 270 f.) begnügen. Die Daten in der Einleitung ſind dahin zu corrigiren, daß das ruſſiſche Heer nicht 80,000 ſondern circa 35,000 Mann gegenüber 8500 Mann Schweden zählte und die Belagerung nicht 9, ſondern 2 Monate dauerte.

Karls XII. am 20. November unerwartet in ihrem Lager überfallen, sogar geschlagen worden ist, und daß das ganze Lager mit der gesammten Artillerie von 150 Kanonen und 30 Morsern, die ganze Bagage und 25 Oberofficiere (Generale und andere Chefs), unter denen sich selbst der Generalfeldmarschall Croy befand, den Schweden als Kriegsgefangene und Beute in die Hände gefallen sind. Wenn das nur Moskowiter allein gewesen wären, so hätte sich, bei der bekannten Tapferkeit und Kriegskunst der Schweden, Niemand darüber gewundert, da aber die Officiere (der Moskowiter) zum größten Theil Deutsche, Schotten, Dänen waren und aus anderen durch ihre Tapferkeit bekannten Nationen stammten, so ist das noch wunderbarer und muß eher für eine göttliche, als für eine menschliche Sache gehalten werden. In Anlaß dieses Ereignisses sind mir viele ernste und beachtenswerthe Gedanken, u. A. der Gedanke gekommen, man könne nicht ohne Grund sagen, daß diese Niederlage den Moskowitern theuerer als die früheren zu stehen gekommen sei, weil sie die ihrem Reich von Gott selbst gesetzten Grenzen überschritten haben und deshalb keinen Erfolg erzielen können, da durch die Erfahrung bewiesen ist, das für jedes Reich von Gott selbst die bekannten Grenzen festgesetzt sind, die sie nicht überschreiten können, welchen Mühen und Anstrengungen sie sich auch unterziehen mögen, und wenn sie den göttlichen Bestimmungen entgegen handeln, so werden sie durch Schimpf und Schande bestraft. Dieses bestätigt der Apostel Paulus, der Göttliches und Menschliches erkannte, in der Apostelgeschichte XVII, 26, wo er schreibt „Und (Gott) hat gemacht, daß von Einem Blut aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen, und hat Ziel gesetzt, zuvor versehen, wie lange und weit sie wohnen sollen."

Daß diese Gebiete oder Grenzen von Gott verordnet sind, kann man wie an den alten, ebenso auch an den neuen Reichen erkennen. die Assyrer und Perser haben jedesmal, sobald sie ihre Grenzen über den Hellespont auszudehnen unternahmen, nur Niederlagen erlitten, für die alten Romer bildeten eine solche vom Schicksal gesetzte Grenze im Osten der Euphrat, im Westen die Elbe, über welche hinaus ihre Grenzen auszudehnen sie sich vergeblich angestrengt haben, wie man darüber bei Richter in dessen „Axiomen" nachlesen kann. So erfüllte den Tiberius, als er zur Zeit der Regierung des Augustus mit seinen Legionen über die Elbe zu gehen wagte, irgend ein Geist in weiblicher Gestalt mit Schrecken und befahl ihm umzukehren. Im Hinblick auf diese Vorausbestimmung befahl Trojan, alle Versuche zu einer Erweiterung der römischen Grenzen über den Euphrat

hinaus aufzugeben. Auf ähnliche Art und Weise iſt es bewieſen, daß der Janais-Fluß und das Kaukaſus-Gebirge im Alterthum für alle Herrſcher und Monarchen ebenſolche vom Schickſal geſetzte Grenzen waren, die ſie nicht überſchreiten konnten. Mit den in der Gegenwart beſtehenden Reichen iſt dasſelbe geſchehen: warum haben ſich die Türken trotz ihrer Macht und Grauſamkeit nicht im Weſten jenſeits Ungarns feſtſetzen können und warum haben ſie Wien zwei Mal vergeblich belagert? Deshalb, ſo antworte ich, weil Solches die von Gott geſetzten Grenzen nicht erlaubt haben. Die Franzoſen haben ſich trotz vielfacher vergeblicher Verſuche bis jetzt nicht jenſeits der Alpen in Italien feſtzuſetzen vermocht und in Zukunft wird ihnen das auszuführen noch ſchwerer werden, während auf der anderen Seite der Rhein für ſie eine vom Schickſal geſetzte Grenze Deutſchland gegenüber bildet. Auf Grund aller dieſer Erwägungen bedeutet Livland und Livonia eine ſolche vom Schickſal geſetzte Grenze für das moſkowitiſche Reich, deſſen Zar weit im Oſten herrſcht und ſeine Herrſchaft über die Hälfte des großen aſiatiſchen Tatarenreichs auf eine Entfernung von 500 Meilen bis zum ungeheuer großen chineſiſchen Reich erweitert hat, wie man das aus der Reiſebeſchreibung des ruſſiſchen Geſandten in China, Isbrandt, erſehen kann; aber im Weſten, in Livland und Livonia, haben die moſkowitiſchen Monarchen im Laufe zweier Jahrhunderte nicht eine einzige Meile ſich aneignen können, im vorvorigen Jahrhundert hat der moſkowitiſche Tyrann Iwan Waſſiljewitſch alle möglichen Anſtrengungen (in dieſer Hinſicht) gemacht, aber Alles vergeblich; im vorigen Jahrhundert gedachte Michail Feodorowitſch, der Onkel des jetzigen Zaren, die Sache an einem geeigneten Punkt anzufaſſen, indem er Riga im Jahre 1656 zu der Zeit zu belagern begann, als die Schweden in den gefahrlichen und ſchweren Krieg gegen die Polen gezogen waren, aber er mußte mit Schimpf und Schande zurück. Damit übereinſtimmend konnte es mit der jetzigen Unternehmung des Zaren nicht anders gehen, weil er der göttlichen Beſtimmung entgegen zu handeln den Wunſch hegte, dazu auch noch gegen Wahrheit und Glauben, als ein Friedensſtörer; ja auch in Zukunft kann es nicht beſſer gehen, wenn er ſich nicht dieſer Beſtimmung erinnert und ſeine Macht mit größerem Recht der anderen Seite zuwendet, gegen Türken und Tataren. Hiermit verbleibe ich ꝛc. Am 6. Februar 1701.

N.

M. R. v. Stern und V. v. Andrejanoff.

Die Namen der beiden Dichter, denen dieſe Zeilen gewidmet ſind, kennt heute wol jeder in den baltiſchen Provinzen; der jüngere von ihnen, Moritz Reinhold von Stern erfreut ſich aber ſchon eines viel weiteren Rufes: in Deutſchland und überall, wo man ſonſt deutſch redet, gilt er für einen der beliebteſten Poeten unſerer Zeit: eine Thatſache, die gewiß jeder Balte mit Genugthuung conſtatiren wird .Daß zum Theil nur Zufälligkeiten daran ſchuld ſind, wenn der andere, Victor von Andrejanoff, im In- und Auslande weniger geleſen wird, und daß einige ſeiner Gedichte dem Beſten was Stern geſchrieben hat, vielleicht ebenbürtig ſind, hoffen wir im Nachfolgenden darthun zu können. Beide Dichter gehören Livland an; ſowol nach der Erziehung, die ſie genoſſen haben, als auch, was ihre Abſtammung betrifft. Sterns Mutter, Frau Caroline von Stern, geb. von Patkull, beſaß bis zum Jahre 1872 das Gut Friedrichsheim im Pernauſchen Kreiſe. Zuerſt erhielt Stern, wenn wir recht berichtet ſind, ſeine Bildung im Dorpater Gymnaſium; unternahm dann weite Reiſen, die ihn bis nach Amerika führten und lebt jetzt ſeit mehreren Jahren in Zürich. Auch Victor von Andrejanoff iſt mit Familien verwandt, die in der Geſchichte Livlands rühmlich genannt werden. ſeine Großeltern, der Capitain Tichon von Andrejanoff und deſſen Gemahlin Auguſte Henriette geb. von Samſon-Himmelſtjerna, beſaßen noch im Jahre 1844 das Gut Pajusby im Kirchſpiel Klein-St. Johannis des Fellinſchen Kreiſes. So viel uns bekannt, hat Victor von Andrejanoff zuerſt in Dorpat, dann in Deutſchland ſtudirt und lebt jetzt ſeit längerer Zeit in Riga. Da es wol noch zu früh wäre, die proſaiſchen Schriften unſerer beiden Landsleute zu beſprechen und ſie auch zum Theil aus äußeren Gründen ſchwer zugänglich ſind, ſo ſoll hier nur von der dichteriſchen Thätigkeit die Rede ſein.

I.

Maurice von Stern[1]) iſt ein Lyriker. Zwar zeigt ſein reiches Talent vielſeitige Anlagen, und in dem Gedichte „Philoſophentanz“ („Mattgold“ S. 16) ſtellt er Geſtalten des klaſſiſchen Alterthums in dieſelbe originelle Beleuchtung, welche in Jaques Offenbachs Operetten „Die ſchöne Helena“ und „Orpheus in der Unterwelt“ über den griechiſchen Helden und Göttern ausgebreitet iſt. Sokrates führt vor Aſpaſia gewiſſe Touren auf:

„Und rührt zum ungewohnten Einzeltanz
„Das mürbe, das rhachitiſche Gebein.“

So könnte alſo in der Aera eines zukünftigen Offenbach unſer Landsmann vielleicht als Librettodichter ſein Glück machen; ſeine bisherigen Erfolge verdankt er aber hauptſächlich der Gefühlsdichtung.

Es iſt ſchwer an ſeinen Dichtungen eine ſogenannte „Schule“ zu erkennen, oder zu unterſcheiden, wen er ſich zum Vorbild genommen hat. Jeder hat ja ältere Meiſter nöthig, an denen er ſich heranbildet; Stern ſcheint indeſſen die meiſten Größen unſeres Jahrhunderts mit Eifer und Erfolg ſtudirt zu haben, bis er in der Beherrſchung der Form eine gewiſſe

---

[1]) Maurice Reinhold von Stern's Werke.

Proletarier-Lieder, geſammelte Dichtungen, dem arbeitenden Volke gewidmet.
1887 Der Gottesbegriff in der Gegenwart und Zukunft. Ein Verſuch zur Verſtändigung.
1888 Stimmen im Sturm, geſammelte Dichtungen, dem arbeitenden Volke gewidmet
1888 Das Anderskönnen. Ein populär-philoſophiſcher Beitrag zur Frage der Willensfreiheit
1889 Alkohol und Sozialismus. Ein Appell an's Volk.
1889 Excelſior! neue Lieder
1889 Verkürzt der Genuß von Alkohol das Leben? aus dem Engliſchen.
1890 Höhenrauch, neue Gedichte
1890 Arbeitslohn und Arbeitszeit, eine Gedenkſchrift.
1890 Von jenſeits des Meeres. Amerikaniſche Skizzen.
1890 Sonnenſtaub, neue Lieder, mit dem Portrait des Verfaſſers.
1890 Aus dem Tagebuch eines Enthaltſamen, Aphorismen über die Alkoholfrage.
1891 Ausgewählte Gedichte
1893 Aus den Papieren eines Schwärmers. Worte an die Zeitgenoſſen
1893 Nebenſonnen, neue Gedichte, illuſtrirt von Ernſt Schlemo und Willy Oertel.
1893 Die Inſel Ahasver's, ein epiſches Gedicht.
1891 Mäßigkeit und Enthaltſamkeit; ein Vortrag, gehalten vor dem hygieniſchen Verein in Zürich.
1893 Mattgold, neue Dichtungen.
1894 Stimmen der Stille. Gedanken über Gott, Natur und Leben.
1894 Erſter Frühling (ein Sonettenkranz) und andere Gedichte.

Eigenartigkeit errungen hatte. Am eheſten mag noch ein Einfluß Heinrich Heines zugegeben werden; z. B. das Gedicht „Hausſuchung in Abdera“ („Excelſior“ S. 31) hat in Form und Inhalt Aehnlichkeit vom 2. Cap. in Heine's „Deutſchland“ (die Zollviſitation an der preußiſchen Grenze) und endet mit den Verſen:

Wie wackelt der abderitiſche Zopf!
„Herr Lieutenant, jetzt können Sie raſten! —
Die Kontrebande, ſie ſteckt im Kopf
Und nicht im ſtaubigen Kaſten.“

Bei Heine lautete dieſe Stelle

Ihr Thoren, die ihr im Koffer ſucht!
Hier werdet ihr nichts entdecken!
Die Kontrebande, die mit mir reiſt,
Die hab ich im Kopfe ſtecken.

. . . . . .

Im Kopfe trag ich die Bijouterien,
Der Zukunft Krondiamanten,
Die Tempelkleinodien des neuen Gotts,
Des großen Unbekannten.

Aehnliche Anklänge an Heine enthält unter den früheſten Gedichten von Stern die „Vernunftige Liebe“ („Stimmen im Sturm“ S. 96) und aus den letzten Jahren das hübſche Lied „An ein Kind“ („Nebenſonnen“ S. 78). Dem Andenken Heine's hat unſer Dichter ſchon im Jahre 1885 die ſchwungvollen Verſe „Montmartre“ gewidmet („Ausgewählte Gedichte“ S. 185).

Was die Tendenz der Dichtungen betrifft, ſo war Stern anfangs Socialdemokrat und ſang längere Zeit in Reimen — bald grob, bald fein — „Proletarier-Lieder“. Wenn unter ihnen auch Manches zu finden iſt, was dem Geſchmacke des kleinen, flink wühlenden Pöbelmannes geſchickt angepaßt war, ſo brauchen wir uns doch dabei nicht lange aufzuhalten: denn daß die Individualität des ſchöpferiſchen Künſtlers und das Joch des Demokratismus contradictoriſche Gegenſätze ſind: dafür noch einmal den ausführlichen Beweis zu liefern, wird man mir hoffentlich erlaſſen. Und wenn z. B. Stern in den „Stimmen im Sturm“ S. 57 ſagt:

Ich kenn' den Reichthum, hab' ihn ſelbſt genoſſen. —
Daß dem ſo iſt, thut mir von Herzen leid;
Ich ſelber bin der reichen Brut entſproſſen,
Doch Armuth lehrte mich Gerechtigkeit! . . . .

ſo wäre in unſeren Provinzen ja nicht einmal die Geſellſchaftsclaſſe zu ermitteln, der ſolche Strophen imponiren könnten. Weshalb ſoll man alſo der Jugend ihre Extravaganzen bis in's dritte und vierte Jahr nachtragen? — In ſeinen neueren Werken vertritt nun Stern, ohne viel Politik zu treiben, einen milden Pantheismus und Naturdienſt, der nirgendwo mit ſcharfen Ecken anſtößt und unter ſeinem weiten Faltenwurfe für alles Schöne Raum hat; alſo, das Bekenntniß des wolgeſinnten deutſchen Dichters. Beſonders günſtig iſt dieſe Richtung der Naturſchilderung, und ihr verdankt auch Stern ſeine durchſchlagendſten Erfolge, ja, man kann ſagen, ſeinen Ruhm. Da jedoch dieſer Ruhm mehr einer außerordentlichen Formvollendung und Sprachbeherrſchung als einem inhaltlichen Fortſchritt in der Naturdichtung gilt, ſo möge — als auf das Wichtigſte — zunächſt auf die Reflexionspoeſie hingewieſen werden. Und auch hier übergehen wir viele anmuthige und mit reicher Einbildungskraft componirte Dichtungen — (wie in den „Nebenſonnen" die „Bilder aus dem Jenſeits", in den „Ausgewählten Gedichten" die „Apokalyptiſchen Reiter" ꝛc.) — um auf eine Stelle in der längeren Dichtung „Die Inſel Ahasver's" hinzuweiſen. Dies Gedicht ſchildert, ähnlich wie „Salas y Gomez" von Chamiſſo, das Leben eines Schiffbrüchigen auf einer menſchenleeren Inſel der Tropenzone, nur daß bei Stern die Inſel unbeſtimmt iſt, der Mann jedoch eine bekannte Figur: der ewige Jude. Auch er findet, wie der auf Salas y Gomez geſtrandete Reiſende, Schiefertafeln, die er zum Schreiben benutzt; nur verzeichnet er auf ihnen nicht Betrachtungen über ſeine Lage, ſondern freie Phantaſien, welche ſelbſtändige Werke ausmachen und nur willkürlich zu Ahasver in Beziehung geſetzt worden ſind.

Im Rythmus und der fein markirten Caeſur wie in den kühnen poetiſchen Bildern erinnert das Gedicht vielfach an Anaſtaſius Grün; z. B. wenn bei dem öſterreichiſchen Dichter der Gefangene im „Thurm am Strande" klagt:

Ich ſah die Wetter, die nun ausgeſtritten,
Ich ſeh' den Regenbogen flammend ſchweben;
Des Himmels lichter Grund doch iſt durchſchnitten,
Ach, von des Kerkergitters ſchwarzen Stäben!
Da dünkt es mich, im Buch des Himmels wären
Die ſchönſten Stellen, heiligſten Legenden,
Des Friedens und der Liebe Gotteslehren
Mit ſchwarzem Strich durchkreuzt von Menſchenhanden.

ſo bietet Stern auf Seite 23 einen Pendant zu dieſem Gleichniß:

Es zuckt ein Blitzſtrahl durch die Wetterwand:
Ein Strich durch's Penſum von Magiſterhand!
Gott ſelbſt durchſtreicht, ſo oft es ihm gefällt,
Den ganzen Unſinn der verworrnen Welt.

Auch die „Inſel Ahasver's“ heißt nur auf dem Titel „ein epiſches Gedicht“, beſteht aber faſt ausſchließlich — wie die übrigen Stern'ſchen Poeſien — aus Reflexionen und Landſchaftsſchilderungen; ihr Sinn ließe ſich wol am kürzeſten durch die Worte Platen's wiedergeben: „Und könnteſt du dich auch entfernen, es triebe Sehnſucht dich zurück, denn ach! die Menſchen lieben lernen, es iſt das einz'ge wahre Glück.“ — Uebrigens iſt es nicht Dieſes, was uns zu längerem Verweilen reizt: die erſte der drei Schiefertafeln bringt eine allegoriſche Scene eine Geiſterſchlacht in der Luft, aus der die entſcheidendſten Stellen hier Platz finden mögen.

In der Viſion naht ſich unter Trommelſchlag und mit ſchwarzen Fahnen eine Armee:

Nun ſeh ich Köpfe. Ein unendlich Meer
Von düſtern Streitern rollt mit Macht daher.
Und friſch voran im Trommelwirbel droht
Ein düſtrer Kämpe. s'iſt der Trommler Tod!
Vom ſchwarzen Hut die weiße Feder wallt,
Der Schädel grinſt; der Trommelwirbel hallt.
. . . . . .
Da ſtürzt ſich flammend eine kleine Schaar
Von lichten Reitern, muthig, ſchön und klar,
Vom Himmel nieder, wie der Sturmwind ſchnell;
Es blitzt durch's Land der Schwerter funkelnd Hell. . . . . .
Nun kreuzt die Schaar den Strom mit blanker Wehr
Und wirft ſich ſtürmiſch auf das Todtenheer.
Da gellt ein Lachen höhniſch in das Licht,
Und haßdurchlodert eine Stimme ſpricht:
„Ihr Herrn des Lichts, grüß' Gott! — ihr kommt zu ſpät!
Seht, welch ein Heer zum ſchwarzen Banner ſteht!
Unüberſehbar wälzt ſich fort das Meer,
Und jede Welle bringt den Tod daher.
Viel Millionen ſchaaren ſich zu Hauf
Und ſtehn als Kläger richtend vor euch auf.
Die Todten ſind es, die in Gram und Noth

Verzweifelt ſind im Kampf um's trockne Brod.
Sie ſammeln ſich und ziehen vor die Stadt,
Die Glück auf Unglück frech erbauet hat.
Es rückt heran und pocht an's lichte Thor
Der ſatten Freude der Enterbten Chor.
Viel Freude nahmt ihr, die ihr wallt im Licht,
Und dachtet derer, die im Dunkel, nicht!
Und jede Freude, wißt ihr, iſt verrucht,
Der irgendwo ein ſchuldlos Elend flucht!
Ein Tropfen Glück, bezahlt mit fremdem Leid,
Bleibt Schuld und Sühne bis in Ewigkeit!
Nun ſtand er auf, der todtgeglaubte Haß,
Nun lief es über das gefüllte Faß.
Und jedes Armen Klage ein Soldat:
So ging ſie auf, der Sünde Drachenſaat!
Ihr Herrn des Lichts, ſo kommt und zückt das Schwert!
Ein jedes Leben iſt ein Sterben werth. . . . ."
Die Stimme ſchwieg. Ein dumpfer Trommelſchlag.
Es ſcholl ein Ruf, ſo heiter wie der Tag:
„Da kriecht ein Wurm; er ſieht die Sonne nicht
Und taſtet blind in's ſüße Himmelslicht.
So ſtrebt das Leben raſtlos aus dem Dunſt
Der Sonne zu. Das Sehen iſt die Kunſt.
Wie viele Blinde wol die Welt gebar,
Ein Aug' zu ſchaffen, ſonnenhell und klar!
Das iſt die Regel für der Freude Flug:
Das, was nicht fliegt, das iſt nicht ſtark genug! . . . .
So träumt das Elend dumpfig in den Tag,
Damit die Freude triumphiren mag!
Denn alle Menſchheit iſt ſo wie ein Mann:
Sie blüht und welkt, damit ſie reifen kann.
Und tauſend Blüthen düngen ſtill die Welt,
Bis eine Frucht reif von dem Baume fällt.
So düngt und erntet wählend die Natur.
Verbeſſerung iſt der Entwicklung Spur.
Ein großes Glück, das *einer* Seele ſtrahlt,
Mit vieler Leid zu hoch iſt's nicht bezahlt.

Und könnt' ein Menſch Gott eine Stunde ſein,
Mit Jubel geben wir die Menſchheit drein!
Es drangt zum Zweck, es drängt zum letzten Ziel,
Hier zählt kein „wenig" und hier wiegt kein „viel".
Wenn ſich im Eing'gen krönt das Ideal —
Die Maſſe, Freund, iſt doch nur Material! . . .
Wer iſt die Menge, die nach Rache ſchreit?
Des Geiſtes Räthſel heißt Perſönlichkeit!
Der Menſchenheerde fehlt Perſönlichkeit,
Drum iſt ſie geiſtlos bis in Ewigkeit.
Drum brüll' nur Rache, drohendes Geſchlecht —
Du biſt in Maſſe, alſo nicht im Recht! . . . . ."

Dieſen Worten wird von der düſtern Schaar unter Anderem erwidert:

„Ihr Eigenmenſchen dunkt euch noch ſo groß,
Ihr ſeid nur frech und kalt und liebelos!
Es naht das Ende und es kommt die Friſt,
Da Jedermann im Volke Eigner iſt.
Dann iſt das Ganze die Perſonlichkeit
Im höhern Sinne der Unendlichkeit. — . . . . .
Verſpottet habt ihr unſre Qual und Noth —
Nun trommelt uns zum letzten Streit der Tod!" — . . . . .
Wie Wellen hüpfend raſt der Geiſterkampf
Durch Tag und Nacht, durch Donner, Licht und Dampf. . . . .
Das wälzt ſich dampfend um den Erdball fort —
Auf Erden Krieg und in den Lüften Mord!
Verklingend und verhallend wie im Traum
Hinrauſcht die Schlacht, ein Schattenſpuk im Raum.
Die Erde taumelt, unbeirrt im Wahn,
Im Dampf des Schmerzes ihre Sonnenbahn. . . . . .

Der Geſtaltungskraft, mit der hier abſtracte Begriffe, ſtreitige ſociale Probleme durch poetiſche Verbildlichung uns nahe gebracht werden, wird gewiß Niemand ſeinen Beifall verſagen; ebenſo wenig der comprimirenden Gewalt, durch welche bei dem Künſtler Bild und Gedanke zu prägnanten Kernſprüchen cryſtalliſiren; am wenigſten aber darf der Unparteilichkeit die Anerkennung fehlen, welche jeden in ſeiner Weiſe zu Worte kommen und die ſtärkſten Sentenzen, die ihm zu Gebote ſtehen, anführen läßt; ſo daß auch wirklich bis zu Ende keiner ſiegt und keiner weicht, denn hierdurch

wollte der Dichter offenbar ſeine wahre Anſicht ausdrücken, daß nämlich die Gegenſätze, die hier zuſammenprallen, nicht nur bisher vergebens einer Löſung geharrt haben, ſondern daß es wol auch im irdiſchen Leben überhaupt keine Verſöhnung für ſie giebt.

Sei's nun, daß ſolche philoſophiſche oder politiſche Widerſprüche in Wirklichkeit oder nur vermeintlich unentwirrbar ſind; immer wird es ein Vorzug ſein, ſie aus dem Nebel zu ziehen, deutlich auf ſie hinzuweiſen und den Punkt klar zu machen, wo die Forſchung einen neuen Hebel anzuſetzen hat oder wo der grübelnde Verſtand Halt machen muß. Eine innige Vertrautheit mit einer ſolchen die Herzen bewegenden Frage muß ſtets angenommen werden, ſobald jemand im Stande iſt durch poetiſche Verkörperung ihr eine Art nationaler Weihe zu geben; denn was in Verſen ergreift und erſchuttert, was die Fähigkeit hat, in der ſchönen Form noch einmal geboren zu werden, hat damit aufgehört ein Hirngeſpinnſt Weniger, eine Spielerei veralteter Spitzfindigkeit — antiquae subtilitatis ludibrium — zu ſein; ihm iſt der Weg zu dem Gefühlsleben Vieler gebahnt, denn wir erleben es innerlich es muß eine Frage ſein, die der Verlauf der Dinge ſelbſt aufgeworfen hat und die uns Alle angeht, ſelbſt wenn ſie zu den Fragen gehören ſollte, auf die es keine Antwort giebt. In dieſer Weiſe der Lyrik neue Gebiete eröffnen und neue Bahnen weiſen, iſt aber in unſeren Augen ein größeres Verdienſt, als an ihr die längſt gepflegten, fruchtbeladenen Zweige, wie die Naturdichtung und Erotik immer weiter zu cultiviren. — Welche ſocialen Widerſprüche hier nun allegoriſch auftreten, wo auf der einen Seite die verzweifelten Repräſentanten von Unglück, Armuth und Unbildung, auf der anderen der Inbegriff von Glück, Reichthum und hoher Geiſtigkeit kämpfen, das ergiebt ſich aus ihren Reden. Die kleine lichte Schaar ſpricht kurz und bündig die Anſichten des Philoſophen Friedrich Nietzſche aus: es ſind die heldenhaften Ausnahmemenſchen, denen er das Erdreich zugedacht hat, die Nietzſcheaner, die Verfechter des Individualismus. Das große ſchwarze Heer verbildlicht den Collectivismus und erhebt die Beſchuldigungen, die man auch wirklich den Lehren Nietzſche's mit mehr oder weniger Recht entgegenſetzt. — Daß es hier Todte ſind, gewiſſermaßen die Manen der Zertretenen, der von den Lieblingen des Glückes verbrauchten Exiſtenzen, mag wol den Sinn haben, dieſer Kampf finde am heftigſten im Innern des menſchlichen Gewiſſens ſtatt, indem die Thaten der Vergangenheit ſich anklagend gegen die egoiſtiſchen Principien des aufſtrebenden Lebens erheben. Aus der Tiefe des Herzens hat dann

der Dichter den Gegenſatz in die Außenwelt hinausprojicirt, die zwei Seelen in ſeiner Bruſt zu zwei feindlichen Heeren umgeſchaffen. Woher trotz alledem die Dichtung nicht ganz befriedigt, iſt leicht zu ergründen.

Der Poet, wenn er durch die Macht des Gedankens wirken will, darf ſich nicht darauf einlaſſen, den Leſer durch lange Definitionen vorzubereiten und vorſichtig zuerſt Vorurtheile wegzuräumen, bevor er ans Werk geht, ſondern muß alles Dies als bekannt vorausſetzen, — d. h. bei dem gebildeten, des Dichters würdigen Leſer; — und durch die bloße Nennung oder Andeutung gewiſſer Anſchauungen und Ideenkreiſe uns mitten hineinverſetzen; wo dann die Prämiſſen des Syllogismus, ohne weitläufig entwickelt zu ſein, als anweſend gefühlt werden, und das Geſchenk der Muſen ſein wichtigſtes Attribut, den Schein der Leichtigkeit und Mühelosigkeit nicht einbüßt. Und darauf mag der Dichter in Bildern, Parabeln, Metaphern, auf jedem ihm erlaubten Wege vorſchreitend, uns zeigen, wie ein kleiner Schritt weiter von dieſen allbekannten Vorſtufen auf den Gipfel einer ungeahnten überraſchenden Ausſicht, oder an einen Abgrund führt, in den der Gedanke ſich nur ſchaudernd vertieft. Oder — wofür wir am dankbarſten ſind, — der zu ziehende Schluß muß in der Ahnung uns ſo nahe gebracht werden, daß es von Seiten des dichteriſchen Genius nur noch eines unmerklich leiſen Anſtoßes, gewiſſermaßen eines Hauches bedarf, um ihn über die Schwelle des Bewußtſeins zu heben.

Bei dieſer „Geiſterſchlacht“ iſt es indeß recht fraglich, ob die ſocialpolitiſchen Anſichten, die ihr (oder der Philoſophie Nietzſche's und den demokratiſchen Lehren) zu Grunde liegen, ſo allgemein bekannt oder gar anerkannt ſind, ſo in ſich abgerundete Gebiete des modernen Denkens bilden, um ohne Weiteres als ſtillſchweigend zugeſtandene Prämiſſen zu dienen. Denn die Vorausſetzung, daß die Begriffe: Glück, Reichthum und intellectuelle Vollkommenheit zuſammen gehören und zuſammen wohnen, und ebenſo ihre Gegenſätze, ein unentwickelter Geiſt, Unglück und Armuth, — trifft einfach im wirklichen Leben gar nicht zu hohe Begabung und Bildung haben mit dem Glück wenig zu thun und fallen mit dem Reichthum faſt nur zufällig zuſammen. Hier treten bloß Nietzſche's Viſionen auf; daher empfinden wir für den Kampf dieſer Principien keine rechte Theilnahme. Der Gegenſatz, der thatſächlich das Leben beherrſcht, nämlich zwiſchen Selbſtſucht und Selbſtloſigkeit, wäre freilich in ſeiner großartigen Allgemeinheit ſchwer poetiſch zu geſtalten; und ſo wird ſich der Dichter mehr oder weniger an die Modificationen und Verkleidungen zu halten haben, in denen er bis

jetzt bei Philoſophen, Religionslehrern und Politikern, aufgetreten iſt. — Solche Bedenken gegen die Wahl des Themas werden natürlich Niemanden veranlaſſen, die Leiſtung gering zu achten, die in der poetiſchen Bewältigung neuer geiſtiger Strömungen liegt, da doch ſelbſt ein vollſtändiger Mißgriff und der Ausdruck wäre hier zu ſtark, — die Macht des dichteriſchen Könnens offenbart und zu ſchönen Hoffnungen berechtigt.

Wenden wir uns zu dem Gebiete, wo Stern's Lorbeern am reichlichſten ſprießen, zu der eigentlichen Gefühlslyrik, der Naturdichtung und Erotik, ſo kann die Betrachtung ſeiner Werke hier eine allgemeinere Bedeutung beanſpruchen: die bisherige Anerkennung iſt ſo rückhaltlos und ungetheilt, daß man einfach ſagen kann, Stern beherrſche den Geſchmack ſeiner Zeit oder habe ihn getroffen; die Fähigkeit hier und die Empfänglichkeit dort haben ſich gegenſeitig geweckt und correſpondiren mit einander; ſo daß alſo eine Beſprechung ſeiner Leiſtungen nicht nur zeigt, wie er ſchreibt, ſondern daß an ſeinen Gedichten ſich conſtatiren läßt, worin der Geſchmack unſerer Zeit beſteht, wie man ſchreiben muß, um den Zeitgenoſſen zu gefallen. Da erkennt man dann zunächſt, wie wenig in dieſem Bereiche neue Formen gebildet, und wie faſt nur die bereits geſchaffenen mit immer größerer Gewandtheit und Eleganz ausgebildet werden.

Man will eine Liebespoeſie ohne melancholiſches Schmachten und Winſeln; eine elegiſch-idylliſche Naturbewunderung ohne ſchwächlich aufgelöſte Gefühle, ohne einen Abſchluß in ſchrillen Diſſonanzen, ohne Weltſchmerz. Wer heute noch meint, des Weltalls großer Riß gehe mitten durch ſein Herz, findet kein Verſtändniß mehr; ebenſo wenig derjenige, der klagt: „Und wem es juſt paſſiret, dem bricht das Herz entzwei", denn wir lieben jetzt die unzerbrechlichen Herzen. Nur eine gewiſſe Tapferkeit und Ruſtigkeit der Geſinnung erwirbt das Wohlwollen des modernen Publikums, inſonderheit, wo ſie es bis zu dem übermüthigen Jauchzen der Ueberlegenheit gebracht hat. Auch der religiöſe Wimpernaufſchlag, die Seufzer der Reue und Thränen der Heimathliebe ſtehen dem Sänger gut zu Geſichte, geben ihm Relief und verpflichten zu nichts. Weßhalb ſoll man ſich irgend eine Gattung von ſchönen Gefühlen entgehen laſſen, wenn man ſie verwenden kann? Dabei beſchränkt ſich die Naturſchwärmerei längſt nicht mehr auf einzelne Jahreszeiten und conventionelle Scenerien; die Wandelbarkeit des Dichters muß im Stande ſein, allem, was ihm auffällt, eine flüchtige Liebe zu widmen; man muß Enthuſiaſt ſein aus Grundſatz.

Wir geben eine Probe von Sterns Liebespoeſie: „Gabriele“ (Ausgewählte Gedichte S. 194).

Laſſe mit blutenden Roſen bedecken
Sanft deiner Glieder hell ſchimmernde Pracht!
Will dich aus wonnigem Schlummer erwecken,
Liebchen, nach ſelig durchtändelter Nacht.
Fluthender Lichtſtrom und thauige Roſen
Zärtlich flüſtert der zuckende Mund:
Tu m'étouffes sous de roses!

Lieblich erwacht das entſchlummerte Leben,
Reibt ſich den Schlaf aus den Augen und lacht;
Flüchtigen Flugs durch die Boulevards ſchweben
Huſchende Flügel. — Paris iſt erwacht.
Leicht, wie ein Duft von Veilchen und Roſen,
Haucht es über die Tuilerien·
Tu m'étouffes sous de roses!

Die anderen längeren Gedichte dieſer Gattung zeigen zum Theil eine noch höhere Vollendung und kräftigere Leidenſchaft, z. B. in den „Ausgewählten Gedichten“ S. 190 „Leocadie“ und Seite 205 „Viola“, in den „Nebenſonnen“ S. 56 „Eva“; und in allen iſt die Liebe durchaus ſinnlich, alſo aufrichtig. Unter den Naturpoeſien mögen einige der kürzeſten von dem eminenten Grade der modernen Kunſttechnik eine Vorſtellnng geben. „Ausgewählte Gedichte“ S. 54·

Andacht am Meere.

Ein in Schlaf verſunkner Löwe,
Sonnenzitternd träumt die Welt;
Fern im Meer gleich einer Möwe
Schwebt ein Segel, ſanft geſchwellt.
In Milliarden Sonnenfunken
Schillert ſpiegelblank die Fluth;
Weit hinaus ergießt ſich trunken
Abendgold in rother Gluth.
Unter den erhitzten Sohlen
Knirſchen Muſcheln in dem Sand;
Seufzerhaft, verträumt, verſtohlen
Rauſcht ein Wellchen an den Strand.

Irgendwo im Meeresſchooße
Rafft ſich auf der Abendwind;
Durch das ſtille, rieſengroße,
Blaue Weltmeer haucht es lind.

Abendandacht auf dem Meere
Glüht in ſtummer Majeſtät;
Gottes lodernde Altäre
Rufen mich zum Nachtgebet.

Aus derſelben Sammlung Seite 17:

Glühend im goldenen Abendſchein
Ruhen die Wieſen und Wälder;
Friſcher Athem aus ſchattigem Hain
Streift über wogende Felder.
Bläulich wiegt ſich im duftigen Hauch
Blühender Flachs in der Runde
Sehnende Seele, nun ruhe du auch,
Freu dich der friedlichen Stunde!

Glühend im goldenen Abendſchein
Schwanken die wallenden Halme;
Auf das dämmernde Erdenſein
Neigt ein Engel die Palme.
„Heilige Scholle, ſchenke uns Brod!“
Beten die Kinder der Erde;
Gott im ſcheidenden Abendroth
Haucht ſein unſterbliches Werde!

Mag auch unter der Glätte der Form bisweilen der Inhalt verſchwinden; immerhin fordert die Melodik dieſer hinreißenden Rythmen auf, an ſolchen Gedichten Studien des Wohllauts anzuſtellen, den belebenden Wechſel aller Vocale und Diphtonge im Reim, die Bevorzugung der vollen, kräftigen Vocale „a“ und „o“ vor dem im Deutſchen leider ſo häufigen matten „e“ und dem ſpitzigen „i“ zu beachten. Bei maaßvoll mitwirkender Alliteration ſind unter den Conſonanten die eine leichte Bewegung ſymboliſirenden Liquida „r“ und „l“ beſonders charakteriſtiſch für die Harmonie von Gehalt und Darſtellungsweiſe verwandt worden; in der erſten Strophe auch das „bl“, „fl“ und „fr“, das, wenn wir uns hier in Muthmaßungen ergehen dürfen, einen milden, raſch überwundenen Widerſtand lautlich abbildet.

Dieſe Berufung auf Hypotheſen der Linguiſten und Lautphyſiologen wird Niemand für eine erſchöpfende Wiedergabe deſſen halten, was uns eigentlich an Sterns Eurythmie entzückt. Wer meint denn auch dadurch des Dankes gegen den Künſtler quitt zu ſein! — Ueber welche reiche Fülle von bald einwiegenden, bald aufrüttelnden Melodien des Tonfalls unſer Autor verfügt, bewundern und genießen wir erſt nach Gebühr bei der Vergleichung einer Reihe von Dichtungen. Es ſei daher geſtattet, noch eine anzuführen („Ausgewählte Gedichte" S. 88):

Die Sonne gleitet längs des Weinbergs Wand,
Im Abend lächelt ſchlummerſchön das Land.

In purem Golde glüht das junge Laub,
In Apfelblüthen tanzt der Sonnenſtaub.

Und Schatten klimmen über Wald und Klee.
Ein Silberſpiegel, lachelnd träumt der See.

Und wie im Weſt das Abendroth verglüht,
Iſt dunkelſchön der Sternenkelch erblüht.

Die Wimper ſinkt, die Schleierdecke fällt,
Und Friede duftet in die müde Welt.

Schon dieſe wenigen Muſter drängen zu einer Beobachtung, die bei fortgeſetzter Lectüre Stern'ſcher Gedichte ſich immer wieder beſtätigt:

Die moderne Sprache hat einen Hang zur Vereinfachung des Stiles, der ſo weit geht, daß in manchen Gedichten (z. B. „Ausgewählte Gedichte" Seite 173 „Gottfried Keller" und Seite 197 „Ahnung" und vielen anderen) jede Zeile für ſich einen Satz bildet, alſo nur noch Hauptſätze exiſtiren; auch die einfachſten Nebenſätze, indirecte Rede und Relativconſtruction kommen ſomit in den meiſten Poeſien garnicht mehr vor; häufig aber wird das elliptiſche Aneinanderreihen von Hauptworten ohne Zeitwort. Es liegt freilich im Weſen der menſchlichen Rede, daß bei allen Völkern und von jeher die Poeſie ſich eines einfacheren Satzbaus befleißigt hat, als die gebildete Proſa. Wer ſich aber die Mühe nimmt, von dem complicirten Gefüge Shakeſpeare'ſcher Sonette und von Bürgers beſten Schöpfungen (z. B. „Heloiſe an Abailard") bis zu den Geſängen unſerer Tage den Weg zu durchlaufen, ſieht deutlich den rapiden Fortſchritt bis zu einem lyriſchen Telegrammenſtil, der dem Geiſte des Zeitalters, wo man wenig Zeit hat, der keuchenden Eile unſeres Jahrhunderts ſo ganz entſpricht, wie die aus Aphorismen zuſammengeſetzten philoſophiſchen Werke, und durch

ſeine Kürze den Vorzug bietet, daß ich bereits bei der dritten Zeile das volle Recht habe zu vergeſſen, was in der erſten Zeile ſtand. Denn jede Zeile bringt etwas Friſches und Apartes, fügt aber für den Leſer, der doch etwa zufälligerweiſe die Gewohnheit des langen Gedächtniſſes haben möchte, einen kleinen Strich oder ein Farbentüpfelchen nach dem anderen zu dem ganzen Bilde. Außerdem erweckt dieſe moderne Kurzathmigkeit zuweilen noch die vortheilhafte Vorſtellung eines Andranges überwältigender Leidenſchaft. Je einfacher übrigens die Lyrik in grammatiſcher Beziehung wird, um ſo künſtlicher wird ſie in maleriſcher; und hier hat man vielleicht mit Recht Stern den bedeutendſten lyriſchen Farbenkünſtler der Gegenwart genannt. Die verſchiedenen Mittel, denen er ſolche Erfolge verdankt, wird man deshalb nicht für eine Vergröberung äſthetiſcher Aufgaben oder ein Herabſinken in niedere Sphären halten, weil ſie mehr oder weniger darauf gerichtet ſind, die Sinnenwelt zur Hilfe zu rufen; denn zwiſchen Aeſthetiſchem und Sinnlichem läßt ſich überhaupt keine feſte Grenze ziehen; und mit dem Ausdruck „grobſinnlich“ drücken wir eigentlich nur die Verlegenheit aus, in die wir gerathen, ſobald es gilt, die Sinnlichkeit, die wir von der Kunſt verlangen, von der Sinnlichkeit, die wir ablehnen, zu unterſcheiden.

Einer der Kunſtgriffe in dieſer maleriſchen Wirkung, Das, was man im engeren Sinne die Farbenpracht nennt, beſteht, wie ſich an Sterns Werken beobachten läßt, heutzutage darin, daß in geeignetem Wechſel der Reihenfolge lauter angenehme Dinge genannt werden, d. h. Dinge, die angenehm zu ſehen, zu hören oder zu riechen ſind; dann muß die obſchon dumpfe Rückerinnerung an dieſe bunte Muſterkarte von abgeleſenen Sinnesgenüſſen — wofern ſie nur einigermaßen zuſammengehören — ſchließlich doch auch eine angenehme Geſammtwirkung hinterlaſſen. Nicht das Auge allein, ſondern alle Senſorien ſind in der Vorſtellung ſanft gereizt worden. Ganz und gar hat die Gefühlsdichtung dieſen Sinnenkitzel freilich niemals entbehren mögen; allein der ältere Brauch beſtand doch mehr in einer gewiſſen objectiven, ſcheinbar faſt gleichgültigen Zuſammenſtellung von ſolchen Zügen aus der Natur, welche die Phantaſie dazu anregen, ſie zu einer Totalität zu ergänzen. Dabei konnte oft der einzelne Zug in Hinſicht der Sinnlichkeit werthlos ſein; der Dichter ſchien ſich wenigſtens hierum nicht zu kümmern; wenn nur die angefachte Selbſtthätigkeit der Imagination dem Leſer oder Hörer zu der eigenthümlichen Freude am Bilden verhalf: plaſtiſch nennt man deshalb den Eindruck ſolcher Schilderungen. — Alſo

die einzelne Linie brauchte nicht immer ſchön zu ſein, denn ſie hatte ihre Bedeutung im Ganzen; und zwar ſo, daß zum Ganzen auch die vorſtellenden Kräfte in uns hinzugerechnet wurden. Die neue Methode, bei der an Stelle des Umweges durch äſthetiſche Perception eine directere Einwirkung auf die Sinneswerkzeuge getreten iſt, führt aber — wie man geſtehen muß — leichter und ſicherer zum Ziel. Sicher, aus demſelben Grunde, aus dem das Leſen eines Menu manchem Behagen bereitet, und aus dem orientaliſche Märchen dem Volke und Kindern ſchon dann immer wohlgefallen, wann recht viel Ducaten, goldgeſtickte Kleider, Sorbet und eingemachte Früchte vorkommen. Eine Muſik, in der lauter ſo liebe Worte ſich aneinander reihen, wird doch meiſtens ſchön gefunden. Daher ergötzen wir uns auch bei folgenden Verſen von Stern:

Der Frühlingsregen trieft mir auf's Haupt,
Ein Falter umgaukelt den Wein,
Die jungen Buchen ſtehn hell belaubt
Und ſprühen in Glanz und Schein. („Nebenſonnen" S. 38.)

Denn der um das Weinlaub flatternde Schmetterling iſt gewiß eine hübſche Vorſtellung und beſonders erquickend für den armen Großſtädter. Gern vergißt man dabei den Anachronismus, daß im triefenden Regen der Falter nicht „gaukelt", ſondern ſtill ſitzt und ſich verkriecht. Iſt er nur nebſt recht viel anderen bunten Dingen an dem Leſer vorübergeflogen, ſo entſcheidet man, das Gedicht ſei farbenprächtig: ein Coſtümfeſt bei bengaliſcher Beleuchtung!

Die Hauptſache in aller Lyrik bleibt jedoch immer die pſychologiſch berechnete Gemüthsbewegung, deren Verfahrungsweiſen ſich ebenfalls beſonders bequem an Sterns Hervorbringungen ſtudiren laſſen.

Zur akademiſchen Correctheit des echten Naturgedichts gehört es, daß erſtens einzelnes Reale gegeben und dann zweitens ein Schritt hinüber gethan werde zum Allgemeinen, zu dem um uns und über uns waltenden Reich des Idealen: gewiſſermaßen die Nutzanwendung, die Deduction aus den Bildern der Wirklichkeit. Je näher dem Intereſſe und Gefühl eines jeden, um ſo ergreifender iſt dieſer Hinweis. Deutlich ausgeſprochen zu werden braucht deswegen aber bekanntlich noch nicht dieſes Ausklingen in den Saiten des Herzens: des Lyrikers höchſte Leiſtung iſt eben — wie meiſt bei Göthe — das bloße Anregen der Seele zum Durchfühlen der höheren Idee, die ſelbſt unausgeſprochen bleibt. Denn erſt dabei wird der

Leſer ſich einer divinatoriſchen Thätigkeit ſeines eigenen Geiſtes bewußt: er erräth die congenialen Schwingungen der Dichterſeele; und daß ihm Das gelungen iſt, erhebt ihn. Bei dieſem Proceſſe erſcheint leicht der ſo erſchloſſene abſtractere Gedanke als etwas Unſägliches, als etwas, das zu ſublim und heilig iſt, um von menſchlichen Lippen mit ſchlichten Worten geſagt zu werden; als etwas, das zu ſubtil und zart iſt, als daß die profanen Ausdrücke der Sprache es faſſen könnten: nur im Echo des Herzens lebt es. Am feinſten ſcheint es uns, wenn ein leiſer Ton dieſer Sphärenmuſik durch das ganze Gedicht mitklingt; am frappirendſten aber jedenfalls, wenn die Wirkung auf den Schluß verlegt wird; weil das dem wirklichen Verlauf der lyriſchen Stimmung wol auch am eheſten entſpricht: der ſchwärmende Blick zieht dahin über die Erſcheinungen der Natur, wie ſie um ihn ausgebreitet ſind; und dann erfolgt — immer nach dem Schema von Göthe's „Ueber allen Gipfeln iſt Ruh" — die Heimkehr in die eigene Bruſt. Die Emphaſe, die ſtärkſte Partie, mag mitunter erfolgreich wohin anders als an den Schluß geſetzt werden, den allgemeinſten Gedanken als Facit des Ganzen, iſt es rathſam, immer an die letzte Stelle zu placiren.

Da jeder, der Verſe macht, längſt bemerkt hat, wie ſehr die Wirkung lyriſcher Erguſſe von der Einhaltung obiger kleiner Regeln abhängt, ſo gehört es jetzt zur Mechanik der Poeterei, nicht aber zur ſog „Wahrheit der Empfindung" den Schlußeffect richtig zu formiren. Nämlich — um präciſer zu reden — entweder ſo, daß im Verlaufe der Dichtung zuerſt nur einzelne Bilder, Thatſächlichkeiten aufgeführt zu werden ſcheinen, und dann zuletzt, wie mit einem Blitzſtrahl das ganze vorhergegangene Gemälde beleuchtet, der Zuſammenhang der einzelnen Theile hergeſtellt wird und ſo mit einem Male der Sinn des Ganzen herausſpringt. Solch ein Gedicht kann bisweilen auf ein einziges Wort aufgebaut ſein. Oder es iſt ſo, daß ſchon mit dem Fortſchritt der Dichtung die Obertöne erkennbar mitklingen, in allmähliger Steigerung anſchwellen, gleich als ob das Gähren in der Bruſt des Dichters und des mitfühlenden Leſers — von Stufe zu Stufe gewaltiger werde und zuletzt nicht wie im erſten Falle eine Ueberraſchung, ein elektriſcher Schlag erfolgt, ſondern in einem allſeitig vorbereiteten ſchönen allgemeinen Gedanken (wie bei Schillers „Idealen") die Wellen ſich wieder glätten.

Dieſe letztere Art von Naturgedichten richtig aufzubauen, gelingt viel ſchwerer, weil ſie den Jünger Apollo's zwingt, von Anfang an und in

jeder Strophe Gedanken zu haben und etwas Bedeutsames zu verkünden; sie steht aber bei uns nicht so hoch im Preise, weil sie die Nerven nicht so erschüttert. Hingegen die erste Methode bietet den wichtigen Vorzug, daß man in der Schilderung mancherlei Bilderchen, Lichtreflexe und Farbenkleye unterbringen kann, für die man sonst keine Verwendung hat; gesetzt, daß nur zuletzt ein großer Spruch erfolgt. Denn wenn es bei Stern, wie wir sahen, zum Schluß heißt:

„Gottes lodernde Altäre
Rufen mich zum Nachtgebet",

wer wagt dann in diesem heiligen Augenblicke, beim Anlegen solchen hieratischen Ornats zu forschen, ob jeder vorhergehende Vers der Andacht richtig praeludirt hat? Ja selbst wenn, wie in der „Waldschmiede" („Ausgewählte Gedichte S. 256) die Schlußworte. „Und im Herzen da dehnt sich ein Sehnen", durch nichts von Allem, was vorausging, gerechtfertigt sind und ebenso gut jedem beliebigen anderen Landschaftsbilde hätten angehängt werden können; so fragt sich der nachsichtige Leser auch hier kaum, wo die Andeutung aufhört und das Nichtsbedeuten anfängt, sondern sagt: „Gott sei Dank, daß es sich wenigstens jetzt im Herzen dehnt! es wäre mühsam gewesen, das alles unter einen Nenner zu bringen; jetzt aber ist es entschieden stimmungsvoll!"

Eine Calculation der Gedichte auf den starken Eindruck, den die letzten Worte machen sollen, ist auch bei einem anderen baltischen Dichter der Gegenwart, bei Christoph Michwitz sehr hervorstechend. An ihm, besonders aber an Stern, der diese Vorschriften noch consequenter einhält, läßt sich beobachten, wie empfehlenswerth es ist bei den großen Sentenzen, welche die Stimmung machen sollen und mit denen der Dichter sich jedesmal verabschiedet, einen der erhabensten Begriffe, ein Ziel unsrer Sehnsucht anzubringen, z. B. die Worte „ewig" oder „unsterblich" einfließen zu lassen. Da sich doch nicht alles citiren läßt, wollen wir zum Belege dafür nur aus den ersten neun von Stern's „Ausgewählten Gedichten" die letzten Worte anführen.

Seite 2 O Ewigkeit, dein kalter Kuß!
Seite 4 Schaue euch ewige Sterne, spielend im Wellentanz;
Doch wie so ferne, so ferne strahlt euer Glanz!
Seite 8 Und zurück in Ewigkeit.
Seite 11 Traumschön das Urbild der Unsterblichkeit.
Seite 13 Trage die duldende Seele in's Weltall!

Seite 14 Und taumeln in die Ewigkeit.
Seite 16 Wälzt ſich deine Welt im ew'gen Raum.
Seite 17 Haucht ſein unſterbliches Werde.
Seite 19 Zur ewigen Ruhe geh'n. u. ſ. w.

Unter neun Gedichten iſt alſo nur eines, das nicht mit „ewig" oder „unſterblich" ſchließt. Aehnliche Reſultate würde eine Statiſtik auch bei den ſpäteren Sammlungen Stern'ſcher Gedichte liefern.

Häufig werden herrliche poetiſche Wirkungen zum Abſchluß der Naturbetrachtung oder Reflexion durch Das erzielt, was man in der Stiliſtik Proſopopöie nennt, alſo durch die Perſonification reſp. Verkörperung entweder eines abſtracten Begriffes oder eines unbelebten Gegenſtandes; etwa eines Gegenſtandes, der vor Kurzem im Verlaufe der Schilderung in ſeiner eigentlichen Bedeutung genannt worden iſt und nun — durch die Metonymie — ein Doppeldaſein gewinnt. Auch in dieſem Verfahren erweiſt ſich Stern als ein Meiſter und verſteht es oft ſchon im ganzen Fluſſe des Gedichtes mit Feinheit und Geſchick auf dieſen Ausklang vorzubereiten. Nur die Lecture zahlreicher Dichtungen könnte, was wir meinen, hinreichend erläutern; da wir den Dichter doch nicht ſo ausplündern dürfen, führen wir als Nothbehelf einige Schlußverſe an. Aus „Nebenſonnen" S. 19.

Schwebend durch den fernen Raum,
Scheu auf weichen Sohlen,
Staunend hat ſich mir der Traum
Tief in's Herz geſtohlen.

Aus dem „Erſten Frühling" Seite 23:

Und über knirſternden Meeresſand
Streift hinter mir unverwandt
Als ein grauer ſchleppender Seidenflor
Die Reue, daß ich mich ſelbſt verlor.

Aus den „Ausgewählten Gedichten" Seite 64:

Klirrend ſpringt das dunkle Thor
Von dem Blüthenregen,
Und hinein im Jubelchor
Rauſcht der Frühlingsſegen.

Seite 169:

Ich ſchreite längs dem Wieſenſaum
In Thau und Sternenſchein;

Tief aus dem See ein holder Traum
Staunt mir in's Herz hinein.

Seite 29.

Weit, wie in Orgelklängen, ſchwimmt
Im Frühroth mein Gedicht;
Denn wo der Geiſt die Saiten ſtimmt,
Da jauchzt das ew'ge Licht.

Jetzt entſteht vielleicht die Frage, ob das, was hier geſchah, auch zuläſſig iſt? Heißt das nicht zerpflücken, zerſtücken, aus dem Zuſammenhange reißen? Darf man an dem Herzen des gebenedeiten Sängers ſo unehrerbietige Secirübungen anſtellen? — Abgeſehen davon nun, daß hierbei hauptſächlich der Geſchmack der Zeit eruirt werden ſoll, kommt es eben darauf an, ob die Schlußworte wirklich aus dem Vorhergehenden herausgewachſen, das Ganze aus einem Guſſe geſchaffen iſt, oder ob dieſe jedesmalige letzte captatio benevolentiae bisweilen und öfter mehr äußerlich wie eine Verzierung angeleimt iſt. In dieſem ſchlimmen Falle hätte der Dichter es ſich ſelbſt zuzuſchreiben, wenn Das, was nicht organiſch verbunden war, von der Kritik gelöſt und „disjecta membra poetae“ vor dem Publicum ausgebreitet worden. Er hatte dann vermuthlich ſelbſt nicht ſcharf genug auf das Flüſtern des Genius gelauſcht, ſondern aus ſeinem Vorrath, aus dem Zettelkaſten mit der Vignette „Schlußeffecte“ das Paſſende herausgeſucht.

Zugeſtanden wird ſo etwas ſelten, allein das Experiment der Rechenprobe, ob es einem Dichter paſſirt iſt, wäre möglich und beſtände darin: zuzuſehen, ob ſich wol dieſe Schlußeffecte von ungefähr bei zwei Gedichten vertauſchen laſſen. Z. B. das Gedicht auf Seite 51 („Ausgewählte Gedichte“) ſchließt mit den Worten:

Zur Seele ſpricht im Traumgeſicht
Der Heimath Klang;
Du Quellenlicht im Weltgedicht,
Dir gilt mein Sang!

Nun wäre es nicht ganz ſo hübſch aber doch auch erträglich, wenn wir ſagten:

Zur Seele ſpricht im Traumgeſichte
Der Heimath wunderholder Sang;
Und auch der Sehnſucht leiſes Lallen
Es iſt im Weltgedicht ein Klang.

Hiermit haben wir jedoch den Schluß eines anderen Liedes an die Stelle geſetzt, nämlich von Seite 20 l. c., wo die letzten Worte lauten:

Und auch der Sehnſucht leiſes Lallen,
Es iſt ein Klang im Weltgedicht.

Solche Verwechſelungen der letzten Verſe laſſen ſich bei Stern leicht in Menge vornehmen, wenn man ſie nur dem verſchiedenen Rythmus und Reim ein wenig anſchmegt. Manchen Dichtungen läßt ſich auch eben ſo gut ein ganz anderes Ende geben. In dem „Sonntagmorgen am Zürichſee“ (Ausgewählte Gedichte“ S. 157) heißt es ſehr begeiſtert von der zweiten Heimath des Dichters:

. . . . . .

Goldne Sonne, Glockenklänge, zitternd auf dem blauen See,
Grünbelaubte Bergeshänge, Gärten tief im Blüthenſchnee;
Weiße Segel auf der klaren, unergründlich tiefen Fluth,
Fern die ew'gen wunderbaren Alpen in der Morgengluth: —
Alles habt ihr Schweizerſöhne, was ein Dichterherz begehrt, —
Wahrt nur eure beſte Schöne, haltet eure Freiheit werth!

und zum Schluß der erſten Hälfte des Liedes iſt ebenfalls von Freiheit die Rede, aber ebenſo willkürlich; daher wollen wir nicht unterſuchen, ob es nöthig war, daß unſer junger Landsmann der alten Republik dieſe ernſte Mahnung zurief, ſondern ſtatt des Appells an die Freiheit folgenden Schluß proponiren:

„Alles habt ihr Schweizerſöhne, was ein Dichterherz begehrt, —
Dank, daß alles dieſes Schöne, ihr zur Heimath mir beſcheert!“

Oder etwa:

„Zu beſingen all' dies Schöne, bin ich bei euch eingekehrt.“

Derartige Verſuche, dem Dichter nachzuhelfen, wird mancher für ebenſo überflüſſig erklären, wie folgende Verſe, mit denen ein Philoſoph Goethe's „Erlkönig“ vervollſtändigen, gewiſſermaßen mit einem visum repertum verſehen wollte.

Und als ſie dann zu Hauſe gar
Nachſah'n, was dem Kinde geſchehen war,
Da fand es ſich, doch allzu ſpät,
Daß ihm der Hals war umgedreht.

Es iſt aber doch nicht ganz daſſelbe; denn der Umſtand, daß ſolch ein willkürlich variabler Abſchluß der Betrachtung ſich bei Stern an nicht

wenige Gedichte anſetzen läßt, weiſt auf eine Eigenthümlichkeit des heutigen Geſchmacks hin und kennzeichnet überhaupt das Compoſitionsprincip unſerer Naturdichtung, nämlich das — auch auf dieſes Gebiet ausgedehnte — durchaus moderne Princip der Arbeitstheilung: einen wichtigen Fortſchritt der Technik. Etwas anderes iſt es, die photographiſche Aufnahme des Landſchaftsbildes vollziehen, und wieder etwas anderes, den zu beherzigenden Vers drunter ſetzen. Das eine Mal iſt man mehr zur Malerei aufgelegt, das andere Mal zu Sentenzen. Weßhalb ſollen alſo nicht die Zeiten, die Stimmungen und zur Noth die dichtenden Köpfe in beiden Fällen verſchieden ſein?

II.

Victor von Andrejanoff[1]) erinnert in ſeinen Dichtungen vielfach an ſeinen Zeitgenoſſen Moritz von Stern; auch ſeine beſten Leiſtungen gehören der Naturdichtuug und Erotik an; auch er bekennt ſich in ihnen zu einem aufgeklärten Pantheismus; nur daß die Ueberzeugungen in ſeinen Poeſien eine beſtimmtere Färbung gewonnen haben und ſich dem Geiſte der indiſchen Religionen nähern: einem Geiſte, der offenbar durch die Beſchäftigung mit der indiſchen Sprache dem Dichter heimiſch geworden iſt. Als Beleg möge folgende Stelle dienen („Ein Büchlein Lyrik" S. 73).

In den Millionen Sternen, die am Himmelszelte brennen,
Wie im kleinſten Waſſertröpfchen lerne du dich ſelbſt erkennen!
Aus dem gleichen Stoff gewoben iſt, was iſt, im Weltenall,
Und derſelbe Geiſt durchzittert Menſchenherz und Sonnenball.
Aus des Thieres ſtillem Auge winkt er dir unhörbar zu,

---

[1]) Victor von Andrejanoff's Werke.

1879 Dichtungen.
1880 Am Kaiſerſitz. Localſatire in Verſen. (Pſeudonym. Livonius.)
1880 Julian der Abtrünnige. Epiſche Dichtung.
1881 Dem Zar-Befreier, Requiem
1882 Zum Licht! (Gedichte.)
1884 Elfenbrautfahrt, Märchen.
1884 Chopin, Sonnette.
1886 Ein Büchlein Lyrik.
1887 Die Religion des Erbarmens, nebſt Anhang von Gedichten.
1890 Neue Weiſen (Gedichte).
1892 Beethoven, Dichtung von Wſewolod Tſcheſchichin, deutſch von Victor von Andrejanoff.
1893 Aus der Stadt und vom Strande. (Gedichte.)

Flüſtert aus des Waldes Wipfeln, aus der Quelle: „Das biſt du!“
Dieſen Geiſt, den ew'gen hehren, der den todten Stoff belebt,
Lern als „Gott“ begreifen, ehren, wo er immer wirkt und webt!

Wenn aber in mancher Beziehung und beſonders in dem äußeren Erfolge ſeiner Wirkſamkeit Andrejanoff hinter Stern zurückgeblieben iſt, ſo hat man Dies gewiß nicht allein der urſprünglichen Beanlagung zuzuſchreiben, ſondern auch den verſchiedenen Umgebungen, ſocialen Einflüſſen und Lebensſchickſalen. Unſere nordiſche Heimath mit ihrem trüben Himmel, ihrer kargen Vegetation und ihrem rauhen Klima: wie wenig fordert ſie dazu auf, in ſchwärmeriſcher Bewunderung die Herrlichkeit der Schöpfung zu beſingen? Wie ſchwer iſt es zu vermeiden, daß die Producte langer Winternächte gleich Kellergewächſen einen bleichen Schimmer bekommen, daß die Laute in der Stille einer einförmigen Natur monoton klingen? Wie darf man erwarten, daß aus ſolchem Boden die drängende Fülle und Mannigfaltigkeit glücklicherer Zonen hervorſprießen?

„Maßen die Hindin keine Löwen ſäugt,
„Noch auch die Taube Falk und Adler zeugt,“
(Chè la damma non genera il leone,
Nè le colombe l'aquila o il falcone) würde Arioſto ſagen.

Noch wichtiger und förderſamer iſt wol für das junge Talent Das, was im eigentlichen Sinne Anregung genannt wird und was der Künſtler der baltiſchen Provinzen kaum vom Hörenſagen kennt. Die Menge der Fachgenoſſen, die den Schriftſteller dort „draußen“ umgiebt, die ungezählten Brüder in — ja wie heißt der Gott der Tinte? — mit denen er dort bald in freundlichen, bald in feindlichen Contact geräth, gehören im Ganzen genommen nicht gerade zu den „beſten Kreiſen.“ Es iſt oft ſo etwa die Geſellſchaft, die bei Gottfried Keller („Die mißbrauchten Liebesbriefe“) den ſtrebſamen Victor Störteler ſo herzlich im Wirthshaus empfing, und die von einem ſo einſichtsvollen Kellner bedient wurde. Manchem ſoliden Anfänger mag in dieſen gemiſchten Regionen eigenthümlich zu Muth werden, und er murmelt wol reſignirt den Hexameter, furſure se miscens porcorum dentibus estur; denn das iſt das caudiniſche Joch, das der junge Literat meiſtens paſſirt. Aber auch hierbei fehlt es nicht an Anregung; Talente und künftige Ritter vom Geiſte kommen gewiß auch in dieſer Geſellſchaft vor, und ſelbſt der Zank und Hader im Wettbewerbe wirkt belebend, übt Kritik, ſchärft den Blick für kleine Mängel, für die Anforderungen der öffentlichen Meinung und ſpornt den aufwärts ſtrebenden Dichter bei Allem,

worin er ſich verſucht, das Aeußerſte zu leiſten, was ihm nur irgend möglich iſt; während es bei uns wol kaum vorkommt, daß der Künſtler zu einem Gedankenaustauſch mit Seinesgleichen Gelegenheit hat und nur gerüchtweiſe im Publicum verlautet, dieſer oder jener „dichte“. Eine gewiſſe verſchämte Sprödigkeit der Geſellſchaft übt außerdem unvermerkt einen Druck auf den Literaten. Denn wo nicht jeder reden kann, wie ihm der Schnabel gewachſen iſt, kann auch nicht jeder ſchreiben, wie ihm die Feder läuft: der Redner, wenn er ſeine Sache verſteht, darf nicht über die Köpfe der Verſammlung hinweg reden, ſondern muß die Beſchaffenheit des Publicums, an das er ſich wendet, im Sinne behalten. Ebenſo, mag nun der Schriftſteller ſich davon Rechenſchaft ablegen oder nicht, er wird immer, wenn er überhaupt ſchreibt um jemals gedruckt zu werden, von dem Gedanken an ſein Publicum beeinflußt; von dem Gedanken an Das, was dieſes Publicum vertragen kann und wovon es verletzt wird. Auch dieſer ſtille Gedanke — oder ſollen wir ihn ein inſtinctives Tactgefühl nennen — trägt dazu bei, den baltiſchen Künſtler in der Freiheit ſeines Wirkens zu beengen. Im Auslande dagegen mag wirklich jeder ſchreiben, wie ihm gutdünkt: er wird immer irgend ein Publicum finden, dem dieſe Koſt gerade mundgerecht iſt. Das iſt der Vortheil der Freiheit, der den Künſtler allerdings manchesmal erröthen läßt, über Das, was irgend einmal ſeiner Feder entfuhr, der ihn jedoch im Allgemeinen nicht hindert, ſpäter mit gereiftem Geſchmacke unter den Gährungsproducten ſeiner Jugend eine ſo geſchickte Auswahl zu treffen, wie z. B. Stern, als er in ſeinen „ausgewählten Gedichten“ alle bisher erſchienenen werthvolleren Erzeugniſſe vereinigte.

Stellt man die Werke von Stern und Andrejanoff einmal neben einander, ſo kann man nicht umhin, die ganz praktiſche und daher anſtößige Seite des Literatenthums zu berühren. ſie öffnet uns erſt die Augen über Das, was zum Erfolge nöthig iſt. — Wie dürftig nehmen ſich nun neben der glänzenden Ausſtattung von Stern's zum Theil ſogar illuſtrirten Prachtbänden, die beſcheidenen, ſchwindſüchtig dünnen Heftchen aus, in denen die inländiſchen Verleger Andrejanoff's Gedichte veröffentlicht haben! Erſt im Auslande weiß der Verleger ſeines Amtes zu walten und den allmächtigen Hebel der Reclame anzuſetzen; dort ſchickt man beim Erſcheinen der Schrift hunderte und aber hunderte von Freiexemplaren an Zeitungen, Zeitſchriften und Kritiker, ja man ſchickt ihnen ſelbſt Bettelbriefe in's Haus, damit ſie ſich nur „äußern“. Wie gut ſich Stern's Verleger darauf verſtehen, die Lärmtrommel zu rühren, iſt daraus zu ſehen, daß faſt jedem Bande ſeiner Werke

ein dickes Convolut von panegyriſchen Beſprechungen ſeiner Erzeugniſſe angeheftet iſt, wie ſie in verſchiedenen Journalen erſchienen und von dort abgedruckt worden ſind. Ja ſogar an den Verfaſſer gerichtete Privatbriefe ſchmeichelhaften Inhalts werden dort veröffentlicht. Wie peinlich muß unſerem jungen Landsmann dies marktſchreieriſche Gebahren der Verleger ſein; denn der Balte iſt doch von anderem Schrot und Korn und ehrt die altlivländiſche Deviſe. Nec quid temere, nec quid timide. — Doppelt peinlich muß ihn das berühren, da einige ſeiner Schriften in einem Verlage erſchienen ſind, welcher ſich „Stern's literariſches Bulletin der Schweiz" nennt; ſo daß der Unkundige zu dem Gedanken verführt werden könnte, der Dichter ſei ſelbſt ſein Verleger und Herold geweſen.

Alle dieſe Vortheile hat Andrejanoff entbehren müſſen; und einzuſehen, was ihm damit entgangen, wäre, glaube ich, richtiger geweſen, als, wie er es thut, über die Theilnahmloſigkeit des baltiſchen Publicums zu klagen. In jedem Falle wird das baltiſche Publicum ihm dankbar ſein, daß er ſich durch die Mißgunſt der Verhältniſſe nicht hat entmuthigen und davon abhalten laſſen, an der Ausbildung ſeiner dichteriſchen Eigenart zu arbeiten und die Heimath mit den zarten und anmuthigen Schöpfungen ſeiner Muſe zu erfreuen. Zartheit und Anmuth läßt ſich freilich nicht von Allem rühmen, was Andrejanoff geſchrieben hat. So ſehr auch bei der gediegenen Bildung und dem hohen Fluge der Gedanken, die unſern Dichter kennzeichnen, ſeine Neigung zur Reflexionspoeſie Anerkennung und Förderung verdient, ſo kommt es uns doch ſo vor, als ob ſie bisher noch keine ganz reifen Producte aufzuweiſen hätte, als ob ſeine Phantaſie hierzu noch nicht ganz flügge wäre, als ob es ihm bisher noch nicht gelungen wäre, ſeine Ideen ſo ſpielend leicht wie Stern anſchaulich (d. h. ſinnlich und lebendig) zu geſtalten. Zum Theil mag dies daran liegen, daß Andrejanoff's Probleme mitunter tiefer ſind. Wir geben als Probe („Aus der Stadt und vom Strande" S. 18) eine Stelle aus einem längeren Gedicht:

Ich glaube nicht an ſolche Utopie,
Wenn ich ſie auch bewundern kann und lieben.
Mir ſagt der Sterne ew'ge Harmonie
Von klug und ſtark beherrſchten Einzeltrieben.
Der Sirius wird zum Orion nie,
Was er einſt war, das iſt er ſtets geblieben.
Groß iſt's und echt, das Ich ſich zu erhalten
Im Kampf mit allen kosmiſchen Gewalten!

Doch ſchön iſt's, Ruh nach ſolchem Kampf erſehnend,
In's Holde Du, in's All hinabzutauchen,
Sich Eins mit Sonne, Mond und Sternen wähnend,
Im Aether ſeine Seele auszuhauchen!
Die Sternenpfade, grenzenlos ſich dehnend,
Bis ſie gleich Wölkchen Dampfs verwehn, verrauchen,
Sind Runenſchrift von meinem Doppelweſen:
„Allſein und Ichſein" ſteht darin zu leſen. . . .

Als durchgehender Zug, welcher Andrejanoff's Dichtungen charakteriſirt, tritt eine Neigung zur Weltflucht hervor, oder — noch mehr — eine unwillige Abkehr von dem irdiſch menſchlichen Treiben in der Geſtalt, wie es thatſächlich beſchaffen oder dem Verfaſſer bekannt geworden iſt. Es iſt, als ob zwiſchen dem Geiſte, aus dem dieſe Lieder geboren ſind und jeder ſinnlichen Wirklichkeit als Culturproduct ein unverſöhnlicher Zwieſpalt eingeriſſen wäre, der es dem Dichter auf vielen Gebieten unmöglich macht, aus dem bunten und oft trüben Gewirr der Erſcheinungen unſerer Bildungswelt das Unvergängliche ſiegreich herauszuheben und den unreinen irdiſchen Stoff zu werthvollen Symbolen eines unſichtbaren höheren Seins zu verklären. Eine ähnliche Stellung zum Leben kam zuweilen bei den Anhängern der ſogenannten romantiſchen Schule vor; ſo ſchreibt Karl Immermann in dem Vorſpiel zu ſeinem „Triſtan und Iſolde":

Die Welt, die draußen ſich vermißt,
Gehört nicht eigen mir, das wißt.
Ich laſſe die da draußen ſchalten,
Läßt ſie die meine mich behalten;
Die draußen führt ein laut Geſchrei
Und regt viel tauſend Arm' und Hände;
Mit Dichten, Trachten, Schelmerei
Beginnt ſie ſtets, bringt's nie zu Ende.
Indeß, vollendet im Gemüth
Vom Urbeginn, die andre blüht!
Die Wunderroſ' im Wunderthale,
Geküßt vom erſten Sonnenſtrahle! — . . .

Dieſe Stimmung ſcheint jedoch bei den Romantikern eher zu dichteriſchen Zwecken künſtlich erzielt und ſomit nur zeitweilig angenommen, als im Naturell begründet zu ſein.

Gewiß nicht alle Gebiete verſchließt dem Dichter dieſe Weltentfremdung, aber doch ſehr viele; denn ſo oft uns auch Andrejanoff, gleichſam ſich ſelbſt ermannend, verſichert: er flüchte aus der irdiſchen Gemeinheit und vor der „blöden Menge“ in das beſeligende Reich der Formen, Farben, Düfte und holden Klänge, in das Reich der Schonheit und finde dort ſein Glück, ſo darf man doch nie vergeſſen, daß von Kunſt nur ſo lange die Rede ſein darf, als wir uns auf dem Boden der Sinnlichkeit befinden und mit flammernden Organen an ihm halten. Wenn nicht der Künſtler mit Luſt und Liebe zuerſt bei dieſer Sinnenwelt verweilt hat, ſich in ſie zu verſenken und ſie auszukoſten verſteht; ſo kann die höhere Deutung dem poetiſch Geſchauten gar nicht entnommen werden. Es genügt alſo nicht in ein imaginäres Reich der ſchönen Formen, wie in ein außerweltliches Territorium ſich zurückzuziehen, um dort — ja an welchem Material? in freiem künſtleriſchen Schaffen zu ſchwelgen. Nein, da alle Formen nur als human verſtändliche Sinnbilder ſchön werden, verläuft ſich unſere Betrachtung in die Frage, welche Gebiete, oder wie man früher zu ſagen pflegte „Provinzen“, auch dann noch dem Dichter als Spielplatz ſeiner Phantaſie, ja als fruchtbares Feld ſeiner Thätigkeit offen ſtehen, wenn er aus innerer Averſion gegen irdiſches Treiben, für das intelligente Menſchenleben, das ihn umgiebt, nur barſche Proteſte findet und ſich folglich auch nicht darin gefallen wird, in den Erſcheinungen der unbeſeelten Natur Vorbilder einer ihm widerwärtigen Culturwelt zu ſuchen? Daß ſein Reich „nicht von dieſer Welt“ iſt, ſagt Andrejanoff ausdrücklich auf Seite 41 der Gedichte „Aus der Stadt und vom Strande“ ähnlich iſt der Sinn des Liedes („Neue Weiſen“ S. 14):

Hinter Nebeln weiß, hinter Wolken grau
Liegt die Hermath, die Heimath mein;
Hier wehen die Winde ſo rauh, ſo rauh,
Dort leuchtet der Sonnenſchein. . . . . .

Das erinnert an das bekannte Gedicht „Eldorado“ von E. A. Poe, einem Künſtler, der bekanntlich arg mit dem Leben zerfallen war, bei dem man aber ſonſt wol vergebens nach Analogien mit Andrejanoff ſuchen wird. „Eldorado“ ſchließt mit den Worten:

„Over the Mountains of the Moon,
„Down the Valley of the Shadow,
„Ride, boldly ride“,
The shade replied, —
„If you seek for Eldorado!“

Dies also scheint ein Hauptunterschied zwischen Stern und Andrejanoff zu sein: daß Stern in der Naturdichtung und Gedankenlyrik beliebige Tonarten anzuschlagen befähigt ist, daß er, in allen Sätteln gerecht und in allen Wässern gewaschen, keiner Stimmung und keinem Pathos sich unzugänglich zeigt, aus welchem mit einiger Geschicklichkeit für den Geschmack der heutigen Leserwelt etwas gemacht werden kann; daß dagegen die Poesie Andrejanoff's stark von Antipathien beeinflußt wird, durch jede Berührung mit dem realen Leben leidet und erst in einer Art weltfremder Einsamkeit sich wohlfühlt und mit Kraft und Würde entfaltet. Um auf die oben angeregte Frage zurück zu kommen, so lassen sich, wofern wir uns in diesen Beobachtungen nicht täuschen, weitere Schlüsse ziehen, über die Grenzen, innerhalb deren Andrejanoff's poetische Thätigkeit wenigstens bei seinen jetzigen Neigungen, — Aussicht hat auf Erfolg. Und den Beweis für die Stichhaltigkeit unserer Behauptungen würde dann eine Durchsicht Dessen abgeben, was ihm bisher besonders gelungen ist. Denn freilich hieße es von der Selbsterkenntniß des Künstlers zu viel erwarten, wenn man meint, er werde nur Das unternehmen, wofür er glücklich beanlagt ist: gerade die Widerspänstigkeit des ihm nicht geistverwandten Stoffes mag bisweilen einen neuen Antrieb abgeben, es immer wieder mit ihm zu versuchen.

Wirklich bleiben unserem Dichter auch nur einige Themata übrig, wo er dem verhaßten Treiben der Welt leicht aus dem Wege zu gehen vermag. — Durchaus nicht das ganze Gebiet der Naturpoesie und Landschaftsdichtung bildet eine solche freie Domaine: nur eine Natur, welcher der Mensch immer ehrfürchtig fern bleibt, oder die — in eine ideale Region entrückt, nicht ohne Weiteres Sinnbilder für die Regungen der vulgären Menschlichkeit darbietet, nur die Natur in ihren flüchtigsten Phänomenen ist ihm genügend ätherisch und menschenunähnlich. Daher ist es wol nicht zufällig, daß er die ihm eigene Meisterschaft vorzüglich da offenbart, wo er den Wind besingt. Wir citiren den Anfang des Gedichtes „Süd-West“ („Neue Weisen“ S. 20):

Der Westwind.

Auf dem Schnee der Kordilleren gestern Abend noch ich ruhte,
Badend in der Tropensonne duftgetränktem Purpurblute,
Hauchend kühlen Lebensodem in das blüthenreiche, wilde,
Amazonenstrombespülte brasilianische Gefilde.
Aber als die Nacht vom Himmel stieg auf Mondenstrahlensprossen,

Sprang ich auf und kam, auf Blitzen reitend, in das Thal geſchoſſen;
Mit der Sturmesgeißel trieb ich vor mir her die Wetterwolke,
Freude bringend Meer und Erde, Schreck dem armen Menſchenvolke,
Ueber Städt' und Dörfer ſauſend auf dem Roß, dem flammenhellen,
Bis ich niedertauchte brauſend in des Oceanes Wellen.
Schmeichelnd hier mit leiſem Finger ſtrählte ich der Wogen Locken,
Kränzte mein Gewand mit ihres weißen Schaumes Silberflocken,
Wiegte mich in ſel'gen Träumen auf den blauen Spiegelfluthen,
Drin gleich lang verſunkuen Inſeln, Mond und Sterne ſchweigend ruhten.
Mit des Mondes erſtem Strahle aber ſtieg ich aus den Wogen,
Kam im goldnen Wolkenmantel über Berg und Thal gezogen,
Schwang mein nebelſchleiertheilend Schwert, das unſichtbare ſcharfe,
Schlug mit ſtarker Hand die Saiten auf des Waldes Rieſenharfe.

Der Südwind.

Aus den ſtillen Höhlen an des Atlas Hang,
Wo die Blumenwildniß nie ein andrer Klang
Als der Quellen Rieſeln, als der Vöglein Lied
Und des Echos Seufzen wehmuthvoll durchzieht;
Wo der Wüſtendämon ruht von ſeinem Flug
Träumend unter Palmen neuen Siegeszug,
Und auf Bergeshöhen Fee Morgana baut
Ihre Wolkenſchlöſſer, ſonnenglanzbethaut, —
Ueber's todtenſtille rothe Wüſtenmeer
Kam von leiſen Flügeln ich getragen her:
Bringe Licht und Wärme, bringe Klang und Duft,
Schweb' wie Odem Gottes in der Sommerluft.

Beide.

All' deine Schönheit mir liebend geſelle,
Laß uns vereinigt ſchweben im Tanz,
Trunken aus unerſchöpflicher Quelle
Bläue des Himmels und ſonnige Helle,
Sind's auch nur Schatten von ſüdlichem Glanz! . . . .

Die Dichtung „Herbſt" („Aus der Stadt und vom Strande" S. 46) gehört ebenfalls in dieſe Kategorie.

Ein anderes Refugium für den weltflüchtigen Dichter, wo die Verbindung mit der gemeinen Wirklichkeit gründlich abgebrochen iſt, bietet die

Region des Mythus und Märchens. Doch ſelbſt hier muß für Andrejanoff Alles ausgeſchloſſen werden, was zu große Menſchenähnlichkeit hat, Alles, was zu deutlich die Schranken verräth, in denen unſere Einbildungskraft ſich zu bewegen gezwungen iſt; den leidigen Umſtand nämlich, daß der Menſch auch in den Träumen ſeiner Phantaſie nur nach ſeinem Ebenbilde zu ſchaffen vermag. Das gewöhnliche Haus- und Volksmärchen hat ſchon ſo viel vom natürlichen Leben und ſo wenig von der Geiſterwelt an ſich, daß nur der Poet es wird behandeln können, welcher die gute Laune des Epikers mitbringt, dem wirklichen Leben nicht ſeine Exiſtenzberechtigung abſtreitet und mit Behaglichkeit ſich dazu herabläßt, vom Hippogryphen zu ſteigen und auf einige Zeit den alten ſündigen Adam wieder anzuziehen. Außerdem gehört zu einer längeren Geſchichte die Gabe des Erzählens; und dieſe fehlt unſeren beiden Dichtern.

Wie ſich hiernach erwarten läßt, hat Andrejanoff nur ſolche märchenhafte und mythiſche Stoffe anſprechend dargeſtellt, die ganz in der duftigen Zauberſphäre der Elfen, Gnomen, Nixen und Feen ſich abſpielen; z. B. in der Sammlung „Ein Büchlein Lyrik“ Seite 9 „Die Elfenhöh“, Seite 42 „Die Waldfrau“, Seite 57 „Der Gnomenfurſt“ und in den „Neuen Weiſen“ Seite 49 „Das Märchen“. Unter den griechiſchen Mythen hat Andrejanoff nur die zarteſten, gewiſſermaßen dem Geiſterreich am nächſten verwandten, „Die Geburt der Liebe“ und die ſchon ſo oft behandelte Sage von Endymion ſinnreich und graziös wiedergegeben.

Schließlich bleibt es einem Dichter von Andrejanoff's Neigungen auch noch unverwehrt die Liebe zu feiern, doch natürlich in ganz anderem Sinne als Stern es gethan hat. Nur die Venus Urania, die Himmelstochter, die den Menſchen geſandt iſt zur Vermittelung der höchſten Lebensgefühle, iſt rein und hehr genug, um in der Dichterbruſt keine Diſſonanzen hervorzurufen. Welch ſchlichte und großartige Accorde er dort findet, wo er den Cultus der Natur mit dem der platoniſchen Liebe vereinigt, davon ſei uns geſtattet zwei Proben zu geben („Ein Büchlein Lyrik“ S. 45).

Willſt an meiner Seite du zum Walde gehn
Und der grünen Weite holde Wunder ſehn?
Komm, ich weiß ein Plätzchen, ſchattig, ſtill und kühl,
Ruhe dort, mein Schätzchen, auf dem Raſenpfühl!
Erdenſtaub und Lärmen dringt dort nicht hinein,
Nur die Bienen ſchwärmen ſtill im Sonnenſchein . . . . . .

Hoch im Tannenbaume ſchemt ein Vögelein
Aus dem Mittagstraume aufgeſchreckt zu ſein;
Leis beginnt's zu ſingen, doch verſtummt es bald:
Stimme lähmt und Schwingen Sonnengluthgewalt.
Wir auch wollen ſchweigend, erdenabgewandt,
Wang' an Wange neigend, ruhen Hand in Hand,
Wie zwei Waldesgeiſter, ſchuldlos, fromm und rein,
Die der große Meiſter hieß verbunden ſein.

„Neue Weiſen" S. 11:

Wir ſaßen unter blühenden Syringen ſtill beglückt,
Dem Sonnenſtrahl, dem glühenden, durch dichtes Laub entrückt,
Wir hörten zu dem rauſchenden Geplätſcher der Fontäne
Und lockten leiſ' die lauſchenden gefiederſtolzen Schwäne.

Wie dufteten ſo wonnereich die Veilchen unter uns!
Wie wölbte ſich ſo ſonnereich der Himmel über uns!
In meine Arme ſchmiegteſt du den Leib, den blumenſchlanken,
Und leiſ' dein Köpfchen wiegteſt du in ſeligen Gedanken.

Wir ſprachen nichts, wir ſehnten uns nach Blick und Herzſchlag nur,
Wir wünſchten nichts, wir wähnten uns auf ferner Märchenflur.
Und hell wie Mauthau feuchtete ein Thränlein deine Wange
Und ſchimmerte und leuchtete darauf noch lange, lange.

So muß die ſelbſtentſagende, die wahre Liebe ſein,
Die jauchzende, die klagende im Hoffnungsmorgenſchein,
Die wundergleich geboren wird, des Herzensfrühlings Heiland,
Im Lebensmeer verloren wird, gleich fernem Sonneneiland! . . . .

Außerdem ſind noch als werthvolle Liebesgedichte hervorzuheben aus dem „Büchlein Lyrik" Seite 8 „Liebesfeier", Seite 4 „Serenade" und Seite 6 „Barcarole".

Hiermit iſt, glaube ich, der Kreis Deſſen erſchöpft, was Andrejanoff's ſtarke Seite ausmacht: Natur, Märchen, Sage und Liebe, alles muß dem irdiſchen Gewühl um eine beträchtliche Diſtance entrückt ſein, ehe es unſern Dichter locken ſoll. Ohne die gefährliche Eisregion des Abſtracten zu ſtreifen, führt er uns in einem Eden umher, das für beſſere Menſchen als die jetzigen beſtimmt iſt. Gerade dieſe Enge ſeines Horizonts, die einen Theil der Leſer vielleicht verdrießen mag, giebt ſeinen Werken für andere einen ſpezifiſchen Reiz: es iſt der Reiz der Spannung, zuzuſehen,

wie weit die Kraft, die ganz nach einer Seite hin ſich concentrirt, es wol bringen mag. Warum ſollte nicht auch die Einſeitigkeit in irgend welcher Hinſicht anziehend ſein! Es wäre möglich, daß dabei ſogar eine neue Gattung von Poeſie entſtände. Hat nicht die Natur in der Entwicklung der Arten außer den Variationen auch höhere Typen durch einſeitige Uebertreibung einzelner Organe zu Stande gebracht! — Die religiöſe Malerei war im Mittelalter auch ſehr einſeitig: Jahrhunderte lang haben unter dem Zwange der Tradition die beſten Künſtler Italiens immer wieder die Madonna in denſelben wenigen Situationen, Gewändern, mit faſt demſelben Geſichtsausdruck gemalt; bis endlich Raphael Sanzio nach zahlloſen Vorſtudien in den beiden berühmten Madonnenbildern der Nachwelt die reife Frucht der Jahrhunderte bot. Großartig muß man auch die Einſeitigkeit der Paſſion nennen, mit der Hafis, Dſchami und andere perſiſche Dichter ihr Leben lang den Wein, die Schenken reſp. Schenkinnen beſungen haben; obgleich die Geduld dabei auf eine harte Probe geſtellt wird, iſt es ein ſtaunenswerthes Schauſpiel, welch eine Menge von Variationen innerhalb der knappſten Schranken das Schöne noch zuläßt. Dieſe Beiſpiele mögen ein Hinweis darauf ſein, wie ſtark die Einſeitigkeit macht und wie ſolch ein Steckenpferd auf jedem Gebiete artiſtiſcher Leidenſchaften um der Eigenthümlichkeit der Leiſtungen willen zu einer höchſt intereſſanten Erſcheinung werden kann.

Trotz des deutlich hervortretenden Gegenſatzes haben unſere beiden Dichter gewiß ſo viel Aehnlichkeit mit einander, daß nach dem Eindruck, den der Leſer empfängt, manches von Andrejanoffs Gedichten ebenſo gut hätte von Stern geſchrieben ſein können und umgekehrt. Denn nicht nur der Hang, die Natur zu beſingen, auch der Wohllaut der Sprache und die reiche, faſt immer edel gewählte Bildlichkeit des Ausdrucks, iſt ihnen gemeinſam; und was ſie endlich unterſcheidet, iſt auch in formaler Beziehung theilweiſe auf die erwähnten äußeren Verhältniſſe zurückzuführen; darauf, daß der Dichter in der baltiſchen Heimath nicht immer dem beſchleunigten Tempo des europäiſchen Culturfortſchritts hat folgen mögen; daß er es noch nicht zu dem durchgehend klaren Bewußtſein gebracht hat, auf den Rumpf eines jeden Gedichtes gehöre der Schlußeffect, wie der Punkt auf das i, (den die Griechen ja auch noch nicht kannten), daß er ſich von dem Uſus der früheren Generationen, in längeren, mehrgliedrigen Sätzen zu ſprechen, noch nicht losmacht, kurz, daß er in einigen Hinſichten ſich noch im Banne der Vergangenheit befindet.

Den Anhängern des älteren Geſchmacks wird es freilich ſchwer fallen, ſich darein zu fügen, daß die ganz kurzen Sätze nur eine Vervollkommnung des poetiſchen Stiles bedeuten; denn, ob man die Sprache von dem einfachſten Geſichtspunkte — von dem der Logik — betrachtet oder von dem kunſtmäßigen d. h. dem der Grammatik; immer bleibt es wahr, daß oft die natürliche Gedankenbewegung ſelbſt garnicht ſo einfach verläuft, um in dem primitiven Satz oder Urtheil ausgeſprochen zu werden. Nur wo gar keine Gedankenbewegung, ſondern bloß Gefühlsbewegung ſtattfindet, mag es heißen: je einfacher um ſo beſſer; und auch die Interjectionen werden mitunter den Schrei der Natur trefflich verdolmetſchen. Sonſt aber ſind längere Perioden und ein ſyntaktiſch künſtlich gefügter Satzbau mehr als willkürliche Erfindung müſſiger Köpfe oder eine infernale Veranſtaltung, um Secundaner zu plagen — auch in der gebundenen Rede wird nach den kurzen, ruckweiſe hervorgeſtoßenen, dem Naturlaut näher ſtehenden Kundgebungen, wohlthuend eine Satzform höherer Ordnung empfunden werden, die in dem phonetiſchen und ſtofflichen Gleichgewicht und Ebenmaaß ihrer Theile den Athemzügen des in ihr waltenden Geiſtes entſpricht.

Leiſtet von dieſem Standpunkte aus Andrejanoff mehr in Hinſicht der Grammatik, ſo iſt Stern's ſtarke Seite wiederum die Beherrſchung des Wörterbuchs: eben die Fülle der ſpecifiſch abgetönten Concreta, beſonders der ſinnlich inhaltsvollen Verba, die ihm wie Wenigen zur Verfügung ſtehen. Freilich iſt es fraglich, ob bei der Deutlichkeit dieſes Strebens Sterns Rede immer ungeſucht klingt. („Nebenſonnen" S. 41: „Wolfsmilch, Münz und Nießwurz hauchen ſchwere Düfte durch das Feld". War es ein Feld oder eine Apotheke?) Nichtsdeſtoweniger iſt es für den Poeten von unſchätzbarem Werth, ſtets klar ſich bewußt zu bleiben, daß, ſtatt „Bäume", „Blumen" und „Vögel" im Allgemeinen zu beſingen — als ob das Auge die einzelnen nicht unterſcheiden könne — lieber gleich Das, was wirklich geſehen und gehört wird, das genus proximum zu nennen iſt, und daß auch unter den Arten diejenigen, die ſchon ſehr oft haben herhalten müſſen, z. B. die Roſe und die Nachtigall, nur ausnahmsweiſe dürfen incommodirt werden.

Die oben citirten Gedichte bieten ein Beiſpiel dafür, mit welchem Geſchick Andrejanoff den dreiſilbigen Reim anwendet. Dieſer Reim kommt bei ihm öfter vor. Angeregt hat ihn vielleicht hierzu die Beſchäftigung mit der ruſſiſchen Literatur, der wir mehrere vollendete Ueberſetzungen aus ſeiner Feder verdanken, z. B. des „Beethoven" von Wſewolod Tſcheſchichin;

ein würdiges Seitenſtück zu Puſchkin's Dialog „Mozart und Salieri“, behandelt dieſe Dichtung das tragiſche Geſchick des großen Wiener Componiſten. — Aber die Reimform, welche ſich im Ruſſiſchen mühelos ergiebt, erfordert im Deutſchen eine beſondere Kunſtfertigkeit; denn ein Blick auf den Bau der ruſſiſchen Sprache lehrt, daß bei den vielen zweiſilbigen Flexionsendungen der Verba und Nomina nur noch die vorausgehende betonte Stammſilbe in zwei Wörtern gleichen Auslaut zu haben braucht, um einen dreiſilbigen Reim zu liefern, während im Deutſchen bloß einige Caſus der Participien und des Comparativs der Adjectiva zweiſilbig enden.

Das Verweilen bei dem Reim, einem ſo äußerlichen Zierrath der gebundenen Rede, mag Manchem überhaupt kleinlich vorkommen. Allein es iſt auch weniger die Silbenzahl der Reime, noch weniger ihre ſog. Reinheit – die übrigens von Andrejanoff ſelten verletzt wird — was an den Verſen angenehm auffällt, ſondern der Reichthum der Auswahl, der volle Klang und am meiſten die paſſende Zuſammenſtellung. Wie in der Copulirung der Dinge mit gewiſſen ihnen gewohnheitsmäßig angehängten Epithetis ſelten etwas Neues producirt, aber Das, was die Sprache einmal bietet, ſo lange nachgeſprochen wird, bis die und die Subſtantiva mit beſtimmten Adjectivis für die meiſten Menſchen auch in der Vorſtellung verwachſen ſind und man ſo zu denken anfängt, weil man immer ſo hat ſprechen hören; ſo oder ähnlich geht es auch mit vielen ſich beſonders häufig aufdrängenden Reimen: der zufällige Umſtand, daß mehrere Wörter ſich reimen, ſetzt ſie in der Poeſie unzählige Mal zu einander in nahe Beziehung, bis man zuletzt nicht nur bei der Nennung des einen Wortes inſtinctiv als Echo eines der anderen erwartet, ſondern auch die Vorſtellungen, denen ſie entſprechen, bald als einander verwandt, bald als paarweiſe Gegenſätze, zuſammengerathen. Das ſind die Ideenaſſociationen, die durch den Reim zu Stande kommen und in jeder Sprache auf beſondere Weiſe den Charakter der ſchönen Literatur beeinfluſſen. Oder iſt es zu viel geſagt, wenn wir meinen, daß die ganze deutſche Lyrik decenter wäre, wenn ſich nicht der Reim „Weib“, „Leib“ immer wieder ſo verlockend anböte? Durch die Poeſie hindurch wirkt das ſogar auf die Vorſtellungen des täglichen Lebens. Jetzt iſt man ja im Ganzen nüchtern; aber früher wage ich zu behaupten – wäre nicht nur die Lyrik der Deutſchen, ſondern auch manche leibhaftigen Jünglinge und Jungfrauen weniger ſentimental geweſen, wenn nicht das „Sehnen“ und „Wähnen“ ſich ſo leicht im Reim zu „Thränen“ verwäſſert hätte. — Man lieſt in ſonſt ganz ſachgemäßen

Berichten, die Lagune in Venedig ſei von Farbe braun. Das iſt einfach unrichtig und nur darauf zurückzuführen, daß unzählige venezianiſche Sonnette ohne den Reim „laguna“, „bruna“, „luna“ gar nicht hätten beſtehen können und im Laufe der Zeit die Vorſtellungen der Menſchen corrumpirt haben. Sollen wir noch die falſchen Auffaſſungen der Liebe corrigiren, welche der Reim „amore“, „cuore“, „dolore“ verſchuldet hat? Schon das bisher Geſagte genügt, um daran zu erinnern, welche Herrſchaft der Dichter durch das klingende Spiel des Reimes auf den Leſer übt.

Zweierlei iſt es, was man an dieſem Aufſatz vermiſſen kann: erſtens ſind die zahlreichen Verſe polemiſchen oder wenn man will ſatiriſchen Inhalts, mit denen unſere beiden Dichter ihr Publicum beſchenkt haben, unberückſichtigt geblieben; und zweitens iſt Das, was am eheſten gerade aus ſolchen Poeſien erſchloſſen zu werden pflegt und die eigentliche Lebensader der Kritik bildet, weggelaſſen worden; nämlich der Zuſammenhang zwiſchen dem Künſtler und ſeinem Werk, zwiſchen Leben und Dichten, die Einheit des Kopfes und des Herzens. Sind denn die Gedichte fertig geſchrieben vom Himmel gefallen und geſtatten ſie keine Rückſchlüſſe auf die Verfaſſer als Menſchen? Da beide Verſäumniſſe zuſammenhängen, ſo wollen wir verſuchen, ſie in einer Erörterung nachzuholen.

Betrachtet man die Art und Weiſe, wie Dichter, neue ſowol als alte, gewöhnlich beſprochen werden, ſo findet man oft an ihnen gerühmt: den Patriotismus, der ſie beſeelt, ihre Wahrhaftigkeit, die hohe Geſinnung, die ihre Werke athmen, die ſittliche Würde, mit der ſie an ihrem Dichterberuf hängen. Man geht alſo von den Schriften, die der Dichter uns ſchwarz auf weiß überliefert hat, auf ſeinen innigſten Seelenkern zurück d. h. auf ſeine Perſönlichkeit. Anerkennend, wie wir ſind, für die gute Abſicht, in der das geſchieht, müſſen wir doch fragen, wer den Referenten erlaubt, den Mund ſo voll zu nehmen? „Der Dichter ſelbſt“, wird man antworten, aber das iſt gerade für dieſe Frage eine unzuſtändige Inſtanz.

Die Welt der Leſer ſehnt ſich gewiß danach, ihre Kenntniß von den Werken durch Nachrichten über die Perſon des Schriftſtellers zu vervollſtändigen; dieſe Ergänzung bringt hin und wieder wirklich über manche Punkte intereſſante Aufklärungen; und irgend einmal muß doch ſchließlich der Moment kommen, wo ein Urtheil über die Perſon deſſen geſtattet iſt, der durch ſeine Werke der ganzen Nation angehört. Das iſt alles zuzugeben; nur ſcheint es, als ob hier das Sprichwort: „de mortuis nil nisi bene“, faſt umgekehrt werden müſſe: erſt die Todten ſind gewiſſermaßen nicht

mehr unſeres Gleichen; erſt ſie befinden ſich an einem ſolchen Orte, daß die Blicke der Lebenden mit unparteiiſcher Gelaſſenheit auf ihrem Wandel verweilen mögen und daß wir uns daher auch über ihre Perſon eine Meinung bilden können. Was die Lebenden betrifft, ſo iſt jede einzelne ihrer Thaten und die Gedichte ſind auch Thaten unſerer Beurtheilung bloßgeſtellt, aus der Geſammtheit ihrer Leiſtungen darf die Beſchaffenheit des Talents als deren präſumirte Einheit gefolgert werden; aber über Werth oder Unwerth der Perſon, des eigentlichen „ich" abzuurtheilen haben wir kein Recht. In dem einen Sinne pflegt dieſer Grundſatz allgemein zugegeben zu werden: nämlich wenn es ſich um Angriffe auf die Perſon des Dichters handelt. Das iſt verſtändlich, denn ſolche Unternehmungen pflegen nicht ungefährlich zu ſein. Der Literat, immer auf dem Qui-vive, immer bereit, mit der ätzenden Lauge ſeiner Tinte drein zu fahren, ſteht da mit der eingetunkten Feder: der unedelſten Waffe, die je einen Menſchen verwundet hat. — Jedoch in dem anderen Falle, wenn von den Gedichten auf löbliche Charaktereigenſchaften des Poeten zurückgeſchloſſen wird, auf Vaterlandsliebe, aufrichtige Begeiſterung, Gerechtigkeit und wer weiß worauf noch alles, — da iſt man weniger bedenklich: ſüße Wonne verklärt das Geſicht des Schriftſtellers, dem die gedruckte Verſicherung zugeſchickt wird, einer wie ehrenwerthen Grundlage ſeines Weſens ſeine Erfolge zuzuſchreiben ſind. Gewiß hat er oft ſelbſt bisher nicht gewußt, daß er ſo vortrefflich ſei.

Um dieſe Erſcheinung zu erklären, genügt es übrigens nicht, die Kritiker der Lobhudelei oder der Feigheit zu bezichtigen; ſie ſind wirklich in einer ſchwierigen Lage: ſo kinderleicht es iſt zu tadeln, die Fehler einer Dichtung präcis aufzuzeigen, bis der Leſer ſich ſelbſt an dem Scharfſinn ergötzt, der das alles entdeckt hat; ſo verzweifelt ſchwer iſt es, inhaltvolles Lob auszuſprechen. Nach dem bequemen Grundſatz des Quintilian (VIII 3,4) „prima virtus est, vitio carere", würde freilich die Anerkennung hauptſächlich im Stillſchweigen beſtehen und das Papier könnte unbeſchrieben bleiben. Aber poſitiven Beifall ſpenden, was doch auch geſchehen ſoll, — das heißt ja, die Uebereinſtimmung einer Leiſtung mit den höchſten Geſetzen der Schönheit darthun. So weit dieſe Geſetze überhaupt entdeckt und anerkannt ſind, deuten ſie nur auf ein formelles Verhalten und ſind wiederum faſt ausſchließlich negativer Natur. Eine ſolche Demonſtration zu Stande zu bringen, wäre durchaus nicht jeder ſonſt „berufene" Kritiker fähig, und aus dem Kreiſe der Leſer vermöchten Wenige ihr zu folgen,

und ſelbſt die Wenigen fänden das nicht intereſſant, ſondern ſehnten ſich danach, in unmittelbarem Gefühl die Schönheit zu ergreifen, ſtatt ſie ſich beweiſen zu laſſen. So läuft der wohlwollende Referent immer Gefahr, in ein Meer von Gemeinplätzen zu gerathen, e il naufragare è dolce in questo mare! (Und ſüß iſt's mir in dieſem Meer zu ſcheitern) denkt Mancher, oder er muß ſein Lob, um ihm eine wärmere und und individuellere Färbung zu geben, auf ein unerlaubtes Terrain übertragen, indem er auf die Perſon des Dichters zurückgreift. Dann ſichert der Antheil an dem lebendigen Menſchen dem ganzen kunſtkritiſchen Artikel einige Sympathie. – Aus dieſen Erörterungen folgt aber noch Eines, was nicht die Kritiker, ſondern die Dichter angeht. Wenn ſie nämlich damit einverſtanden ſind, daß man ihre Perſon aus dem Spiel läßt und ſie mit Tadel und Invectiven verſchont, ſo dürfen auch ſie ihrerſeits nicht ihre Perſönlichkeit in die Wagſchale werfen, wie das in allen den Gedichten geſchieht, wo die ſittliche Entrüſtung eine Rolle ſpielt; die Indignation, ſei's über einzelne Leute, die genannt oder angedeutet werden, ſei's über die Erbärmlichkeit der Geſellſchaft oder ſonſt eines Collectivums. Von ſolchen Stellen wimmelt es bei unſeren beiden Dichtern; ſie bilden die Folie zu dem breiten Raum, der Selbſtbeleuchtungszwecken gewidmet iſt. Wirft der eine ſeinen Kritikern Liebloſigkeit vor („Nebenſonnen" S. 101), ſo urtheilt der andere, daß . . . . „die Geſellſchaft" höhniſch einen jeden zurückweiſt, dem Gemeinheit fehlt und Geld. (Aus d. St. u. v. St. S. 14.)

Guter Gott! Woher ſchon jetzt dieſe Verbitterung! Wenn das am grünen Holz geſchieht, was ſoll am dürren werden! Mancher Leſer, der ſich nicht incognito will abkanzeln laſſen, wird bei dieſen Gelegenheiten von dem Kitzel geplagt, den edlen Zorn des Freundes der Grazien nicht auf Treu und Glauben hinzunehmen, ſondern ihm ſo zu antworten, wie Don Quixote's Diener Sancho Panza dem Studenten, der ihm wegen ſeiner Regierung auf Barataria Vorwürfe machte: „Hermano murmurador"! ſprach Sancho Panza; d. h. zu Deutſch: „Freund Läſtermaul! greif dich gefälligſt erſt an die eigene Naſe! biſt Du auch wirklich beſſer als wir?" Denn hier iſt leicht einzuſehen, daß nur das Gewicht der Perſönlichkeit eines Dichters, die Achtung, die wir vor ihm als Menſchen hegen, dieſer Seite ſeiner literariſchen Thätigkeit einen Werth giebt; wie ſolches bei Wieland, Göthe und Rückert, die je zwei Menſchenalter im deutſchen Volke wirkten, ſich ſchon bei ihren Lebzeiten ganz von ſelbſt ergab. Dagegen Schriftſteller, die noch nicht zu ehrfurchtgebietenden Autoritäten ergraut

ſind, ſich noch nicht auf einen consensus omnium berufen können und doch beanſpruchen, daß man ihre Werke allein beurtheile und ihre Perſon in Ruhe laſſe, werden durch den Bruſtton ſittlicher Entrüſtung nur den ſog. Bildungspöbel fortreißen und entflammen.

So wahr es iſt, daß in dieſer Welt die meiſten Dinge mit Worten bezahlt werden, ſo ſicher dürfen auch die meiſten Vergehen mit Worten beſtraft werden, und Niemand wird daher aus dem Geſagten ſchließen, der Dichter ſei nicht befugt, den Zeitgenoſſen einen Spiegel ihrer Verworfenheit vorzuhalten. Daß es ihm dabei verſagt bleibt, ſich derſelben Mittel zu bedienen, wie der Sittenprediger und der ausführlich analyſirende Pſycholog, mag Einige anfangs etwas irre machen und verſtummen; aber nur ſo lange, bis nach einigem Suchen der richtige Ton getroffen iſt. Hier wird eine Anekdote, wenn nicht klarer, ſo doch kürzer ſein als eine Deduction.

Als Rabelais, der alte Humaniſt, das vierte Buch ſeines Romans „Pantagruel“ herausgab, war der friſche Hauch der Renaiſſance, welcher ihn zu den erſten Bänden begeiſtert hatte, in ſeinem Vaterlande längſt verweht. Die Inquiſition und andere culturfeindliche Strömungen hatten die geiſtige Wiedergeburt erſtickt und ihre kühnen Vorkämpfer — Rabelais' Freunde in's Gefängniß und auf's Schaffot gebracht. Wie machte nun der erfindungsreiche Schalk in der Mönchskutte ſeiner Traurigkeit und dem tiefen Groll über dieſe Zuſtände Luft? — „Ihr guten Freunde!“ ſchreibt er zu Anfang ſeines Buches, „der Herr ſchütze und bewahre euch! Wo ſeid ihr? Ich ſehe euch nicht! Ich will meine Brille aufſetzen!“ Welche Brille hat er damals genommen?

Juli 1894. Gregor von Glaſenapp.

Julian der Abtrünnige.

Geſchichtlicher Roman von Felix Dahn.
3 Bände 4 Auflage 1894.

Felix Dahns Name hat als Geſchichtsforſcher und Schriftſteller weit über Deutſchlands Grenzen hinaus einen ſo guten Klang, daß jedes neue Buch von ihm ſchon deshalb die Beachtung weiterer Kreiſe verdient. Um ſo gerechtfertigter erſcheint eine ſolche Beachtung, wo es ſich um ein Werk handelt, das trotz des wüſten Feldgeſchreies der Naturaliſten, Symboliſten und wie ſich die Vertreter der neuen und neueſten „Jung-deutſchen" Literatur ſonſt noch nennen mögen, ſofort bei ſeiner Ausgabe in vier Auflagen zu erſcheinen wagt, obwohl es, was Kunſtform und Darſtellung betrifft, der modernen Richtung nicht die leiſeſten Conceſſionen macht. Aber nicht nur dieſe für das richtige Verſtändniß von Strömung und Gegenſtrömung in der heutigen gährenden Literaturbewegung bemerkenswerthe Thatſache läßt eine Beſprechung des Dahn'ſchen Romans erforderlich erſcheinen, ſondern in weit höherem Maaße der Umſtand, daß wir das Werk eines anerkannten Hiſtorikers vor uns haben, das 1877 begonnen und 1893 vollendet, ein vom Rankengewucher gelehrter Forſchung abgehobenes Bild der intereſſanten Zeitepoche des letzten Ringens des antiken Heidenthums und der überfeinerten griechiſch-römiſchen Cultur gegen das ſiegreiche Vordringen der chriſtlichen Welt dem gebildeten Publikum bieten will, wie es ſich ſeinem Verſtande in jahrelangem Studium geſtaltet hat. Das Unternehmen eines bedeutenden Gelehrten, ſeine Geſammtauffaſſung der Geſchichtsperiode, die als directer Ausgangspunkt der modernen Culturentwickelung zu betrachten iſt, der heutigen Geſellſchaft in gemeinverſtändlicher Form vorzulegen, iſt in jedem Falle dankenswerth. Dieſer Dank ſoll Dahn hier voll zum Ausdruck gebracht werden, ungeachtet deſſen, daß ſich gegen Dahns Ausführungen im Ganzen

ſowie im Einzelnen vielleicht mancherlei Einwendungen erheben laſſen. Dahn hat das Reſultat ſeiner Forſchungen in die Form des hiſtoriſchen Romanes gekleidet. Es liegt mir natürlich fern, hier der vielbehandelten Frage nach dem Weſen und der Berechtigung dieſer Literaturform näher zu treten, aber ein Moment aus dieſer Streitfrage muß doch hervorgehoben werden, da es gleichſam die Baſis der nachfolgenden Ausführungen bildet. Jeder Schriftſteller, der ſeine Anſchauungen über eine beſtimmte Culturperiode der Vergangenheit in Romanform zum Ausdruck bringt, hat deß gewärtig zu ſein, daß ſein Werk nicht nur von rein künſtleriſchem Standpunkt einer Analyſe unterzogen wird; die hiſtoriſche Kritik hat in gleicher Weiſe das Recht und die Pflicht ihr Votum darüber abzugeben, in wie weit die Cultur- und Sittenſchilderungen, die Empfindungen und die Denkart der dargeſtellten Perſonen den realen Verhältniſſen der Vergangenheit entſprechen. Der Verfaſſer eines hiſtoriſchen Romans hat demnach die doppelt ſchwierige Aufgabe zu löſen, das Schifflein ſeiner Erzählung durch die Scylla des Geſchmackes der modernen Leſerwelt und die Charybdis der unerbittlichen Forderungen der geſchichtlichen Wahrheit glücklich hindurchzuſteuern. Dieſe Aufgabe in einem beide Theile gleich befriedigenden Maaße zu löſen, iſt nur Wenigen gelungen. Wer in den breiten Strom des modernen Geſchmackes der Durchſchnittsleſerwelt einlenkt, wird natürlich den augenblicklichen Erfolg auf ſeiner Seite haben: Ebers egyptiſche Romane, die trotz des antiken Gewandes durchaus moderne Probleme und Empfindungen zum Ausdruck bringen, erfreuen ſich eben deshalb ſo großer Verbreitung, während die eminent reale Reproduction der Vergangenheit, die uns Pantenius in ſeinem „Die von Kelles" bietet, nur von einem verhältnißmäßig kleinen Kreiſe in ſeiner ganzen Bedeutung gewürdigt werden wird; die Maſſe des Publikums dagegen wird es dem Autor von ihrem Standpunkt mit Recht zum Vorwurf machen, er trage dem heutigen Empfinden ſo wenig Rechnung, daß er ſich z. B. nicht mal ſcheue, die Heldin ſeines Romanes mit Freude am rohen Vergnügen, eine Gans bei lebendigem Leibe an's Feuer zu ſetzen, Theil nehmen zu laſſen. Und noch ſchwieriger wird die Aufgabe des Romanſchriftſtellers, wenn er die darzuſtellende Zeitperiode nicht blos mit Geſtalten ſeiner Phantaſie belebt, ſondern hiſtoriſche Perſonen auftreten läßt, deren Charakterbild trotz der Parteien Gunſt und Haß doch von der Geſchichtswiſſenſchaft fixirt worden iſt oder wenigſtens fixirt werden kann. Ich beſtreite dem Dichter natürlich nicht das Recht, frei mit den geſchichtlichen Thatſachen zu ſchalten und zu walten, Situationen zu erfinden, Motive zu ſchaffen, die

geeignet ſind, die Entwickelung und die Handlungsweiſe der gegebenen hiſtoriſchen Perſönlichkeit reliefartig hervortreten zu laſſen — das haben Shakeſpeare, Schiller, Goethe mit unbeſtrittenem Verſtändniß gethan, aber bei alledem muß der Dichter doch, wählt er einmal reale Geſtalten der Vergangenheit zu Hauptfiguren ſeiner Erzählung, mit möglichſter Treue die durch eine beglaubigte Ueberlieferung gegebenen Züge dieſer Geſtalten zu einem der hiſtoriſchen Tradition entſprechenden einheitlichen Bilde verarbeiten; will er das nicht, ſo ſehe ich nicht ein, warum er den Schöpfungen ſeiner Phantaſie der Geſchichte entnommene Namen beilegt. In jedem Fall hat aber die Kritik das Recht und die Pflicht, am Maaßſtabe der Tradition die Figuren des Dichters zu meſſen und feſtzuſtellen, in wie weit das Dichterwerk der hiſtoriſchen Ueberlieferung entſpricht, ob die im Einzelnen ſich natürlich findenden Abweichungen der Helligkeit des Geſammtbildes keinen Eintrag thun, und ob endlich dieſe Abweichungen, ein Retouchiren hier, das Aufſetzen eines grellen Schlaglichtes da —, aus den Geſetzen künſtleriſcher Compoſition nothwendig abzuleiten, oder nur als willkürliches und daher vom künſtleriſchen wie vom hiſtoriſchen Standpunkt die volle Wirkung des Geſammtbildes beeinträchtigendes Spiel der Phantaſie zu betrachten ſind.

Unter den hier aufgeſtellten Geſichtspunkten ſoll im Folgenden Dahns „Julian der Abtrünnige“ einer kurzen Würdigung unterzogen werden.

Dahns Roman als Kunſtwerk zu zergliedern und zu analyſiren, kann ich im Einzelnen füglich den literariſchen Berufsrecenſenten überlaſſen; nur die allgemeine Bemerkung ſoll hier nicht unterdrückt werden, daß der Aufbau des Ganzen den Eindruck hervorruft, als habe der Hiſtoriker Dahn dem Dichter Dahn hindernd im Wege geſtanden.

Das ſtrenge Feſthalten am chronologiſchen Gang der Ereigniſſe, das allerdings den Vortheil bietet, die allmähliche Charakterbildung und Entwickelung des Helden anſchaulich hervortreten zu laſſen, hat eine gewiſſe Weitſchweifigkeit zur nothwendigen Folge; Dahn verſchmäht alle techniſchen Kunſtmittel, die Handlung ſtraffer zuſammenzufaſſen und den Knoten zu ſchürzen; aber das Fehlen der Retardation, der künſtleriſchen Gruppirung der Hauptmomente, das Fehlen des Vorgreifens und Nachholens im Gang der Erzählung hat ſelbſt durch Dahns eminentes Talent plaſtiſcher Geſtaltung nicht ausgeglichen werden können; trotz vieler im Einzelnen meiſterhaft componirter Scenen wirkt der ruhige Fluß der Handlung ſelbſt auf den wohlwollenden Leſer bei dem ſtarken Umfang des Romanes ermüdend.

Doch nicht von der Form des Romanes, von ſeinem Gehalt ſoll hier die Rede ſein. Da Felix Dahn ein langes und erfolgreiches Forſcherleben dem Studium jenes hochintereſſanten Grenzgebietes zwiſchen der antiken Culturwelt und dem ſiegreichen Vordringen des Germanenthums gewidmet hat, ſo bedarf es wol keiner beſonderen Betonung, daß ihm für ſein figurenreiches Gemälde ein fein abgetönter cultur-hiſtoriſcher Hintergrund zur Verfügung ſteht. Die confeſſionellen Kämpfe im Schooße der chriſtlichen Kirche, die Entartung des Mönchthums, das wilde Aufflackern altgriechiſcher Götterverehrung, der weltmänniſch conciliante Neuplatonismus, die ſonderbare Verquickung der antiken Philoſophie und Bildung mit der Lehre des Galiläers in den höheren Schichten der damaligen Geſellſchaft, und der Kampf auf Leben und Tod, den die glaubensſtarken Bekenner dieſer Lehre einerſeits und die mit der Kraft elementarer Gewalt eindringenden Germanen andererſeits auf allen Linien gegen dieſe trotz aller Zerſetzung und Fäulniß doch groß daſtehende Geſellſchaft eröffnen — das Alles bildet die große Palette, von der Dahn die Farben für ſein Bild entnimmt. Faſt könnte man bedauern, daß Dahn dieſen culturgeſchichtlichen Hintergrund nicht im Einzelnen detaillirter ausgeführt und reicher geſtaltet hat; er würde dann Erſatz bieten für manches Verfehlte in der Zeichnung der Figuren, die ſich von ihm abheben ſollen. Doch vielleicht iſt ein ſolches Bedauern nicht mal am Platz — der Abſtand zwiſchen der farbenprächtig dekorirten Bühne und den Leiſtungen der auf ihr wirkenden Schauſpieler würde dadurch vielleicht nur noch augenfälliger werden und den Geſammteindruck in noch größerem Maaße, als es jetzt ſchon der Fall iſt, ſtörend beeinträchtigen.

Selbſtverſtändlich ſoll damit nicht geſagt ſein, daß unter der Maſſe der auftretenden Perſonen ſich nicht eine ganze Reihe findet, die dem großen Hintergrunde würdig entſprächen und die wie z. B. Athanaſius, der Mönch Johannes, der Arzt Philippus, die verſchiedenen deutſchen Heerführer, der Alemanne Verung ꝛc. ꝛc. ꝛc. in meiſterhaften Strichen gezeichnet ſind; aber im Großen und Ganzen erſcheinen gerade die Träger der Nebenrollen, die epiſodiſch vorgeführten Figuren, beſonders typiſch gelungen; die Analyſe der Hauptperſonen der Erzählung und der Hauptmomente der Handlung erweiſt leider die Berechtigung des oben ausgeſprochenen Urtheils zur Genüge. Laſſen wir dem weiblichen Element den Vortritt. Es ſoll hier im Intereſſe einer milden Beurtheilung von vorneherein zugegeben werden, daß jeder Verfaſſer eines hiſtoriſchen Romans aus dem Alterthum bei Schaffung ſeiner Frauengeſtalten mit faſt unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hat: Das

Wort des Thukydides, daß die beſte Frau diejenige ſei, von der am wenigſten geſprochen werde, kann als Motto für unſere Ueberlieferung gelten; ſie berichtet uns von Frauen, die manchmal im Guten, vornehmlich aber im Böſen das gewöhnliche Durchſchnittsmaaß weit überragen, ſo daß es ſchwer hält, das Typiſche im antiken Frauencharakter zu erfaſſen und zur Darſtellung zu bringen. Aber trotz dieſes Zugeſtändniſſes wird man doch viele Bedenken gegen die Art, wie Dahn ſeine Aufgabe gelöſt hat, nicht unterdrücken können. Am gelungenſten erſcheinen noch Irene, die Mutter Julians und Euſebia, Conſtantius' Gattin, gezeichnet; und doch ſind auch in dieſem Bilde Züge, die den Totaleindruck ſtark beeinträchtigen. Daß die Dulderin Irene, die ſo übermenſchlich Schweres erlebt hat, ihren einzigen Troſt in der vollen Hingabe an die chriſtliche Kirche findet und allmählich zu einer ſo fanatiſchen, unduldſamen Glaubenseiferin heranreift, daß ſie den Fluch über ihren geliebten Sohn wegen ſeines Abfalles von der Kirche ausſpricht, iſt pſychologiſch tief begründet und voll verſtändlich; aber ein Moment wirkt hierbei ſtörend: Julian hat beim Augenlicht ſeiner Mutter geſchworen und dieſen Eid gebrochen; die Greiſin iſt erblindet. Bei der Abrechnung, die ſie im Namen des Gekreuzigten mit ihrem Sohne hält, entſteht nun durch dieſen Thatbeſtand die unabweisbare Frage, der Zweifel, ob ſich in die Sache der religiöſen Ueberzeugung nicht doch ein Element perſönlicher Rache einmiſche und durch dieſen Zweifel wird die Sympathie, welche Dahn gewiß für dieſe hehre Frauengeſtalt erwecken will, in vielem herabgedruckt. Und ein ebenſo ſtörendes Moment beeinträchtigt die volle Wirkung der Lichtgeſtalt der Euſebia. Dahn dichtet ihr eine unerwiderte und von ihr ſelbſt ſiegreich bekämpfte Neigung zu Julian an; gerade durch dieſe Neigung aber erſcheinen ihre Bemühungen im Intereſſe der von ihrem Gatten verfolgten Verwandten nicht mehr als Das, was ſie in Wirklichkeit waren — als uneigennütziger Verſuch, das von Conſtantius begangene Unrecht zu ſühnen, ihre Liebe zu Julian, an der ſie ſich innerlich verblutet, entkleidet dieſe Verſuche ihres rein ethiſchen Charakters. Und nun gar die beiden Trägerinnen der Liebhaberinrollen, Helena, Lyſias' Tochter, und Helena, Conſtantius' Schweſter, — wie wenig greifbar, wie nebelhaft ſind dieſe Geſtalten umriſſen, wie wenig die Aeußerungen ihres Seelenlebens motivirt. Namentlich erſtere iſt eine Schöpfung des abgeſtaubenſten Romanticismus, im Vergleich zu ihr ſind ſelbſt Ebers' modern empfindende „Schweſtern" von antiker Klaſſicität. Ein Mädchen, das einen Jüngling liebt, nur weil ihr Vater ihm vorredet, dieſer Jüngling wolle einſt ihr Mann werden — ein Mädchen, bei dem dieſe „Liebe" dann zur verzehrenden

Leidenſchaft wird, nachdem es dieſen keineswegs ſchönen Jüngling einmal von Weitem erblickt, ein Mädchen, bei dem dann im Lauf der Jahre dieſe Leidenſchaft, obwohl es nie ein Wort mit dem Gegenſtand ihrer Liebe gewechſelt und ihn nie wieder erblickt hat, ſo ſehr alle anderen Empfindungen überwuchert, daß es ſelbſt darum dem Vater ſich fügt, ihn durch eine Geiſterkomödie ſich zu erobern, und als das nicht gelingt, ihrem völlig nutzloſen Daſein ein Ende macht — ein ſolches Mädchen gehört in eine Nervenanſtalt, aber nicht in einen antiken Roman, nicht in eine Zeit, die dieſes unklare, krankhafte Schwärmen des Liebeslebens, Gott ſei Dank, noch nicht kannte. Kaum leibhaftiger geſtaltet iſt die zweite Helena. Ich will mit Dahn nicht rechten, daß auch ſie Julian nach einigen ſtummen Begegnungen zu lieben beginnt, und daß dieſe „Liebe auf den erſten Blick" nach jahrelanger Trennung in unverminderter Stärke weiterbeſteht - ſolche Erſcheinungen giebt es ja ausnahmsweiſe im Leben und es iſt eine Frage rein künſtleriſcher Natur, ob der Dichter nicht viel mehr die Pflicht habe, das Typiſche vorzuführen und ob es nicht im Intereſſe der Dichtung liege, gerade das allmähliche Keimen und Ausreifen der Liebe anſchaulich zu machen. Weit verhängnißvoller iſt es, daß dieſe Helena uns, nur mit Ausnahme einer kurzen Scene, nirgends perſönlich handelnd vorgeführt wird, und wir nur aus den begeiſterten Briefen Julians an Lyſias ein Bild der Heldin des Romanes gewinnen. Freilich, um die äußere Schönheit ihrer berühmten Namensſchweſter zu ſchildern, greift Homer zu einem ähnlichen Mittel er theilt uns den Eindruck mit, den ihr Erſcheinen auf die trojaniſchen Greiſe hervorruft. Für die Schilderung der körperlichen Schönheit iſt dies Mittel wirkſamer als alle noch ſo glühenden Lobpreiſungen von Seiten des Dichters, aber hier liegen die Dinge doch anders; Helena übt auch nach ihrem vorzeitigen Tode auf das Leben Julians eine beſtimmende Wirkung aus, weil er ſie nie vergeſſen kann, weil ihr Bild ihn überall hin verfolgt, gönnt er ſich nicht Ruhe noch Raſt; übermenſchliche Arbeit ſoll ihn vor der Verzweiflung kummervoller einſamer Nächte bewahren — und als endlich die Ausſicht, ſie durch eine Geiſterbeſchwörung nur noch einmal ſehen und ſprechen zu können, ſich als grober Mummenſchanz erweiſt, da ſchließt er mit dem Leben ab und fordert freiwillig das Verhängniß heraus, indem er unbewehrt und unbewaffnet in die blutige Partherſchlacht reitet. Ein Weib, das ſo verhängnißvoll noch vom Jenſeits aus das Denken und Fühlen eines Mannes, dazu des Helden der Erzählung beherrſcht, das müſſen wir ſelbſt kennen, um einen ſolchen Einfluß zu verſtehen; es müßte

uns redend und handelnd vorgeführt ſein und nach ihren Thaten müßten wir ſie beurtheilen dürfen; die verliebten Schilderungen des jungen Ehemanns aus den Honigmonden, Schilderungen, die zudem in Schlachtbeſchreibungen und Kriegsberichte eingeſprengt ſind, — dienen dem genannten Zweck nur wenig; wir erfahren, wie Julian über ſie dachte, wie er ſie liebte, ob ſie aber einer ſolchen Liebe werth war, das müſſen wir dem Dichter auf's Wort glauben; die Möglichkeit, es zu beurtheilen, hat er uns nicht gegeben.

Ebenſowenig wird man ſich mit Dahns Charakteriſtik der Hauptfiguren des Romans in allen Stücken einverſtanden erklären können. Dahn ſchildert den Kaiſer Conſtantius, der namentlich im erſten Theil des Romans im Vordergrund des Intereſſes ſteht, als einen liſtigen, mißtrauiſchen und grauſamen Tyrannen, der nur das eine Ziel verfolgt, ſeine perſönliche Macht zu ſtärken und zu erhalten, dem der Imperator Alles gilt, der Staat nur wenig, oder nichts. Daß dieſes Bild der Bedeutung des Conſtantius nicht gerecht wird, dürfte jedem Hiſtoriker einleuchten — und ich denke, wenn der Hiſtoriker Dahn keinen Roman, ſondern eine geſchichtliche Unterſuchung geſchrieben hätte, ſo würde er wol Conſtantius kraftvolle Reichs und bedeutungsvolle Kirchenpolitik beſſer gewürdigt haben; um den Gegenſatz zu Julians lichter Perſönlichkeit greller zu beleuchten, hat er nur die Schattenſeiten in Conſtantius Charakter hervorgehoben; das iſt eine Verſündigung am Geiſt der Geſchichte, und dieſe Verſündigung hat ſich an Dahn ſelbſt ſogleich gerächt: während nach ſeiner Charakteriſtik für Conſtantius die perſönliche Herrſcherfrage Alles bedeutete, erzählt Dahn doch, an der hiſtoriſchen Ueberlieferung feſthaltend, daß Conſtantius bei der Nachricht von Julians Empörung es vorzog, Armenien im römiſchen Gehorſam zu befeſtigen und dann gegen die Perſer vorzugehen; es iſt dies nicht der ſchlechteſte Zug in ſeinem Leben, ſagt der Altmeiſter Ranke, aber eben dieſer Zug ſteht in grellem Gegenſatz zu Dahns einſeitiger Charakterſchilderung dieſer eminent intereſſanten hiſtoriſchen Perſönlichkeit. Auch bei dem Bilde, das Dahn von dem Helden ſeines Buches entwirft, wird man, ſo meiſterhaft im Einzelnen hier auch die pſychologiſche Farbenmiſchung ſein mag, vom Standtpunkt der hiſtoriſchen Kritik ernſte Bedenken nicht unterdrücken können. Der wolkenwandelnde Idealismus des jungen Schwärmers, ſeine ſympathiſche Perſönlichkeit, welche ſelbſt durch die große Eitelkeit dieſes philoſophirenden Rhetors nur verhältnißmäßig wenig beeinträchtigt wird — das Alles hat Dahn mit tiefem Kunſtverſtändniß in harmoniſcher Weiſe zur Darſtellung gebracht; aber die Auffaſſung Dahns von Julians religiöſer Entwickelung,

ſeinem ethiſchen Glaubensbekenntniß und ſeiner politiſchen Handlungsweiſe leidet an vielen Unebenheiten und wird der geſchichtlichen Tradition nicht gerecht.

Dahn läßt Julian in einem Kloſter erzogen werden; dort gewinnt Lyſias Einfluß auf den wißbegierigen Knaben und durch Aufdeckung des ſittenloſen Lebenswandels, den der von Julian bisher als Meiſter der Tugend verehrte Abt und die heiligſten Mönche führen, macht er ihn vom Chriſtenthum abwendig, dem er bisher mit voller Seele ergeben war. Das iſt pſychologiſch vielleicht gut motivirt, hiſtoriſch aber nicht richtig. Julians ganze Erziehung war derart, daß er nie in einem tieferen Verhältniß zur chriſtlichen Lehre geſtanden hat, der aufwachſende Knabe entnahm ſeine moraliſchen Antriebe und univerſalen Anſchauungen nicht dem Chriſtenthum, ſondern von den alten Griechen, und hieraus erklärt ſich zur Genüge ſeine Hinneigung zu den altgriechiſchen Lehren und Dienſten, und durch die etwa in der damaligen chriſtlichen Kirche bemerkbaren Mängel iſt er nicht zum Abfall von derſelben bewogen worden — das bezeugen die Fragmente ſeiner Schrift gegen das Chriſtenthum (Neuville, Julien l'Apostat et sa philosophie du polythéisme). Weiter läßt Dahn Julian in gewiſſen Gegenſatz zu Lyſias treten, der ſtreng an dem Glauben der Väter feſthält, und unter dem Einfluß der Neuplatoniker einem geläuterten Helioskult huldigen; in einem Brief an Lyſias übt er ſeinen Witz und Spott an den Mythen von den Olympiern ebenſo, wie an der Tradition der Chriſten. Dieſer Spott hindert ihn freilich nicht auch nach Dahn an Eingeweide und Opferſchau zu glauben und überall den Cult der Olympier in den früheren Formen wiederherzuſtellen. Dahn conſtruirt ſomit einen gewiſſen Widerſpruch in den religiöſen Ueberzeugungen Julians, der in Wirklichkeit garnicht exiſtirt hat. Denn die Neuplatoniker wie Jamblichus und Maximus wußten ihre Lehren klug der alten Götterwelt anzupaſſen und Julian iſt trotz ſeinem Helioskult das Unzureichende der alten Mythologie garnicht zum Bewußtſein gelangt, wie die Motivirung eines ſeiner Erlaſſe über die Ausſchließung der Chriſten von Lehrämtern bezeugt. Dagegen hat Dahn es leider unterlaſſen, die Thatſache hervorzuheben, daß Julians Schriften über Helios, die Göttermutter und Asklepios einen wenn auch unwillkürlichen aber nicht abzuſtreitenden Einfluß der chriſtlichen Dogmatik auf ſeine Weltanſchauung beweiſt. Ich ſage „leider“ — denn die Weiterentwickelung dieſer Thatſache mußte überaus fruchtbare Momente für die Löſung des ganzen religiöſen Gegenſatzes jener Zeit an die Hand geben und aus ihr ließ ſich am ſchlagendenſten der Nachweis führen, daß

der Verſuch, das Abgelebte und Vergangene wieder zu beleben, nothwendig tragiſch ausgehen mußte. Nicht eine Art von heidniſcher Romantik, wie es nach Dahn ſcheinen konnte, hat Julian bethört, ſeine Richtung iſt eine ſehr poſitive; ſie beruht auf einer Verbindung der neuplatoniſchen Ideen, wie ſie bei Jamblichus erſcheinen, mit einer angeborenen und anerzogenen Hinneigung zum Wunderbaren nicht allein des griechiſchen, ſondern auch des orientaliſchen Götterdienſtes; gerade dieſe letztere Thatſache, — die Vermiſchung orientaliſcher und occidentaler Ideen, die Verehrung der Sonne und der Mithrasdienſt erklärt vieles in dem politiſchen Streben Julians; ſeine Hoffnungen und Entwürfe im Parther-Perſerkrieg ſind nur aus ihr zu verſtehen. So haben ſich in Julian die widerſprechenden religiöſen Tendenzen ſeiner Zeit aufs ſtärkſte repräſentirt. Ebenſowenig genügt Dahns Motivirung der politiſchen Handlungsweiſe Julians. Der Wendepunkt in Julians Leben iſt der Abfall von Conſtantius. Aus Dahns Schilderung iſt zu entnehmen, daß Julian (in ſeinen Briefen an Lyſias) dieſen Abfall aus rein politiſchen Gründen, aus der nothwendigen Wahrung des Reichsintereſſes herleitet, während Athanaſius ihm den Vorwurf in's Geſicht ſchleudert, er wäre nur aus perſönlicher Eitelkeit, durch das Streben nach dem Purpur eidbrüchig geworden; da der Dichter den Julian in dieſer ſonſt meiſterhaft componirten Scene unter der Wucht dieſer Beſchuldigung zuſammen brechen und nichts erwidern läßt, ſo iſt alſo auch er von der Wahrheit derſelben überzeugt. Aber weder die eine noch die andere dieſer Motivirungen des Abfalls Julians werden der Sachlage und dem Charakter des Helden gerecht. Man würde Julian Unrecht thun, wenn man ſeine Handlungsweiſe blos aus politiſchen Geſichtspunkten herleiten wollte. Bei ſeinem Verſtande konnte Julian garnicht außer Acht laſſen, einmal daß die Forderungen, welche Conſtantius urſprünglich ſtellte, an ſich nichts Ungebührliches enthielten und daß es in ſeinem eigenen Intereſſe nicht lag einen offenen Conflict — und gar noch um den Preis eines Eidbruches — heraufzubeſchwören — dann aber, daß er doch der natürliche Erbe des alternden Auguſtus war, der es um der Sicherung willen der eigenen künftigen Herrſchaft ſchon vermeiden mußte auf die Forderung meuternder Cohorten einzugehen; und daß Gallien verloren war, wenn er 4 Cohorten dem Kaiſer auf den öſtlichen Kriegsſchauplatz zuſandte, konnte er im Ernſte ſelbſt nicht glauben. Wol mochte die Sicherung der Provinz, wenn ſie von ſtationirten Mannſchaften entblößt war, größere Schwierigkeiten bieten, wol mußte Julian die Einſchränkungen, die Conſtantius ſeiner Stellung zu geben für

gut befunden hatte, ſeinem Ehrgeiz, der nach den glänzenden Erfolgen ſeiner Thätigkeit in bedeutenderem Maße gewachſen war, beſonders drückend erſcheinen — den ſchwerwiegenden Schritt, die Fahne des Aufruhrs zu entfalten, erklären alle dieſe Verhältniſſe noch nicht. Und noch mehr geſchieht Julian Unrecht, wenn man in ſeiner ungemeſſenen Eitelkeit das leitende Motiv für ſeine Handlungsweiſe ſucht. So kleinlich war ſein Charakter nicht. Er wurde vielmehr von zwei mächtigen Impulſen beſtimmt, vor denen bei ihm jede andere Rückſicht verſtummte. Der eine war die feſte Ueberzeugung, daß ihm von Rechtswegen vermöge ſeiner Herkunft die Krone gebühre; nicht erben wollte er ſie, ſondern Dem entreißen, der ſie ſeiner Meinung nach mit Unrecht beſaß — das folgt aus ſeinen eigenen, hiſtoriſch wol beglaubigten Aeußerungen und gerade die Seite ſeiner Perſönlichkeit hat Dahn vollſtändig ignorirt; der andere Impuls lag in dem Ideenkreis der Neuplatoniker, dem er ſich mit wundergläubigem Eifer hingegeben hatte. Aus dem Zuſammenwirken beider ergeben ſich ſeine politiſchen Ideen und Handlungen, und Dahns Verſuche, dieſelben anders zu motiviren, führen, wie wir glauben, in Sackgaſſen, aus denen ein natürlicher Ausweg nicht zu finden iſt.

Endlich würde auch die Lieblingsfigur Dahns, der Germane Serapio, dieſer Ritter ohne Furcht und Tadel, einer kritiſchen Analyſe manche Blößen darbieten, doch da dieſe Figur, trotz der von Dahn betonten Geſchichtlichkeit derſelben, in allen einzelnen Zügen das Produkt frei ſchaffender Phantaſie iſt, ſo will ich, da ich es hauptſächlich mit der hiſtoriſchen und nicht mit der rein künſtleriſchen Kritik zu thun habe, es hier bei dieſer Andeutung bewenden laſſen — meine Beſprechung iſt ja ſchon ohnehin umfangreicher geworden, als ich es urſprünglich beabſichtigte.

Um das Ausgeführte in kurzen Worten zuſammenzufaſſen, ſo läßt ſich das Urtheil über Dahns Roman dahin präciſiren: Die Wahl des Stoffes iſt ungemein glücklich, die damals die Welt bewegenden Probleme haben auch heute noch ein actuelles Intereſſe; der culturgeſchichtliche Hintergrund iſt in großen Strichen mit Meiſterhand gezeichnet — in vielen Einzelheiten des Romans zeigt ſich das hiſtoriſche Verſtändniß und das künſtleriſche Vermögen des gelehrten Verfaſſers; aber zum Aufbau des Ganzen hat dieſes Verſtändniß und Vermögen doch nicht gereicht — die Charakteriſtik der Hauptfiguren des Romans und die Motivirung ihrer Handlungsweiſe entſpricht nicht den realen Thatſachen — und was vielleicht noch ſchlimmer iſt, aber faſt nothwendig durch den eben gerügten Mangel

bedingt wird, ſie iſt auch nicht einheitlich und widerſpruchslos. Aber trotz dieſer fühlbaren Mängel iſt „Julian der Abtrünnige“ doch ein leſenswerthes Buch, das die den Büchermarkt füllende Waare um Haupteslänge überragt. Es regt zum Denken, freilich auch zum Widerſpruch an — und weder das eine noch das andere läßt ſich von den ephemeren Erzeugniſſen der heute mit Hochdruck arbeitenden Produktion ſagen, die mehr als ein mitleidiges Achſelzucken nicht verdient. Dahns Buch wird geleſen werden, noch in einer Zeit, wo das Publikum über die heutigen Größen ſtillſchweigend zur Tagesordnung übergegangen ſein wird.

E. v. S.

Politiſche Correſpondenz.

Alle übrigen Begebenheiten des vergangenen Monats treten zurück hinter einem Ereigniß: dem am 20. October (1. November) erfolgten Hinſcheiden Kaiſer Alexander III. Der Tod hat den Monarchen, dem nach menſchlichem Ermeſſen noch viele Regierungsjahre beſtimmt ſchienen, im rüſtigſten Mannesalter dahingerafft; am Südrande ſeines großen Reiches hat Alexander III., wie einſt ſein Vorfahr Alexander I., ſein Leben ausgehaucht. Mit lebhafter Theilnahme iſt die Trauerkunde überall in Europa aufgenommen worden und auch die Gegner Rußlands haben ſich ihrem Eindrucke nicht zu entziehen vermocht. Der Tod Kaiſer Alexander III. ſchließt eine bedeutſame Periode der Geſchichte Rußlands und der europäiſchen Staatenbeziehungen ab, denn der verewigte Monarch leitete perſönlich mit feſter Hand die Politik des Reiches und war in eminentem Sinne ein Friedensfürſt; durch keine Lockungen und ihm ſich darbietende günſtige Gelegenheiten ließ er ſich in ſeiner friedlichen Haltung beirren, ſein Entſchluß, ſeinem großen Reiche den Frieden zu erhalten, blieb bis zum Tode unerſchütterlich. Dafür hat den dahingeſchiedenen Herrſcher auch die öffentliche Meinung in allen Ländern Europas in ſtaunenswürdiger Einmüthigkeit die reichſten Kränze der Anerkennung dargebracht und Preſſe und Parlamente haben ſich kaum genugthun können in Worten des Dankes und Preiſes für den durch Kaiſer Alexander III. der Welt erhaltenen Frieden. Im Innern des Reiches iſt die Regierung des entſchlafenen Kaiſers durch eine Reihe bedeutſamer Umgeſtaltungen und tiefgreifender Reformen ausgezeichnet, auch hier zeigte ſie eine unerſchütterliche feſte Conſequenz. Daher wird die Regierungszeit Kaiſer Alexander III., wenn ihr vom Geſchick auch nur eine verhältnißmäßig kurze Dauer gewährt worden iſt, doch allen Völkern und Bewohnern des weiten Reiches unvergeßlich

bleiben. Gott hat Seine Majeſtät Kaiſer Nikolai II. in jungen Jahren auf den Thron ſeiner Väter berufen. Alle ſeine Unterthanen blicken hoffend und vertrauensvoll zu ihm auf und erbitten von Gott für ihn Kraft und Weisheit zu ſeinem hohen und ſchweren Amt.

In **Deutſchland** iſt mit überraſchender Schnelligkeit ein völliger Umſchwung in der Leitung des Reiches und im preußiſchen Staatsminiſterium eingetreten. Am 26. October hat der Reichskanzler Graf Caprivi ſeine Entlaſſung erhalten und gleichzeitig hat auch der preußiſche Miniſterpräſident Graf Botho von Eulenburg den nachgeſuchten Abſchied empfangen. Ihnen ſind dann ſpäter der Landwirthſchaftsminiſter v. Heyden und der Juſtizminiſter v. Schelling gefolgt. Eben erſt hatte Graf Caprivi in der Frage nach den zweckmäßigſten Mitteln zur Bekämpfung der Umſturzparteien den Sieg über den verhaßten Rivalen Eulenburg davongetragen, ſoeben erſt hatte die „Kölniſche Zeitung", die eifrige Vorkämpferin des neuen Curſes, dieſen Sieg in ſchmetterndem Fanfarenton gefeiert und den Grafen Eulenburg ſehr draſtiſch abgefertigt, da plötzlich verſchwindet der triumphirende Reichskanzler, in Ungnaden entlaſſen. Mit unbeſchreiblichem Erſtaunen und in faſſungsloſer Verwirrung ſtanden anfangs die Parteien und die Preſſe dem völlig unerwarteten, zuerſt kaum glaublichen Ereigniß gegenüber. Kein Wunder, daß die ſeltſamſten und abenteuerlichſten Gerüchte und Erzählungen die Luft durchſchwirrten, die allerverſchiedenſten Erklarungsgründe für den plötzlich eingetretenen Wechſel in der Stellung des Kaiſers zum Grafen Caprivi vorgebracht, geglaubt und wieder beſtritten wurden. Die Wahrheit oder die Grundloſigkeit aller dieſer Angaben kann man auf ſich beruhen laſſen. Als feſtſtehend muß angenommen werden und wird auch durch glaubwürdige Zeugniſſe beſtätigt, daß ſchon ſeit einiger Zeit das Vertrauen Kaiſer Wilhelm II. zum Reichskanzler erſchüttert geweſen iſt und daß deſſen Politik ſich nicht mehr in allen Stücken der Zufriedenheit des Herrſchers erfreut hat; die Veranlaſſung zur Entſcheidung hat dann ein nebenſächlicher Umſtand, ſei es der Artikel der „Kölniſchen Zeitung", ſei es die unrichtige und irreführende Mittheilung des kaiſerlichen Willens durch den Grafen Caprivi an den Miniſter Eulenburg gegeben. Mit höchſter Wahrſcheinlichkeit kann man annehmen, daß es bei der Entlaſſung des Grafen Caprivi ähnlich gegangen iſt wie beim Sturze des Fürſten Bismarck; damals war der Kaiſer auch ſchon lange entſchloſſen, den großen Staatsmann zu entfernen und der Beſuch Windthorſt's bei Bismarck, ſowie deſſen Feſthalten an der Cabinetsordre von 1852 waren nur die letzten

Veranlaſſungen, welche die Kataſtrophe herbeiführten. Intereſſant iſt es, ſich das Verhalten der verſchiedenen Parteien bei der unerwarteten Entlaſſung des Grafen Caprivi zu vergegenwärtigen. Die Conſervativen jubelten laut, und befriedigt äußerte ſich auch ein großer Theil der Nationalliberalen, während ſich ein anderer Theil verwirrt und unſicher zeigte. Voll Schmerz und Trauer war die freiſinnige Vereinigung und die geſammte jüdiſch-liberale Preſſe, unzufrieden äußerte ſich das Centrum und auch die Socialdemokraten bedauerten herzlich Caprivis Rücktritt; ſelbſt Eugen Richter, der doch, wie natürlich, auch dieſem Kanzler ſtets Oppoſition gemacht hat, widmete ſeinem Abgange eine wehmüthige Klage. Alle Nationalgeſinnten, welcher Partei ſie auch angehören mögen, hatten dagegen bei Caprivis Entlaſſung das Gefühl der Erlöſung und athmeten auf zu neuer Hoffnung. Las man die liberalen und jüdiſchen Zeitungen, ſo hätte man glauben ſollen, Deutſchland habe in dem Grafen Caprivi einen Staatsmann erſten Ranges verloren, ſeine Entlaſſung ſei ein unerſetzlicher Verluſt für das deutſche Reich. Wie ganz anders benahm ſich dieſelbe Preſſe beim Sturze des Fürſten Bismarck! Damals herrſchte in ihr eitel Freude und lauter Jubel, man war höchſt befriedigt über den Fall des Gewaltigen. Es iſt überhaupt einer der häßlichſten Züge in der jüngſten deutſchen Vergangenheit, wie damals Volksvertretung und Preſſe nicht raſch genug dem geſtürzten Titanen den Rücken zu kehren vermochten und dem neuen Machthaber zu huldigen ſich beeiferten. Nun, um die Geſellſchaft, welche den Grafen Caprivi betrauert, wird ihn kein deutſcher Patriot beneiden. Vier und ein halbes Jahr hat der ſogenannte neue Curs gedauert, deſſen Träger und Repräſentant Graf Caprivi geweſen iſt, und er hat, das muß jeder Unbefangene zugeben, gänzlich Fiasco gemacht. Die Geſchichte wird, deß ſind wir gewiß, die Leitung des Reiches durch den zweiten Kanzler als eine durchaus unheilvolle kennzeichnen und ihr Urtheil dahin abgeben, daß er in der verhältnißmäßig kurzen Dauer ſeiner Amtsführung das Werk ſeines großen Vorgängers nicht wenig geſchädigt hat. In ſeiner auswärtigen Politik zeigte er Schwäche und Mangel an Entſchloſſenheit und klarem politiſchem Urtheil, im Innern zeichnete ſich ſeine Amtsführung durch Schwanken, Unſicherheit, Verkennung der realen Verhältniſſe des Staatslebens, Befangenheit in falſchen, eigenſinnig feſtgehaltenen wirthſchaftlichen Theorien und eine immer weiter nach links neigende Haltung aus. Der Conſervative, der General kam zuletzt dahin, ſeine unbedingteſten Anhänger in der freiſinnigen Vereinigung der Herren Rickert und Barth zu finden

und der letztere hat noch jüngſt mit Nachdruck erklärt, ſeine Partei habe die wärmſten Sympathien für den Reichskanzler gehegt, leider beſteht dieſe Partei aber nur aus 14 Perſonen. Caprivi hatte gar keine ſtaatsmänniſche Erfahrung, als er Reichskanzler wurde und es fehlte ihm auch, wie die Folge gezeigt hat, an allen ſtaatswiſſenſchaftlichen Kenntniſſen. Die letzteren ſuchte er ſich mit dem Fleiß und Eifer eines Soldaten anzueignen und er hat dabei, wie man ſagt, ſich vorzugsweiſe der Anleitung und des Raths ſeines Jugendfreundes Goering, den er zum Chef der Reichskanzlei gemacht, erfreut, dieſer aber iſt eifriger Freihändler und Mancheſtermann, alſo Geſinnungsgenoſſe der Herren Rickert, Th. Barth und Conſorten. Die volkswirthſchaftlichen Anſchauungen des Grafen Caprivi waren daher durchaus die der Manchesterlehre und da einem deutſchen Reichskanzler doch ſeine Amtsgeſchäfte nur ſehr wenig Zeit zu Privatſtudien laſſen, ſo blieben denn auch die national-öconomiſchen Kenntniſſe und Anſichten des Grafen ſehr einſeitig und mangelhaft. Er hielt aber an ihnen mit der Zähigkeit und dem Eigenſinn des Autodidakten, der, was er ſich mühſam angeeignet hat, nun auch für unerſchütterliche Wahrheit hält, feſt. Am traurigſten und verhängnißvollſten für Deutſchland war die Geltendmachung ſeiner Manchestertheorien auf dem Gebiete der Colonialpolitik und es iſt nicht des Grafen Caprivi Schuld, daß die deutſchen Colonien in Afrika nicht gänzlich verloren gegangen ſind. Der jammervolle Vertrag mit England, durch den die deutſchen Colonien in Oſtafrika ihres ganzen Hinterlandes beraubt und auf die Sanſibarküſte verzichtet wurde, wofür dann England großmüthig das ihm werthloſe Helgoland abtrat, eröffnete die unrühmliche Colonialpolitik des neuen Curſes, ihm ſind dann mehrfach andere, für den deutſchen Colonialerwerb in Afrika nicht weniger ungünſtige Verträge gefolgt. Allen Vorſtellungen, Bitten und Vorwürfen gegenüber, ſich doch thatkräftiger und mit größerem Intereſſe der Colonien anzunehmen, blieb Caprivi kühl bis an's Herz. Dazu kamen dann ſtarke Mißgriffe in der Wahl der Colonialbeamten, wofür der Aſſeſſor Wehlau und der Kanzler Leiſt genügende Belege bieten, und mit den Ausgaben für die Colonialverwaltung wurde in unverantwortlicher Weiſe geknauſert und gekargt. Für den ſo hoch verdienten Major v. Wißmann war natürlich in dieſer Colonialverwaltung kein Platz. Der Reichskanzler hatte ſich einreden laſſen, Deutſchland ſei ein Induſtrieſtaat geworden und die Landwirthſchaft ſtehe daher nur in zweiter Reihe; in dieſer Anſchauung ließ er ſich durch nichts beirren, durch ſie wurde er auch zu den für Deutſchland ſo verhängnißvollen und ſchädlichen Handelsverträgen beſtimmt. Bei

den Unterhandlungen über den Abschluß derselben zeigten sich, namentlich bei denen mit Oesterreich und Rußland, die Vertreter dieser Staaten den deutschen Unterhändlern an Scharfblick, Kenntnissen und Einsicht in die Verhältnisse weit überlegen. Kein Wunder daher, daß Deutschland überall den Kürzern zog. Die immer steigenden und immer lauter werdenden Klagen über den Niedergang der Landwirthschaft und die von Jahr zu Jahr wachsende Bedrängniß der Grundbesitzer beantwortete Caprivi stets mit der Versicherung seines lebhaften Interesses für die Landwirthschaft und der Bereitwilligkeit ihr zu helfen, aber er that nicht das Geringste. So zerfiel er allmählich mit den Conservativen völlig, ebenso mit einem Theil der Nationalliberalen, und die Majorität, mit der er die Handelsverträge und manches Andere durchsetzte, war die buntscheckigste und unnatürlichste, die man sich denken kann. Centrum, Freisinnige, Volkspartei, Polen und Socialdemokraten als Stützen des Reichskanzlers und seiner Politik wahrlich ein erbauliches Schauspiel! Das Centrum mußte natürlich durch namhafte Concessionen gewonnen werden und den Polen wurden mit dem Interesse des preußischen Staates kaum oder garnicht vereinbare Zugeständnisse gemacht. Bismarcks Socialistengesetz war schon vor Beginn des neuen Curses gefallen und die Socialdemokraten ließ man ruhig gewähren und sich immer weiter ausbreiten. Dafür pries Liebknecht auch des Grafen Caprivi Einsicht und Weisheit und stellte ihn als Staatsmann hoch über den „Diplomaten" Bismarck. In der auswärtigen Politik bewies der Reichskanzler wenig Voraussicht und diplomatisches Geschick. Der Dreibund blieb wohl fortbestehen, aber vieles, was zu verhindern Bismarck sein Genie und seine ganze Kraft aufgeboten hatte, trat jetzt ein: eine unmotivirte und keineswegs in Deutschlands Interesse liegende lebhafte Annäherung an England erfolgte und auch auf der Balkanhalbinsel schien eine Aenderung in der bisher von der deutschen Regierung angenommenen Haltung einzutreten. Unter diesen Umständen hatte es manchmal den Anschein, als ob die Führung im Dreibunde nicht mehr Deutschland, sondern Oesterreich-Ungarn habe. Die Entschuldigung, Graf Caprivi sei in vielen, vielleicht in den meisten Fällen die von ihm einzuhaltende Politik durch einen höhern Willen vorgeschrieben worden, hat keine Geltung. Auch wenn dem so wäre, würde Graf Caprivi doch die volle Verantwortung für die Leitung der Reichspolitik zu tragen haben. Ein Minister ist ja kein Soldat oder Höfling, der gegebene Befehle willenlos auszuführen hat, ein wirklicher Staatsmann muß auch Charakter haben, eine selbständige Persönlichkeit sein, und

wer es auf ſich nahm Bismarcks Nachfolger zu werden, mußte ſich des hohen Maßes von Verantwortung bewußt ſein, das er damit überkam. Geniale Begabung beſitzen nur wenige Staatsmänner, aber Selbſtändigkeit des Charakters kann man von jedem Miniſter verlangen. Dieſe aber ließ Graf Caprivi durchaus vermiſſen, er ertrug die Einbuße an Anſehen, welche er durch den Verluſt des Miniſterpräſidiums erlitt, er ließ den Zedlitz'ſchen Schulgeſetzentwurf fallen, für den er ſich doch engagirt hatte, und fand nur bei den Parteien Unterſtützung ſeiner Handelspolitik, die er in anderer Beziehung bekämpfen mußte. Mehr als einmal hat er ſeine Ueberzeugung dem höhern Willen untergeordnet, ohne ſich dadurch anfechten zu laſſen, und iſt auf ſeinem Poſten geblieben. Caprivi fühlte ſich zuletzt ganz behaglich in ſeiner Stellung, ſeine Selbſtzufriedenheit und ſein Selbſtbewußtſein ſteigerten ſich immer mehr; er glaubte ſeine Sache wenigſtens ebenſo gut zu machen wie Bismarck, vielleicht noch etwas beſſer. Seine Freunde in der Preſſe und im Parlament wurden und werden nicht müde, ſeine Ritterlichkeit, Nobleſſe und Geradheit zu preiſen. Von der letzteren iſt in ſeinen verſteckt geführten Kämpfen gegen den Finanzminiſter Miquel und den Grafen B. Eulenburg nichts zu ſpüren und die erſtere hat ſich in ſeinem gehäſſigen und feindſeligen Verhalten gegen ſeinen großen Vorgänger, ſowie den Grafen Herbert Bismarck wahrlich nicht gezeigt, wie denn überhaupt ſeine Haltung gegen Bismarck und alle dieſem zugethanen Beamten und Diplomaten einen ſehr häßlichen Zug in Caprivis perſönlichem Charakter bildet. Aber auch wenn Caprivi die ihm nachgerühmten Charaktereigenſchaften beſeſſen hätte, was wäre damit für den Werth des Staatsmannes bewieſen? Es iſt das gerade ſo, als wenn zur Rechtfertigung eines ſchlechten Clavierſpielers immer wieder geſagt würde: er iſt aber doch ein ſchöner, liebenswürdiger Menſch. Nun iſt des Grafen Caprivi Tagewerk zu Ende, er würde bald vergeſſen ſein, wenn Deutſchland nicht allzu oft an die Fehlgriffe und Irrungen ſeiner Politik erinnert werden würde. Seine Reichskanzlerthätigkeit iſt ein Beleg mehr für die Wahrheit des Wortes vom alten Axel Oxenſtierna: quantilla sapientia regitur orbis!

Nicht minder überraſchend als Caprivis Entlaſſung war die Wahl ſeines Nachfolgers; Fürſt Chlodwig v. Hohenlohe, ein Greis von 75 Jahren, iſt zum Reichskanzler ernannt worden. Von Bismarck, als er in demſelben Alter ſtand, hieß es immer, der Unterſchied der Jahre zwiſchen ihm und dem Kaiſer ſei zu groß, um ein gedeihliches Zuſammenwirken länger zu geſtatten; die friſch vorwärts drängende Natur des letzteren und ſein feuriges

Temperament ſtänden in zu großem Contraſt mit der Mäßigung und weiſen Zurückhaltung von Bismarcks Greiſenalter. Jetzt bei der Berufung Hohenlohes iſt von ſolchen Betrachtungen nichts zu hören geweſen, obgleich er wirklich ein Greis iſt, während Bismarck nach ſeinem Sturze oft genug bewieſen hat, wie lebendig und jugendfriſch ſein Temperament noch iſt. Daß ein Mann von 75 Jahren nicht lange am Steuer des Reiches bleiben kann, iſt ſelbſtverſtändlich; die Berufung des Fürſten Hohenlohe iſt alſo ein Proviſorium, dem das Definitivum erſt folgen wird, ſei es, daß Graf Eulenburg, der Botſchafter in Wien, oder ein anderer jüngerer Staatsmann den Reichskanzlerpoſten übernimmt. Fürſt Hohenlohe iſt ein wirklich vornehmer Herr und ein Gentleman dazu, ferner ein Mann, der ſtets in gutem Einvernehmen mit dem Fürſten Bismarck geſtanden hat, endlich gibt ihm ſein perſönliches Anſehen und ſeine Würde eine ganz andere Selbſtändigkeit dem Monarchen gegenüber als ſeinem Vorgänger; die Rolle eines Unteroffiziers oder eines Subalternbeamten, die ein höherer Wille kommandirt, wird er nie ſpielen. Man weiß von ihm nur Gutes, ſeine Klugheit, ſeine Liebenswürdigkeit und die Nobleſſe ſeiner Denkart werden gerühmt, an ſeiner nationalen Geſinnung iſt kein Zweifel. Daß ein katholiſcher Baier an die Spitze des Reiches tritt, wird in Preußen und Norddeutſchland nicht angenehm empfunden, doch ein Ultramontaner iſt Hohenlohe gewiß nicht und Preußen hat von jeher aus allen Theilen Deutſchlands die tüchtigſten Kräfte herangezogen. Aber ob er die Eigenſchaften eines wirklichen Staatsmannes beſitzt, das hat Hohenlohe bisher noch nicht bewieſen. Als Miniſterpräſident an der Spitze von Baiern hat er nur kurze Zeit geſtanden und nichts Namhaftes geleiſtet, als Geſandter in Paris hat er die Weiſungen Bismarcks erfüllt und als Kaiſerlicher Statthalter im Elſaß hat er ſeines Amtes mit Mäßigung und Klugheit gewaltet, aber keine Gelegenheit gehabt, hervorragende ſtaatsmänniſche Eigenſchaften zu entfalten. Nun aber tritt der greiſe Fürſt in ein ſchweres, verantwortungsvolles Amt, das eine gewaltige Arbeitskraft und ununterbrochene Geiſtesanſpannung verlangt. Als der Fürſt vor 10 Jahren zeitweilig die Stellvertretung für den damaligen Reichskanzler übernahm, war er, wie Bismarck ſpäter im Reichstage erklärte, nach einem halben Jahre ſo nervös und angegriffen, daß er ſich zurückziehen mußte. Und damals war Hohenlohe 10 Jahre jünger und konnte ſtets in ſchwierigen Fragen ſich an Bismarcks Autorität wenden. Wird er jetzt, 10 Jahre älter, unter unendlich ſchwereren Verhältniſſen das Amt des Reichskanzlers für längere Zeit zu tragen im Stande

ſein? Wird er ſich in ſeiner ſchwierigen Stellung nach oben und nach unten ſeine Selbſtändigkeit bewahren? Wird er Geiſtesfriſche und Geiſtesſtärke genug beſitzen, um für die vielen Fragen, welche ſich jetzt immer ſtärker herandrängen, eine Löſung zu finden? Wird es ihm gelingen in dem höchſt ungünſtig zuſammengeſetzten Reichstage eine feſte Majorität dauernd für die Regierung zu gewinnen? Wird er endlich im Stande ſein, in der auswärtigen Politik die von ſeinem Vorgänger begangenen Fehler wieder gut zu machen und das Anſehen des Reiches neu zu heben? Alle dieſe Fragen wird nur ein Optimiſt bejahend beantworten, der unbefangen Urtheilende wird ihnen zweifelnd und bedenklich gegenüberſtehen. Zur Entlaſtung des greiſen Reichskanzlers iſt Herr v. Marſchall zum Staatsminiſter, und damit zu Hohenlohe's Gehilfen ernannt worden, eine wenig erfreuliche Wahl, denn der ehemalige badiſche Staatsanwalt hat als Staatsſekretär des Auswärtigen unter Caprivi einen weſentlichen, ja hervorragenden Antheil an den Mißgriffen und falſchen Maßregeln der vorigen Reichsleitung in der auswärtigen Politik gehabt und es läßt ſich kaum erwarten, daß Herr v. Marſchall jetzt auf einmal ein anderer werden wird. Hoffentlich bleibt er nicht allzulange in ſeiner Stellung. Das wichtige Miniſterium des Innern ſcheint jetzt in guten Händen zu ſein, Herr v. Köller iſt ein Conſervativer von klarem Urtheil, guter Erfahrung und feſter Entſchloſſenheit. Die Art, wie die beiden Miniſter, v. Schelling und v. Heyden, in brüskeſter Weiſe zum Rücktritt genöthigt worden ſind, hat mit Recht überall Unzufriedenheit und Unmuth hervorgerufen. Wenn Miniſter, die erſten Diener des Staates, in einer Weiſe behandelt werden, wie ordentliche Herrſchaften nicht gegen ihre Dienſtboten verfahren, dann muß das Anſehen der Vertreter der Krone dem Parlamente gegenüber tief ſinken und ihre Autorität den ihnen untergebenen Beamten gegenüber ſchwer erſchüttert werden, dann werden die Miniſter wirklich, was Eugen Richter früher einmal mit Unrecht behauptete, nur Commis eines Höhern. Kein ſelbſtändiger Mann kann dann Neigung verſpüren, ein ſolches hohes Staatsamt zu übernehmen, in dem er ſich einer derartigen Behandlung zu gewärtigen hat. Der neue Juſtizminiſter Schoenſtedt ſoll ein ausgezeichneter Juriſt ſein, ſeine politiſche Richtung iſt ganz unbekannt. Herr v. Hammerſtein-Loxten, der neue Miniſter der Landwirthſchaft, iſt ein Mann von großer praktiſcher Erfahrung und die ſo lange zurückgeſetzte Landwirthſchaft verſpricht ſich von ihm Abhülfe ihrer dringendſten Beſchwerden; unerfreulich bleibt es aber, daß man einen früheren Welfen auf einen preußiſchen Miniſterpoſten berufen hat, ſollte es

in Preußen wirklich keinen geeigneten Mann dafür geben? Weitere Miniſterveränderungen ſcheinen zunächſt nicht in Ausſicht zu ſtehen, auch Miniſter v. Bötticher erhält fürs erſte die wolverdiente Entlaſſung nicht. Ob das neu conſtituirte Miniſterium Hohenlohe mehr Homogenität und innern Zuſammenhalt haben wird als das Cabinet Caprivi-Eulenburg bleibt abzuwarten, beſonders geſpannt muß man ſein, welche Rolle jetzt Herr Miquel ſpielen wird. Die politiſche Stellung der neuen Miniſter wird ſich erſt klar erkennen laſſen, wenn der Reichstag wieder zuſammengetreten iſt, alſo in nächſter Zeit. Das Wichtigſte und Wünſchenswerthe iſt, daß fortan eine größere Stetigkeit in der Regierung herrſcht, ſonſt wird der Kampf gegen die Umſturzparteien nicht mit Erfolg geführt werden können. Soviel bis jetzt verlautet, wird die Capriviſche Vorlage im Weſentlichen unverändert dem Reichstage vorgelegt werden; es ſoll alſo der Verſuch gemacht werden, die Socialdemokratie, insbeſondere ihr Eindringen ins Heer, durch Verſchärfung der beſtehenden ſtrafgeſetzlichen Beſtimmungen zu bekämpfen. Ob das möglich ſein wird, ohne die freie Bewegung der auf dem Boden des Staates ſtehenden Parteien in Verſammlungen und Preſſe zu hindern und zu gefährden, wird von vielen Seiten bezweifelt. Und ebenſo unſicher iſt es, ob die Regierungsvorlage im Reichstage Zuſtimmung finden wird. Nicht nur die freiſinnige Volkspartei und Vereinigung ſind entſchieden dagegen, auch auf conſervativer Seite werden vielfach Bedenken gegen den Plan der Regierung, gegen die Umſturzparteien auf dem Boden des gemeinen Rechtes vorzugehen, laut und das Centrum will zunächſt garnichts davon wiſſen. Ein neues Socialiſtengeſetz wäre unſerer Meinung nach das Zweckmäßigſte und Richtigſte, da die Regierung aber ein ſolches vorzulegen nicht geneigt iſt, muß der Kampf in anderer Weiſe verſucht werden, denn ſo, wie es gegenwärtig ſteht, kann es nicht bleiben, wenn die ſocialdemokratiſche und anarchiſtiſche Bewegung nicht aufs rieſigſte anſchwellen ſoll. Auch der Particularismus macht ſich wieder ſtärker bemerkbar, namentlich in Süddeutſchland; den ſprechendſten Beweis dafür liefert Baden. Einſt als das deutſche Muſterland von allen Liberalen geprieſen, als das Land, in dem zwiſchen Volksvertretung und Regierung die vollſte Harmonie nationaler Geſinnung herrſchte, gefeiert, zeigt Baden heute particulariſtiſche Neigungen und in ſeiner Kammer haben die Ultramontanen das Uebergewicht. Welch ein Wechſel iſt das doch und wie eindringlich beweiſt er den völligen Niedergang des früher ſo angeſehenen und einflußreichen Nationalliberalismus! Die Abſicht der badiſchen Regierung, eine beſondere Geſandtſchaft an den Höfen von München und

Stuttgart zu errichten, um ſich leichter über die gemeinſamen Intereſſen zu verſtändigen und eine beſſere Fühlung mit den andern ſüddeutſchen Regierungen zu haben, kann nicht anders angeſehen werden als ein Verſuch, den Süden der Centralgewalt des Reiches gegenüber enger zuſammenzuſchließen; alle officiöſen Verſicherungen und Erklärungen der Karlsruher Regierung vermögen an dieſem Eindruck nichts zu ändern. Mancherlei Vorgänge während der Zeit des Caprivi'ſchen Regiments mögen genügende Veranlaſſung zu einem ſolchen Schritte gegeben haben, ebenſo die große Unberechenbarkeit an der maßgebenden Stelle im Reiche; zu bedauern bleibt es trotzdem, daß gerade Baden ſich zu dieſem partikulariſtiſchen Vorgehen entſchloſſen hat. Nachdem lange Zeit nur ungünſtige Nachrichten von den deutſchen Colonien in Afrika nach Europa gelangt ſind, kommen jetzt wieder aus Weſt- und Oſtafrika erfreuliche Kunden. der alte gefährliche Hottentottenführer Hendrik Witboi iſt vom Major Leutwein völlig geſchlagen und zur Unterwerfung gebracht worden, die hoffentlich von Dauer ſein wird, und der Gouverneur v. Scheele hat in allerdings blutigen Kämpfen den Wahehes ſchwere Niederlagen beigebracht und ihre Hauptſtadt Kuirenga erſtürmt. Durch dieſe Thaten wird das Anſehen Deutſchlands bei den Eingebornen ſich wieder bedeutend heben und wenn in Berlin ein eigenes Colonialamt gegründet oder wenigſtens ein Perſonenwechſel in der Leitung der Colonialangelegenheiten eintritt, läßt ſich ein neuer friſcher Aufſchwung der Colonialbewegung erhoffen.

Von den Parteiverſammlungen in Deutſchland verdient der ſocialdemokratiſche Congreß, der am 22. October in Frankfurt a. M. ſich verſammelte und deſſen Verhandlungen 5 Tage lang währten, hervorgehoben zu werden. Vieles in dieſen Verhandlungen war höchſt charakteriſtiſch und lehrreich. Bei Beantwortung der auch diesmal, wie ſchon mehrmals früher, laut werdenden Beſchwerden darüber, daß die journaliſtiſchen und literäriſchen Vertreter der Partei, namentlich die Redacteure des „Vorwärts" zu hohe Gehalte erhielten, erkannte Bebel zum erſten Male den Vorrang und höhern Werth der geiſtigen Arbeit vor der körperlichen an und betonte ganz wie ein Bourgeois das Recht der geiſtigen Arbeiter auf höhern Lohn. Ferner bemerkte er, wenn die Honorare noch mehr herabgeſetzt werden ſollten, würden nicht wenige ihrer literäriſchen Vorkämpfer ſich von der Socialdemokratie zurückziehen und bei den bürgerlichen Parteien beſſere Verwerthung ihrer ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit ſuchen und finden. Bisher behaupteten die Socialdemokraten ſtets, die Anhänger ihrer Partei ſeien für die Sache zu jedem Opfer bereit, verzichteten vor freudiger Begeiſterung auf jeden

Vortheil und trügen die ſchwerſten Entbehrungen, daher ſei ihre Partei die einzige in der Gegenwart, in der wirklich ideale Geſinnung herrſche. Auf dieſen Idealismus werfen Bebels Erklärungen ein grelles Licht. Sodann war der Kampf zwiſchen Bebel und v. Vollmar ſehr merkwürdig. Es handelte ſich dabei um die Frage, ob es mit dem Princip der Socialdemokratie vereinbar ſei für das Budget eines Staates zu ſtimmen, wie die Socialdemokraten unter v. Vollmars Leitung im bairiſchen Landtage gethan hatten. Da Bebel nicht durchdrang und überhaupt jede mißbilligende Erklärung abgelehnt wurde, ſo ward v. Vollmars Verhalten vom Congreß als berechtigt anerkannt. Bebel hat ſich bei dieſem Ausgange nicht beruhigt, ſondern jüngſt in einer Parteiverſammlung in Berlin heftige Anklagen gegen die bairiſchen Socialdemokraten und beſonders v. Vollmar als Abtrünnige von den ſocialdemokratiſchen Grundſätzen erhoben und bei den Berliner Genoſſen lebhafte Zuſtimmung gefunden. Die Münchener Genoſſen, Grillenberger und v. Vollmar, ſind Bebel die Antwort nicht ſchuldig geblieben und dieſer hat ihnen wieder ſehr derb replicirt. Viele deutſche Blätter frohlocken über dieſen Zwieſpalt innerhalb der Socialdemokratie und ſtellen deren Zerfall in nahe Ausſicht. Das iſt aber ſicherlich ein großer Irrthum und ein ſehr unbegründeter Optimismus. Vollmar und Bebel ſind in den Zielen ganz einig, nur über die Wege und Mittel dazu ſind ſie uneins, nur die Methode ihres Vorgehens iſt verſchieden. Auch die Unterſchiede von Süden und Norden ſpielen in dieſem Streite mit, endlich perſönliche Rivalität und Eiferſucht bei den alten Parteiführern gegen den jüngeren. v. Vollmar iſt ohne Frage ein bedeutender Kopf, der bedeutendſte wol unter den Führern der deutſchen Socialdemokratie, ſeine Methode iſt einfach die, die letzten Ziele der Socialdemokraten zu verſchleiern, um deſto ſicherer die ländliche Bevölkerung zu gewinnen. Er will auch von der Verſöhnung der Religion und dem Schimpfen auf die „Pfaffen“ nichts wiſſen, weil er ſehr gut einſieht, daß die katholiſchen Baiern dadurch von dem Anſchluß an die Socialdemokratie abgeſchreckt werden. Sein auf dem Congreß entwickeltes Programm zur Gewinnung der ländlichen Bevölkerung iſt in ſeiner Art ein Meiſterſtück, alle ſeine Vorſchläge ſind höchſt geſchickt zum „Bauernfang“, wie man es treffend bezeichnet hat, das Ganze ſo unaufrichtig und zugleich ſo wenig auf eine wirkliche Hilfe für die bäuerliche Bevölkerung abzweckend wie möglich. Sehr beachtenswerth und ein wichtiger Fingerzeig für die Regierungen und die ſtaatserhaltenden Parteien iſt v. Vollmars Bemerkung: „Die eigentlichen Bauern werden wir nie für die Socialdemokratie gewinnen,

wir müſſen unſre ganze Kraft auf die ländlichen Arbeiter richten.“ Wir glauben nicht, daß es zu einem völligen Bruch zwiſchen Bebel und v. Vollmar kommen wird und ſelbſt wenn er wider Erwarten einträte, würde die Gefahr von Seiten der Socialdemokratie dadurch nicht gemindert werden, daß ſie in zwei Gruppen zerfiele, da beide doch auf dasſelbe Ziel hinarbeiten. Wenn nur nicht immer von Neuem Fälle vorkämen, in denen von Seiten Einzelner, ſowie ſtaatlicher Organe durch kurzſichtige Härte und rückſichtsloſes Eingreifen den Socialdemokraten in die Hände gearbeitet würde! Davon ſind wieder die traurigen Vorgänge von Fuchsmühl in der bairiſchen Oberpfalz ein ſtarkes Beiſpiel. Die Gemeinde, welche ihr Holzrecht im gutsherrlichen Forſte geltend macht, wird vom Verwalter fortwährend hingehalten, eine Beſchwerde der Leute wird von der Regierung monatelang unbeantwortet gelaſſen, als dann aber die Dorfbewohner ſelbſt ihr Recht ſich nehmen und ſich das Holz aus dem Walde holen, wird ſogleich Militär requirirt und dieſes geht ſo rückſichtslos gegen die Dorfleute vor, daß es mehrere Todte und Verwundete giebt. Natürlich herrſcht jetzt im Orte heftige Erbitterung und die aufreizenden Reden der Socialdemokraten finden offenes Gehör. Die Leute waren gewiß ſtraffällig, aber die Regierung und das Militär-commando trifft ein noch ſchwererer Vorwurf. Solche Vorgänge müſſen in der gegenwärtigen Zeit abſolut vermieden werden, ſonſt darf man ſich nicht über das immer ſtärkere Anſchwellen der Socialdemokratie wundern.

In **Oeſterreich-Ungarn** werden die Zuſtände immer verworrener und zerfahrener. Das öſterreichiſche Coalitionsminiſterium zeigt durchaus keine wirkliche Homogenität und wird ſich ſchwerlich lange halten können; einzelne Miniſter ſcheinen es geradezu darauf abgeſehen zu haben, Zwieſpalte und Zerwürfniſſe unter den verſchiedenen Volksſtämmen des vielſprachigen Kaiſerſtaates hervorzurufen. Noch hat ſich die Aufregung unter den Deutſchen Oeſterreichs wegen der von der Regierung beabſichtigten Errichtung eines ſloveniſchen Gymnaſiums in Cilli nicht gelegt, noch erfolgen in den verſchiedenſten Gegenden Proteſte und Verwahrung gegen dieſe Verletzung des deutſchen Beſitzſtandes und ſchon iſt ein neuer Sprachenconflict von der Regierung herbeigeführt worden, der die Italieniſche Bevölkerung auf's heftigſte erregt und abermals ſind es die Slovenen, dieſe Lieblinge des Hofes und der Regierung, deren Wünſche erfüllt werden ſollen. Der Juſtizminiſter Graf Schönborn, eine für dieſen Poſten ſehr wenig geeignete Perſönlichkeit, hat wieder in Erfüllung einer angeblich vom Grafen Taaffe gemachten Zuſage, plötzlich die Anbringung

von doppelſprachigen, ſloveniſchen und italieniſchen Schildern an allen Gerichtsgebäuden in denjenigen Städten Iſtriens, wo auch Slovenen leben, angeordnet. Darüber entſtand bei den Italienern natürlich die größte Unzufriedenheit, das ganze Land gerieth in Bewegung und in der Küſtenſtadt Pirano, wo trotz aller Proteſte auch ein ſolches Schild angebracht wurde, kam es zu einem Volksauflauf, der den Regierungsvertreter zur Wiederabnahme des ſchon angebrachten Schildes nöthigte. War die Anordnung für Pirano, wo nur wenige, des Italieniſchen meiſt kundige Slovenen leben, ſchon verkehrt und unüberlegt, ſo war das Zurückweichen der Regierung vor den Drohungen des Volkes noch ſchlimmer. Natürlich kam die Sache im öſterreichiſchen Reichsrathe zur Sprache, der Juſtizminiſter vertheidigte die Anordnung recht kläglich, indem er die Schuld auf die oberſte Juſtizbehörde in Iſtrien ſchob, und es wurden nun mannigfache Compromißverhandlungen begonnen, deren Reſultat war, daß in Zukunft die Anordnung nach Prüfung jedes einzelnen Falles, d. h. der Bevölkerungsverhältniſſe der einzelnen Ortſchaften Iſtriens, durchgeführt werden ſolle. In Pirano mußte zur Wahrung der Regierungsautorität die doppelſprachige Tafel wieder angebracht werden. Es klingt wie bittere Ironie, wenn die Vertreter dieſer Stadt der Regierung unwillig erklärten, Sollten durchaus doppelſprachige Tafeln an Gerichtsgebäuden angebracht werden, warum dann nicht ſtatt des ſloveniſchen das deutſche, das doch die Staatsſprache ſei, gewählt werde? Das iſt vollkommen richtig, aber das Coalitionsminiſterium ſcheint das ebenſo vergeſſen zu haben wie früher das Miniſterium Taafe. Die ganze Maßregel iſt politiſch ſo unüberlegt wie möglich, denn ſie giebt der irredentiſtiſchen Bewegung in Iſtrien neue Nahrung und gewährt der italieniſchen Actionspartei, die nach Trieſt begehrt, neuen Agitationsſtoff. Während es im Intereſſe Oeſterreichs läge, der italieniſchen Bevölkerung des Kaiſerſtaates jeden Vorwand zur Unzufriedenheit zu nehmen, wird ſie jetzt um der Slovenen willen geradezu in die Oppoſition gedrängt. — Eine ſchwer zu überwindende Schwierigkeit bildet für das Miniſterium noch immer die Wahlreform. An die Einführung des allgemeinen directen Wahlrechts, wie es Graf Taafe zu dem Zwecke vorſchlug, um der deutſch liberalen Linken dadurch einen Theil ihrer Sitze zu entziehen, denkt jetzt Niemand; es ſoll vielmehr die Wahlreform nur darin beſtehen, daß zu den 4 Wahlcurien, aus denen das öſterreichiſche Abgeordnetenhaus hervorgeht, eine fünfte hinzugefügt werde, deren Wähler die bisherige Zahl der Mandate des Abgeordnetenhauſes um

43 neue vermehren ſollen. Die Frage, über welche ſchon ſeit Monaten verhandelt wird, iſt nun die, aus welchen Wählern dieſe fünfte Curie beſtehen ſoll. Die Regierung ſchlug vor, ſie aus allen weniger als 5 Gulden Steuern zahlenden Staatsangehörigen beſtehen zu laſſen. Dagegen erklärte ſich aber Graf Hohenwart und ſein Club, weil er den ländlichen Arbeitern das Wahlrecht nicht gewähren will. Darauf wurden die verſchiedenſten Vorſchläge gemacht und ſehr viel Anklang fand der eigenthümliche Plan, mit Beiſeitelaſſung aller Rückſicht auf die Steuerzahlung, die neue Curie bloß aus Fabrikarbeitern zu bilden und ihr 22 Mandate einzuräumen; das würde denn eine reine Curie der Socialdemokraten ſein. Auf einen ſolchen Gedanken konnte man doch nur unter dem Eindruck der großen Arbeiterdemonſtration in Wien kommen. Die Polen haben nun in letzter Zeit einen neuen Vorſchlag zur Bildung der 5. Curie gemacht, wonach dieſelbe doch 43 neue Mitglieder wählen ſolle, von denen 10 auf Galizien kommen; ſie wollen nur die Dienſtboten und die Knechte auf dem Lande vom Wahlrecht ausſchließen. Ob dieſer Plan, bei dem Galizien ganz unverhältnißmäßig bevorzugt iſt, auf eine Mehrheit wird rechnen können oder ob er von neuen Combinationen abgelöſt werden wird, bleibt abzuwarten. Jedenfalls iſt die Erledigung der Wahlreform für das Coalitions-Miniſterium eine Lebensfrage; gelingt ſie ihr nicht bald, ſo tritt höchſtwahrſcheinlich eine Kriſis für das Miniſterium ein.

In **Ungarn** befindet ſich die gegenwärtige liberale Regierung ebenfalls in kritiſcher Lage. Die vom Oberhauſe verworfenen confeſſionellen Geſetze ſind noch nicht alle erledigt und der Kaiſer-König zögert noch immer, die von beiden Häuſern des Reichstags genehmigten Geſetze zu ſanctioniren. Darüber beginnt ſchon vielfach Unzufriedenheit laut zu werden. Sehr unbequem, ja gefährlich für die jetzige Regierung wird der Aufenthalt Franz Koſſuths, in Ungarn. Hatte ſchon die großartige Leichenfeier Ludwig Koſſuths, der mit königlichen Ehren beſtattet und als nationaler Heros gefeiert wurde, den Hof in Wien ſehr unangenehm berührt, ſo muß ihn das Auftreten und die Agitationsreiſe Franz Koſſuths mit vollem Rechte beleidigen und erbittern. Der junge Koſſuth, dem nur der Name ſeines Vaters Bedeutung giebt, hat zuerſt in einer pomphaften, ſehr unpaſſenden Erklärung ſeine Anerkennung des jetzigen Königs und ſeine Ausſöhnung mit ihm proklamirt, wie ein Fürſt den andern anerkennt. Und nun reiſt er, der italieniſcher Staatsangeöriger iſt, im Lande umher, hält Reden, läßt ſich feiern und ruft eine offen antidynaſtiſche Bewegung hervor. In De-

breczin, das ſchon 1848 Mittelpunkt der Revolution war, iſt es endlich ſoeben zu den ſkandalöſeſten Auftritten gekommen: Koſſuth iſt als künftiger Nachfolger ſeines Vaters begrüßt, es ſind revolutionäre Lieder, ja zuletzt ein gemeines Spottlied auf die Deutſchen, das 1848 und 1862 oft vernommen iſt, geſungen worden. Und an ſolchen Verſammlungen nehmen niedere und auch höhere Beamten der Regierung theil! Auf eine Interpellation im Abgeordnetenhauſe haben der Miniſter des Inneren Hieronymi und der Juſtizminiſter Szilagyi allerdings erklärt, ſie würden gegen dieſe Ausſchreitungen energiſch vorgehen, aber die Regierung wagt es offenbar nicht, thatkräftig einzugreifen, weil ſie dann die Unterſtützung der extremen Partei zu verlieren fürchtet. Wie ganz anders verfuhr ſie gegen die Verfaſſer des rumäniſchen Memorandums, welche die äußerſte Strenge des Geſetzes zu erfahren hatten. Ohnehin wird die Strömung, welche auf die Durchführung der reinen Perſonal-Union hinſtrebt, im Lande immer mächtiger. Andrerſeits kann der König, wenn ſeine Autorität nicht gänzlich verſchwinden ſoll, die Dinge nicht weiter ſo fortgehen laſſen. So ſtehen in Ungarn über kurz oder lang ſchwere Konflikte in Ausſicht und es erſcheint höchſt zweifelhaft, ob das Miniſterium Wekerle ſich lange am Staatsruder wird behaupten können.

Auf der **Balkan-Halbinſel** herrſcht gegenwärtig Ruhe. In Serbien hat der Staatsſtreich Milans und die Beſeitigung des Regiments der Radikalen nicht die ſchlimmen Folgen gehabt und die Unruhen hervorgerufen, die man fürchtete; der ganze Verfaſſungs-Apparat in dieſen Balkan Staaten iſt doch größtentheils nur Form und Komödie. Seitdem der alte eiſerne Nicola Chriſtitſch an der Spitze eines Coalitions-Miniſteriums ſteht, iſt die Ruhe im Lande geſichert und auch die Radikalen fangen wieder an ſich der Regierung zu nähern. In Bulgarien haben die unruhigen Bewegungen, welche der Sturz Stambulows hervorrief und die anfangs faſt einen Bürgerkrieg beſorgen ließen, aufgehört und ein beruhigter Zuſtand iſt eingetreten. Daß Stambulows Fall unvermeidlich war, geſtehen auch ausländiſche ſachkundige, ihm früher geneigte Berichterſtatter zu; beſonders der harte Steuerdruck hatte einen großen Theil des Volkes von ihm abgewandt, dazu kam ſein rückſichtsloſes despotiſches Benehmen. Das Miniſterium, welches ihm in der Regierung folgte, hat ſchon manche Aenderungen erfahren, doch ſteht Stoilow noch immer an der Spitze. Die jetzige Regierung und Volksvertretung kennzeichnet eine Rußland freundliche Geſinnung, für Dragan Zankow iſt aber noch immer kein Platz im Lande.

Prinz Ferdinand und ſeine Rathgeber hoffen auf eine Ausſöhnung Rußlands mit Bulgarien, dieſe wird aber ſicherlich nur eintreten, wenn ſich das Land den Forderungen Rußlands unterwirft.

Frankreich bot in dem vergangenen Monat ein ganz eigenartiges Schauſpiel. Nirgendwo außerhalb des ruſſiſchen Reiches hat die Kunde von der ſchweren Krankheit und von dem Tode Kaiſer Alexander III ſo tiefen Eindruck gemacht, ſo ſchmerzliche Trauer hervorgerufen als hier. Monarchiſten, opportuniſtiſche und radikale Republikaner bezeugten wetteifernd ihren Schmerz beim Eintreffen der Todesnachricht und die katholiſche und proteſtantiſche Geiſtlichkeit veranſtalteten gleichmäßig kirchliche Trauerfeiern, auch die Juden in ihren Synagogen blieben nicht zurück. Es war, als ob Frankreich eine Provinz des ruſſiſchen Reiches ſei, als ob die Franzoſen das Oberhaupt ihres Landes verloren hätten; nie iſt wohl über einen fremden Souverän ſo in einem Lande getrauert worden, wie jetzt in Frankreich. Seit bald 300 Jahren iſt der Tod keines ſeiner Könige vom franzöſiſchen Volke ſo ſchwer empfunden und ſo tief beklagt worden, wie das Hinſcheiden Kaiſer Alexander III. Und ſelbſt Heinrich IV. wurde nur von einem Theile des Volkes beweint. Dieſe Trauerzeit hat dem Miniſterium Dupuy eine Erholungsfriſt gewährt und ihm geſtattet, ſich noch einige Zeit zu behaupten. Es iſt für franzöſiſche Verhältniſſe ſchon ziemlich lange am Ruder und ſchon machen ſich allerlei Anzeichen bemerklich, daß ſeine Tage gezählt ſind, auch ſind zur Genüge Deputirte bereit, an ſeine Stelle zu treten. Stabilität der Regierung iſt ja bei der Souveränität der Kammer in dieſer demokratiſchen Republik unmöglich. Dazu kommt, daß Herr Dupuy in keinem beſonders freundlichen Verhältniß zu dem Präſidenten Caſimir Perier ſteht. An dieſem und ſeinem Auftreten als Präſident haben die Pariſer allerlei auszuſetzen und die Socialiſten bemühen ſich ſyſtematiſch den Präſidenten zu verunglimpfen und ſeine Vorfahren dem Volke als blutſaugeriſche Ausbeuter der Arbeiter darzuſtellen. Dem Charakter der Franzoſen entſpräche nur ein militäriſches Oberhaupt, von einem ſolchen wollen aber die Kammern nichts wiſſen, weil ſie nicht ohne Grund fürchten, ein General würde ſich bald zum Dictator und Herren des Landes machen. Zum erſten Mal wieder ſeit 10 Jahren rüſtet ſich die franzöſiſche Republik zu einem auswärtigen kriegeriſchen Unternehmen, zum Feldzuge gegen Madagaskar. Als damals Jules Ferry die Expedition nach Tonkin ins Werk ſetzte, um Frankreich ſeine Machtſtellung in Hinter-Indien zu ſichern, da führten die erſten Mißerfolge ſeinen Sturz herbei und

nie iſt es dem „Tonkineſen" vergeſſen worden, daß er Frankreich im fernen Aſien gefährlich engagirt habe, und nie iſt er wieder zur leitenden Stellung gelangt. Heute liegen die Dinge ganz anders. Frankreich fühlt ſich durch das gute Einvernehmen mit Rußland gedeckt, es iſt ſicher, daß ihm von Seiten Englands keine Schwierigkeiten gemacht werden und in der Kammer kann die Regierung auf eine ſtarke Majorität für ihr Vorgehen rechnen. Es ſoll die Protection über die Inſel, welche durch den Vertrag von 1885 Frankreich eingeräumt und von England 1890 förmlich anerkannt worden iſt, aber von der Hovas Regierung in den letzten Jahren wenig reſpectirt worden war, nachdrücklich wiederhergeſtellt werden, nachdem alle Verſuche des franzöſiſchen Abgeſandten Le Myre de Villers den Premier-Miniſter Rainilairi vony zur Nachgiebigkeit zu bewegen vergeblich geweſen ſind. Der Krieg wird bei der Tapferkeit der Eingebornen und der Schwierigkeit des Terrains blutig und nicht leicht ſein. Trotzdem werden die Franzoſen natürlich zuletzt den Sieg behalten, und dann wird Madagaskar nach einer, dem Miniſter Hanotaux in der Kammer entſchlüpften Bemerkung „eine ſehr gute Colonie" für Frankreich werden. Ob England trotz ſeiner officiell freundlichen Haltung zu der beabſichtigten Expedition Frankreich den Beſitz der großen und reichen Inſel ohne Weiterungen zugeſtehen wird, iſt nicht ſehr wahrſcheinlich, jedenfalls werden die Eingebornen von Madagaskar gegen baare Bezahlung mit guten engliſchen Gewehren verſehen werden. Im Augenblick herrſcht wieder einmal ſtarke Spionenfurcht in Frankreich, die ſicherlich ebenſo grundlos iſt, wie früher; wirklichen Verrath ſcheint der franzöſiſche Hauptmann Dreyfuß, aus der reichen jüdiſchen Familie im Elſaß, an geheimen Actenſtücken des Kriegs-Miniſteriums geübt zu haben, doch iſt die Sache noch nicht recht aufgeklärt.

In **England** iſt jetzt die Zeit der politiſchen Reden. Machten Reden den großen Staatsmann, dann würde Lord Roſebery darauf Anſpruch erheben können, einer der erſten Europas zu ſein. In Leeds, in Sheffield, in Bradford, in Glasgow, in der Guildhall der City und an anderen Orten hält er Reden über die nothwendige Reform des Oberhauſes, über die auswärtige Politik Englands, über Kaiſer Alexander III und Englands Verhältniß zu Rußland, über den Krieg zwiſchen Japan und China, über die Entſtaatlichung der Kirche in Wales und in Schottland und vieles Andere. Er ſpricht ſtets in ſo ſchillernden Ausdrücken, bedient ſich ſo verklauſulirter Wendungen, daß man meiſt über ſeine eigentlichen

Ziele und Abſichten im Dunkeln bleibt; das bezweckt er wahrſcheinlich grade mit ſeinen Reden und über vieles iſt er wohl ſelbſt nicht mit ſich im Reinen. Wenn er z. B. in ſeiner Glasgower Rede erklärt, er ſei ein Gegner des Einkammer-Syſtems, dann Anklage gegen den Starrſinn der conſervativen Lords erhebt und ſchließlich ausruft: lieber nur eine Kammer als dieſes Haus der Lords, wie es iſt, und dann weiter bemerkt: wenn nur eine Kammer da ſei, dann müſſe, um die wirkliche Stimmung des Volkes zu erfahren, jedes Mal über wichtige Fragen ein Volks-Referendum, eine allgemeine Volksabſtimmung veranſtaltet werden — ſo iſt das eine Häufung von Widerſprüchen und Unklarheiten. Ein Hauptzweck ſeiner Auseinanderſetzungen über die auswärtige Politik iſt der, die Schlappe zu verhüllen, welche er ſich und England durch die allſeitige Ablehnung der von ihm vorgeſchlagenen Friedensvermittlung zwiſchen Japan und China zugezogen hat. Lord Roſebery ſtreckt in ſeinen Reden ſeine Arme weit geöffnet nach Frankreich und beſonders nach Rußland aus, mit dem er nach Erledigung der Pamir-Frage jede Veranlaſſung zu Zwiſtigkeiten beſeitigt ſieht. Dieſer beeiferte Annäherungsverſuch des engliſchen Premiers iſt von der ruſſiſchen Preſſe ziemlich ſkeptiſch und zweifelnd aufgenommen worden. Denn nur unklarer Optimismus oder abſichtliche Täuſchung kann behaupten, daß es zwiſchen England und Rußland keine Gegenſätze der Intereſſen mehr gebe; in Europa, wie in Aſien exiſtiren ſie, auf der Balkan-Halbinſel, ebenſo wie in Mittel- und Oſt Aſien. Die ſo nachdrücklich betonte Hinneigung der jetzigen engliſchen Regierung zu Rußland hat zweifellos den Zweck einer Drohung gegen Deutſchland, mit deſſen Haltung die Engländer in jüngſter Zeit nicht mehr zufrieden ſind. Wie auf Kommando haben verſchiedene engliſche Blätter Beſchwerden und Klagen über das wenig freundliche Verhältniß Deutſchlands zu England, das ihm doch ſo viel Entgegenkommen in Afrika bewieſen habe, gebracht, den nahen Zerfall des Dreibundes verkündet und Deutſchlands ſteigende Iſolirung wehmüthig bedauert. Daß ſolche Außerungen der Preſſe nicht ohne Einwirkung des auswärtigen Amtes erfolgt ſind, liegt auf der Hand. Die Engländer ſpüren das Wehen eines kräftigen Geiſtes in der deutſchen Colonial-Politik und der gefällt ihnen garnicht; auch daß Deutſchland jetzt weniger geneigt iſt für die engliſchen Intereſſen einzutreten, verſtimmt ſie in hohem Grade. Mit Bedauern merken ſie, daß Graf Caprivi, der ein Reichskanzler nach ihrem Herzen war, nicht mehr die Politik des deutſchen Reiches leitet. Es zeigt nur von wenig politiſcher Einſicht oder ſtarker Selbſtüberhebung.

wenn die engliſchen Politiker Deutſchland durch Drohungen wieder ſich näher bringen zu können glauben. Auf die engliſchen Verwarnungen und Vermahnungen haben ſoeben die „Hamburger Nachrichten“ in einem vortrefflichen, von wahrhaft ſtaatsmänniſchem Geiſte erfüllten Artikel geantwortet und überzeugend nachgewieſen, daß nicht Deutſchland Englands, ſondern England Deutſchlands und des Dreibundes bedarf und die Rückkehr zur alten Bismarckſchen Politik Großbritannien gegenüber für das vom deutſchen Standpunkt einzig Richtige erklärt. Die Mißgunſt und das unfreundliche Benehmen der Engländer gegen die Colonialunternehmungen Deutſchlands in Afrika, ihre Ränke und liſtigen Verſuche, den Deutſchen überall zuvorzukommen, ſind noch in zu friſcher Erinnerung, als daß die Verſicherungen des Gegentheils irgend welchen Eindruck machen könnten. Lord Roſebery wird ſicherlich mit ſeinen Einſchüchterungsverſuchen auf der einen und mit ſeinem Liebeswerben auf der andern Seite ebenſo Fiasco machen, wie mit ſeiner unberufenen Friedensvermittelung zwiſchen Japan und China und damit einen neuen Beweis dafür liefern, daß er für die Leitung der auswärtigen Politik ſeines Landes wenig ſtaatsmänniſchen Beruf beſitzt, für die innere Politik freilich ebenſowenig, denn es iſt der rückſichtsloſeſte Radikalismus, der in ſeinen Reformplänen zum Ausdruck kommt. Das Haus der Lords, dieſen älteſten Theil der engliſchen Verfaſſung, zu beſeitigen oder vollſtändig umzugeſtalten iſt ein revolutionärer Gedanke, deſſen Ausführung die bisher ſo ſtreng feſtgehaltene Continuität der engliſchen Verfaſſung völlig durchbrechen würde. Die Puritaner haben das im 17. Jahrhundert verſucht, nicht zum geringſten Theile iſt die von ihnen aufgerichtete Verfaſſung dadurch geſcheitert. Und weshalb ſoll das geſchehen? weil das Haus der Lords von Home Rule für Irland nichts wiſſen will und dieſes durchzuſetzen iſt für das jetzige liberalradikale Miniſterium eine unumgängliche Nothwendigkeit, da es ohne die Stimmen der Iren fallen muß. Lord Roſeberys ſich überſtürzende Reformpläne, ſeine radikalen Reden, ſein überhaſtetes Vorgehen machen wirklich den Eindruck, als ob er, wie ein engliſches Blatt meint, abſichtlich ſeinen Sturz herbeiführen wolle, in der Erkenntniß, daß die von ihm begangenen Mißgriffe ſich zunächſt doch nicht würden wieder gut machen laſſen.

In **Italien** liegt die Leitung des Staates in den feſten Händen Crispis. Daß dieſer, einſt ſelbſt revolutionäre, Staatsmann, mit rückſichtsloſer Energie gegen ſtaatsfeindliche Elemente vorzugehen verſteht, hat er durch die am 22. October gleichzeitig in allen 35 Provinzen des Feſtlandes

durchgeführte Schließung von 271 ſocialiſtiſchen Arbeitervereinen bewieſen. Eine durchgreifende Reform und Vereinfachung der geſammten Adminiſtration Italiens beſchäftigt ihn ſeit längerer Zeit, und wird wol, da ihm das Parlament faſt dictatoriſche Gewalt zu dem Zweck gegeben hat, bald zur Ausführung kommen. Ein leitender Geſichtspunkt bei dieſem Plan iſt auch die Herbeiführung größerer Erſparniſſe im Intereſſe der ſchwer gedrückten Finanzen des Reiches. Ob es möglich ſein wird auch beim Heere Einſchränkungen vorzunehmen, ohne die Wehrkraft Italiens zu ſchädigen, wie der Kriegsminiſter Ricotti in Ausſicht geſtellt hat, wird ſich erſt zeigen müſſen. Trotz aller Sparſamkeit wird es ohne neue Steuern ſchwerlich gelingen das Gleichgewicht zwiſchen Einnahmen und Ausgaben herzuſtellen. Gegen ſolche hat Crispi mit Recht große Bedenken, da die Landbevölkerung nicht weniger Provinzen ſchon jetzt ſchwer belaſtet iſt. Namentlich in Sicilien, dem Lande der Latifundien und der Schwefelgruben, würden neue oder erhöhte Steuern wahrſcheinlich neue Unruhen und eine Neubelebung der ſocialiſtiſchen Verbände der Fasci hervorrufen. Die ergreifenden Schilderungen des Herzogs von Gualtieri und des Journaliſten Adolf Roſſi haben die furchtbare Nothlage der armen Bevölkerung Siciliens noch vor Kurzem aufs hellſte beleuchtet. Wenn aber Italien ſeine Großmachtſtellung behaupten will, und dazu iſt jeder Italiener entſchloſſen, ſo wird es dafür auch vor den ſchwerſten Opfern nicht zurückſchrecken dürfen. Kein Land vielleicht empfindet ſo ſchwer den Druck fortwährender Kriegsrüſtung, wie Italien, aber es wird ihn ertragen müſſen, ſo lange die gegenwärtigen politiſchen Conſtellationen Europas dauern.

Die Beſprechung der Kämpfe in Oſtaſien, die jetzt eben an einem Wendepunkt ſtehen, behalten wir uns für das nächſte Mal vor.

16 (28.) November 1894. r.

Corrigenda:

In dem Artikel: Gegensätze in der Auffassung christlicher Grundgedanken.

S. 593 Z. 16 v. u. l. teleologischer statt theologischer.
„ 596 „ 10 „ o. „ gemeint statt genannt.
„ 598 „ 14 „ u. „ Gottmenschen statt Gottesmenschen.
„ 599 „ 17 „ o. „ bestechenden statt bestehenden.
„ 604 letzte Zeile „ rechtlichen statt rechten.

In dem Artikel: Propst Glücks Berichte aus Marienburg.

S. 619 Z. 9 v. o. l. Spens statt Sgens.

In dem Artikel: „Die Ostseeprovinzen unter Alexander III".

S. 668 Z. 18 v. u. l. paciscirt statt pacciscirt.

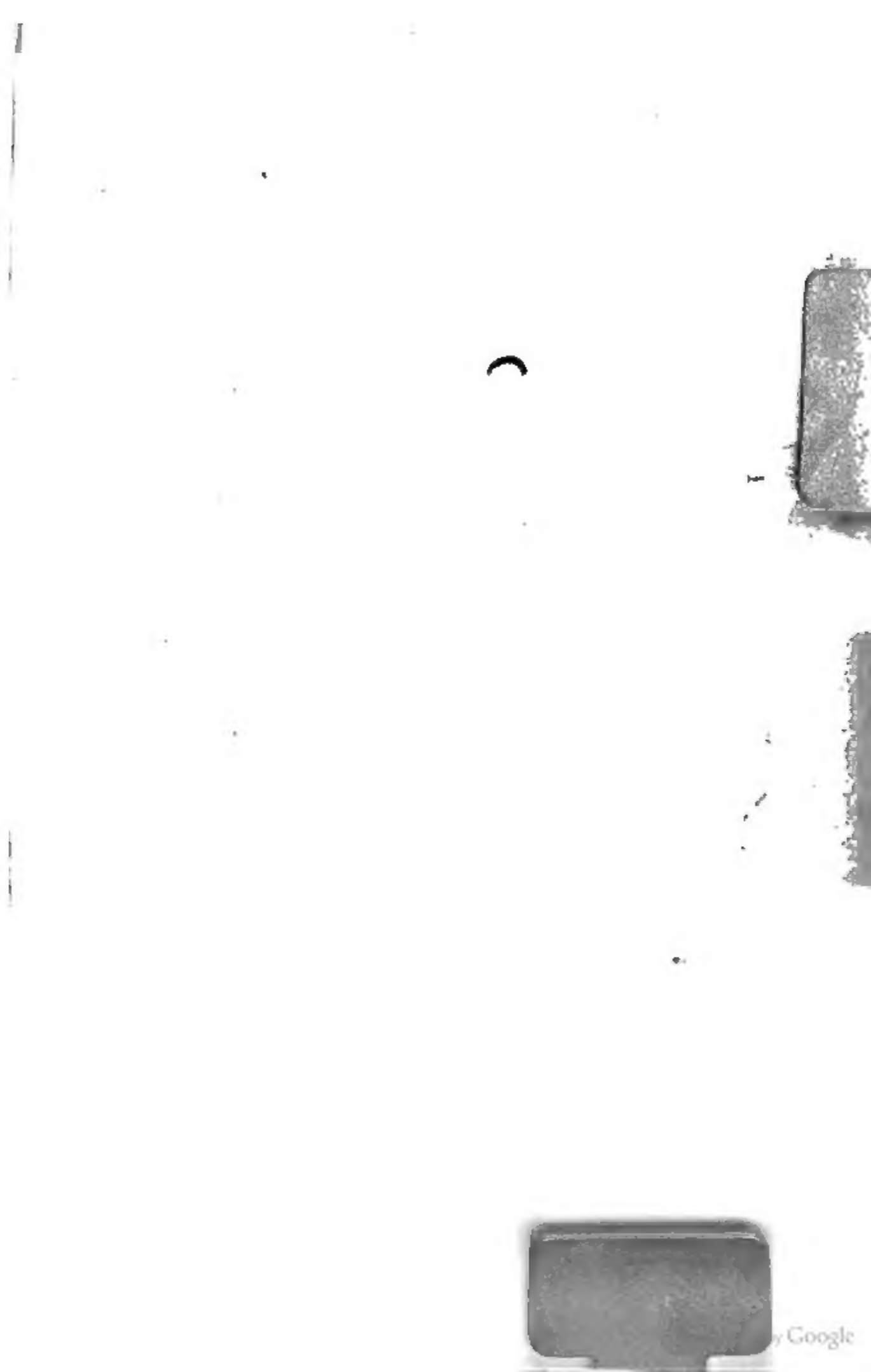
In dem Artikel: M. N. v. Stern und V. v. Andrejanoff.

S. 720 Z. 4 v. o. l. Arbeitstheilung statt Arbeitsheilung.

Herausgeber und Redacteur: Arnold v. Tideböhl.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google